This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

1676.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kritische Blätter

der

Börsen-Halle.

Erster Jahrgang. — Juli bis December 1830.

Redigirt

von

Dr. Christian Friedrich Wurm.

Hamburg,
verlegt von Gerhard von Hosstrup.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

Hamburg. Mittwoch, den 16. Juny 1830.

SOCIETÄTS

(Erstes Probeblatt.)

Inhalt.

Voß Briefwechsel..... Seite 1
Brauns: Skizzen von Amerika..... 2
Kobbe: die Schweden in Uetersen..... 4
Hormayr: die geschichtlichen Fresken in München 5
Schottky: Paganini als Künstler und Mensch 7
Plan der Kritischen Blätter..... 8

Briefe von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Beilagen, herausgegeben von Abraham Voß. Zweiter Band. Halberstadt, bei Carl Brüggemann. 1830.

Ein Buch, mit dem Namen Johann Heinrich Voß auf dem Titel, in dem ein gemüthvolles Element vorherrscht, und dessen Eindruck durchaus wohlthuend und versöhnend ist. Den Lesern des ersten Bandes, der zu Ende des vorigen Jahres erschien, sagen wir nichts Neues. Sie werden mit uns überzeugt sein, daß Mancher, der in früheren Streitigkeiten berührt, vielleicht verletzt war, sich dieser Erscheinung erfreuen wird. Dasselbe wird der Fall sein bei dem Theil des Publicums, der es verschmäht längere Fehden zu verfolgen, weil ihm das Mißverstehen und der Zank der Besseren, selbst wenn höhere als persönliche Interessen auf dem Spiele stehen, immer schmerzlich bleiben wird.

Den zweiten Band eröffnet ein Fragment von Ernestine Voß — erst eine Erzählung der Umstände, unter denen die Mutter in Flensburg sich endlich bestimmen ließ, die lange verzögerte Einwilligung zu der Verbindung zu geben (im Frühjahr 1777); dann eine Beschreibung des Lebens in Wandsbeck und Otterndorf. Es ist das Vorrecht der Frauen, in solchen Darstellungen den richtigen Ton zu treffen, und, was noch schwerer sein mag, das rechte Maaß zu halten. Wir bescheiden uns, Proben der Darstellung zu geben, bei der die einfache, schmucklose Sprache sicher nicht das geringste Verdienst ausmacht, und das Maaß zu halten in Auszügen.

Der erste Besuch bei Claudius:—„Abends eilten wir noch zu Claudius, der vor kurzem von Darmstadt zurückgekehrt war. Er hatte dort eine schwere Krankheit überstanden, und Voß fand ihn sehr verändert an Gestalt, noch mehr seine innere Stimmung. Rebekka wußte mich gleich häuslich in der kleinen Umgebung zu machen, und sprach mit lebhafter Freude davon, daß sie wieder in ihrem lieben Wandsbeck sei. Mir ist im langen Leben keine vorgekommen, bei der der erste Eindruck so ungetrübt geblieben; dabei die angenehmste äußere Gestalt, die man sich denken kann. Auch Claudius empfing mich sehr herzlich, aber der scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach, hatte für uns Beide etwas niederschlagendes."

Die Wandsbecker Kegelbahn (es muß noch Ueberlebende geben, die die Oertlichkeit in Wandsbeck nachzuweisen wüßten):—„Claudius war Präsident dieser Gesellschaft, und ohne seine Erlaubniß wurde keiner zugelassen. Außer dem Wandsbecker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn's einzelne Herren waren. Die Wandsbecker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiele ward ihnen eine Zahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier strenges Verbot, nicht einmal Kaffe oder Thee ward eingeräumt, bloß Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwasser; dazu Butterbrod mit Käse und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis zehn Uhr, bei Licht und im Mondenschein. Auch gesungen durfte werden, außer wenn der Pastor Milow da war, der mit kegelte, ohne dadurch bei seiner Gemeine Anstoß zu erregen."

Die häusliche Einrichtung: „Zu unserer Hausökonomie gehörte unter andern, daß Abends nur ein Licht angezündet ward. Da Voß immer stehend am Pult arbeitete, und dazwischen auf und abging, entweder schweigend oder mittheilend, was in ihm lebte, ich aber für die zierlichen Stiche mit der Nadel der Helle nicht wohl entbehren konnte; so ersannen wir die Aushülfe, neben das Pult unsern Eßtisch und auf diesen für mich einen kleinen Strohsessel aus der Küche zu stellen. Wie oft hat Voß noch in späteren Jahren ausgesprochen, daß unser Leben bis zum Junius den Namen der Flitterwochen verdiente! Er fühlte so ganz das Glück, in ungestörter Ruhe fortzuarbeiten, wohin ihn seine Neigung trieb, und eine empfängliche Theilnehmerin um sich zu haben, die dankbar anerkannte, daß es ihr nach und nach gelingen würde, auch in wissenschaftlichen Dingen, die ihr bis jetzt ganz fremd gewesen, die Ausbeute seiner Anstrengungen zu theilen."

Eine Episode, über einen jetzt vergessenen Abenteurer, der damals viel Aufsehen erregte:—„In dieser Zeit traf der Schweizer Kaufmann ein, von dem Lavater in seiner Physiognomik so großes Wesen gemacht, und ihm, ich meine, den ersten Platz nach Christus gegeben hat. Es war ein schöner, sehr kräftiger Mann, der alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte, und doch Alle einzunehmen wußte. Aus seinen Reden sollte man den Schluß ziehen, daß er, trotz seinem jugendlichen Ansehen, schon mit einem Menschenalter vor uns in Berührung gestanden, und bestimmt sei, noch lange nach dem jetzigen Geschlecht fortzuwirken. Er behauptete, fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien, und trank nur Milch und Wasser. Er hatte einen jungen Mann bei sich, der in seiner Gegenwart nicht reden durfte, und den ganzen Tag schreiben mußte, weil sich bei Kaufmann die Gedanken so drängten, daß er nur dictiren konnte. Eine Menge Briefe hatte der Bote jeden Tag nach Hamburg zu bringen und zu holen. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, stürbe, und wirklich machte er einige Kuren, die in Verwunderung setzten. Von seinen Heldenthaten in Persien erzählte er gern; daß er auch in Weimar Beifall gefunden, konnte ein ihm vom Herzoge geschenkter Wagen beweisen. Wir glaubten dieß und manches andere, was wir späterhin zu glauben aufhören mußten. Merkwürdig war es mit anzuhören, wie Voß und Claudius sich oft allerlei Zweifel über diesen Wundermann mittheilten, und wie doch jeder beflissen war, ihn gegen den andern in Schutz zu nehmen."

Ganz ergötzlich ist auch die folgende Scene:—„Schon im Frühling erzählte Büsch, daß die Otterndorfer Voß zum Rector wünschten, und bei ihm Erkundigung eingezogen hätten. Büsch wußte viel Anziehendes von diesem Lande zu erzählen, aber da die Marschluft und das Regenwasser ihm vielleicht schaden könnten, rieth er, die Sache erst mit Hensler und Mumsen zu überlegen. Diese waren nicht dagegen, und Voß selbst lag daran, dem meiner Mutter gegebenen Wort gemäß die erste passende Schulstelle anzunehmen. Die Sache zog sich in die Länge, und der Knabe hatte vollends alles verwischt. Da hatte Voß am Kirchgangstage ei-

0902 .543 v.1 (RECAP) 500751 Digitized by Google

nen rechten Schreck, als ihm der Besuch eines Bürgermeisters aus Otterndorf gemeldet ward. Eine starke Figur mit einem sehr lebhaften Gesicht trat ins Zimmer, ein geputztes Frauenzimmer an der Hand, die er mir als seine Frau vorstellte. Die gegenwärtigen Freunde, Claudius, Campe, Milow, mit ihren Frauen, verließen das Zimmer, welches Voß noch verlegener machte. Der dicke Herr nahm sogleich mit vieler Beredsamkeit das Wort, wie er seinem Lande Glück wünsche, einen so kenntnißreichen Mann bald den seinigen nennen zu können, und kramte mit Würde aus, wie auch er ein Gelehrter sei, der in seiner Jugend Latein und Griechisch gelernt, und außerdem mancherlei Schulkenntnisse besitze, die ihn fähig machten, einem jungen unerfahrenen Mann überall mit Rath beizustehen; und auch seine Frau sei bereit, mir die nämlichen Dienste zu leisten. Nun fing er ein förmliches Examen an, in einem sehr hohen Ton, den er, wenn die Antworten etwas schneidend ausfielen, geschickt durch Bescheidenheit zu mildern wußte. Mit der Frau, die gebrochen-französisch redete, ging es mir auf gleiche Weise, und Voßens steigende Röthe machte mich noch verlegener, als ich von Natur war. Gegen Ende ward das Gespräch immer lebhafter, als die Rede auf Chrestomathien kam, und Voß erklärte, daß er seine Schüler stets aus den Autoren selbst unterrichten würde. — „Auch die Basedowschen würden Sie nicht „brauchen?" — Die am allerwenigsten, war die Antwort. — Da sprang der dicke Herr auf, und rief mit Heftigkeit aus: „Dann soll der T....l Sie holen, denn ich selbst bin Basedow." Dabei umarmte er Voß herzlich, und versicherte, diese Erklärung durch seinen Vorwitz verdient zu haben. Nun kam der lachende Zug herein, der an der halboffenen Thüre gehorcht hatte. Basedow ließ nicht ab, die Herren mußten mit ihm in den Gasthof gehen, wo er einen Schmaus bestellt hatte. Basedow war einer der angenehmsten Gesellschafter, voll lebendiges Witzes. Die damalige Sitte, am Schlusse einer festlichen Mahlzeit alte und neue Lieder zu singen, liebte er sehr, und hatte die Gabe, jedes Lied in die Melodie des Dessauer Marsches zu zwingen."

Aber nicht lange nach dem falschen Bürgermeister traf eine Botschaft ein vom rechten. Voß war wirklich zum Rector in Otterndorf erwählt. Den Zug dahin, und die stille Häuslichkeit, in deren Mußestunden dem Unermüdeten so manche schöne Arbeit gelang, und den freundlichen Verkehr mit Nachbarn und Collegen (den ehrlichen ABC-Lehrer mit eingeschlossen), schildert theils Ernestine, theils Johann Heinrich Voß, in einem Bruchstück einer früher erschienenen Schrift. Der Letztere erfreut sich besonders, als einer werthen Erinnerung, des Geistes, der unter den freien Hadelern waltet, einem kräftigen Stamm, unter dem Jeden das Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit, und des wohlerworbenen, wohlbewahrten Wohlstandes beglückt, daß er im vollen Gefühl seiner Unabhängigkeit herabsieht auf das Barbarenvolk, das, andern Herren zinsbar, draußen wohnt „auf der Geest." Aber so charakteristisch auch die Züge sind, die Voß uns von der Eigenthümlichkeit seiner treuen Hadeler berichtet; so viele classische Erinnerungen sich auch daran knüpfen mögen, denn, das ist ausgemacht,

„solches Leben führten vordem die alten Sabiner"; —

so wünschten wir doch die angefangene Zeichnung des Lebens in Otterndorf und später draußen auf der Geest, von Frauenhand ausgeführt, und hoffen auf die versprochene Fortsetzung des Bruchstücks von Ernestine Voß, im nächsten Band.

Unter den Briefen stehen die an den Verfasser des Siegwart voran — Johann Martin Miller, (geb. zu Ulm 1750, gest. daselbst 1814.) Sie sind voll Herzlichkeit, aber sie zeugen auch ohne Ausnahme von dem Uebergewicht, das dem kräftigen, festen Charakter über den minder entschiedenen von selbst zufällt. Voß giebt ihm seinen Rath, in Lebensangelegenheiten, ermahnt ihn zur Arbeit, und ermuntert ihn zur Poesie. Noch von Göttingen aus soll er ihm sagen, „ob das, was er für das Mündensche Mädchen fühlt, Liebe sei?" Voß zieht sich auf sehr gute Art aus der Sache. Wir setzen den Schluß des Briefes her. „Ich habe dich zu lieb, Miller, als daß ich dich nicht um deiner Ruhe willen bitten sollte, dein Herz sorgfältig zu prüfen, ob es wahrer sympathetischer Zug sei, der mit dem Gedanken an das Mädchen verbunden ist, oder nur ein Behagen an ihrer Artigkeit, ein gewisses Gutsein, das sich in der leisen Stimme des liebesuchenden Herzens versteckt, und unter dem Scheine der Seufzer täuscht. Ist jenes, so sind meine Bemerkungen über sie ohne Widerrede falsch, denn mein Miller kann seiner nicht unwürdig wählen; aber das letzte kann wenigstens sein, und das hielt ich für Pflicht dir zu sagen. Mir ist Liebe etwas sehr Ernsthaftes! und wo zu einer Sache in der Welt Klugheit und Vorsicht von nöthen ist, so ist es hier. Klugheit in der Wahl, versteh' ich. Auf Nebendinge, Schwierigkeiten der Entfernung, der Amtlosigkeit, und dergleichen, noch achten, wenn man der Gleichheit der Herzen völlig versichert ist, das mögen die Thoren, die in ihren Herzen sprechen, es ist kein Gott!" —

Ueber den Siegwart: — „Dein Siegwart ist doch ein vortreffliches Buch. Gott segne dich, und gebe viele Früchte des Beifalls und noch mehr der Besserung. Aber mein Lieber, schreib' langsam und wenig — für die Enkel unserer Enkel."

Ueber Miller's Stellung als Candidat zu Ulm: — „Aber Miller, es ist scheußlich, 10 Stunden zu informiren. Hurtig, die Bürde von Informationen abgeworfen! du hast ein Mädchen, und hast Freunde, und hast Leser und Leserinnen, und bist willkommen, wo du hingehst. Ehre dich selbst!"

Und später über seine eigenen Arbeiten in der Schule: — „Rund umher sind die lieblichsten Gegenden. Aber ein Rector ist ein trauriges Geschöpf; man muß erst völlig Pedant sein, eh man im Schulstaube unter dem ewigen Docivus sich glücklich dünken kann. Ich scheue gewiß keine Arbeit; aber sechs Stunden des Tags ist zu arg." Das Letztere ist von Eutin aus geschrieben, im Jahr 1785, zu einer Zeit, in der die Unzufriedenheit mit seiner Lage bei Voß immer reger wurde.

In spätern Briefen an Miller wird die Stolbergische Angelegenheit berührt. Neues Licht scheint uns nicht für die Sache gewonnen; wir lassen sie demnach auf sich beruhen, und entlehnen nur eine verständige Aeußerung über Toleranz. „Von unbegreiflichen Aufgaben der Religion darf man hin und her meinen, klug oder unklug, wie von Natur-Geheimnissen. Wer das Nordlicht einfältig von Heeringen ableitet, ist darum kein schlechter Mensch; nur muß er auch den nicht für schlecht halten, der es aus den Tiefen der Natur zu erklären versucht."

Ueber Miller's ferneres poetische Arbeiten (1789): — „Wenn du so fortfährst, so hast du den alten Johann Martin Miller nicht bloß wieder erreicht, sondern übertroffen. Laß keine Stunde ungenutzt hingehn. Daß es dir schwerer wird, wie ehemals, ist ein Beweis deiner geschärften Kunst. Du weißt, ich ehre dieses oft gemißbrauchte Wort. Welches Genie hüllt seine Erfindungen nicht in Kunst, damit andere sie ganz nachempfinden? Rafael, Homer, Virgil, Bach, Händel — was waren sie anders als Künstler, die viele Vorarbeiten ihren Meisterwerken voranschickten? Die geistlose Künstelei sollte nie Kunst heißen."

Die Briefe an Schulz, den Componisten (geb. zu Lüneburg 1740, gest. zu Schwedt 1800) sprechen auf jeder Seite den Dank des Dichters aus für die schönen Melodieen, mit denen jener ihn beschenkt. „Ich dichte meine Lieder," sagt Voß, „für Ihren Gesang, und betrachte sie als ungerathene Kinder, wenn Sie ihnen die Erziehung versagen."

Mit Friedrich August Wolf war Voß in frühern Zeiten durch das gemeinsame Interesse für den Homer verbunden, und durch die Opposition gegen Heyne, der in den Briefen nicht geschont wird. Minder hart, und doch nur zu treffend, ist was Voß einmal an Gleim

Digitized by Google

schrieb, aus Gelegenheit seiner Arbeiten über Virgil's Gedicht vom Landbau, „ich bilde mir ein, daß Viele Vieles nicht verstehen, und daß Heyne zu den Vielen gehört."

In den Briefen an Gleim wird, wenigstens für unsern individuellen Geschmack, fast zu viel getändelt mit dem „Altvater" dem „nie alternden" dem „ewigen Jüngling:" — eine Phraseologie, die Gleim in seiner Art in den Gedichten zurückgiebt. Wir reden von den gedruckten Briefen; vergessen wir dabei nicht, daß sie für den Druck nicht bestimmt waren, und daß die Theilnahme eines der Veteranen für den, der mit solchem Eifer Neues begann, von eigenthümlichem Werth sein mußte. Voßens Worte über Herrmann und Dorothea (1797) wird man mit Interesse lesen: — „Ueber das Göthische Gedicht: Hermann und Dorothea denke ich völlig, wie Ernestine. Lesen Sie nur durch; Sie werden für manche zu eilfertig gearbeitete Stellen durch sehr schöne entschädigt werden. Die zur Vorrede bestimmt gewesene Elegie beweist hinlänglich, daß es ihm Ernst war, etwas, wo nicht homerisches, doch homeridisches aufzustellen: um auch diesen Kranz des Apollo zu gewinnen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt, und nicht engherzig nach meiner Luise mich umsehen. Aber eben so ehrlich denke ich für mich, und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht. Sieh, ich wollte keck thun, und fühle doch, daß ich roth werde." —

Auf der Rückreise von Halberstadt (1794) berichtet Voß von Giebichenstein aus mit Wohlgefallen über die Aufnahme der Commissäre der Wöllnerischen Glaubensinquisition in Halle. „Die Studenten in Halle haben es gar trefflich gemacht. Den ersten Abend haben sie die Glaubensschnüffler mit einem einfachen Pereat begrüßt. Hermes war eben in Erwartung eines Vivat ans Fenster getreten, und hatte sich erkundigt, mit was für Höflichkeit man dergleichen Begrüßungen zu erwiedern pflege. Den andern Abend kamen die Herren Studenten wieder; einer, dessen Stimme sich auszeichnete, hielt eine Anrede an die Pfaffen, worin Hermes der Dummkopf aller Dummköpfe genannt wurde, und nun erfolgten die Verwünschungen mit einem Steinhagel, wovon kein Fenster des Hauses verschont blieb: Pereat Hermes u. s. w. u. s. w." Auch wir halten die Indignation der Studirenden über Zwangsedicte für gerecht und erfreulich; aber wir glauben, daß sie sich hätte auf eine würdigere Weise kund thun können, und mögen das nachfolgende nicht abschreiben.

Die Briefe an seine Gattin, von der Halberstädter Reise, mit welchen der Band schließt, enthalten viel Schönes, und viel Interessantes, zumal über Voßens Aufnahme in den Kreisen von Weimar.

Skizzen von Amerika. Zu einer belehrenden Unterhaltung für gebildete Leser, und mit besonderer Rücksicht auf Reisende und Auswanderer nach Amerika. Von Dr. Ernst Ludwig Brauns. Halberstadt, H. Vogler 1830.

Die Tendenz dieser Schrift, die dem Freiherrn v. Gagern gewidmet ist, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Als ein Mittel wider die in Deutschland herrschende Volksnoth, als deren Hauptquelle der Verf. die Uebervölkerung mehrerer Provinzen betrachtet, wird die Auswanderung empfohlen, und die Beförderung derselben den Regierungen nahe gelegt. Die Notizen, die meist aus fremden, namentlich englischen Quellen über die verschiedenen Staaten Amerika's zusammengestellt sind, beziehen sich großentheils auf obigen Gesichtspunct.

Das Vorhandensein des Elends, das der Verf. voraussetzt, ist leider nicht zu bezweifeln. Aber wir können es nicht aus derselben Ursache herleiten, und wissen in dem vorgeschlagenen Mittel nicht mehr zu finden, als ein Palliativ.

Die Theorie der Uebervölkerung, die man so häufig und so bestimmt wiederholt hat, ist uns nie klar geworden. An Uebervölkerung eines Landes werden wir nicht glauben, so lange man uns nicht wird nachgewiesen haben, daß das Land nicht soviel produciren kann, als zur Ernährung der gesammten Volksmenge genügen würde. Wenn das Land nicht soviel producirt, als es produciren könnte, so liegt das natürliche Mittel in der Verbesserung des Landbaus, und in Armencolonicen zum Gewinn unangebauter Districte. Wenn aber einer Anzahl von Arbeitsfähigen die Möglichkeit nicht gegeben ist, durch Beschäftigung sich ihren Antheil an den vorhandenen Nahrungsmitteln zu erwerben, so liegt die Schuld an äußern, politischen Verhältnissen. Nur durch mangelhafte Institutionen wird eine Volksmasse überflüssig; nur durch verkehrten Geist derselben gefährlich.

Ehe wir aus dem Elend der niedern Classe die Folgerung ziehen, daß „in dem schmalen Lande zu viele Menschen wohnen," würden wir von unserm Standpunct aus ganz andere Fragen in's Auge fassen. Welche Lasten drücken auf die Classe, die gewohnt ist die meisten Arbeiter zu beschäftigen? Ist Handel und Verkehr, und sind die Gewerbe frei? Oder greifen die Regirungen störend ein, sei es nun, um von dem Vortheil bedeutende Procente sich selbst anzueignen, oder aus dem mißverstandenen Streben, die Industrie zu heben? — sind Land- und Wasserstraßen durch Mauthsysteme zugeschnürt, und bedarf es vielleicht gar der Exegese des britischen Parlaments, um den Knoten zu zerhauen, um der französischen Phrase die bessere Deutung, und dem weiten Strom das Recht zu geben, unter seinen Tausend Schiffen auch das zu tragen, das dem Bürger die beste Waare, und die billigste, zuführen wird? Wir würden weiter fragen, wie viel von dem selbständig Erworbenen die Administration für ihre Zwecke in Anspruch nimmt: welche Summen die Civilliste consumirt, und das stehende Heer, und die Schaar von Beamten. Zudem, ist der Gang der Rechtspflege leicht, einfach und sicher? Ist die öffentliche Meinung wach, ist die Presse frei, um die Mängel der Gesetzgebung nachzuweisen, und die Mißbräuche der Verwaltung aufzudecken?

Den Sprechern der Wohlgesinnten, die zu schleuniger Linderung des Elends durch Auswanderung auffordern, sind diese Rücksichten nicht entgangen. Am wenigsten dem philosophischen „Einsiedler", dem die vorliegende Schrift gewidmet ist, und der sich nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Freund des Volkes bewährt hat. Aber der Weg der constitutionellen Reform ist langsam, das Bedürfniß dringend. Mögen sie immerhin der Auswanderung das Wort reden; sie wird für den Augenblick Erleichterung schaffen. Aber daß sich nur nicht die Meinung verbreite, als ob es damit gethan sei. Daß nur nicht ihre Bemühungen auf halbem Wege stehen bleiben; daß nur nicht die Völker und die Regirungen gleichgültig werden für die Hauptsache — für die Vereinfachung der Verwaltung, und das innere Fortschreiten des Staatshaushalts.

Von denjenigen, die sich berufen glauben, ihre Stimme über das „Wohin?" abzugeben, erwarten wir große Umsicht, und genaue Kenntniß der Thatsachen, über die sie uns belehren wollen. In dieser Hinsicht läßt die vorliegende Arbeit, so viel sie auch des Wissenswerthen und Wohlbegründeten zusammenstellt, noch Manches zu wünschen übrig. Wir können nicht umhin von einem Puncte wenigstens umständlichere Notiz zu nehmen.

Der zweite Aufsatz in der Reihe, die Skizze von Ober-Canada, muß, selbst mit den berichtigenden Anmerkungen des Verfassers, bei minder Unterrichteten den Eindruck hervorbringen, daß Ober-Canada zur Auswanderung ganz besonders zu empfehlen sei, namentlich aber mehr als die Vereinigten Staaten. Dr. Brauns hat sich an eine sehr unlautere, auf den ersten Anblick schon verdächtige Quelle gehalten — an den Auf-

Digitized by Google

satz eines englischen Kronbeamten — des General-Anwalds für Ober-Canada, Hrn. Boulton. Daß Manches unrichtig darin angegeben, daß Partheilichkeit gegen die Vereinigten Staaten darin unverkennbar ist, hat Dr. Brauns selbst gefühlt; seine Noten beweisen es. Dr. Brauns sagt uns, daß er selbst mehrere Jahre in Canada gelebt hat. Warum hat er uns aus seiner eignen Erfahrung nur so spärliche Notizen mitgetheilt? Warum hat er es nicht verschmäht, den Aufsatz von Boulton zu excerpiren?*) Warum hat er nicht wenigstens unumwunden ausgesprochen, was weltkundig ist, daß in Canada große Unzufriedenheit herrscht, und politische Gährung? Es kann nicht fehlen, wenn man der Darstellung des General-Anwalds traut, so muß man über den Zustand von Canada, und dessen Verhältniß zu der Lage der Vereinigten Staaten vollständig mystificirt werden. Wenn Boulton vorgiebt, in den V. St. werden Eingeborne den Fremden bei der Besetzung öffentlicher Aemter stets vorgezogen, so ist es ganz gut, daß Dr. Brauns ihn durch Anführung der Beispiele von Gallatin, Bernard und Birkbeck widerlegt; aber der Doctor hätte noch dabei bemerken können, daß einem eingebürgerten Fremden in den V. St. jede Ehrenstelle offen steht, mit Ausnahme der einzigen Präsidentschaft. Der General-Anwald geht so weit, zu behaupten, die Taxen in den V. Staaten seien höher, als in Canada. Der Doctor bezweifelt die Angabe. Aber man höre die Aussage von Zeugen, die von einer Commission des britischen Parlaments verhört wurden,**) „Der Staat von New-York hat das dreifache von unsrer Bevölkerung, und das vier- oder fünffache von unseren Ressourcen, und bezahlt für seine Administration nicht mehr als wir für die unsrige (Unter-Canada.)" Aus diesem amtlichen Zeugenverhör, das der Doctor ganz ignorirt, ungeachtet es schon 1828 gedruckt erschien, und von den Journalen vielfach commentirt wurde, gehen unter Andern folgende Thatsachen hervor. Auf den Straßenbau in Canada sind seit 1815 über 100,000 Pfund Sterling verwendet worden. Und mit so vielem Geld hat man kaum eine einzige Straße zu Stande gebracht, die den allgemeinen Verkehr bedeutend erleichterte. Die Commissäre, von deren Willkür die Verwendung der Summen abhängt, bedenken zunächst ihre eignen Besitzungen, und erschweren auf jede mögliche Weise die Anlegung von größeren Straßen, die für das gemeine Wesen nützlich werden könnten. Dazu kömmt die eigenthümliche Schwierigkeit, eine Straße auch nur kurze Zeit in gutem Stande zu erhalten. Der erste Sturm wirft eine Menge von Baumstämmen quer über: und führt man den Weg, wie es verkehrter Weise wohl geschehen ist, durch eine unbewohnte Gegend, so kann nach Verlauf von wenigen Wochen die Passage unmöglich werden. (S. den unten angeführten Bericht, S. 91.) Vergleicht man die Verwendung der öffentlichen Gelder, in Canada und in den V. St., so erstaunt man über das Mißverhältniß. Der La China Canal kostete eine halbe Million Dollars, und ist neun Meilen lang; der Canal von New-York, 34 mal so lang, (320 Meilen) kostete nur 16 mal so viel (8,000,000 Dollars — S. 118.) Eine Vergleichung der Anstalten die der Staat für den Unterricht getroffen hat, fällt noch mehr zum Nachtheil von Canada aus. (S. 171; 273.) Bedeutende Summen werden jährlich von England aus für den Unterhalt der „protestantischen Geistlichkeit" in Canada bestimmt. Die bischöfliche Kirche, deren Anhänger nur den fünften Theil der Protestanten, und nur den dreißigsten Theil der gesammten Einwohnerzahl von Canada ausmachen, hat durch ihre eigenthümliche Auslegungskunst gründlich dargethan, daß ihren Dienern allein der Genuß dieser Vortheile zukömmt (S. 57 ff.) Dem Eigennutz der bischöflichen Geistlichkeit ist es auch vornehmlich zuzuschreiben, daß der Ankaufspreis für Ländereien in Canada unverhältnißmäßig hoch steht; daß man sie lieber wüst liegen läßt, als sie zu billigen Preisen wegzugeben. Dieß ist erwiesene Thatsache (S. 56).

Hat der Doctor von allen diesen Dingen nichts gesehen noch gehört, als er „die angenehmsten Tage seines Lebens" dort zubrachte? Wir geben ihm gerne zu, daß Canada in Deutschland sehr wenig gekannt ist; aber aus seinem Boulton'schen Bericht wird man es nicht kennen lernen. Wer die Documente zu Rathe ziehen will, aus denen wir obige Thatsachen entlehnt haben, der wird sich überzeugen, daß es nächst dem Cap der guten Hoffnung, kaum eine schlechtere Colonialverwaltung giebt, als in des Verfassers gepriesenem Canada.

Wir verkennen den gutgemeinten Eifer des Verfassers nicht, und finden, daß er in andern Theilen seiner Schrift aus Büchern, die nicht jedem zur Hand sind, manches Lesenswerthe zusammengetragen hat. Seine philosophischen Ansichten, die er bei mehr als einer Veranlassung mit vielen Worten, aber weniger Klarheit auseinandergesetzt hat, sind offenbar Nebensache: aber was die aufgeführten Data betrifft, so müssen wir denen, die sie benützen wollen, mehr Vorsicht empfehlen, als er selbst angewandt zu haben scheint, so sehr ihm seine Sache, und die seiner unglücklichen Landsleute am Herzen liegt.

Mit seinen Wünschen für die Letztern stimmen wir überein. Wäre es nicht zweckmäßig, die in verschiedenen deutschen Staaten bestehenden Verordnungen über Auswanderung zu sammeln? Wir geben zum Schluß eine Probe, die wir vor wenigen Wochen aus einer Unterhaltung mit Darmstädtischen Auswanderern, die über Bremen nach Baltimore ziehen, entnommen haben. Daß für jeden Auswanderer in der Heimath Bürgschaft gestellt werden muß, und zwar von einem ansässigen Bürger und seiner Frau, und daß Jeder nachweisen muß, daß er die Ueberfahrt zu bezahlen im Stande ist, finden wir in der Ordnung. Aber wenn jeder noch von dem baaren Gelde, was er mit sich führen will, den zehnten Pfennig an die Regirung zu entrichten hat, war es da einem Auswanderer zu verargen, wenn er meinte, solche Auflagen sollen wohl dienen, um den Gehalt der drei neuen Generale aufzubringen, deren Anstellung durch die jetzige politische Krise ohne Zweifel für das Land nothwendig geworden sei? —

*) Auffallend ist es, daß der Verf. von den verdienstlichen Arbeiten von Wilmot Horton gar keine Notiz genommen hat. Nicht einmal sein Name erscheint in der Liste von Schriftstellern über Auswanderung, deren Ansichten der Verf. benutzt hat; und doch findet man dort Gourlay und selbst den famösen Mc Gregor aufgeführt.

**) Report of the Select Committee of the House of Commons, on the Civil Government of Canada. 1828. (S. 80.) Einen guten Commentar dazu liefert das Westminster Review XXI, 140 ff.

Die Schweden im Kloster zu Uetersen. Historischer Roman von Theodor von Kobbe. Bremen, 1830. W. Kaiser.

Swedenborg und Carl XII. — ein Fräuleinstift mit Probst, Syndicus und Nachtwächter — gründliche Geschichte eines kupfernen Sarges — Zwillingsbrüder, am 29. Februar geboren, als Nebenbuhler — schwarze Kunst und Traumgesichte — eine erste und einzige Predigt — ein Dreiling als Amulet — die Altonaer Zahlenlotterie (Quatern! durch vier Todtenköpfe symbolisch dargestellt) — Entführung, Meuchelmord und Kinderraub — viel Liebe in Uetersen und in Lappland — viel Reue auf St. Thomas — Rettung aus Wasser- und Feuersnoth (Führ! Führ! by'm Probst!) — Wiedererkennung und Erhebung in den Adelsstand — alle diese Wunder, und wie viele noch mehr, zusammengedrängt auf 276 Seiten, klein Romanformat. Hat der Verfasser wirklich eine Volkssage bearbeitet, so hat er wohl gethan, sie nicht untergehen zu lassen; ist Alles eigene Erfindung, so hat er seine Sache auch nicht übel gemacht. Etwas Geheimnißvolles, etwas gar Schauerliches, ist man bei schwedischen Geschichten gewohnt zu erwarten, und man darf ihm dank-

Digitized by Google

bar sein für die Antiquitäten von Uetersen, und für die Scenen in Lappland.

Was wir aus der Geschichte gelernt haben, ist die Einrichtung des nahe gelegenen protestantischen Fräuleinstiftes an der Pinnau. „Der Ort," heißt es in der Einleitung, „eigentlich ein Marktflecken, gehorcht einer klösterlichen Obrigkeit, die aus einem Probst, einer Priorin, etwa sechszehn Conventualinnen und einem Syndicus besteht. Bei Verhinderung des oft entfernten, anderswo residirenden Probstes richten die Damen in Civil- und Criminalsachen, wenigstens haben sie in den letztern die erste Untersuchung. Der Syndicus, eigentlich nur Actuar, muß freilich das Beste thun, und als Rechtskundiger den Damen die Gesetze vorlegen, welche ihm auf den vorliegenden Fall zu passen scheinen. Er wird indessen nicht selten überstimmt, und eine gewisse Routine, so wie der natürliche feinere weibliche Tact, führen manchmal Entscheidungen herbei, die im Verhältnisse zu denen des Syndicus, jenen, durch die Sentenzen des Ober-Appellationsgerichts zu Lübeck so oft verworfenen Urtheilen der Handelsgerichte gleichen dürften. Reformatorische Erkenntnisse vom Obergerichte zu Glückstadt sind unerhört; gewöhnlich aber werden die Processe schon in der Geburt durch einen Vergleich erstickt. — Die sämmtlichen Klosterfräulein residiren vereint auf einem besondern Klostergrunde, und es ist keinem Manne, außer dem Probste, den drei Hofbietern (Gerichtsdienern) und einem Bleicher, der auf einer kleinen künstlichen Insel lebt, erlaubt, dort zu wohnen. Das Blut des ganzen Klosterpersonals, mit Ausnahme des bürgerlichen Syndicus und des Klosterhofmeisters, muß von der Holsteinischen Ritterschaft stammen." Ferner erfahren wir, daß der König von Dänemark bei seiner Thronbesteigung das Vorrecht hat, irgend ein andres Fräulein dem Kloster einzuverleiben, welches nicht selten zur Würde der Priorin gelangt, und daß der Wunsch nach dem, allezeit zerreißbaren, Schleier des lutherischen Stiftes unnnennbar viele Federn und Fürsprecher in Bewegung setzt. Endlich: — „Da die Klosterdamen Uetersen's früher dort zur Hebung kommen, als in allen andern Klöstern Holsteins, so ist Jugendschönheit jener Mädchen aus den ausgezeichnetsten Geschlechtern, nichts Seltenes. Gelang es ihnen doch, durch eine Deputation nach Pinneberg im Jahre 1713 den schwedischen Feldherrn Stenbock von Altonaischer Mordbrennerei, und, hundert Jahre später, die feindlichen Russen von Plünderung und Raub abzuhalten."

Wo so Vieles vorgeht, wo man vor lauter Mirakeln nicht zu Athem kömmt, fragt man nicht nach der Zeichnung der Charaktere, oder der Situationen. Aber die Vergleichungen, mit denen der Verf. sehr freigebig ist, verrathen doch einen gar singulären Geschmack, und streifen manchmal an's Aberwitzige: z. B. „arme Hexenmeister verlieren am Ende ihren Ruf, wie berühmte Prediger, sobald sie sich verheirathen." Auch haben, in einer Note, die „leckern Hamburger" etwas abgekriegt, wegen der „feineren Brodsorten, die noch jetzt häufig ihren Gaumen kitzeln." Sollten die Kritischen Blätter früher als das Buch selbst nach Uetersen kommen, so machen wir auf einen Besenstiel aufmerksam; es ist ein dreifaches M. darauf eingebrannt; „man bittet, bei Auctionen darauf zu merken"; er hat dem Helden der Geschichte zugehört. Unsern Lesern aber rathen wir, die Geschichte selbst für einen Winterabend aufzubewahren; wär' es nicht so verwünscht lange bis dahin, wir würden sagen, bis zum nächsten neun und zwanzigsten Februar.

Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. München, F. G. Franckh. 1830.

Daß in München, neben den Sammlungen classischer Ueberreste, die Kunst ein neues Leben zur Pflege vaterländischen Sinnes begonnen hat, davon liefert diese Arbeit den sprechenden Beweis.

Dem weitern Kreise von Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit hat der König durch seine Idee der „Walhalla" gehuldigt. Wie frühe schon, und mit welcher Theilnahme der ausgezeichnetsten Männer, er dieß gethan, das beweisen die Worte, die ihm Johannes Müller vor 20 Jahren schrieb: — „Es ist groß, daß Sie, Durchlauchtigster Kronprinz, jenen herrlichen Gedanken der Walhalla, der Zierde des Vaterlandes, nicht sinken lassen. Die deutsche Nation hatte nie ein größeres Bedürfniß, ihrer selbst nicht zu vergessen, und in der neuen Ordnung der Zeiten mit Würde zu erscheinen. — Väter und Enkel (wenn in Schatten der Sinn noch waltet, wenn, wie wir hoffen, der deutsche Stamm noch für die Zukunft grünt), Väter, sage ich, und Enkel werden Ihnen es danken, Edelster der Wittelsbacher, zu einer Zeit, welche uns uns selbst zu entreißen drohte, des deutschen Vaterlandes eingedenk gewesen zu sein!" (S. 25.)

Die Frescobilder, zu denen die vorliegende Schrift erläuternde Umrisse giebt, stellen sechszehn Momente aus der Baierischen Geschichte dar. Die Rücksichten, nach denen die Wahl der Momente bestimmt wurde, bezeichnet der Verf. mit den Worten: — „Die höhere geschichtliche, die deutsche, die europäische Bedeutung Baierns, seine Jugend und Mannheit, sein Lieben und Leiden, sein Gewinn und Verlust, seine Unzerstörbarkeit in Drang und Noth, sein Fürstenthum und sein Volksthum, die Silberblicke des Nationalgeistes, der Nationalehre, der Nationalwünsche, sind hier theils angedeutet, theils ausgesprochen."

Die Manier des Verfassers ist bekannt. Indessen wird man nicht ungern auch hier eine Probe seiner frischen, kräftigen Darstellung lesen. Wir heben das Charakterbild Heinrichs des Löwen aus.

„Heinrich der Löwe, (der fast zu derselben Zeit München gegründet, wie Albrecht der Bär Berlin, und wie Heinrich Jasomirgott Wien aus den Trümmern des römischen Fabiana) war sieben Jahre jünger als der Wittelsbacher Otto. Er war von festem Bau, dunkelm Haar und Bart, dunkelglühendem Aug' und in diesem Aeußern ein rechtes Gegenstück seines Vetters und Freundes Friedrich. Er war, wie dieser, ein Meister aller ritterlichen Uebungen, ein Feind aller Trägheit und Ueppigkeit. Aber, wie die braunen Welfen die blonden Hohenstaufen in jedem Sinn umschatteten, und die Erstern nie einen Mann hatten, der den ersten oder zweiten Staufischen Friedrich erreichte, so gesellten sich auch den hohen Eigenschaften, die der Löwe mit dem Kaiser gemein hatte, starke Schatten. — Der Löwe von Erz mit weit aufgesperrtem Rachen am Thore seiner Braunschweiger Burg war ein recht aufrichtiges Sinnbild seines Strebens. Das Ebenmaaß, die Ruhe, das Schöne waren dem rauhen Gemüthe fremd. Es mischte sich nicht selten grausame Härte in seine strenge Ordnung und in seine Beharrlichkeit. Es kam oft unnöthige Treulosigkeit in die Gewebe seiner List. — Die Frauen liebten ihn nie, noch das Volk: ein untrügliches Abzeichen, wo es ihm fehlte. — Der Barbarossa liebte ihn und that Alles für ihn. In edeln Seelen wird die Dankbarkeit oft Schwärmerei und es hatte der Löwe in Welschland mit einem an's Mährchenhafte gränzenden Rittergeiste gefochten, wie späterhin sein Schwager Löwenherz wider Saladin. — Schon war seine Macht größer, als die des Kaisers: Sachsen, Baiern, der Nachlaß Kaiser Lothars, das Winzenburgische und ein großer Theil des billungischen Erbes war sein, und viel an sich gerissenes geistliches Gut. Nach hartnäckigem Kampf bezwang und bekehrte er die Slaven, und gründete ein unabhängiges Reich an der Ostsee. Der Dänische Waldemar mußte die auf dem unersteiglichen Kreidefelsen Arkonas von den heidnischen Rügen eroberten Schätze mit ihm theilen. — Seines Oheims, des alten Welf, Erbe entging ihm nur durch den eigenen Geiz. — Griechen und Lombarden sollen ihm Geld gegeben haben, vom Kaiser zu lassen. —

Digitized by Google

Zu Partenkirch, beim Antritte des sechsten Zuges nach Welschland, ließ der Barbarossa sich herab, von seinem Sitze zu steigen und Heinrichs Kniee zu umfassen. Der aber wollte auch jetzt nichts von Kriegshülfe hören, sondern nur für Geldbeiträge, große Abtretungen in Deutschland einhandeln. — Die Kaiserin trat hinzu und sprach: „steh' auf mein lieber Herr! Gott wird dir beistehen, wenn es Zeit sein wird, dieses Tages und dieses Hochmuths zu gedenken!" — und so kam es auch. Auf dem Tage zu Erfurt (Nov. 1181) lag der Löwe eben so auf den Knieen vor dem Barbarossa, wie dieser in Partenkirch vor ihm. Es war ein großer Augenblick, denn in demselben kam zugleich die Todesbotschaft Alexanders III. .... „Unglücklicher! — Niemand hat dich gestürzt, als du selbst!" Mit diesen Worten stieg der edle Barbarossa, eine Thräne im Aug' hastig von seinem Thron zu Erfurt nieder, und erhob den vor ihm auf den Knieen liegenden Heinrich den Löwen. — „Aber, da „du es so weit hast kommen lassen, (setzte er „leiser hinzu) wie soll ich dich retten vor deinen „zahllosen Feinden?" — Heinrich fand eine Freistätte in England, bei dem Vater seiner frommen Gemahlin Mathilde, dem vielgeprüften Heinrich II."

Das Buch ist „allen Baiern" gewidmet. Es ist sichtbar aus einer begeisterten Stimmung hervorgegangen, und geeignet, eine ähnliche im Volk hervorzurufen. Aber es ist ein Abschnitt — der vorletzte — in welchem Verhältnisse zur Sprache gebracht sind, die sowohl an und für sich, als auch durch die Art und Weise, wie sie hier verhandelt werden, auch außerhalb der Gränzen von Baiern ungewöhnliches Interesse erregen müssen. Von dem fünfzehnten Bilde — der Schlacht bei Arcis sur Aube — nimmt der Verf. Gelegenheit, die Opfer zu entwickeln, die Baiern in dem Befreiungskriege gebracht, und wie es zur Entschädigung wiederholt auf einen Theil des benachbarten Gebietes von Baden verwiesen, bis jetzt aber jener Entschädigungen noch nicht theilhaftig geworden sei. Die historische Entwickelung selbst ist zu weitläufig, um hier einen Platz zu finden. Wir setzen den merkwürdigen Schluß der Deduction her, dem wir jedoch einige Bemerkungen voranschicken.

Der Ton des Verfassers ist bestimmt; man wird ihn vielleicht gewagt nennen; mag er es immerhin sein. Aber wenn er sich Anspielungen auf die Uebermacht, auf das drückende Recht des Stärkern, erlauben wollte, so mußte er den rücksichtslosen, schneidenden Ton gegen das kleinere Baden vermeiden. Zudem mag er zusehen, daß er auf solchem Wege nicht mit der Sache, die er führt, selbst in's Gedränge komme. Wenn ein Recht vorhanden war, über fremdes Gebiet zu Gunsten Baierns zu verfügen, auf welchem Princip mochte wohl solches Recht beruhen? Doch wohl auf demselben Princip, — wer könnte der Parallele sich in diesem Augenblick erwehren? — dem Griechenland seine neuen Gränzen, seinen König verdanken wird: auf dem Princip, daß den durch Macht und Einfluß vorwaltenden Cabinetten das Recht zusteht, über Land und Leute, auf deren Besitz sie selbst keinen Anspruch machen, nach Willkür, nach ihrer Convenienz, zu verfügen, ohne den Betheiligten das, von dem Verfasser verhöhnte, „Wahlrecht" zu lassen. Von selbst dringt sich hier der Contrast auf zwischen dem Raisonnement des liberalen Freiherrn, und der neuesten Erklärung eines legitimen Prinzen; einer Erklärung, die, wenn wir sie nicht sehr mißverstehen, eine Ablehnung jenes Grundsatzes involvirt; die, getragen von den Lobeserhebungen der Journalisten, aus den englischen in die censirten deutschen Blätter übergegangen ist, und deren weiterer Erfolg noch zu erwarten steht.

Der Schluß des fünfzehnten Abschnitts lautet wörtlich also: —

„Nach Sachsen, dessen König in der Leipziger Völkerschlacht kriegsgefangen; das als erobertes Land behandelt und in die Compensations-Masse eingeworfen ward, sind die Aussprüche des Wiener Congresses oder vielmehr die nach vollbrachtem Rettungswerk ihm nachgefolgten, von der Uebermacht dictirten Aussprüche keinem Staate nachtheiliger gewesen, als Baiern, das doch dem erhabenen Zwecke der Befreiung die größten Opfer gebracht hat! — Der so oft und erst jüngst*) wiederholte Vorwurf: „nach Oesterreich sei Baiern von jeher der selbstsüchtigste Feind der deutschen Freiheit gewesen, — es wolle Baden berauben," (mit dem es doch nie etwas hatte, auf das es nur von den großen Mächten hingewiesen wurde,) — „Baiern habe mit einer Königskrone auch den unruhigen Ehrgeiz Preußens angenommen," — ist demnach eine unedle Verhöhnung seiner äußersten Mäßigung!? — Mit- und Nachwelt sollen sagen, ob nein?? —

„Das Trachten der französischen Ultraliberalen, alle Regirungen und Dynastien durcheinander zu hetzen und sohin im Trüben zu fischen, liegt am Tage. — Mehr oder weniger zielten auch alle die zahlreichen considérations, réflexions, coups d'oeil und mémoires sur les demêlés des cours de Bavière et de Bade dahin und derselbe Herr Bignon, der als bonapartistischer Gesandter in Carlsruhe nie dulden wollte, daß die Herren (seit 1797 Grafen) von Hochberg, mit ihm an derselben Hoftafel erschienen, und der dann 1819 als der Vertheidiger ihrer Ebenbürtigkeit und ihres Erbrechtes auftrat, sprach sogar, ächt radikal, von einem altgermanischen Wahlrecht der badischen Nation!! beim Erlöschen des directen, ebenbürtigen Zähringer Mannsstammes.

„Badische Nation! — — deren Gesammtzahl 1770 noch nicht die Bevölkerung mancher deutschen Stadt erreichte, — die zur Zeit des Aachner Congresses noch kaum zu dem, für Mädchen äußerst liebenswürdigen, aber für Staaten und Nationen nicht sehr ehrwürdigen, Alter von sechzehn Jahren gediehen war, — deren stärkste Bestandtheile, Breisgau und die Pfalz ihren sechshundertjährigen Beherrschern vom Stamme Scheiern-Wittelsbach und Habsburg-Lothringen gewiß mit mächtigeren Erinnerungen zugewendet waren!? —

„Bignon wirft Baiern bitter vor, „es habe den Rieder Vertrag allzuhingebend eingegangen und doch sehr gut voraussehen können, wie man es durch diesen Vertrag einmal an sich gezogen und noch zu rechter Stunde auf den großen Kampfplatz geführt habe, man nach erstrittenem Sieg und nach vollbrachtet Befreiung unausbleiblich streben würde, es um die Früchte desselben zu bringen? daß man streben würde, seine gerechten Ansprüche auf Erfüllung der Tractaten, gleich überlästigem Bettel, mit dem stillen Hohn der Uebermacht entweder rund abzuweisen oder ins Bodenlose hinaus zu vertagen?! — Allerdings sei Baierns Lage durch die Nichterfüllung der Tractaten bedeutend verschlimmert, aber noch viel schlimmer wäre es, wenn Baden dafür büßen sollte, daß Baiern in Rieb und Paris, in Wien und in München allzusehr getraut habe!?" — Diese Verläumdung wird am triftigsten wiederlegt durch die würdige Haltung und durch die feste Sprache, mit welcher Oesterreich das gute Recht Baierns aus dem Weinheimer Vertrag in der Sponheimischen Surrogats- und Successionssache anerkannte, die übrigens dieser Territorialfrage, der Contiguität und der annoch gebührenden Entschädigung, völlig fremd, aber die beste Gelegenheit ist, gegen Baiern endlich einmal zu erfüllen, was die Heiligkeit der Verträge begehrt.

„Eine, unvermeidlichen Unkosten und Umtrieben ausgesetzte Militairstraße, ist das ewig mahnende Gegentheil der bedungenen Contiguität — und die jährlichen hunderttausend Gulden von Oesterreich, (das noch immer Baierns Hauptschuldner blieb), ist ein Jahr für Jahr sich steigernder Anspruch auf volle tractatenmäßige Entschädigung. — Eine Abfindung, eine indirecte Taxation ist diese Zahlung nicht. — Als

*) Alethria von Münch.

Digitized by Google

solche könnte sie höchstens einem Banquier zusagen, nicht aber einem König, nicht einem Königreich, als Ersatz für Land und Leute, für Unabhängigkeit und Sicherheit, für eine zusammenstimmende, wohlthätige Verwaltung und für die commercielle Wechselwirkung aller Theile des baierischen Staates. — Man hätte sonst den König eben so leicht und weit angenehmer, als durch diese hunderttausend Gulden, durch einen „wohlgelegenen" Pallast und „damit zusammenhängenden" Garten in einer der Vorstädte Wiens, für hinreichend entschädigt achten können?! —

„Entsproß Oesterreichs Anrecht auf die ihm von Baiern 1814 und 1816 abgetretenen Lande, aus altem Besitz und aus strategischer Convenienz, so hatte Baiern das seinige auf die Rhein-Pfalz aus derselben Quelle. — Ist übrigens vom Alter die Rede, so waren das Inn- und Hausruckviertel, Tyrol bis an die Etsch und Salzburg, ursprüngliche Bestandtheile des Agilolfingischen Baiern. Mußte Baiern vor jenem Rechte sich beugen, wie konnte Baden verlangen, der vertragsmäßigen Abtretungen ledig zu sein, denen es sich in Frankfurt und Wien unterworfen hatte??

„Stammt aber Baierns Anspruch auf einen Theil der neuen badischen Lande, bloß aus seinen, unter dem Beitritt aller großen Mächte, mit dem Wiener Hofe geschlossenen Tractaten, so war Oesterreich entweder berechtigt, eine Anweisung auf jene Lande zu geben, oder es war nicht dazu berechtiget. —

„Im ersten Falle hatte es unstreitig die Pflicht, seine Anweisung zu verwirklichen. Im letzteren Falle scheint es, mußte dieselbe durch eine andere, unangefochtene, berechtigte ersetzt, oder von den Gebieten, die Baiern im April 1816 überlassen mußte, so viel zurückgegeben werden, als nicht compensirt werden konnte. — Dahin weiset wenigstens das Recht und die Verträge, wenn auch nicht die Macht und der Erfolg.

„Bliebe Baiern fortan ohne den tractatenmäßigen Ersatz und ohne Contiguität, in einem Zustande, bei dem es sich nicht beruhigen kann, so hätte die Welt einen neuen Beweis, daß der Schwächere dem Stärkeren immer bloß als Werkzeug diene, bis Gefahr und Noth vorüber sind und daß es, auch nach Napoleons Sturze, immer noch zweierlei Recht gebe, eins für die Schwächeren, ein anderes ganz verschiedenes für den Stärkern.

„Gegen das urplötzliche Machtwort in Aachen: (1818) die Verträge seien auf einmal auch wieder keine Verträge, die unbezahlte Schuld sei eine bezahlte, von der gar nicht mehr die Rede sein solle; hatte Baiern die förmlichste Verwahrung seiner Rechte eingelegt. Es hätte sich bei dieser Verwahrung buchstäblich derselben Worte bedienen können, wie der durch Ludwig XIV. aus seinem Recht und Land verstoßene Held Carl von Lothringen, des jetzigen Kaiserhauses Ahnherr, Max Emanuels Waffenbruder: „Se tenant à la *fermeté des traités* et sur les *obligations y contractées loyalement et sur la bonne foi des Alliés.*"

„Jene in der Diplomatie so häufigen und oft — nach Umständen — unerwartet wichtigen Protestationen fehlten auch nicht auf dem Wiener Congresse. — Spanien und der heilige Stuhl, Genua und Ragusa, Veltlin und Sachsen, Polen und Norwegen fanden mehrfachen Stoff dazu. — Unvergeßlich bleibt aber einer der dabei entfallenen Kernsprüche: „Die Mächtigsten können wohl eine Vormundschaft üben. Aber die ewige Gerechtigkeit, wenn auch zögernd, wird in Erfüllung gehen, früher oder später, aber gewiß! — Auf diese Gerechtigkeit warten die Mißkannten und die Mindermächtigen. — Sie rufen sie an, ohne Unterlaß, eben so mit vertrauender Geduld, als mit ungebeugtem Muthe."

Paganini's Leben und Treiben als Künstler und als Mensch; mit unparteiischer Berücksichtigung der Meinungen seiner Anhänger und Gegner, dargestellt von Julius Max Schottky, Professor. Prag, J. G. Calve. 1830.

Der Held des Tages — der Mann, nach dessen Namen Locken und Bandschleifen, Hüte und Handschuhe sich nennen — dessen Bild auf Dosen und Pfeifenköpfen, auf Tassen und Bonbons erscheint — Paganini muß es sich wohl gefallen lassen, wenn einer seiner Verehrer ein voluminöses „Er und über Ihn" zu Tage fördert. Aber 410 Seiten, das ist zu stark. Und die Auszüge aus tausend und einem Journal, wer wird sie lesen?

Und doch ist die Versuchung groß, und unwiderstehlich, in dem Buche hin und her zu blättern. Denn, einmal, es erscheint der Held, wie des alten Hamlet's Geist, „in so fragwürdiger Gestalt." Zweitens, hat Paganini selbst den Professor autorisirt, sein Leben zu beschreiben (die Zeilen sind in einem lithographirten Facsimile beigelegt); er hat ihm seine Vertheidigung aufgetragen, und ihn ersucht, die Verläumdungen seiner Feinde niederzuschlagen. Lo prego, heißt es, di fare il possibile, onde diffendermi, e distruggere le calunnie de' miei nemici. Ferner: das Buch enthält wirklich eine Masse von lesenswerthen Anecdoten und Notizen, nicht nur über Paganini, sondern über Violinspieler und Musiker im Allgemeinen. Endlich sind die Partieen, die von dem Verf. und seinen Italienischen Freunden herrühren, ganz angenehm geschrieben, und zum Behuf des Nachschlagens ist das Quodlibet mit einem excellenten Register versehen.

Die Vertheidigung scheint sich auf die Angriffe auf seine Kunstleistungen sowohl als auf seine Persönlichkeit beziehen zu sollen. Was die ersteren betrifft, so gehören sie nicht vor unser Forum. Zudem sind ausführliche und detaillirte Kunstkritiken für den Theil des größeren Publikums, der den Ritter gehört hat, überflüssig, für uns Andre, sofern wir nicht Kunstkenner sind, ermüdend.

So groß der Enthusiasmus ist, den die Musik, vielleicht in höherem Grad als irgend eine andere Kunst, auch bei Uneingeweihten hervorbringt, so läßt sich doch keine Art von Enthusiasmus so wenig durch Worte mittheilen, und keine verflüchtigt sich so unwiederbringlich bei der kritischen Behandlung. Bei dem Genuß der Musik — bei dem Genuß, der Allen zusteht, denn

„nur wem der Himmel zürnt, liebt nicht Musik" —

muß offenbar Empfindung vorangehen. Die Empfindung des Künstlers mag in dem Hörer den Gedanken wecken, während bei der Malerei nicht selten an die Idee des Künstlers sich die Empfindung des Beschauers knüpft.

Wir bemerken nur, daß die Vertheidigung weitschweifig ausgefallen ist. Namentlich ist, nach einem geharnischten Prolog, oder vielmehr einem Dialog zwischen „dem Kalten", „dem Kunstfreunde," und „Enthusiasten", der sich über 56 Seiten verbreitet, auf weiteren 30 Seiten ein kurzer Aufsatz gegen Paganini, der in den Literarischen Blättern der Börsen-Halle (Nr. 352, vom 20. Dec. 1828.) eingerückt war, sehr umständlich analysirt und bestritten worden.

Die Notizen über Paganini's Persönlichkeit und seine Schicksale wird man mit Interesse lesen. Zwar wird man nicht ohne einiges Bedauern manchen romantischen Ideen entsagen müssen, die die geschäftige Sage mit des Ritters Namen in Verbindung gebracht hat. Namentlich die wundersamen Berichte, von Liebe und Eifersucht, von Rache und Mord, von der langen einsamen Haft, und der tröstenden Violine, von welcher nur die G-Saite übrig blieb, kann man nach den Documenten, die Prof. Schottky mit lobenswerthen Eifer gesammelt hat, nicht anders als für Mährchen erklären.

Doch blieb noch mancher Zug, den das Publikum jenseits und diesseits der Alpen ergötzlich finden wird. Einer z. B von Paganini's Rache — wenn auch ohne Gift und Dolch — der aus den Tagebüchern des Professors Gordigiani mitgetheilt wird. Die Pallerini, die Geliebte des Professors, hatte Paganini

Digitized by Google

zugesagt, in einem seiner Concerte im Theater zu Ferrara zu singen. Als sie mit ihrer Arie zu Ende war, ließ aus einem Winkel des Parterre ein ungestümes Pfeifen sich vernehmen. Die Signora entfloh mit Thränen in die Coulisse. Paganini gelobte, sie zu rächen.

„Unser Freund," fährt Gordigiani in seinem Berichte fort, „begann, seinem Versprechen auf dem Anschlagzettel zu Folge, jetzt ein Scherzspiel, indem er die Stimmen mancher Thiere auf der Violine täuschend nachahmte; zuvor jedoch ersuchend, diesen halben Carnevalsspaß nicht kritisch zergliedern, sondern für ein Intermezzo betrachten zu wollen, das nur dem Mißmuthe den Krieg erklären solle. Er ließ durch sein magisches Spiel das Krähen der Hähne, das Zirpen der Grillen, Hundeheulen, Thüre-Knarren und Aehnliches mehr vernehmen. All' diese Spielereien wurden trefflich ausgeführt, obgleich sie gegen die früheren Vorträge seines heutigen Concertes ungemein abstachen; aber wo blieb die Rache? Sie naht bereits! Paganini wendet mit einem aufmerksam machenden Blick sich uns zu, und schreitet dann gegen das Parterre vor. Dicht an den Lampen macht er eine Bewegung, welche das Publikum verstummen und etwas Außerordentliches erwarten läßt. Von der Rechten zur Linken streicht er die feinste, d. h. die E-Saite hinter dem Geigenstege mit dem Bogen, und springt dann plötzlich von der Linken zur Rechten mit Kraft auf die starke G-Saite empor, eine täuschende Nachahmung des bekannten J—a! „Questo è per quello che ha fischiato! Dies ist für den Pfeifer!" rief er laut. Heftiges Sifflren, Zischen, Scharren und Schreien tönt jetzt durch einander; doch Paganini ist dadurch nicht aus der Fassung zu bringen, sondern wiederholt sein J—a! noch mehrmals, und zieht sich mit diesem stark hervorgehobenen Tone endlich hinter die Coulissen zurück. Der Sturm beginnt jetzt immer heftiger zu toben; unser Freund jedoch eilt wie ein Sieger triumphirend uns entgegen, und ist im Begriff, noch einmal vor dem Publikum zu erscheinen, um dies Compliment zum dritten- oder viertenmale an den Mann zu bringen. Pallerini aber hält ihn zurück, und zwar durch eine Umarmung; und haucht auf seine Wangen einen dankbaren Kuß, der den süßesten Zephir seiner Violine an Milde und Zauber unendlich überbietet. Für einen solchen Preis ließe ich mich nicht nur einen Moment, nein die ganze Nacht hindurch auspfeifen."

Ein andrer italiänischer Kunstfreund zieht eine Parallele zwischen Paganini und dem Dichter Ugo Foscolo. „Zwischen Foscolo und Paganini findet sich nicht allein in der äußeren Gestalt und in den Gesichtszügen Aehnlichkeit; sondern eine noch größere Uebereinstimmung läßt sich in dem Style beider Meister nachweisen. Oft glaubte ich bei Paganini's Spiel, einen der letzten Briefe von Jakopo Ortis zu lesen; in seiner Musik trat mir die tiefe Leidenschaftlichkeit, der melancholische Frieden, der Zorn, und die männliche Bestimmtheit Foscolo's wieder entgegen. Die „Sepolcri" (ein Werk des Dichters) verstand Paganini durch harmonische Töne gleichsam noch einmal zu schaffen. Man hörte den Schlachtkampf von Marathon

— — E delle Parche il Canto." (*Foscolo.*)

Paganini sprach häufig von einem Kunstgeheimniß, das er besitze, und das er andern mitzutheilen im Stande sei. Er äußerte darüber gegen den Verfasser: — „Ich schwöre es Ihnen zu, daß ich die Wahrheit sage, und berechtige Sie, dies in meiner Biographie ausdrücklich zu erwähnen. Nur ein einziger Mensch, der jetzt etwa 24 Jahre alt ist, Herr Gaëtano Ciandelli zu Neapel, kennt mein Geheimniß. Er spielte schon längere Zeit das Violoncell auf eine höchst mittelmäßige Art, so daß sein Spiel für alltäglich galt und mit Recht ohne Beachtung blieb. Da mich der junge Mann aber interessirte, und ich ihn begünstigen wollte: so machte ich ihn mit meiner Entdeckung bekannt, welche so vortheilhaft auf ihn wirkte, daß er in dem Zeitraume von drei Tagen ein ganz anderer Mensch wurde, und man über die plötzliche Umschaffung seines Spiels Wunder über Wunder rief. Während er früher kratzte, daß es den Ohren wehe that, und er die schülerhafteste Bogenführung hatte: war sein Ton jetzt rein, voll und lieblich, er hatte den Bogenstrich ganz in seiner Gewalt und brachte auf seine erstaunten Zuhörer den bedeutendsten Eindruck hervor."

Der Verfasser gesteht selbst seine Zweifel an der Unfehlbarkeit des Mittels. Wenigstens meint er (und man wird sich kaum erwehren können, ihm beizupflichten) das Geheimniß der mechanischen Fertigkeit allein habe solche Wunder nicht hervorgebracht, das wahre Geheimniß liege in dem Motto, das einst Paganini ausgesprochen, und das der Biographie voransteht: — „Man muß selbst stark fühlen, um Andre zum Gefühl hinzureißen." Bisogna forte sentire per far sentire! *)

*) Wir haben seitdem Paganini gehört. Nichts kann mehr imponiren, als solche Töne und solches Spiel. Aber ist's bloß individueller Eindruck, wenn uns, mit Ausnahme des einzigen Adagio, das Schöne, das Ergreifende der Melodie dem Schwierigen und Unbegreiflichen der Ueberraschung beinahe absichtlich aufgeopfert schien? Kunstkenner mögen es entscheiden. Wer die Töne — und welche Töne! — so zu beherrschen weiß; wer dabei „stark fühlt", der müßte, dünkt uns, noch etwas ganz Anderes hervorzubringen wissen: — das größere Wunder nämlich, daß man über dem Eindruck die vermittelnde Kunst, †) über der Musik den Virtuosen vergißt.

†) L'arte, che tutto fa, nulla si scuopre.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

(Erstes Probeblatt.)

Um die Ausführung dieses sechsten und letzten Artikels ersuchen wir unsere Leser. Ihrer Kritik überantworten wir, zum Schluß des ersten Probeblattes, die Hauptzüge unsers Plans.

Die Kritischen Blätter sind bestimmt, eine raisonnirende Uebersicht des Neuesten in der Literatur zu geben — in der Art, wie dieß wohl für England durch die Londoner Literary Gazette, für Deutschland aber bis jetzt, wenigstens durch die Literaturzeitungen, noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschließung aller rein wissenschaftlichen Untersuchungen, werden nur solche Werke zur Sprache gebracht werden, für deren Inhalt man bei jedem Gebildeten einiges Interesse voraussetzen darf. Die Redaction wird es sich zum Geschäft machen, die Tendenz eines Buches und den Standpunct des Verfassers mit kurzen Worten zu bezeichnen, und sofort durch Aushebung von Thatsachen, oder durch Mittheilung von Auszügen, den Leser von dem Hauptinhalt und der Art der Darstellung in Kenntniß zu setzen.

Die Journalistik gilt der Redaction für ein viel zu bedeutendes Feld der Literatur des Tages, um nicht von einzelnen Erscheinungen derselben von Zeit zu Zeit Veranlassung zu nehmen, auf den Geist der Journale und das Fortschreiten der öffentlichen Meinung hinzuweisen.

Von ausländischen Werken wird nur dann Notiz genommen werden, wenn sie mit deutscher Literatur und deutschen Verhältnissen in irgend einer Beziehung stehen, oder dafür einen bestimmten Vergleichungspunct darbieten.

Der Begründung von Thatsachen wird natürlich größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als der Beleuchtung von Meinungen. Wenn indessen die letztern von allgemein praktischem Interesse sind, so wird ihnen die gebührende Beachtung zu Theil werden.

Das Feld der schönen und der „unterhaltenden" Literatur versprechen wir nicht, nach allen Richtungen hin abzuschreiten. Aber was anziehend am Wege, und was auf den Höhen erscheint, soll, so viel an uns ist, unsern Lesern nicht entgehen.

Von diesem Journal wird vom 5. July an jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen.

Vierteljährliches Abonnement 2 ℛ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

Hamburg. Montag, den 28. Juny 1830.

DELETED

(Zweites Probeblatt.)

Inhalt.

Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten von J. B. Erhard ..... Seite 9
Streckfuß: Erzählungen ..... " 11
Hirt: Kunstbemerkungen ..... " 11
Immermann: Gedichte ..... " 14
Immermann: Miscellen ..... " 15
Plan der Kritischen Blätter ..... " 16

Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Stuttgart und Tübingen, 1830. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Es kann kein unbedeutender Mann gewesen sein, von dem Göthe sagte: „Ein so trefflicher Kopf wie dieser kann sich in alle Sättel werfen" — an den Kant bedauernd schrieb: „Warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsre Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?" — und den rührende Beweise begeisterter Zuneigung von ausgezeichneten Frauen durch's Leben begleitet haben. Wenn sein Name bei solchen Anlagen, bei so vielseitiger Bildung, verbunden mit einer edeln, höchst interessanten Persönlichkeit, doch nur von zünftigen Gelehrten und in dem Kreise seiner Freunde gekannt war, so ist dieß eine Erscheinung, die nur in deutschem Charakter und in deutschen Verhältnissen ihre Erklärung findet.

In deutschem Charakter: weil diesem die Höhe und Tiefe der Speculation so leicht die Stelle der ausgebreiteten Thätigkeit vertritt. In deutschen Verhältnissen: weil in England oder Frankreich, oder in dem Lande seiner Wünsche, in dem amerikanischen Freistaat, würde das öffentliche Leben seine Kraft in Anspruch genommen haben: in einem südlichen Lande hätten ihn Pfaffengewalt und äußerer Druck zu stärkerer Reaction vermocht. In Deutschland suchte er Menschen, und suchte Wahrheit, bei dem Lämpchen der Systeme, bis ihm die Lampe des Lebens erlosch.

Der Verfasser der „biographischen Denkmale"*) hat sich durch die Herausgabe von Erhard's Denkwürdigkeiten ein neues Verdienst erworben, indem er, wie er selbst sagt, eine Pflicht der Pietät erfüllte. Den Anfang macht das Fragment einer Selbstbiographie, von dem Herausgeber ergänzt; darauf folgt, als Hauptinhalt des Buches, eine sehr lesenswerthe Reihe von Briefen, mit erläuternden Zwischenreden des Herausgebers. Wir werden es versuchen, einige Züge aus dem Bilde von Erhard's Charakter, von seinem geistigen Leben und geselligen Verkehr aneinanderzureihen; die Sammlung selbst würde die reichsten Materialien bieten zu einem Roman in Steffens' Manier.

Johann Benjamin Erhard war geboren in Nürnberg im Jahr 1766. Er war bestimmt, seinem Vater, einem geachteten Handwerker, in seinem Berufe nachzufolgen. Später brachte er zwar anderthalb Jahre mit medicinischen Studien zu; aber weit die merkwürdigste Periode seiner Geistesbildung gehört der Zeit seiner Lehrjahre in Nürnberg an. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse schöpfte er aus Büchern, übte sie mit wenigen vertrauten Freunden, und war theils durch Neigung, theils durch Verhältnisse darauf angewiesen, sie andern Wißbegierigen als Lehrer mitzutheilen. Seine philosophische Bildung verdankte er ähnlichen Studien, und eigner Forschung, und erweiterte und verfeinerte sie (sagt es nicht zu Gath, erzählet es nicht auf den Straßen von Asklon — daß nicht die Philister, und die Philosophen, es vernehmen!) im Ideenaustausch mit jungen Damen. So ist's; und wenn uns auch die vielerlei, in rascher Folge sich ablösenden, romantischen Verhältnisse des jungen Philosophen etwas bunt und kraus erscheinen (denn manchmal bleiben wir zweifelhaft, wer eben, ob Danae oder Diotima, die Heldin des Tages ist) so gehören sie doch wesentlich zu der Bildungsgeschichte des Jünglings. Der Schlüssel liegt nahe genug. Erhard war gewohnt, Gefühle wie Gedanken zu analysiren. Im 17ten Jahre bildete er sich ein, „es gehöre mit zu seiner Unabhängigkeit, eine Geliebte zu haben." Damals und später dichtete er sich selbst Gefühle an, die er unglücklicher Weise Andern einflößte. Ohne es zu wollen — ohne sich dessen bewußt zu sein, täuschte er sich und Andre mit dem Wahn, eine Persönlichkeit fülle seine Seele aus, wenn es die Idee war, und die Freude der Mittheilung, und das vorgefundene Interesse für die Idee, und eine in edeln Seelen leicht geweckte Begeisterung, die den Charakter erhebt, und das Bessere, das Zarte, das Aufopfernde zur Blüthe fördert. Denn man muß es anerkennen, bei allem Wahne bleibt Erhard ein edler Mensch — und in den Individualitäten, die der Schwärmer für Gefühle durch seine Schwärmerei gewann, liegt viel des Schönen und des Guten, was über den Schatten eines Verdachts erhaben ist. Was zu tadeln ist an dieser Schwärmerei — und ferne sei es von uns, ihr das Wort reden zu wollen — das trifft, nach aller Erfahrung, nach der Ueberzeugung jedes Unbefangenen, jedes unklare Verhältniß. So unbefangen scheint Erhard erst weit später geurtheilt zu haben. Wenn der individuelle Zauber sich löste, so mochte das persönliche Gefühl verletzt sein; das sittliche war es nicht für den, der keines Arges sich bewußt war.

Erhard war unzufrieden mit den bestehenden politischen und kirchlichen Einrichtungen. Er suchte Heil in der Philosophie, und glaubte es gefunden zu haben in der Kantischen. Keinem deutsch Gebildeten, wie sehr er auch Fremdling in den Studien der Schule sein mag, ist die Wirkung unbekannt, die von dieser Philosophie ausging. Nicht zu berechnen ist der Einfluß, der sie als Anregung zum Selbstforschen, auf alles menschliche Wissen, und auf jedes praktisch bedeutende Verhältniß der Gesellschaft ausgeübt hat. Als System hat Kant's Lehre, man darf es sagen, keine Anhänger mehr. Andere Systeme sind gefolgt, und werden folgen. Die Ideen schreiten fort, und die Schulen fallen. Der Geist ist immer regsam, die Form vergänglich, die Mode wandelbar. Aber der Geist, der Jahrzehende durch ein System im Leben erhielt (wie viele haben wir seitdem werden und vergehen gesehen!) vereinigte damals Kräfte, die

*) Ueber den neuesten Band dieses Werkes, der Zinzendorf's Leben enthält, werden wir in einer unsrer ersten Nummern Bericht erstatten.

Digitized by Google

jetzt zersplittert sind. Er verband Alle, die dem Besseren nicht deßwegen schon abhold waren, weil es ein Neues war. Das führte zur Herrschaft des Systems. Und doch möchten wir den wohlthätigsten Einfluß jenes Geistes gerade darein setzen, daß er wiederum Manchen anregte, seine eigne Bahn zu gehen.

Erhard hat es wiederholt, und in unzweideutigen Ausdrücken gesagt, daß er Kant Alles verdanke — sein beßtes Wissen, und den höheren Ernst des Lebens. „In diesem Kraftgefühl," sagt er, „entstand die kühne Idee in mir, eine vollständige Theorie der Gesetzgebung liefern zu können, und dieß zur Bestimmung meines Lebens zu machen, weil ich noch nicht daran dachte, von was, sondern nur, für was ich leben wollte." Dieß führte leicht noch weiter — zu dem Plan eines Bundes für Aufklärung und Menschenveredlung. Das Ideal, wie er es Freunden und Freundinnen mittheilte, findet sich in den Denkwürdigkeiten.

Erhard war nicht der Erste, und er wird wohl nicht der letzte gewesen sein, dem philosophische Untersuchungen durch Ideentausch mit Frauen neuen Reiz gewannen. Wir zählen es nicht zu den geringsten Verläugnungen jener Damen, daß sie sich mit seiner Kantischen Schulsprache vertragen mußten — the cant of Professor Kant, wie Wieland das Ding witzig nennt. Aber eigenthümlich war bei Erhard die Idee, einen eigenen Frauenzimmerbund, für dieselben idealischen Zwecke, gründen zu wollen. Ein Mädchenbund, und — unerhörte Gleichgültigkeit! — die Regierungen jener Zeit hielten es nicht für nöthig einzuschreiten! Uebrigens finden wir nicht, daß der Bund irgend ein Geheimniß haben sollte. Auch ist uns nicht klar geworden, ob der Bund wirklich zu Stande gekommen. Doch glauben wir versichern zu dürfen, daß er heutzutage nicht mehr besteht.

Indessen enthält auch aus späterer Zeit die Sammlung Briefe von Damen, die für Kantische Ideen lebhaftes Interesse bewiesen, mit denen aber Erhard in keinem romantischen Verhältniß stand, und die er für keinen Bund zu gewinnen suchte. Die Schwester eines seiner Freunde, Maria Fräulein von Herbert, bringt Kant den innigsten Dank für die Ruhe, die er, und nur er, ihr verschaft. Auch hat Kant den Brief nicht unerwiedert gelassen. Und Charlotte Gräfin von Schimmelmann sagt in einem Brief an Erhard folgendes über die französische und (Verzeihung dem Worte!) die Kantische Revolution: — „Ich fürchte nicht den Weg durch Speculationen, die auch nicht todt sein werden, weil sie zum Leben führen, — ich entsage gern dieser Allgewalt der Sinne, die zu lange über den Menschen despotisirten, — ich sehe diese Revolution zur Freiheit noch für viel sicherer an, als jede politische Revolution. Die Sinne täuschen uns nicht, sagt Kant, denn sie urtheilen gar nicht; dieses bin ich ganz willig, ihm zuzugestehen, ohne mich rühmen zu können, dem Pfade mit ihm Schritt für Schritt zu folgen. Trennt mich aber der Nebel, der mich oft umgiebt, von ihm, so hoffe ich, daß er wie ein Nebel am Frühlingsmorgen, der einen schönen Tag verspricht, einst verschwinden wird."

Man kann den Plan eines Damenbundes nach Kantischen Grundsätzen etwas gewagt finden, und man wird doch das Streben ehren müssen, aus dem dieser, wie so mancher andere Traum hervorgegangen ist. Und ist es so sehr zu verwundern, wenn in vielfach bewegter Zeit auch ein weibliches Gemüth durch die Forschung sich angezogen, und beruhigt fand durch das Endresultat der Kantischen Lehre — durch die letzte Berufung auf das sittliche Wollen, auf den Zug zum Rechten im Menschen, der auch ein Zug zum Wahren sein müsse?

Nebenbei erfahren wir von Kant, was wir nie bezweifelt hatten, daß „der Alte ein guter Republikaner war." Erhard war es auch; es ist ihm aber unglücklicher Weise theuer zu stehen gekommen. Es war lange sein Wunsch gewesen, Europa zu verlassen. Im Jahr 1796 ließ er sich als Militär-Arzt durch einen Mann anwerben, der sich für einen amerikanischen Obersten ausgab, dem Erhard's Schwiegervater bedeutende Summen vorstreckte, von dem aber nach seiner schleunigen Abreise an den Tag kam, daß er ein Betrüger war. Auch in dieser Verhandlung erscheint der Enthusiast, dessen reiner Eifer sich dadurch beurkundet, daß er an sich selbst zuletzt denkt, und die Selbstsucht nicht argwöhnt, die ihm fremd ist.

Die Unzufriedenheit, das Sehnen nach einer andern Ordnung der Dinge war durch diese grausame Täuschung keineswegs gehoben, so sehr seine Freunde von der ärgerlichen Geschichte wenigstens diese Wirkung sich versprachen. Von allen Seiten wird es ihm nahe gelegt, einem fruchtlosen Treiben zu entsagen, und in Ruhe seinen Wirkungskreis als Arzt zu erweitern, und seine wissenschaftlichen Untersuchungen zu verfolgen. Schiller schreibt an ihn (1794): — „Vor allem folgen Sie meinem Rath, und lassen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menschheit für sich selbst sorgen. Bleiben Sie in der heitern und stillen Region der Ideen, und überlassen Sie es der Zeit, sie in's praktische Leben einzuführen. Und wenn es Sie ja kitzelt, außer sich zu wirken, so machen Sie den Anfang mit dem Physischen, und kuriren die Körper derer von der Gicht und vom Fieber, deren Seelen inkurabel sind." Und später (1796) erläutert Schiller seine Ansicht von der „armen" Menschheit: " — „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch."

Das mag auch Erhard's Ansicht gewesen oder geworden sein. Nur beruhigen konnte er sich nicht dabei — weder in seinem innern Wesen, noch in seinem Wirken nach außen hin: und das lag in seiner Individualität, bei der die Phantasie wohl den Schranken des berechnenden Verstandes, nicht aber den stürmischen Anforderungen eines wenig geregelten Kraftgefühles sich entzog. Als Arzt machte er sich Feinde, indem er bald gleichgültig, bald verspottend, von vielbetretenen Bahnen sich entfernte. Und welche Verhältnisse konnten dem genügen, der sich gedrungen fühlte, der Welt zu sagen: „Eure Gerechtigkeit ist Gewohnheit, eure Staatskunst Viehzucht, eure Religion Abgötterei, und eure Philosophie Disputierkunst!" (An Reinhold 1792.)

Erst weit später, und in Berlin, scheint Erhard mit dem Bestehenden sich ausgesöhnt zu haben. Und merkwürdig ist es, zu sehen, wie auch hier die Extreme sich berühren. Merkwürdig ist es, Philosophen, den gewesenen eifrigen Republikaner, in einem Brief an Buchholz, von der Selbstbeschränkung des Monarchen [redacted] einen sittlichen Akt reden zu hören. Eine solche Apologie taugt so wenig als das Fabeln von dem Umsturz des Bestehenden. Denn in beiden Extremen waltet, statt des klaren Rechtszustandes, die Willkür — dort die monarchische, hier die revolutionäre. Das ist es nicht, auf was die Geschichte hinweiset, was die Erfahrung bewährt, was die Völker wollen. Im Schatten einer solchen Theorie mag der Philosoph seine vergnügliche Existenz, und seinen Lehrstuhl — aber nimmermehr wird ein Volk seine Rechte, oder eine Regierung, die es erkannt hat, daß sie um des Volkes willen da ist, ihren Bestand auf die Dauer darin gesichert finden.

Indessen enthalten auch die spätern Briefe aus Berlin manches treffende Wort. Einer z. B. an Niethammer (1817): — „Welche Veränderungen in der Ku[redacted] vorgehen, wirst Du aus den Zeitu[redacted]..... Mein Trost ist, daß Inko[redacted] der Menschen im Ganzen selten geschadet hat, da sie hingegen die Konsequenz meistens nur gebrauchen, die Dummheit ehrwürdig zu machen. Alxinger sagte: der Inkonsequenz muß man einen Tempel bauen, denn sie rettete bisher das Menschengeschlecht vom Untergang; und er hatte so unrecht nicht." Aber auch manches Paradoxe, das wiederum nur aus der eigenthümlichen Richtung, aus dem wunderlichen Zickzack seiner Untersuchungen sich

Digitized by Google

erklärt. So in einem Brief an Osterhausen (1821): — „Mir gilt jede Oberherrschaft gleich, außer einer, die ich hasse, nämlich die des Aberglaubens. Nach meiner Ansicht von Freiheit waren die Griechen unter den Türken wahrlich freier, als die Professoren der deutschen Universitäten unter ihren Fürsten!" Von der Regeneration der Griechen erwartete Erhard nicht viel; „denn", sagt er, „wer die Geschichte kennt, der weiß, daß Griechenland nicht durch die Venetianer, nicht durch die Türken, sondern durch seine dummen und ruchlosen Mönche fiel."

Erfreulich ist Erhard's Verhältniß zu dem liebenswürdigen, und bei allem philosophischen Unbestand stets achtungswerthen Reinhold. — Ein geheimnißvoller Schleier ruht noch auf seinem Verhältniß zu Franz Paul von Herbert, einem außerordentlichen Mann, von dem sich viele Briefe finden, und der aus dem Zwiespalt, in den er mit dem Leben und mit sich selbst gerathen war, durch freiwilligen Tod geschieden ist. Endlich erinnert eine Reihe von Briefen einer trefflichen Frau, die mit dem Namen Elise bezeichnet wird, lebhaft an eine Aeußerung von Friedrich Heinrich Jacobi: — „Irret weissagend der edlere Geist, so entsteht dadurch in ihm kein schädlicher Betrug: was wir seine Täuschung nennen, sind höhere Gefühle des Wahren, des Schönen und Guten. Gewiß verdiente der Gegenstand, den Heloise so erhaben liebte, diese große Liebe ganz: er bildete ihre zarte Seele, verschönerte sie, gab ihr Flügel, — es war nicht Abälard!"

Erzählungen von Karl Streckfuß. Erstes und zweites Bändchen. Berlin, 1830. Duncker und Humblot.

Der Uebersetzer des Dante hat angefangen, die Arbeiten früherer Mußestunden zu sammeln. Gar manche unsrer ältern und strengeren kritischen Collegen sind gewohnt, über solche Sammlungen, und deren überhandnehmende Menge, Ach und Wehe zu rufen. Vielleicht wüßten auch wir etwas Besseres zu thun, als Almanachsnovellen zu lesen; aber auch manches Schlimmere, (was wir vor der Hand lieber nicht thun wollen,) als sie anzuzeigen. Man sagt, sie befördern die Zerstreuung; es ist möglich; aber das Publikum will diese Zerstreuung; und wir würden uns vieler künstlichen Bedürfnisse zu entschlagen haben, ehe wir ein Recht gewinnen, wider dieses zu eifern. Darum können wir solchen Sammlungen, wenn sie von Gewandtheit zeugen und von Geschmack, nicht abhold sein; am wenigsten, wenn sie so anspruchslos auftreten wie die vorliegende. Zu ihrer Würdigung im Allgemeinen wird es hinreichen, die Worte herzusetzen, mit denen das erste Bändchen eingeführt wird: —

„Geht wieder hin, harmlose Spiele
Aus längst entfloh'ner muntrer Zeit!
Nicht strebt nach hohem fernen Ziele,
Was euch bestimmt ist, liegt nicht weit.
Ihr seid aus leichtem Sinn geboren,
Drum geht und sucht den leichten Sinn,
Doch auch zu dem, der ihn verloren,
Geht liebreich und bescheiden hin,
Und seid ihm freundliche Begleiter,
Wenn er in trüben Sorgen schleicht —
Macht eine düstre Stirne heiter,
Und euer Höchstes ist erreicht."

Das erste Bändchen (153 Seiten) enthält drei komische Erzählungen. „Der Unbekannte in Brachfeld" und „der König in Brachfeld" schildern Scenen deutscher Kleinstädterei, deren Verspottung wir für erlaubt halten, da noch keine der hohen und höchsten Regierungen sie für gefährlich erklärt hat. Irren wir uns, oder ist der Schwank „die drei Nebenbuhler" einem italiänischen Original nachgebildet, und ist eine ähnliche Nachbildung in die Sammlung des jüngern Roscoe übergegangen? Wie dem auch sein mag, der Schwank ist gut, und würde sich, als Lustspiel bearbeitet, vielleicht noch besser ausnehmen.

Vier Erzählungen machen den Inhalt des zweiten Bändchens aus (178 Seiten). „Die Kur" ist psychologisch nicht übel angelegt. Hier eine Probe der Reflexion, mit der der Verf. sonst nicht freigebig ist. „Es giebt Frauen, die nur mit Leidenschaft geliebt sein wollen. Zeige ihnen die treuste Anhänglichkeit, bringe ihnen unerhörte Opfer, aber mit Ruhe, und sie werden dir nicht danken. Aber verliere den Kopf, wenn sie einen Augenblick auf sich warten lassen, wenn eine kleine Unpäßlichkeit sie befällt, wenn ihr Blick freundlich auf einem andern ruht; peinige dich, peinige auch sie mit Eifersucht, entzücke sie dann wieder mit dem wilden Emporlodern deines Entzückens — und sie werden sich ewig beschäftigt und dadurch eben ewig an dich gefesselt fühlen." Und was werden unsere Leserinnen zu dem Folgenden sagen? „Ueberhaupt glaube' Keiner, eine Frau, die auf falschem Wege ist, durch Vorstellungen, noch weniger durch Zwang, auf den rechten zurückzuführen, denn das Herz der Weiber gleicht dem Bogen, der um so heftiger und verderblicher zurückschnellt, je tiefer er unter der Gewalt des Spanners sich beugen mußte." Vielleicht wird „die Liebesprobe" ihr Urtheil versöhnen; uns gefällt der Ton der Erzählung nicht ganz; desto besser aber die eingelegte Canzone. In den „Erscheinungen am See" ist der werdende Wahnsinn, jedoch nicht zu grell, geschildert. „Bianka" hat am meisten dramatisches Interesse, und würde ein gutes Rettungsstück abgeben; bedeutend besser als die Johanna von Montfaucon, wenn eine Schröder sich fände, die Rolle der Heldin zu übernehmen.

Ist's ein Anachronismus, wenn wir im hohen Sommer (freilich eben nicht bei sommerlicher Witterung) an die Winterabende denken? Kaum würde eine dieser Erzählungen bei'm Vorlesen einen Abend ausfüllen. Wenn die folgenden Bändchen längere bringen, so sollen sie uns willkommen sein.

Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag. Von A. Hirt. Berlin, 1830. Duncker und Humblot.

Diese „Bemerkungen" eines gelehrten und verdienstvollen Kunstkenners sind bereits im Jahr 1819 auf einer Badereise niedergeschrieben. Sie sind von der Art, daß sie durch verspätete Herausgabe von ihrem Werthe nichts verloren haben.

Am anziehendsten auch für Laien ist der raisonnirende Ueberblick der Dresdner Gallerie. Kein Katalog von einzelnen Bildern — sondern eine Vogelperspective der Epochen der Kunstentwicklung, der Schulen und Meister. Nach diesen Rücksichten wird die reiche Sammlung durchgegangen, bei deren Erwerbung und Anordnung freilich ein anderes Princip obwaltete.

Beklagt wird zuerst der Mangel von Gemälden aus der frühern Zeit der Byzantiner — und aus der ersten Epoche der neuern Kunst, von der Mitte des 13ten bis um den Anfang des 15ten Jahrhunderts. Auch aus der zweiten, der „Entwicklungsperiode" des 15ten Jahrhunderts, wie sie der Verf. bezeichnet, ist in der Gallerie nur Weniges vorhanden. Deßhalb geht der Verf. sogleich auf die vollendeten Werke der alten niederländischen und deutschen Meister über. Was in Dresden sich vorfindet, wird gewürdigt, und sofort auf die reicheren Sammlungen in Wien, in Schleisheim, auf die Wallerstein'sche und die Boisserée'sche verwiesen. Ergänzt wird der Abschnitt durch eine Beschreibung der alten Bilder in Wittenberg und Meißen, und wir ersehen mit Vergnügen aus einer Note, daß man von dem Verf. eine Beschreibung der von seinem König neuerdings für Berlin gewonnenen Sammlung erwarten darf.

Weiterhin wird von den spärlich in Dresden vorhandenen Ueberresten der altitaliänischen Meister die Rede.

Digitized by Google

Das Streben und Ringen, die vielfachen technischen Studien, und die wenig geregelte Phantasie jener Meister, lassen doch schon die Vollendung errathen, die man an ihren Nachfolgern bewundern sollte. „Wie der unbändige Muth, und die nie ruhende Kriegslust der Condottieri jener Zeit, machte sich an allen Seiten auch der Kunstgeist geltend.“ (S. 26.)

Reichere Ausbeute giebt die Gallerie für die dritte, die Vollendungsepoche der Italiäner.

Nach den Toskanern erscheint die römische Schule, mit ihrem Rafael. Aus seiner Charakteristik hier eine Probe: —

„Jeden Zustand des Gemüths, von der stillsten Anmuth durch alle Stufen bis zur kühnsten Leidenschaftlichkeit, jedes Alter vom Kinde bis zum Greise, jedes Geschlecht, jeden Stand, jede Würde, jede Art von Hoheit, das Göttliche, wie das Menschliche trug er in sich. Was Homer in der Dichtkunst bei den Alten war, ist Rafael bei den Neuern in der Malerei. Nie glichen sich zwei Wesen so sehr. Selbst Shakspeare kann mit den beiden kaum in die Schranken treten.

„Aber wie fällt mir ein, Dichter und Maler mit einander zu vergleichen? —

„Bei dieser Frage konnte ich nicht weiter schreiben. Ich legte die Feder zur Seite, um einen Spaziergang in's Freie zu machen. Der Gedanke verfolgte mich; aber die Frage wollte sich nicht lösen. Allerdings sind Poesie und Malerei verwandte Künste, und der Maler und Poet mögen sich am vollkommensten verstehen. Aber wie verschieden ist ihre Darstellungsweise, ihre Technik? Wie sehr stehest du, armer Maler, gegen den leichtgeschwingten Poeten im Nachtheil? Wie lange brauchst du, um dich zur That zu rüsten? — Um die technischen Fertigkeiten zu erlangen erstirbt deine Phantasie unter den Handgriffen, und den Uebungen deines Auges. Die Quellen deines Geistes, wie die deines Gemüthes vertrocknen. So scheint es. Und der Poet? — Bedarf dieser vielleicht keiner Vorübungen, keiner Technik, keines Versebaues, keiner Ausbildung für das Melodische, und das Harmonische? Keines Kampfes mit der Sprache und mit der Wahl der Ausdrücke? — Keiner Erfindung, keiner Composition, keiner Darstellung des Effectes? — Alles wahr: aber wir wiederholen es: armer mühevoller Maler, leicht zu beflügelnder Poet! — Doch wen die Musen lieben, — und wer vermag etwas ohne ihre Gunst? — der leistet auch das Höhere in der schwierigern Technik. Nur eines ist dabei nicht zu vergessen: der Poet und der Maler sind nicht derselben Zeit. Der erste mag schon auf einer noch niedrigen Stufe der Bildung seines Volkes groß sein, wie eben Homer; der Maler nur auf einer höhern, durch Wissenschaften und Techniken schon aufgeklärten. Erst im Zeitalter des Perikles konnte es Polygnote, und in dem Alexander's Apelles geben. Erst nach Masaccio und Pietro von Perugia erschienen Rafaele.“ —

Bei der angedeuteten Parallele hätte der Verf. wohl bemerken dürfen, daß die höhere Stufe der Bildung, auf der allein die Malerei gedeihen kann, gerade durch den nationellen Einfluß der Poesie am entschiedensten gefördert wird. Auch ist nach Polygnot kein Homer, nach Rafael kein Dante mehr erstanden. Die Poesie selbst tritt wie die Malerei, in ein mehr oder weniger bestimmtes Verhältniß zu der fortschreitenden Zeitbildung: und eben darin liegt in unsern Tagen die Schwierigkeit für den Künstler, wie für den Dichter, daß er die Anforderungen der Zeitgenossen nicht von sich abweisen, und doch von jenem Einfluß des Augenblicks sich frei halten soll, der wohl anziehende, aber vergängliche — und wie leicht vergängliche! — Gestalten schaft.

Den Lombarden, namentlich dem Coreggio, ist der dritte Abschnitt gewidmet. Den vierten — die Reihe der Venetianer — eröffnet Giorgione. Ihm wird unter andern der Satyr Marspas vindicirt, der bis jetzt dem Giulio Romano zugeschrieben wurde. Und weiterhin heißt es: — „Tizian, der Mitschüler und Nebenbuhler des Giorgione, war mit ihm in demselben Jahre — 1477 — geboren; er überlebte aber ihn in voller Thätigkeit 65 Jahre. So trat bei den beiden großen Venetianern das Verhältniß ein, wie in Rom zwischen Rafael und Michel Angelo, welcher letztere den erstern auch nahe ein halb Jahrhundert überlebte. In Rom überwältigte der Langlebende Alles, und so geschah es auch in Venedig. Der Tod der beiden Frühverstorbenen war für die gegenseitigen Schulen ein großer Verlust.“ Mit großer Bestimmtheit erklärt der Verf. die berühmte Dresdener Venus für „ein Werk unter dem Mittelmäßigen, welches weit entfernt von Tizian zu sein, nicht einmal zu der Schule des großen Meisters gehört.“

Als die vierte Epoche der neuern Kunst bezeichnet Hirt das Treiben der Eklektiker und Naturalisten, nach der Auflösung der blühenden vier Grundschulen in Italien. Bei den erstern findet er die mehr oder weniger gelungene Nachahmung der einzelnen Vollkommenheiten älterer Meister; bei den letzteren, die alltägliche Auffassung von Naturgegenständen, und die Entfremdung vom Idealen.

Durch beide Schulen wird die fünfte Epoche — die der sinkenden Kunst vorbereitet, in der nur noch Anklänge an das Vorige vorkommen.

Die flamländischen, holländischen und deutschen Meister der vierten und fünften Epoche (vom Anfang des 17ten bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts) werden in einem eigenen Abschnitt ziemlich ausführlich abgehandelt. Zunächst, weil es kaum eine andre Sammlung geben möchte, die eine so vollständige Uebersicht dieser Meister anböte, wie in Dresden. Zuletzt folgen die „Kleinmeister,“ deren Treiben, nach einer Uebersicht des Einzelnen, in folgenden allgemeinen Zügen gewürdigt wird: —

„Nirgend genießt man dieselben so, wie in Holland selbst. Der Reisende in jenen Gegenden lernt erst an Ort und Stelle die Lust an diesen Meistern recht verstehen. Dort identificirt er sich mit denselben. Man sehe die Sammlungen im Haag und Amsterdam: man sehe die unendliche Liebe, mit welcher die Holländer jetzt noch an ihren Meistern hangen, und außer diesen fast nichts von Malerei sehen und wissen wollen. Es fällt anfänglich auf; aber sie haben Recht. Diesen ausschließlichen Sinn für das Nationale lernt der Fremde wirklich erst im Lande selbst begreifen. Italiänische Gemälde erscheinen gegen diese holländische Farbenpracht wie verloren. Man mag jene wirklich kaum ansehen. Der Geist bleibt ganz auf jene Anmuth der Farbenbehandlung, und der mannichfaltigen Lichtwirkungen gespannt. Und die Natur! — Man muß sehen jene flachen, benebelten Seeufer, jenes Andrängen, jenes Ueberwerfen der Wellen, die Schiffe und Barken mit der vielfachen Thätigkeit der Fischer, Händler und Seeleute. Man muß sehen jene niedrigen Gegenden von Canälen durchschnitten, hier Sumpf und Waldstücke, dort grünende Wiesen mit Häusern, Häuschen und Hütten: das umher weidende Vieh; die Durchsichten, den bedeckten Himmel, die durch die Nebel und die Wolken durchbrechenden Sonnenblicke. Dann die Anlage ihrer Städte, die Bauart und zahllosen Brücken. Man muß sehen das freie, ungezwungene Treiben des Volks, das sich seit einem Jahrhundert nur wenig modernisirt hat. Ueberall liegen die Vorbilder zu den Gemälden jener Meister vor Augen, und in ihnen findet man überall dieselbe Welt wieder: eine Welt im kleinen, wie im Guckkasten dargestellt. — Bei einer solchen Angewöhnung des Sehens verlieren sich nothwendig alle höhere Ansichten der Kunst. Ihr Ernst beurkundet sich nie, als etwa im Bildniß eines stattlichen Bürgermeisters, einer Schützengilde, eines Seehelden, oder in einer Versammlung von Doctoren. An's Große, an's Ideale, an's Schöne, an's Leidenschaftliche, denkt der Sinn nicht. Man durchsieht ganze Sammlungen und Cabinette, alles ist heiter und erfreulich. Aber von Zeichnung,

Digitized by Google

von Formen, vom Nackten, vom Gewänderwurf, vom Antiken und Rafael'schen fällt nie die Rede; — dagegen desto mehr von der Feinheit und Freiheit des Pinsels, vom Tokiren, vom Schmelz der Farben, von gesparten Lichtern, von Abschattungen, Streiflichtern und Wiederscheinen, von Frische des Tons, von der Klarheit und Harmonie der Farben. Man spricht von dem schillernden Glanz des Gefieders, von dem Glatt- und Wasserglanze der Seidenstoffe, von der Sammtweiche, dem welchlichen Fettglanze der Wolle, vom Scheuerglanze der erzenen Geschirre, dem Durchscheine gläserner Gefäße, vom Baumschlage, vom Glanzfelle des ruhenden Vieh's, dem Sammt der grünenden Wiese, dem Zitterlicht des Sumpfes, vom Wellenschlage und Wasserstaub, der Haltung der Schiffe im Sturm, vom Busen geschwellter Segel u. s. w. Man vergißt die Natürlichkeit und die Flecken des alten Gemäuers, und den Schlagschatten nicht, welcher die großen Lichtflächen bricht. So bleibt der Geist anhaltend mit der kleinlichen Technik der Kunst beschäftigt; und tritt man aus den Kunstcabinetten wieder ins Freie; so ist der Blick auf die Gegenstände und die Erscheinungen gerichtet, welche den Künstlern zum Vorbilde dienten. Man mustert jetzt nach den Bildern die Natur, wie man vorher nach der Natur die Gemälde gemustert hat. Das Volk und sein Treiben wird dem Fremden jetzt vielfach merkwürdig. Menschen und Thiere haben Fülle und Farbe, aber etwas Schweres in den Formen, was sich auch in den Zügen, Geberden und Bewegungen offenbaret. All dies ging in die Gemälde über, zugleich mit jener heitern Lust, welche das Wohlbehagen erzeugt. Dieses Studium und einen Sinn höherer Sphäre gewahrt man eigentlich in solchen Täfelchen nie, — aber Fleiß und sinnliches Auffassen der Alltagserscheinungen. Der Meister giebt dem Lehrling keine andere Schule, als die der Pinselführung und der Farbe; das Uebrige wird der eigenen Neigung überlassen, und so begreift man: wie die Meister, vereinzelt durch Holland — der in seinem Garten zwischen Blumen und dem Hühnerhof, der auf dem Dorfe, der im Wirthshause, leben konnte. Die Vorbilder, die er bedurfte und nachahmte, hatte er zur Stelle um sich. So war das Treiben der Kunst mehr eine Lust, als eine Anstrengung, mehr ein Farbenspiel, als eine Darstellung strenger Formen und Charaktere. Aber wer freuet sich nicht, wenn man bedenkt, daß während der Zeit, wo die historische Malerei in Italien immer mehr verfiel, und in ein theatralisches Tapetenwesen ausartete, in Holland jene vielfältigen niedern Gattungen entstanden, welche Talent und Fleiß zu Werken erhoben, die durch den Reiz der Farbe und Vollendung immer die Lust und die Bewunderung der Kunstfreunde sind, und bleiben werden." —

Die Antiken in dem Augusteum werden in Classen, nach dem Inhalt der Gegenstände geordnet, aufgeführt, und das Bedeutendere kritisch abgehandelt, mit Verweisung auf die Kupferwerke von Leplat und Bekker.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den Kunstschätzen in Prag. Aus Gelegenheit der heiligen Nacht von Rafael Mengs giebt der Verf. folgende interessante Charakteristik des Künstlers: —

„Kein Künstler der letzten funfzig Jahre hat die Aufmerksamkeit so allgemein auf sich gezogen, wie Mengs. Man suchte und bewunderte seine Werke in ganz Europa; in Paris und London wie in Rom, in Madrid und Petersburg wie in Deutschland. Aber wie sonderbar! kaum war seine Persönlichkeit der Welt entrückt; so wurden die frühern Bewunderer kalt, und es erging unserm Pittore Filosofo, wie so vielen berühmten Männern unserer Tage, welche das Studium der Philosophie ausschließlich zu ihrem Zweck machten und machen. Einer will dem andern über den Kopf wegsteigen und ausschließlich die Stoa occupiren. Da wir hier am Ende unserer Betrachtungen sind, so vergönne man uns noch ein Wort über unseren philosophischen Maler beizufügen. Neues, was nicht schon Pro und Contra über denselben gesagt wäre, läßt sich zwar schwer vorbringen. Aber manchmal sind auch Wiederholungen zur Zeit. —

„Mengs studirte, wie Hannibal Caracci, und war ein wahrer Eklektiker. Rafael, Tizian, Coreggio waren seine Vorbilder, mit denen er das Studium der Antiken verband; und nicht leicht wird man ein Gemälde, ja kaum eine Figur von ihm sehen, wobei er nicht an einen Vorgänger gedacht hätte. Alles ist bei ihm eklektisch; selbst bei seinen Porträten verließ ihn das Streben nach irgend einem berühmten Vorbilde nie. — Und wahrlich, wer will es läugnen? — Was auf dem Wege der Nachahmung zu erreichen war, hat Mengs auch erreicht. Nehmen wir seine Frescogemälde in Rom z. B.: Ueberall wird man die Formen, und den Zeichner finden, der sich nach Rafael und den Antiken gebildet hat. Einzelne Musen in seinem Parnaß der Villa Albani sind in solcher Beziehung vortrefflich, wie auch die größern und kleinern Genien und Kronos in der Stanza der Vaticana. Betrachtet man diese Werke von Seite des Colorits: wer hat den schönen Ton in Fresco, wenn man wieder die Figuren einzeln in Betracht nimmt, je besser erreicht? — Ueberall zeiget sich der glückliche Nachahmer des Tizian'schen Colorits. Ja in andern ist es ihm noch besser gelungen. In der Himmelfahrt des heiligen Eusebius stellet sich die ganze Decke wie aus einem Guß harmonisch dar, und zwar mit einer Kraft des Helldunkels, daß man auf das erfreulichste an Coreggio erinnert wird. Solche Thatsachen erweisen einen ausgezeichneten Maler, wenn er in anderem auch weniger befriedigen sollte.

„Dieselben Verdienste finden sich auch in seinen Oelgemälden. Wer wird die Himmelfahrt Christi in Dresden nicht für ein wohlstudirtes und treffliches Werk halten, besonders wenn man einzelne Figuren, und einzelne Theile von Figuren darin betrachtet? Ein gleiches gilt von der Christnacht bei dem Fürsten Colloredo. Es war ein Wagniß, sich mit Coreggio in demselben Gegenstand zu versuchen. Aber könnte man vergessen, daß Mengs hier nur der Nachahmer des großen Lombarden war; so würde man dem deutschen Meister die Bewunderung kaum versagen. Rechnet man ferner die Verdienste hinzu, welche Mengs sich im Bildniß erwarb: in seinem eigenen sowohl, wie in dem des Pabstes Rezzonico, und in dem des Cardinals Zelada; so wird man dem Maler keine geringe Geschicklichkeit zugestehen, und sagen müssen, daß seitdem ihm kein anderer gleich gekommen ist.

„Betrachten wir ferner Mengs als Schriftsteller; so finden wir ihn überall in den Maximen begriffen, welche er in der Ausübung befolgte. Er nahm, wie sein Freund Winkelmann, das Objectivschöne als Bestimmungsgrundsatz an: zu befolgen seien antike und Rafael'sche Formen, Tizian'sches Colorit und Correggio'sches Helldunkel. In seiner Kritik, wie in seiner Uebung blieb er sich gleich und folgerecht.

„Mengs betrat die Laufbahn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Schulen in Italien, so wie in dem übrigen Europa zu einem theatralischen Decorationswesen herabgesunken waren. Studium und Kritik waren einer phantasirenden Willkür preisgegeben. In einer solchen Zeit ein glücklicheres Studium einschlagen, zeuget von einem starken und richtigen Sinn. Mengs ließ sich durch sein flaches Zeitalter nicht irre leiten. Sein richtiges Gefühl führte ihn zu den besseren Vorbildern, und durch ihr Studium erstarkte sein Urtheil. Indessen war der Sieg mit seinen Gegnern weder leicht noch vollständig. Der Schreiber dieses, der drei Jahre nach dem Tode von Mengs nach Italien kam, fand die Secten noch aufrecht, und viele Häupter, die noch in den losen Principien eines Bernini und Pietro da

Digitized by Google

Cortona befangen waren. Indessen gewannen die Mengs'schen Ansichten immer mehr Land, doch mehr in der Theorie, als in der Ausübung. Mengs hinterließ nur schwache Schüler, und er bei aller seiner Geschicklichkeit besaß nur wenig Originalität, geringe Erfindungsgabe, und keine Gewandtheit in der Composition. Selbst in der Wahl der Aufgaben, die er zu bearbeiten übernahm, war er nicht glücklich. Es fehlte seinen Werken geniale Belebung, Handlung, Charakter und Ausdruck. Zeichnung, Farbe und Helldunkel können allein solche Mängel nicht ersetzen. Er bewirkte zwar, daß die Jugend (und selbst die französische) anders als früher zu studiren begann, daß anstatt den Cortona, und Andrea Sacchi zu copiren man wieder in den Stanzen Rafaels zeichnete, und anstatt den Machwerken des Bernini nachzulaufen man den Laokoon und Apollo im Belvedere studirte. Ueberall erklang das Princip des Schönen, Rafael und seine großen Zeitgenossen. Doch glaubten noch stimmberechtigte Professoren: man habe zuerst die Caracci und Guido zu studiren, um von diesen erst zu Rafael und zu den Antiken überzugehen."

An diese Aeußerungen schließt sich eine Notiz über des Verfassers römische Studien an.

Es wird erwähnt, daß unter den Bildnern allmälig eine Art Einheit des Studiums eintrat, durch die Hinweisung auf die Antiken. Aber gleich darauf folgt ein herabsetzender Seitenblick auf Flaxman und Canova; man wird sich schwerlich überzeugen, daß die beiden Meister auf solche Weise zu würdigen sind. Zum Schluß erklärt der Verfasser sein eigenes Kunstprincip: —

„In die Bahn solcher Studien geworfen, blieb mir weder Seitenweg noch Rückweg. Ich fühlte die Nothwendigkeit eines Prüfungssatzes, wenn dem wahren Studium eine Base gegeben werden sollte. Also vorwärts! — Und siehe! es gelang mir ganz auf empirischem Wege: einen solchen Prüfungssatz in der Charakteristik, oder in der individuellen Bedeutsamkeit aufzustellen. — Daß der Mengs-Winkelmann-Lessing'sche Anhang dies Princip nicht sogleich unbedingt anerkennen würde, ließ sich voraussehen. Doch war das Rechte einmal gefunden, so mußte es gegen jeden Einwurf bestehen." *)

*) Dieß Princip, dessen Neuheit allein uns problematisch scheint, bezieht sich offenbar mehr auf die Auffassung der Idee, als auf die Ausführung des Künstlerwerks. In dieser Hinsicht, und als ergänzendes Princip betrachtet, würde weder Mengs noch Winckelmann, und am wenigsten, was auch der „Anhang" dazu sagen mochte, würde Lessing selbst den Werth desselben verkannt haben.

Gedichte von Karl Immermann. Neue Folge. Stuttgart und Tübingen, 1830. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Miscellen von Karl Immermann. 1830. Ebendaselbst.

Drei Bücher Gedichte, zwei Novellen, und ein kleines Lustspiel. Wenn wir dabei nicht bloß nach dem Maaß der Unterhaltung fragen, sondern auch nach der Tendenz; wenn wir uns zu strengeren Anforderungen berechtigt glauben, so ist es nur, weil Immermann schon früher Ausgezeichnetes geleistet, und, zumeist durch den Friedrich, seinen Beruf als philosophischer Dichter beurkundet hat. Den philosophischen Dichter aber bitten wir wohl zu unterscheiden von dem didaktischen, raisonnirenden. Der Letztere giebt versificirte gesunde Vernunft; wenn's gut geht, mit Eleganz versificirt, und nicht ohne Witz; so haben die schwere Menge von Poeten es gemacht, besonders englische, im vorigen Jahrhundert; sie haben es dem selbstgewählten Genre zuzuschreiben, wenn man ihre Schriften nicht zu den Dichtern stellt, sondern, vielleicht sogar ungelesen, zu der „langweiligen Literatur." Der philosophische Dichter ist heimisch in den großen Aufgaben, die die Zeit sich gestellt hat; er trägt sie hinüber auf das Gebiet der Phantasie. Gilt es, verjährten Wahn zu bekämpfen, neuer Thorheit sich zu entziehen, so trägt er in sich das poetische Bewußtsein, das von jenem Wahn frei ist und von dieser Thorheit. Die Gestalten, die er schafft, die Situationen, die er erfindet, sind in den Verwicklungen der geschilderten Zeit befangen; aber das Schöne, das Wahre, das Großartige, leuchtet durch, und weckt verwandtes Gefühl. Begeisterung und Besonnenheit, sagt Feßler, sind die Pole des Lebens. Gut; aber was soll sie vermitteln, diese Extreme — was, wenn nicht das poetische Bewußtsein? In diesem Sinn gilt uns Immermann's Friedrich für ein philosophisches Kunstwerk. Durch den Helden, der seinem Jahrhundert vorangeeilt war, ist es den höheren Interessen der neuesten Zeit nahe gerückt. Viele werden sich verwundern, Andre werden leicht darauf eingehen, wenn wir sagen, es hat uns an Nathan den Weisen erinnert. Aber es ist unendlich reicher an Phantasie. Daß es, so viel wir wissen, auf der Bühne (von der Hamburgischen können wir es versichern*)) kein Glück gemacht hat, beweiset nichts. Der Roman ist das vorgezogene Gebiet, auf welchem solche Schilderungen ansprechen, und das auch der Dichter jetzt nicht mehr verschmähen darf. Wir sind überzeugt, daß Immermann bei seinen Darstellungen auch noch die populäre Form treffen wird, die jetzt mehr als je nothwendig geworden ist.

*) Und das trotz des schönen rothen Scheins, den die Direction einmal scharfsinnig über die Bühne leuchten ließ.

Diesen Gesichtspunct glaubten wir festhalten zu müssen, indem wir uns anschicken, über die vorliegenden Bändchen zu berichten.

Das erste Buch enthält vermischte Gedichte (darunter einige hübsche Lieder); Romanzen und Balladen. Die Stimmung, aus der sie hervorgegangen sind, bezeichnet der vorangesandte „Spruch des Dichters"; es ist die des ungetrübten, poetischen Genusses; das Bewußtsein von „Jugend, Jugendlust und Jugendglück." In besonderm Grade angesprochen hat uns kaum ein Gedicht in dieser Sammlung. Aber was in aller Welt soll jetzt noch die Scherz-Ghasele? Wie viel besser wäre es doch für den Schriftstellerruf aller Betheiligten, wenn Alles, was an diesen Skandal erinnert, wenn Immermann's erster, noch nicht gerechtfertigter Angriff, des Grafen schmutzige Antwort, Immermann's heftige Sonnette, und Heine's unwürdige Rache, der verdienten, der schonenden Vergessenheit übergeben würden!

Das zweite Buch giebt Elegieen, und (meist satyrische) Sonnette. Auch hier charakterisirt der Spruch des Dichters den Inhalt sehr treffend. Der Jugendtraum ist dahin, und

„Eiper finstern Göttin
Gehört das Leben, wenn das Leben nicht
Mehr Traum und Täuschung ist" .....

Der Unmuth, und die Klage bittet bescheiden um geneigtes Gehör, was man nicht versagen wird.

„Beste, lebt
Mit mir den schlechten Tag (ich fleh' Euch an!)
Wie Ihr den guten mit mir durchgelebt!
Daran erkenn' ich meine Freunde, wenn
Sie mich auch hören mögen, so ich klage.
Wie herzlich wünsch' ich, daß ich Schönes nur,
Und heitres immerdar Euch zeigen könnte!"

Auch die Versicherung, daß es deutsche Thorheiten sind, die bald beklagt, und bald gegeißelt werden, wird man nicht abweisen dürfen.

„Haltet mir zu Gute,
Führ' ich Euch heut' in eine Polterkammer.
Das glaubt mir nur: ich fand die Siebensachen
Sämmtlich in unsrer Heimath. Jedes Stück
Auf Markt und Straße war es ausgestellt,
Und Manches ward verehrt als Götterbild."

Die Elegieen und die Sonnette scheinen leider zum großen Theil am schlechten Tage versificirt zu sein. — Klagen über den Unfug in der Literatur wechseln mit gerechtem Unmuth über politische und gesellige Einrichtungen. Aber die Form scheint uns zu unglücklich gewählt, und in der Ausführung zu sehr vernachlässigt, als daß man sich viele Wirkung davon versprechen dürfte: es

Digitized by Google

thut uns leid, eine gute Sache von dem guten Streiter nicht besser geführt zu sehen. Wenn es, nach dem Worte des alten Dichters, schwer ist, nicht Satyre zu schreiben: so ist es auch eben nicht leicht, eine gute Satyre zu schreiben. Wir heben eins der bessern satyrischen Sonnette aus: —

„Till Eulenspiegel legte sich auf's Lesen,
Und las die neuere Geschichte fleißig;
Las von dem Krieg, der uns gekehrt mit dreißig
Verworrner Jahre qualenscharfen Besen;
Las von dem Gräuel und verkehrtem Wesen,
So uns das Schwert der Freiheit brachte aus Abend,
Mit solchen letzten Mitteln uns begabend,
Daß Keiner mehr gedacht' an ein Genesen.
Das Alles las der Till und blieb gelassen,
Und lächelte, und sprach: die einen Thoren,
Die waren schwach, die andern stark geboren.
Nun las er von der großen Ernte Dreizehn,
Und welch ein Brod man buck aus ihrem Waizen;
Da weinte Till, und konnte sich nicht fassen!"

Unter den ernsten Sonnetten finden wir die Wahl, der Idee und der Ausführung nach, des Dichters am würdigsten: —

1.

„Im Traum erschien mein Genius. Er zeigte
Ein großes Füllhorn mir, und sprach: darin
Ruht deiner Zukunft Schaden und Gewinn;
Nun wähle: schwere Tage oder leichte.
Und aus dem Horne schüttelte er seichte,
Bescheid'ne Freuden, muntern Tagsgenuß,
Dann quoll hervor der Leiden strenger Fluß,
Und Schmerzen sah ich, die kein Wort erreichte.
Und milde sprach mein Genius: so wähle!
Doch mich ergriff ein ungeheures Aengsten,
Und aus des Herzens Tiefen, aus den bängsten,
Rief laut, daß ich erwachte, meine Seele:
Gieb Andern, die sie mögen, solche Freuden,
Mir gieb die heißen Schmerzen, mir die Leiden!

2.

„Wenn ich nun Andern sehe zugezählet
Vergnügter Stunden frische Rosenblüthe,
Und mir ein Neid sich regt in dem Gemüthe,
So rauscht es leis' um mich: Du hast gewählet!
Und wenn das Volk nie bei den Sängern fehlet,
Die seinem Leichtsinn lose Speise bringen,
Und einsam klingen muß mein ernstes Singen,
Und ich erseufze, rauscht's: Du hast gewählet!
Durch alle meine Schmerzen klingt das Wort,
Vernehmlich klingt's an jedem düstern Ort,
Doch hat mich's nie als Richterspruch gequälet.
Vielmehr, es ist ein Trost dem wunden Herzen,
Mein Genius ist mir nah in meinen Schmerzen,
Denn wer weiß außer ihm, daß ich gewählet?"

Das dritte Buch, enthaltend „Skizzen und Grillen", ist bestimmt, so wenig der Titel es errathen läßt, die Lösung des Zwiespalts, oder, in der Sprache der Schule, die Versöhnung, vorzubereiten. Der Spruch des Dichters verspricht dießmal nur Bruchstücke: denn

„Alles, was er sann
In reif'rer Zeit, erscheint ihm als Fragment."

Aber auch hier ist der Trost zur Hand: —

„Viel buntrer Glanz, viel reichre Pracht, als je
Der unzerstörte Spiegel zeigen konnte,
Umleuchtet des zerschlagnen Spiegels Scherbe.
Seht wie die Sonne auf die Splittern scheint!
An jeder Kante, jeder Ecke hängt
Des Regenbogens volle Farbentraube,
Das Licht zerbricht in rothem, gelbem Scherz,
Es weint sich satt im Purpur, lieblich klagt
Es im verschämten, sanften Blau. So blitzt
Ein jeglich Stückchen, wie ein Edelstein.
Und geht uns nicht des Lebens wahre Sonne
Erst auf, wenn es in unsrer wunden Brust
Nur Trümmer zu beleuchten giebt?" —

Das große Gestern, das wir durchgelebt, soll uns für das kahle Heute entschädigen.

„Daß wir solches
Gesehen, bleibe, ein heil'ger Schatz, der Seele.
Am Loos der Welt erklärt sich unser Loos;
Und unsres Busens Zwergenkrämpfe lösen
Sich in dem Troste, in dem Balsam auf,
Den Jedem, der sich trösten lassen will,
Die Zeit aus ihrer Riesenschaale reicht!"

Dieß Alles erregt Erwartungen, die, nach unsrem Gefühl wenigstens, nicht befriedigt werden. Von den Grillen sind einige ganz lustig: eine, z. B., über „das römische Reich, daß Gott erbarm" und den armen, unschuldigen Anzeiger: —

„Deutschland!
Oder, wie man höflicher Dich im Plural begrüßt,
Ihr Staaten des Deutschen Bundes,
Welche Töne findet die Muse, Deiner werth?
Nach der vierten Auflage von Stein
Hast Du über dreißig Millionen Seelen,
Hast Du 11,794 Quadratmeilen —
(Wie wild schwärmt die Pierische Göttin!)
Und immer kocht der Brei des Nationalglücks
Im großen Frankfurter Kessel:
Da lacht unser Tag,
Unser ewiger, heitrer, bläulicher Montag!
. . . . . .
Seid umschlungen Millionen!
Brüder, über'm Sternenzelt
Legt, wenn wir segnen die Zeitlichkeit,
Der Engel Gabriel schon zurecht den Schlafrock
Von Warschauer Zeug,
Und die baumwollne Nachtmütze mit rother Kante.
Und stopft uns eine lange Gypspfeife,
Mit Gesundheitstaback, der die Ewigkeit durchbrennt;
Wir bleiben, was wir waren,
Und auch jenseits halten den Anzeiger wir!"

Der Scherz, der mehrere Seiten occupirt, ist so harmlos, daß der Tag und der Anzeiger selbst dazu lachen werden. Wenn der Anzeiger, „das Palladium unsers Volksthums," Lust hat, Rache zu nehmen, so wird er sagen müssen: das ist Heine's Manier! mit mehreren Ausrufungszeichen. Nun ist auf der Welt nichts dagegen einzuwenden, wenn Immermann die Manier, die sein Freund zuerst mit Glück versucht, auch adoptiren will; aber man wird die höchst originellen Sachen von Heine doch vorziehen; das schlimmste, was die Recensenten gegen diese Laune des Dichters vorgebracht haben, beläuft sich am Ende auf nichts weiter, als was ihm der Capitain zurief: Doctor, sind Sie des Teufels?

Apropos von den Recensenten! Immermann macht ihnen, in der Person, wir wissen nicht welches „norddeutschen Doctors," der ihn bearbeitet hat, sein ergebenes Compliment: —

„Das Gastrecht schirmet den Schelm,
Schirmt den Betrüger, schirmet den Dieb,
Schirmet den Räuber, schirmet den Mörder,
Und das Gastrecht schirmet den Recensenten!"

Die Wiege und der Traum; fünf Romanzen auf den jungen Napoleon. Die Vergleichung mit glänzenden Leistungen französischer Dichter liegt zu nahe; die Diction und der Ton dieser Romanzen wird sie nicht aushalten.

Aber über das letzte Fragment, das Grab auf St. Helena, möchte man dem Dichter den Tendenzproceß machen. Der alte todte Kaiser (sein Geist, nicht sein Genie) sitzt zu mitternächtlicher Stunde auf einer Klippe, und führt allerlei gotteslästerliche und censurwidrige Reden. Darüber fängt es gewaltig an zu donnern und zu blitzen; aber der Kaiser fährt zu lästern fort, bis der Himmel sich zufrieden giebt, und ihn gewähren läßt. Man sieht, der Kaiser spielt die Rolle des Prometheus. Und ein feiner Prometheus, der da raisonnirt, comme ça: —

„Die Welt entbehrt des Herrn. Gut oder böse,
Das ist gleichviel. Ja, besser schlimm als gut.
Von allen Dingen, die Euch nöthig sind,
Ist der Despot das Nöthigste. Den Zugstier
Klärt Treibers Peitsche am geschwind'sten auf.
Begreife nun das Räthsel deiner Zeit."

Wenn in einer spätern Rede der Kaiser in sechsfüßigen Jamben Klage führt, daß man ihn so schnöde traktirt, ihm nicht einmal das Grab auf französischer Erde gegönnt, so ist ihm das nicht übel zu nehmen; nur hat er gar kein Recht, es in so schlechten Jamben zu thun.

Aber, im vollem Ernste, was soll das Fragment? Was soll es jetzt? Ist jetzt die Zeit, mit Erinnerungen ein Spiel zu treiben, das nur die Leidenschaften aufregen kann, und unklare Köpfe noch mehr verwirren, und den Machthabern schwere Träume bereiten? Der Enthusiasmus für seinen Kaiser wäre verzeihlich im Munde des französischen Grenadiers. Aber der Himmel behüte Frankreich vor der Politik seiner Grenadiere. Es hat seine Charte, und hat den Sinn seiner Wähler, durch den Sturz des Kaiserreichs, durch die Wiederkehr der Bourbons, wahrlich nicht zu theuer erkauft.

Wir gehen zu den Miscellen über. Der neue Pygmalion; eine Novelle, comme il faut; ganz artig, und ziemlich unbedeutend. Die schelmische Gräfin, ein Lustspiel; ditto; ditto. Doch ist die Novelle vorzüglich gut erzählt, und einzelne Züge sind treffend. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, der tolle Maler müsse Portrait sein. Hier ein Stück in seiner Ma-

Digitized by Google

nier: — „Das Gemälde, welches die Flucht der Daphne vorstellt, war seine ganze Seligkeit. Eine Felsenöde ohne alle Figuren, nur am linken Rande das aufgehobene Bein der Nimphe. Sie sei so rasch gelaufen, meinte er, daß man weiter nichts von ihr sehen könne. Fragte man ihn nach dem verfolgenden Gotte, der sich nirgends zeigte, so antwortete er schmunzelnd: Der ist noch weit zurück."

Aber ausgezeichnet reich durch Erfindung, Charakterzeichnung und Humor, ist die letzte Erzählung: der Carnaval und die Somnambüle. Sollen wir Recensenten-Unfug üben, die Geschichte verrathen, die trefflich erzählte Novelle skelettisiren? Nicht wir — wir begnügen uns, einige der Nebenfiguren anzudeuten.

Alte Freunde, jetzt durch verschiedene Denkart entzweit, treffen sich zur Carnavalszeit in der „alten, tollen Stadt Kölln." Der Eine ist voll von revolutionären Ideen, die er der äußersten Linken abgeborgt hat: dabei ein wahrer Held an Freimuth. Man höre: — „Ich benütze jeden Anlaß, die gereinigten Ansichten über Volksleben und Volkswürde unter den Menschen zu verbreiten; ich bin in die Vorstellung des Bauchredners Alexander gegangen, und habe gesagt, als der Gaukler seine Stimme aus allen Ecken des Saales tönen ließ: so hallt in Despotieen nur das Wort eines Einzigen, wenn auch Mehrere zu sprechen scheinen. Was habe ich gesagt, als die Sontag hier sang, und Alles entzückt war? Braucht das Talent, rief ich, ein Wappen, um die Welt zu erobern? O, ich werde noch ein Märtyrer meiner Ueberzeugungen werden!" Der Andre ist ein Schüler von Adam Müller geworden. Kann ein „Restaurateur" schöner reden? „Abbild der Erde, der Masse, sind im Staate die Regierten, Sinnbild des Himmels ist der Monarch. So war es, so muß es wieder werden. Einen Damm müssen wir bauen, den unruhig vorwärtsrauschenden Wogen entgegen, da soll die Wuth der aufgeregten bösen Elemente ihr Ziel finden. Von Gott entspringt alles Regiment, in jedem Gesetze, in jedem erkundlichen Rechte, in der letzten gesellschaftlichen Einrichtung ist Gott sichtbar geworden. Höchste Achtung, unbedingte Verehrung allem Bestehenden! Nicht das soll gelten, was jeder heiße Kopf sich Recht benennt, sondern das Geltende soll Recht sein. Diese krummen Straßen Kölns — auch sie sind geoffenbarte Wege; Gott hat sie nun einmal nicht anders als krumm gewollt, es kömmt der Tag, der die Allweisheit auch darin kund thun wird. Und folgendergestalt erbaue ich den Staat. — Erstlich von unten heraufwachsend alle Gebilde, fest, abgerundet, unveränderlich. Geschloss'ne Bauerngüter, erbend vom Vater zum Sohn auf den Aeltesten, nicht zu zerstückeln, nicht zu veräußern; die jüngern Geschwister können dienen, oder in andre Höfe heirathen. Ueber dieser Grundfläche der gesellschaftlichen Krystallisation, die mannichfaltigen aber für alle Zeit bestimmten Winkel eines tüchtigen Lehnwesens. Die Besitzungen des Adels Eigenthum der Familie, als idealen Begriffs, nicht des Einzelnen; Majorate und Fideicommisse begünstigt, so weit es nur angeht, die Nachgebornen versorgt durch Staats- und Kriegsstellen. In beiden Ständen der Mensch nur gedacht als Person, so weit er besitzt, eine Darstellung gewissermaßen des flüchtigen Lebensgeistes, der aus der Scholle aufsteigt, die Repräsentation, so zu sagen, des Ackerduftes. Zwischen Bauern und Adel die Städte gefestigt in aller Tugend, Art und Zucht durch das Heiligthum der Zunft und Innung. Wenn dann auf diese derbe Masse hinab sich von oben die Alles durchdringende Intelligenz und Gnade des Monarchen ergießt."..

In einer Kölner Kneipe, während eines Intermezzo, das zwar dem Helden der Geschichte, (der sich immer langweilt, übrigens selbst eine ganz kurzweilige Person ist) nicht aber den Lesern langweilig wird, erscheinen drei stereotype Gäste, drei Originale — ein Altkölner, ein Stockpreuße, und ein Bonapartist. Sie sehnen sich Alle zurück, Jeder nach seiner alten guten Zeit. Der Letzte schließt mit dem Ausruf: Es ist vorbei mit der Welt, sie hat eine Lücke bekommen, wer wird sie ausfüllen? „Die Hegel'sche Philosophie" fällt ein junger Doctor unversehens ein. Und sofort construirt er, folgendermaßen: — „Was ist Geist? das zum Bewußtsein gesteigerte Sein. Wohin soll alles Sein streben? Zum Dasein im Geist und Bewußtsein. Wodurch wird die Aufgabe gelöst? Durch das System. Dieses bringt eigentlich alle Dinge erst zur wahren Existenz; wenn wir von denselben und über dieselben reden, dann beginnen sie, im höhern Verstande vorhanden zu sein. Der Held, die That, die Institution, das Kunstwerk — werden zu Allem diesem erst, wenn wir angegeben haben, auf welche Weise ihr sich Verunmittelbaren, ihr sich in der Idee und durch die Idee Darstellen geschehen sei. Vorher waren sie Schatten, nun erst erhalten sie wahres Leben. Sie zum Beispiel (mit diesen Worten wandte er sich an den Altkölner) sind die Darstellung des in sich Abgeschlossenseins kalt-monoton-verdrossen-gemeinheitlicher Zustände. — Sie (er meinte den Stockpreußen) bedeuten den Niederschlag aus dem schlechthin ins Leere gerichteten sich selbst Isoliren Friedrichs, den wir den Großen nennen. Sie (nämlich der Bonapartist) erscheinen als Typus des Hingegebenseins der durch Wort und Schall abgeklärten und in ihrer Klarheit unseligen Zeit, an die dunkle Prägnanz der That, und an das Imponiren eines bedeutenden Charakters, aus insularisch-mystischer Schroffheit, und primitive heroen-alterliche Energie mit neuester, jedoch nur oberflächliche Cultur vereinigender Sinnesart, sich gebildet habend. Sehen Sie, meine Herren, nun sind sie construirt, jetzt darf man ihnen sagen, daß Sie seien. Und hiermit werden Sie zugleich erkannt haben, was die Lücke der Welt ausfüllt."

Wir gestehen es, wir halten diese Satyre für wirksamer als des Dichters neun Elegieen und dreißig Sonnette. Uebrigens besitzt die Erzählung in ihrer Verwicklung als Roman, von der wir nichts verrathen haben, eigenthümliches und bis zum Ende gesteigertes Interesse.

Die Kritischen Blätter sind bestimmt, eine raisonnirende Uebersicht des Neuesten in der Literatur zu geben — in der Art, wie dieß wohl für England durch die Londoner Literary Gazette, für Deutschland aber bis jetzt, wenigstens durch die Literaturzeitungen, noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschließung aller rein wissenschaftlichen Untersuchungen, werden nur solche Werke zur Sprache gebracht werden, für deren Inhalt man bei jedem Gebildeten einiges Interesse voraussetzen darf. Die Redaction wird es sich zum Geschäft machen, die Tendenz eines Buches und den Standpunct des Verfassers mit kurzen Worten zu bezeichnen, und sofort durch Aushebung von Thatsachen, oder durch Mittheilung von Auszügen, den Leser von dem Hauptinhalt und der Art der Darstellung in Kenntniß zu setzen.

Die Journalistik gilt der Redaction für ein viel zu bedeutendes Feld der Literatur des Tages, um nicht von einzelnen Erscheinungen derselben von Zeit zu Zeit Veranlassung zu nehmen, auf den Geist der Journale und das Fortschreiten der öffentlichen Meinung hinzuweisen.

Von ausländischen Werken wird nur dann Notiz genommen werden, wenn sie mit deutscher Literatur und deutschen Verhältnissen in irgend einer Beziehung stehen, oder dafür einen bestimmten Vergleichungspunct darbieten.

Der Begründung von Thatsachen wird natürlich größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als der Beleuchtung von Meinungen. Wenn indessen die letztern von allgemein praktischem Interesse sind, so wird ihnen die gebührende Beachtung zu Theil werden.

Das Feld der schönen und der „unterhaltenden" Literatur versprechen wir nicht, nach allen Richtungen hin abzuschreiten. Aber was anziehend am Wege, und was auf den Höhen erscheint, soll, so viel an uns ist, unsern Lesern nicht entgehen.

Von diesem Journal wird vom 5. July an jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. (In London von Koller und Cahlmann, Soho Square.)

Vierteljährliches Abonnement 2 ℱ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

UEBER

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

1. Hamburg. Montag, den 5. July 1830. 1830.

Inhalt.

Schlosser: Archiv für Geschichte u. Literatur Seite 1
(Deutsche Journalistik. — Frau v. Staël und Frau Roland. — Griechische Universitäten.)
Kruse: Erzählungen ... „ 3
Hoffmann: Der Mensch als Staats- und Weltbürger ... „ 6
Novitäten ... „ 8
Plan der Kritischen Blätter ... „ 8

Archiv für Geschichte und Literatur.

Herausgegeben von Fr. Christoph Schlosser und Gottlob August Bercht. Erster Band. Frankfurt a. M., 1830. Brönner'sche Buchhandlung. (S. Schmerber.)

Ist es nicht charakteristisch für das deutsche Journalwesen, daß ein Archiv für Geschichte und Literatur von deutscher Geschichte kein Wort enthält? Das Gegebene ist lesenswerth — zum Theil höchst interessant und belehrend; es ist, wie die Zeit es verlangt; von Gelehrten geschrieben, aber für Gebildete. Doppelt auffallend, und schmerzlich befremdend ist jener Mangel bei einem Journal, in dem das offene Zeugniß vorliegt, daß die Herausgeber nicht zu den Kleingläubigen gehören, die es für gerathener, für sicherer, halten könnten, von fremden Verhältnissen zu reden als von einheimischen. Wie viel umfassender könnte die Wirksamkeit einer solchen periodischen Schrift werden, wenn sie zu den großen Fragen, die unsere Zeit beschäftigen, in ein Verhältniß treten wollte, wie dieß die englischen Vierteljahrschriften thun. Nicht daß ein solcher Plan einen einzigen der vorliegenden Artikel ausschließen würde — nur in ihrer Reihenfolge würden sie nicht den Hauptinhalt, nicht den einzigen Inhalt, des Heftes ausmachen dürfen. Mit Vergnügen und mit Gewinn wird man Artikel lesen, wie die von Schlosser über die Roland und die Staël, über Dante's Paradies, über Meyer's Geschichte der Schweiz — oder die von Bercht über den Proceß des Oberintendanten Fouquet, über Bignon's französische Geschichte, und den Tod Paul's I. nach Bignon. Auch eine gelegentliche Exkursion in's Reich der Dummaijaden, oder eine Notiz über jene verschollene Literatur, die den Alten die Stelle unseres Zeitungswesens vertrat, oder eine Schilderung der griechischen Universitäten, in dunkler, wenig gekannter Zeit, würde die Redaktion eines englischen Review sich einmal erlaubt haben; und wir wüßten nicht, wie diese Dinge befriedigender auch für das größere Publikum hätten bearbeitet werden können, als es hier von Schlosser geschehen ist. Aber es würde der Tod des Journals sein, wenn es neben einer Reihe solcher Untersuchungen die Politik des Tages ignoriren, wenn es die Konstellation von heute, die Auspicien für morgen, vernachlässigen wollte. Schlosser's Archiv ist durch Inhalt und Darstellung interessanter als ein Heft des Hermes, mit seiner wenig populären Manier, oder der Wiener Jahrbücher, denen übrigens, abgesehen von vielem stockgelehrten Kram, für ihre konsequent durchgeführte Tendenz auch wir Andern, und Andersdenkenden, unser Interesse, unsre Achtung, nicht versagen können. Aber es liefert uns einen neuen Beweis, wie Vieles, und beinahe Alles in der Journalistik, uns von unsern Nachbaren an dem jenseitigen Ufer noch zu lernen bleibt.

Am Horizont der deutschen Journalistik ist Schlosser's Archiv ohne allen Zweifel eine der erfreulichsten Erscheinungen. In der Opposition gegen das Unwesen der Literaturzeitungen, die Bercht in der Vorrede unverholen ausspricht, hat die allgemeine Stimme einen Repräsentanten gefunden. „Da unsre Literaturzeitungen," sagt der Vorredner, „ihrem Zweck gemäß alle Zweige des Wissenswerthen und nicht Wissenswerthen vom ABC bis zur Hegelschen Philosophie vor ihren Gerichtshof ziehen müssen, so können die Beurtheilungen historischer Werke nur einen unbedeutenden Raum einnehmen. Die Recensenten müssen sich daher in den meisten Fällen darauf beschränken, das Resultat ihres gnädigen oder ungnädigen Urtheils in einigen allgemeinen Ausdrücken kurz zusammenzufassen, was höchstens der Kasse des Buchhändlers Gewinn bringt. Die Wissenschaft geht dabei gewöhnlich leer aus; dem Schlechten und Mittelmäßigen wird nicht gewehrt, das Gute nicht gefördert, und nur zu oft geschieht von beidem das Gegentheil. Denn der größere Theil solcher Recensionen wird an die Wenigstfordernden, also an Stümper oder Anfänger verdungen, die im Dunkel ihrer Anonymität nicht einmal in den heilsamen Fall kommen können, sich ihrer Pfuscherei schämen zu müssen. Wir werden daher keine Recension aufnehmen, deren Verfasser nicht den Muth hat, sich zu nennen, so wie wir auch diejenigen, welche den Pelz waschen möchten, ohne ihn naß zu machen, höflich ersuchen, nicht an unsrer Thür anzuklopfen." Harte Worte, ohne Zweifel; aber sind sie nicht so wahr als hart? Oder wird eine der Redaktionen Lust haben, sie für Verläumdung zu erklären, und wie sich's gebührt, durch die That zu widerlegen? Was die Literaturzeitungen, in früherer Zeit, geleistet, das erkennen wir mit Dank an. Aber sie haben sich überlebt, diese unförmlichen Maschinen, vielgegliedert und ungelenk, die nach dem Neuen greifen, wenn es alt geworden, und die in eignen „Ergänzungsblättern" sich mit dem Aeltesten schleppen. Zu unwissenschaftlich, um den Gelehrten zu genügen, zu pedantisch und ledern, um die Gebildeten anzuziehen, werden sie als nothwendige Uebel in der guten Gesellschaft geduldet werden, bis sie durch Archive für specielle Wissenschaften, und durch Journale von populärem Charakter für das größere Publikum entbehrlich gemacht sind.

Höchst interessant ist der Aufsatz von Schlosser, der das Heft eröffnet — eine vergleichende Charakteristik der Frau von Staël und der Frau Roland — der Tochter und der Gattin eines Ministers der Revolution. Beide Frauen bewegten sich in einer Sphäre, die den Frauen von den Männern, wenn nicht geradezu versagt, doch nur mit Widerstreben eingeräumt, und auch dann, um das starke Geschlecht zu rächen, durch Spott und Verlästerung verleidet wird. Oder sind nicht die meisten Männer Blaubärte, die den Schlüssel zu allen höheren Interessen, als denen der Familie und der geselligen Bildung, den Frauen entweder vorenthalten, oder nur mit schreckenden Drohungen überantworten? Wie bei jedem Vorurtheil, so liegt auch hier etwas Wahres zu Grunde. Aber möchte man doch wohl unterscheiden, ob Neugierde und Eitelkeit, oder ob edlere Motive und eigenthümliche Verhältnisse eine Frau in die Kreise des öffentlichen Lebens gezogen haben, ob sie mit weiblicher Würde und weiblicher Zartheit auch in den fremden Kreisen sich bewegt. Necker's Tochter war von Kindheit an gewöhnt worden, zu repräsentiren; sie war ohne eigenen Willen auf die Bühne gestellt, fühlte nur auf der

Digitized by Google

Bühne sich heimisch; ihr Geist und ihre Phantasie ließ ein wenig angenehmes Aeußere vergessen. Ihre Begeisterung war getragen durch gesteigerte Stimmung, nicht in der Tiefe des Gemüths begründet; eitel, reizbar, leidenschaftlich, stets ihres Talents und des sichern Effekts sich bewußt, war sie der aufopfernden Selbstvergessenheit fremd; sie ging durch's Leben, und aus dem Leben, mehr bewundert als geachtet, und doch noch mehr geachtet als geliebt. An Vielseitigkeit des Talents, an Beweglichkeit des Geistes, war sie der Roland weit überlegen. Aber wie groß erscheint gegen sie die Roland als Weib! Unter unbedeutenden Umgebungen, in der stillen Häuslichkeit des Bürgerstandes aufgewachsen, verdankte sie ihre Bildung sich selbst; aber die Seele des einsamen Mädchens war von Idealen erfüllt, wie sie der republikanische Sinn aus alter, längst verschwundener Zeit in die Gegenwart herüberflüchtet. Mit warmem Interesse würde sie in jedem Verhältniß das große Streben beachtet haben, das ihre Zeitgenossen aufregte; aber nur die treue Anhänglichkeit an den würdigen Gatten konnte sie bewegen, an thätigen Antheil, an Mitberathen und Mitwirken zu denken. Und in diesem Antheil, wie verschieden war ihr stilles Wirken von dem Treiben der Staël! Die Roland wußte sich Stillschweigen aufzuerlegen im Rathe der Männer, die sich in ihrem Hause versammelten; Männer, denen sie großentheils an Geist, und ohne Ausnahme an Charakter überlegen war. Nur dem Gatten lieh sie in anspruchsloser Stille ihren Rath, ihre Feder, ihre Beredsamkeit. Ihr Gemüth war voll Wahrheit; ihre Seele besteht vor dem schärfsten Prüfstein des ächten Zartgefühls, der Abwesenheit jeder falschen Delikatesse, jeder Ziererei. Auch den Anschein der letzteren sieht man sie verschmähen; daraus mögen einige Stellen ihrer Memoiren sich erklären, die wir nicht rechtfertigen wollen, die wir aber nicht verdammen können. Die Reinheit ihres Sinnes hat die edle Frau erprobt. Die Liebe zu dem Gatten, die Begeisterung für das, was sie als wahr und recht erkannt, führte sie auf's Schaffot.

Wir werden uns freuen, wenn die nachstehenden Auszüge, die sich auf ihre letzte Lebensperiode beziehen, unsere Leser veranlassen, sich in Schlosser's Aufsatz umzusehen, und wenn, wie wir nicht bezweifeln, der Aufsatz selbst sie bewegt, sich mit den weit nicht genug gekannten Memoiren der Roland vertraut zu machen.

„Am 31. Mai 1793 wird Roland in dem Augenblicke, als alle Deputirte des Convents, welche dem Schreckenssystem entgangen waren, vernichtet werden sollten, aufgesucht, von seiner Gemahlin gerettet, und diese seitdem Gegenstand der Verfolgung und des Hasses. Gleich bei der ersten Verhaftung des Gemahls, in dem Augenblicke, wo sie ihm die Flucht möglich macht, welche Stärke der Seele! welche Fassung! welche Würde den gemeinen und edlen Seelen gegenüber! Sie eilt zweimal nacheinander in den Convent, sie ist entschlossen, vor der Versammlung zu reden — und die Männer der Gironde verzagen, sie wagen im Augenblicke der Noth und Gefahr nicht, zusammenzuhalten, sind träg, sind schlaff und nachlässig. Diese wagen nicht für Tausende zu reden und ihnen das Leben zu retten, die Frau wagt für ihren Mann und für ihre Grundsätze das Unerhörte und Unglaubliche! Vergniaud selbst, dem es weder an Beredtsamkeit noch an Muth fehlt, gesteht ihr das ein, als sie ihn herausrufen läßt, als sie in ihn dringt, daß er ihr Audienz verschaffe und ihren Brief vorlesen lasse. Er will ihr nicht sagen, daß er schon Alles verloren giebt, er vertröstet sie. Sie antwortet: „„So gehe ich denn einstweilen nach Hause zurück, ich komme wieder, geben Sie unsern Freunden Nachricht.““ Vergniaud erwiedert: „„Sie sind größtentheils nicht hier. Sie zeigen sich muthig, wenn sie hier sind, aber sie ermangeln der Ausdauer.““ Leider, setzt sie hinzu, war das nur zu wahr! Damit vergleiche man, was die Roland von ihrer eignen Ausdauer erzählt. „„Schon seit Januar 1793 mochte ich das Haus nicht verlassen, Roland's Bette war in meinem Zimmer, damit der Eine des Andern Gefahr theile, und ich hatte eine Pistole unter meinem Kopfkissen; nicht um diejenigen zu tödten, die kämen, uns zu morden; sondern um mich ihrer unwürdigen Behandlung zu entziehen, wenn sie Hand an mich legen wollten.““ Sie wird endlich verhaftet. Sie entschließt sich, an den Convent zu schreiben, der Brief spricht die Gesinnungen aus, die sie immer gehabt hat, ihre Freunde bitten sie, den Anfang und hie und da einige Ausdrücke zu ändern; sie fügt sich endlich, setzt aber hinzu: „„Ich sagte Ihnen: wenn ich glaubte, daß man meinen Brief, so wie er ist, vorlesen dürfte und könnte, würde ich ihn lassen, wie er ist, selbst wenn ich dadurch Alles das vereitelte, was ich zu erlangen hoffe; denn man darf sich nicht schmeicheln, von einer solchen Versammlung Gerechtigkeit zu erlangen. Mühseligkeiten, die man an sie richtet, sind nicht für sie, denn sie kann gegenwärtig unmöglich darnach verfahren, man muß sie aber laut sagen, damit sie zur Kunde des Departements kommen. Ich sehe aber ein, daß der Anfang Ursache sein könnte, daß der ganze Brief nicht gelesen würde, da wäre es Thorheit, ihn stehen zu lassen.““ Diese gleichförmige Laune bleibt ihr im Gefängniß, dieselbe unbiegsame Festigkeit, die selbst den lächerlichen Jakobiner-Einfall: Mein Herr mit Bürger zu verwechseln, verschmäht, und ohne Furcht alle die widrigen Gesichter der damaligen Beamten mit dem aristokratischen Mein Herr furchtlos begrüßt. Ihre Laune, das Gefühl ihrer Ueberlegenheit, die Freudigkeit, die das gute Gewissen in Verfolgungen giebt, verläßt sie während der ganzen Zeit ihrer ersten Haft im Abteigefängnisse keinen Augenblick.

„Selbst die furchtbare Täuschung, daß sie kaum aus dem Abteigefängnisse freigelassen ist, als man sie wieder verhaftet, um sie in Sainte-Pélagie festzusetzen, wirft sie nicht zu Boden. Sie sagt, wie sie sich aufs neue in Haft findet, in einer grausameren, strengeren, quälenderen, als vorher — „„Hatte ich nicht Bücher, nicht Muße? War ich nicht noch dieselbe wie vorher? (n'étais je plus moi-même?) Wahrlich, ich war höchst unwillig über mich selbst, daß ich mich in meiner Ruhe hatte stören lassen, ich dachte an nichts weiter als daran, mein Leben zu gebrauchen, so lange ich es hätte, und meine geistigen Fähigkeiten mit der Unabhängigkeit anzuwenden, die eine kräftige Seele auch in den Fesseln bewahrt, und dadurch ihre heftigsten Feinde um das Vergnügen bringt, ihr recht wehe zu thun.““ Um diese Stelle recht zu würdigen, muß man wissen, daß sie geschrieben ward, als sie den Tod jeden Augenblick erwartete, als sie sich in allen ihren Hoffnungen getäuscht sah, als alle ihre Freunde verloren waren, als die Sicherheit ihres Gemahls, den sie vorher gerettet wußte, gestört, ihre Tochter verlassen war.

„Ehe sie ihre letzten Verfügungen für ihre treue Dienerin, über ihr Vermögen, für ihre Tochter und Angehörigen macht, ruft sie die Gottheit an, und spricht ihre religiösen Grundsätze aus, die freilich keine christlichen sind. „„Gottheit, heißt es, höchstes Wesen, Seele der Welt, Urgrund von allem dem, was ich Großes und Gutes und Glückliches empfinde, du, an dessen Dasein ich glaube, weil ich nothwendig von irgend etwas Besserem herfließen und entsprungen sein muß, als von dem, was ich rund um mich sehe, ich werde mich mit deiner Wesenheit wieder verbinden!““ In demselben Augenblick schreibt sie der Tochter (18. Oct.) — „„Du hast den Frieden meiner Seele gekannt, den ich im Unglück und in der Gefangenschaft bewahrte, weil ich von keinen Gewissensbissen wußte, und die Rückerinnerung und die Freude, welche aus guten Handlungen in unsre Seele fließt, bewahrt. Nur diese Mittel allein können uns in den Stand setzen, die Uebel des Lebens und den Wechsel des Schicksals ruhig zu ertragen. Vielleicht, und das hoffe ich, ist es dir nicht vorbehalten, ähnliche Prüfungen, wie die,

Digitized by Google

welche ich überstanden habe, zu bestehen; aber es giebt andere, die du nicht weniger als ich erfahren mußt. Ein Leben strenger Zucht und stete Beschäftigung sind die besten Vorbauungsmittel gegen alle Gefahren, und die Nothwendigkeit wie die Weisheit gebieten dir, sehr fleißig zu arbeiten.""

„Ihr Verhör, das sie selbst aufschreibt und wörtlich genau behält, beweiset dieselbe Geistesgegenwart. Man vergleiche ihre Antworten mit Ludwig's Antworten an seine Richter. Sie bleibt überall in den Gränzen der Schicklichkeit, nur einmal erwiedert sie hart und strenge, als sie nämlich gefragt wird, ob sie wisse, wo Roland sei und zu welcher Zeit er Paris verlassen habe: „Mag ich es wissen oder nicht, ich bin nicht schuldig und nicht gesonnen, es euch zu sagen." Sie bringt endlich den Richter und den öffentlichen Ankläger in solche Verlegenheit, daß der Letztere, nachdem er alle Sophistik, Grobheit, verfängliche Fragen, verwirrende und in Verlegenheit setzende Anreden erschöpft hat, endlich ausruft: „Mit einer solchen Schwätzerin werde man nie fertig," und das Verhör schließt. Die Antwort, die sie darauf giebt, ist vortrefflich: „Wie beklage ich Sie, erwiederte ich mit Heiterkeit. Ich verzeihe Ihnen sogar Alles, was Sie mir Unartiges sagen, Sie glauben, Sie hätten einen recht Schuldigen vor sich, Sie sind ungeduldig, ihn zu überführen; aber, wie unglücklich ist man, wenn man auf diese Weise im voraus gegen jemand eingenommen ist! Sie können mich freilich aufs Schaffot schicken, Sie können mir aber die Freudigkeit, die uns ein gutes Gewissen giebt, nicht rauben, und eben so wenig die feste Ueberzeugung, daß die Nachwelt mich und Roland rächen und seine Verfolger ehrlos nennen wird."

Derselbe Sinn blieb ihr im Augenblick, als ihr das Urtheil vorgelesen wurde, und als sie zu ihrer Hinrichtung ging. Als ihr das Todesurtheil vorgelesen war, sagte sie ihren Mördern: „Ihr urtheilt mich würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, die ihr ermordet habt, ich werde mich bemühen, mit dem Muth, den sie gezeigt haben, aufs Schaffot zu steigen." Bei der Hinrichtung selbst war ihr Muth noch bewunderungswürdiger. Ihre Freunde sagen, als sie zum Tode gegangen sei, habe ihr ruhiges Antlitz, die Heiterkeit in ihren Zügen, der Ausdruck ihres Blicks die Ruhe ihrer Seele verrathen, sie habe sich in einem höchst einfachen und natürlichen Ton unterwegs mit einem ihrer Unglücksgefährten unterhalten. Sie fügen hinzu, sie habe nicht mit ihrem Muthe Prunk getrieben und, was besonders zu beachten ist: „Ihre Ergebung ins Schicksal ward nie zur Schwäche."

Wir haben nur noch Raum für einige Auszüge aus dem Aufsatz von Schlosser über Universitäten, Studirende und Professoren der Griechen zu Julian's und Theodosius' Zeit. Es liegen dabei die Memoiren der Sophisten von Eunapius, und ein Aufsatz des Sophisten Libanius über seine frühern Verhältnisse, in Form einer Rede nach dem Geschmack der Zeit eingekleidet, zu Grunde. Schlosser bemerkt mit ein paar trockenen Worten, deren Humor seine Wirkung nicht verfehlen wird, er wolle durch diese Darstellung zeigen, „daß es in unsern Tagen nicht ganz so arg ist."

„Hier erfahren wir, daß auf den griechischen Universitäten Verbindungen ganz verschiedener Art bestanden, theils Landsmannschaften, theils Verbrüderungen, um den Ruf und die Frequenz der Vorlesungen gewisser Professoren aufrecht zu erhalten. Libanius beschreibt diese Verbrüderungen und ihre Folgen auf eine solche Weise, daß man glauben sollte, er redete von unsern Anstalten, nur mit dem Unterschied, daß die Studirenden in Athen sich herumtummeln, raufen, sich gewaltsam pressen konnten, wie in England die Matrosen gepreßt werden, ohne daß irgend Jemand davon Notiz nahm. Nur wenn es sehr arg zum Blutvergießen gekommen war, wenn der eine Theil Klage führte, wurden sie nach Korinth citirt, oder auch, nach dem der Fall war, mit Wache hingebracht. Schon im Vaterlande, ehe man nach Athen kam, wurde man für einen oder den andern Lehrer geworben, und nahm die Verpflichtung auf sich, in die Verbindung einzutreten, oder gar, wie dies bei Libanius der Fall war, Präses oder Senior der Verbindung zu werden.

„Uebrigens beschreibt Libanius die tragischen Folgen solcher Verbindungen und die bittern Nachwehen der kurzen Freude über den erhaltenen Ehrentitel Präses oder Senior auf eine ähnliche Weise, wie wir uns darüber erklären würden. Er sagt, er achte sich glücklich, daß ihn die Mitglieder einer solchen Verbindung oder ihr Senior schon im Hafen aufgefangen und gehindert hätten, zu dem Professor zu gehen, um dessenwillen er eigentlich hergekommen sei, und daß ihn eine andere Brüderschaft am folgenden Tage der vorigen wieder entführt, sich einverleibt, durch Weihe und Eid verpflichtet, und auf diese Weise es ihm unmöglich gemacht habe, einen andern Sophisten, als den der Brüderschaft, täglich zu besuchen.

„Die Geschäfte des Seniorats waren folgende: An der Spitze der gerüsteten Brüderschaft in den Piraeeus oder auf das Vorgebirge Sunium zu ziehen, um die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen; für seinen Sophisten zu pressen, und mit Knittel, Schwerdt, Steinen die andern Brüderschaften zu bekämpfen; im glücklichen Fall vor den Prätor von Achaia nach Korinth geschleppt zu werden. Dazu gehört nothwendig, setzt er hinzu, Trinkgelag auf Trinkgelag, Schulden auf Schulden, und wenn Alles erschöpft ist, borgen zu fünf und zwanzig bis fünfzig Procent. Da Libanius den Sophisten, zu dessen Schule man ihn geführt hatte, nicht achtete, so hielt er es auch nicht für der Mühe werth, sich um des Mannes willen in die Schulangelegenheiten einzulassen, sondern studirte für sich, blieb von den Gelagen weg, beunruhigte niemand, und ward von niemand beunruhigt, weil er die einmal übernommene Verbindlichkeit erfüllte, des Scheins wegen den Sophisten, für den er gepreßt war, besuchte, ihn aber im Stillen verachtete, und andern nachahmte. So verflossen die vier Jahre seiner Universitätsstudien in Athen."

Eine Bemerkung können wir zum Schluß nicht unterdrücken — am wenigsten, bei einem Werk, von dem wir so gerne hoffen und wünschen, daß es sich von den Fehlern der Mehrzahl von Journalen frei erhalten wird. Wenn man wünschen könnte, daß ein Aufsatz ungedruckt geblieben, oder doch nicht so abgedruckt worden wäre, so ist es der von Dr. Bercht über einige Stellen in Heeren's Schriften. Man kann Schlosser's Geist, und seine vielseitige Bildung ehren, ohne von Heeren in dem Tone zu reden.

Die Klosterruine in Norwegen; nach einer norwegischen kriminellen Begebenheit. — Das Judasbild. — Zwei Erzählungen, von L. Kruse. Leipzig, 1830. C. E. Kollmann.

Diese beiden Erzählungen gehören zu der Klasse der unheimlichen Novellen. Wir werden durch das Beiwort keinen einzigen Leser zurückscheuchen: hat sich doch der Verf. durch frühere, allgemein gekannte Leistungen gerade dieses Element als sein rechtmäßiges Gebiet angeeignet. Aber, wenn wir nicht sehr irren, so giebt es eine Gränze, innerhalb deren das Unheimliche anzieht; weiter aber gesteigert, stößt es leicht zurück. Nach unserem individuellen „Ortssinn" liegt die Klosterruine eben an der Gränze; im Judasbild ist sie überschritten.

Der Verf. ist gewohnt, seinen Stoff mit gleicher Gewandtheit, sei es zu erfinden, oder zu wählen und zu bearbeiten. Die Klosterruine hat er einem jungen norwegischen Dichter nacherzählt, ohne sich doch, wie er selbst sagt, abhal-

Digitized by Google

ten zu lassen, „dem Stoff, den Motiven und Charakteren eine seiner individuellen Ansicht gemäßere Form zu geben.“ Die Novelle schildert, mit ergreifender Wahrheit, die Macht, mit welcher äußere Umstände den Schuldbewußten dem noch tieferen Abgrunde zuführen. Das Interesse wird auf meisterhafte Weise gewonnen, gefesselt und gesteigert. Als Probe der Manier heben wir eine Episode aus — die einzige, die mit dem Faden der Geschichte nicht so verwebt ist, daß sie nicht auch abgerissen noch interessiren könnte. Ein junger Norweger ist an die Küste seines Vaterlandes verschlagen; ermattet von der gefährlichen Seereise ist er eingeschlafen; beim Erwachen fühlt er sich von Unbekannten ergriffen und fortgeschleppt.

„Er bemerkte, daß man die kahlen Felsen immer höher mit ihm hinaufstieg; Baum und Busch hatten aufgehört; immer grauer und unförmlicher wurden die Massen; mitten unter diesen standen die Männer, die bis hieher kein Wort gesprochen, auf einmal still; der Vordere trat hart mit dem Fuße an eine niedere Wand, die einen dumpfen Wiederhall, wie von Holz, von sich gab, während er mit dumpfer Stimme rief: „„Hop, Hase! Hui, Hund!““ — Da klang von innen heraus die heisere Antwort: „„Hund beißt nicht Hund!““ und sie standen vor einer offenen niedrigen Thüre. Durch diese und einen ziemlich langen, schräg hinunterlaufenden Gang wurde nun Ritter in einen geräumigen Raum hineingetragen, der wohl zwanzig Personen fassen konnte. Hier legten sie ihn nicht weit von einem flammenden, wohlthuende Wärme verbreitenden Heerd auf ein Bündel Stroh nieder. Da wurde er erst aufs neue Herr seiner Stimme.

„„Gute Leute, die Ihr Euch eines armen Reisenden erbarmt,““ — begann er matt, allein er vermochte die Rede nicht zu Ende zu bringen.

„Er bekam aber keine Antwort, im Gegentheil zogen die Männer sich, von einem rüstigen Manne aufgefordert, welcher der Eigenthümer dieser Hütte zu sein schien, zurück, und sich bei einem entfernten Tische niederlassend, flüsterten sie leise unter einander.

„Wie ermattet sich Ritters Körper in allen Gliedern auch fühlte, hatte die Seele doch ungeschwächt alle Kräfte aufrecht erhalten, ja es schien sogar, daß sie durch die Besonnenheit, welche seine sonderbare Lage nöthig machte, noch gesteigert wurden. Auch fehlte es ihm nicht an Muße, alles um sich genauer zu bemerken.

„Wie geräumig der Raum, in dem er sich befand, auch sein mochte, war er doch so niedrig, daß ein großer Mann nicht ganz aufrecht darin stehen konnte. Uebrigens war er von dem Rauche des in einer Felsenvertiefung angelegten Heerdes dermaßen angefüllt, daß er eine ziemliche Zeit brauchte, ehe er die verschiedenen Gegenstände genau erkennen konnte. Auch wurde der Rauch abwechselnd dicker oder dünner, so wie er mehr oder weniger den Eingang in eine enge Röhre finden konnte, die, wie Ritter später erfuhr, theils durch Kunst, theils durch Natur, ihn ziemlich entfernt von der von Außen kaum bemerkbaren Hütte ins Freie führten. Die Wände dieses sonderbar eckigten Raumes bestanden theils aus plump zugehauenen Felsen, theils aus schwarzgeräucherten, nach Landessitte über einander gelegten Bohlen. Die Männer, welche am Tische saßen, waren wie Bauern angezogen, einen ausgenommen, dessen Aeußeres nicht allein den Hausherrn, sondern auch den Gebieter der Andern verrieth. Er war ein kleiner flämmiger Vierziger, mit strengen, gebietenden Augen, welche scharfe Züge belebten, wovon jeder einzelne nichts Auffallendes hatte, alle zusammen genommen aber doch ein höchst widriges Ganzes bildeten. Er trug eine kurze runde Jacke von feinem Rauchwerk; um den Leib einen breiten Gürtel, von kleinen silbernen Ringen gewoben, der ein Paar Pistolen, Messer, eine Feile und andere Instrumente verbarg; über diese Tracht, die seine Würde bezeichnete, trug er einen offenstehenden blauen Ueberrock von grobem Linnen, so wie die Bauern in vielen Gegenden tragen. Auf dem Tische standen Krüge mit Bier, und hölzerne Teller mit Ueberresten von Essen. Aber noch mehr erregte eine eben nicht alte, allein höchst widerwärtige Frau mit unbedecktem Kopfe und loshängenden, grauen, wildflatternden Locken, Ritters Aufmerksamkeit. Die kleinen Augen starrten ihn wild und fest an, während sie den Mund zu einem gutmüthigen Lächeln verzog. Sie war in Lumpen gehüllt; indessen schienen diese zerrissenen Kleidungsstücke mehr die Beute eines Alles zernichtenden Wahnsinnes, als die der Zeit geworden zu seyn, welches letztere auch die schwere eiserne Kette zu beweisen schien, deren eines Ende an einem metallenen Gürtel, den sie um den Leib trug, das andere an dem Heerde befestigt war. Leise vor sich singend, schien sie, obgleich ihn starr betrachtend, doch nur mit ihren Töpfen und Kesseln beschäftigt zu sein. Es schauerte ihn in ihrer Nähe. Auf einmal, so wie sie bemerkte, daß die Männer am Tische im tiefen Gespräche da saßen, trat sie zu ihm hin, ihm einen Becher mit warmem Bier reichend; während er nun, die Augen vor Eckel zudrückend, es dennoch begierig trank, flüsterte sie ihm einige Worte ins Ohr.

„Wie ermattet er auch schien, verfehlten diese nicht, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen: mit einem ängstlichen, doch durchdringenden Blick betrachtete er den bewaffneten Mann am Ende des Tisches, und als dieser, das Gespräch endlich abbrechend, die Augen nach dem Heerde warf, erhob sich Ritter halb in die Höhe und sagte mit schwacher Stimme:

„„Gestatte mir von Deinem Kruge zu trinken, und von Deinem Brode zu kosten, mein guter Wirth!““

„Der Mann warf einen drohenden Feuerblick auf die Frau, welche aber mit abgewandtem Gesichte ganz ruhig beim Heerde saß und in dem Topfe rührte. Die Lippen zusammenbeißend, näherte er sich zögernd Rittern mit dem Kruge.

„„Es gehen wunderliche Dinge aus Deinem Munde, Camerad!““ sprach er; „„doch sei es, wie es wolle: Du nennst mich Wirth und bist mein Gast! Stephan trinkt Dir zu! Walborg, sorge Du für meinen Gast bis morgen!““ und nachdem er aus dem Kruge getrunken und denselben Ritter hingereicht, zog er schnell einen der Männer bei Seite und flüsterte ihm zu: „„bringe schnell den Mantelsack zur Seite, damit er ihn nicht gewahr wird. Was er bei sich führt, darf nicht angerührt werden.““....

„Aber kein Schlaf, nur ein verworrener, bewußtloser Zustand bemächtigte sich Ritters. Mehrere Tage waren vergangen, und er lag noch immer still, schwebend zwischen Leben und Tod. Ein starkes Fieber, durch die schlechten Nahrungsmittel und die unzureichende Pflege in der räucherigen ungesunden Hütte noch vermehrt, hatte mit seiner gesunden Natur gekämpft. Sein Lager war wieder näher an die gefesselte Walborg gerückt, damit sie ihn pflegen könne. Endlich erwachte er in einer Nacht wie aus einem langen dumpfen Schlummer; die Krankheit war überstanden. Mit voller Besinnung, aber sehr schwach, erhob er das noch schwere Haupt von dem Kissen, und sah sich um. Gegen ein Dutzend Männer und Weiber lagen rings um ihn im tiefen Schlaf. Nur ein Mann saß neben der Thüre, mit einem Kruge vor sich; allein er nickte auch, und der Kopf sank ihm immer tiefer gegen den Tischrand hinab. Es dauerte lange, ehe Ritter sich die späteren Ereignisse ins Gedächtniß zurückrufen konnte. Endlich erinnerte er sich seiner gefesselten Pflegerin, und wandte sich gegen die Bank, auf der sie lag. Sie erhob sich munter, nickte ihm freundlich zu, und reichte ihm einen Trunk hin.

„„Die Krankheit hat sich gebrochen, mein Junge!““ flüsterte sie ihm zu; „„sey nur hübsch behutsam, und vergiß nicht Walborgs Worte. Wenn Stephan erwacht, so rede ihn an, und sage ihm für seine Gastfreundschaft Dank. Ersuche ihn, sich aus Deinem Taschenbuche bezahlt zu machen. Dann bin ich gewiß, daß Du gut wegkommst; ich kenne ihn — er ist ein guter Mann. Aber sobald Du auf Leute

Digitized by Google

trifft, so sorge für Mannschaft, die mich befreien kann. Ich muß Deine Schwester erretten!""

„Ritter sah sie verwundert an: „„Meine Schwester? Kennt Ihr sie — kennt Ihr mich?""

„„Ja, ja!"" erwiederte Walborg leise und schnell. „„Wackerer Junge, schönes Goldhaar! freilich bist Du groß und erwachsen geworden, aber Walborg hat Deine Züge nicht vergessen, während Du ihrer wohl nie gedacht. Willkommen bist Du, denn um Dich thut es Noth. Doch still, still! Vergiß nur nicht: Fögumgipfel, hoch über dem Ljösethal, wo sie Dich auch hinschleppen mögen. Nimm starke Leute mit, und kehre hier bei nächtlicher Zeit wieder ein. Mitten in den Felsen liegen zwei weiße Steine, gehe zwischen ihnen hindurch; dicht vor dem Schlupfwinkel steht, von vorigen Zeiten her, ein alter Wachtthurm. Die Thüre kannst Du nicht finden, allein wenn Du knapp am Thurm rufst: Hop, Hase, hui, Hund, dann wird eine Fallthüre sich aufthun.""

„Die Wache an der Thüre machte eine Bewegung; sogleich zog das Weib sich zurück, und ließ Ritter in der peinlichsten Unruhe. Daß die Frau wahnsinnig sein mußte, hatte er zwar den ersten Abend bemerkt, indessen war alles, was sie sprach, so zusammenhängend, so vertrauenerweckend, und daß sie ihn gekannt, seine Schwester, und eine Gefahr genannt, in der sie sich befinden sollte, das alles erregte in ihm Erstaunen und Entsetzen; sein Blut fing aufs neue zu wallen an.....

„Nun erhob sich die Bande, und nach einer kurzen, geräuschvollen Unterredung, von der Ritter nur wenig verstand, zogen sie alle von hinnen, zwei Männer ausgenommen, die Stephan zurückhielt. In dem einen von diesen glaubte Ritter einen zu erkennen, der mitgeholfen hatte, ihn hieher zu tragen.

„„Noch heute wollen wir aufbrechen!"" meinte Stephan. „„Dies Nest wird wohl nicht so leicht aufgefunden; allein wir können uns nicht hier einmauern, und der neue Amtmann hat lange Arme.""

„„Sie sind doch wohl nicht länger als vorher geworden?"" spottete der Erste.

„„Nein, aber —"" nun wurde die Stimme so leise, daß Ritter kein Wort mehr verstehen konnte; doch dieser erhob sich wieder, indem Stephan auf ihn hin zeigte, „„den Burschen dort,"" fuhr er fort, „„wollen wir ein Bischen herumführen, und dann ihn irgendwo hinlegen.""

„„Ich würde nicht so viel Umstände mit ihm machen —"" fiel der Erste ihm ins Wort.

„„Ehe er aber auf freien Fuß kommt, muß er bis auf den Grund seines dicken Taschenbuches blechen,"" unterbrach der Genosse.

„„Ei sieh mal! nun hast Du's getroffen! Nein! Vater mein!"" fuhr Stephan heftig fort: „„Niemand unterstehe sich, nur einen Heller anzurühren! Er hat von meinem Brode gegessen. Will er bezahlen, so ist's gut. Das könnt Ihr Andern unter Euch vertheilen; ich will nichts davon haben. Nein, er muß einen Eid ablegen, daß er nicht die kleinste Spur von uns der Obrigkeit verrathe.""

„Ha, ha! wie lange wird er wohl einen solchen Eid halten?""

„„Alle sind nicht solche schlechte Christen, wie Du, Arngrim!"" fuhr Stephan fort. „„Es ist immer eine Vorsicht!""

„„Nun! und eine kleine Drohung kann man immer hinzufügen.""

„„Eine so derbe, wie Du willst! Wecke nun Walborg, wir müssen etwas Warmes im Leibe haben."" Stephan ging hinaus. Arngrim näherte sich der Frau; der bis jetzt noch stumme Camerad hielt ihn zurück.

„„Wer ist der Bursche?"" fragte er, auf Ritter zeigend.

„„Was weiß ich's!"" flüsterte Arngrim dem Fragenden zu. „„Wir fanden ihn vor wenigen Abenden halbtodt, nicht weit von hier im Walde. Ich stibitzte ihm den Mantelsack weg, ohne daß er es merkte, und brachte ihn hieher; allein damit war Stephan nicht zufrieden; er meinte, wer so feine Wäsche habe, müsse auch eine goldne Uhr und einen gespickten Beutel haben. Wir ärgerten uns über unsere Dummheit, und wollten fluchend und verdrießlich das Vergessene holen. Da befahl er uns, daß wir den ganzen Kerl sanft hieher tragen sollten; denn er traut uns nicht, und hat ordentlich einen Abscheu vor Blutvergießen, so lange es nicht durchaus nöthig ist. Mag er nun selbst zusehen, wie er mit dem Burschen fertig wird.""..

„Gegen Abend nahm Stephan das Wort. „„Höre, Camrad," sagte er auf einmal, „nun mußt Du Dich zur Abreise schicken; denn für uns ist hier kein Bleiben mehr. Auf dem Wege haben wir noch ein paar Worte mit einander zu reden, wir Beide, denn ich werde Dich eine Strecke bis auf die Landstraße begleiten. Erst einen Schnaps auf glückliche Reise!""

„Ritter hatte indessen sein Taschenbuch hervorgezogen, und theilte nun den Inhalt in zwei gleich große Theile. „„Ich habe Eurer Sorgfalt das Leben zu verdanken, Ihr guten Leute!" sprach er. „Ein ganz armer Bursche bin ich eben nicht; indessen befindet sich hier beinahe alles, was ich an baarem Gelde besitze; ich habe es in gleiche Theile getheilt; nimm daher, welchen Theil Du willst, Stephan!""

„„Ei nun!" rief Arngrim, „für einen Großhans, der Du bist, sprichst Du doch ganz weislich!""

„„Nein, Camrad," fuhr Stephan fort, „das ist eine zu grobe Bezahlung für die Paar Tage. Oder — wie hoch schlägst Du jeden Haufen an?""

„„Fünfhundert Thaler.""

„„Fünf und fünf würden zehn sein!"" murmelte Arngrim mit Unmuth.

„Stephan zog die Braunen zusammen, und sah ihn zornig an, dann wandte er sich zu Ritter. „„Mit einigen Thalern könnte das Ganze bezahlt sein. Doch Du merkst wohl, daß es nicht ganz geheuer mit der Wirthschaft ist. Lege hundert Thaler auf den Tisch. Es ist nicht meinetwegen allein," fügte er mit einem Blick auf die Genossen hinzu; „ich kann nicht immer, was ich will. — Nimm das Geld, Arngrim, und theile es aus, wie recht und billig ist. Ich rühre keine Hand daran.""

„Ritter warf ihm einen erstaunten Blick zu, und wollte noch hundert Thaler zulegen; Arngrim langte schon danach.

„„Hinweg!" rief Stephan mit donnernder Stimme; „keinen Heller mehr! Und nun fort.""

„„Lebe wohl, Walborg!"" rief Ritter fast gerührt, und griff nach ihrer dürren Hand. Sie wandte sich aber ab und weinte. Als er nun mit seinem Begleiter endlich hinaus trat, schlürfte er mit begierigen Zügen die lang entbehrte, reine Luft ein. Der Abend war wolkig, aber angenehm. Schweigend schritten die beiden Wanderer vorwärts; Stephan schien verlegen. So waren sie wohl mehr als eine Stunde gekrümmten Felsenpfaden und mit Fleiß gewählten Umwegen gefolgt, Stephan voraus, bevor sie die Landstraße erreichten. Dort wandte er sich plötzlich um und sah Rittern scharf ins Auge.

„„Ich sollte einen Eid von dir nehmen, Camrad!" sagte er. „Allein entweder bist Du eine ehrliche Haut, und darnach siehst Du mir aus, und dann ist es nicht nöthig; oder Du bist ein Schuft, und dann hilft es zu nichts. Gieb mir die Hand darauf, daß Du nicht den Ort bezeichnest, wo Du aufgenommen warst! Mehr verlange ich nicht, denn mehr kannst Du als ehrlicher Mann nicht versprechen.""

„Ritter schlug rasch die Hand in die seinige. Es war ihm, als würden seine Augen naß; und als der Räuber dem Händedruck die Worte hinzufügte: „Ehrlichkeit währt am längsten!" welches ihm eine angewöhnte Redensart zu sein schien, kam diese selbst in seinem Munde dem Jünglinge ganz natürlich vor.

„„Du bist in schlechter Gesellschaft, Stephan!"" sprach er in einem so freundlich ergreifenden Ton, daß der Räuber seufzend das Auge zu Boden schlug.

Digitized by Google

„„Reden wir nicht davon!“ erwiederte er ruhig. „Dort siehst Du den Rauch eines Schornsteins; es ist das Haus des Amtsschreibers. Du siehst, daß ich Dir vertraue.““

Daß uns die zweite Erzählung (gleichfalls nach dem Dänischen) wenig angesprochen hat, haben wir schon oben geäußert. Mag an der Idee einer angebornen Verkehrtheit, an dem Judasbild rettungsloser Verworfenheit, Geschmack finden, wer da will; wir können es nicht.

Untersuchungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, als Staats- und Weltbürger. Von Ludwig Hoffmann, Appellations-Gerichtsrath zu Zweibrücken. Erster Band. Zweibrücken, 1830. G. Ritter.

Man erkennt in dem Verfasser mit Vergnügen einen Geschäftsmann, der so glücklich war, sich mit freierem Blick über die Sphäre seines individuellen Wirkens zu erheben, und der am Ende seiner Laufbahn die Resultate vielführiger historischer Studien und philosophischer Untersuchungen den Zeitgenossen mittheilt. Der Gegenstand des Werkes ist eine Revision der politischen Einrichtungen alter und neuer Zeit, die Aufstellung einer gesunden Theorie, der Kontrast des Bestehenden mit dem Ideal, und die Nachweisung der Mittel und Wege zur Ausgleichung der Differenz. Die Beziehungen der Gesetzgebung zu der fortschreitenden Kultur sind überall hervorgehoben; und, den Anforderungen unserer Zeit gemäß, wird es anerkannt, daß die Politik immer und vor Allem sich rechtfertigen muß vor dem Standpunkt der Humanität.

Wir sind geneigt, Untersuchungen dieser Art, wenn sie sich, wie die gegenwärtige, auch über das klassische Alterthum verbreiten, größeren Werth beizulegen, wenn sie von einem praktisch gebildeten Mann, als wenn sie von einem bloßen Gelehrten herrühren. Wir finden das günstige Vorurtheil in dem vorliegenden Fall bestätigt. Bedeutende Thatsachen werden in das gehörige Licht gestellt, kleinliche Erörterungen vermieden, und aus umfassender Sachkenntniß eine Reihe von Resultaten gezogen, die nicht dem Gelehrten Stoff zu endlosen Noten geben, sondern den Gebildeten ansprechen und befriedigen soll. Wer in diesem Sinn das klassische Alterthum auffaßt, der erwirbt sich ein Verdienst um die zahlreiche Klasse von Lesern, die sich für Politik interessirt, aber für einseitig gelehrte Untersuchungen weder Zeit gewinnen kann noch Geschmack.

Die erste Abhandlung giebt einen raschen Ueberblick über die Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse in alter Zeit; über die Verwirrung und das unselige Verkennen der beßten Menschenrechte im Mittelalter, dessen abstoßende Züge hier durch keine romantische Schattirung, durch keine moderne Sentimentalität beschönigt werden; und über die neueren Bestrebungen der Völker, einen geregelten Rechtszustand sich zu sichern. Hier sind, wie die Natur der Sache es erfordert, nur die allgemeinen Umrisse angedeutet, aber in bestimmter Zeichnung, die dem Zwecke genügt. Die zweite Abhandlung geht mehr ins Einzelne, und schildert, nach der Zeitfolge, die Verfassungen der bedeutendsten Staaten alter und neuer Zeit, mit ihren Modifikationen.

Es bieten sich bei diesen historischen Umrissen der interessanten Fragen so viele dar, daß es schwierig wird, eine vor allen andern herauszuheben. Indessen müssen wir uns auf eine einzelne beschränken, um unsere Bemerkungen über die Tendenz des Werkes daran anzuknüpfen. Wir wählen die Vergleichung des Rechtszustandes, der Kultur, und der Humanität, wie sie in den gepriesenen griechischen Freistaaten, und wie sie in der neuesten Zeit erscheinen.

Der Verfasser hat die Parallele nur angedeutet, nicht ausgeführt. Nach seinen Andeutungen können wir ihn wohl von unbedingter, aber nicht ganz von überwiegender Vorliebe für das Alterthum freisprechen. Wenn er recht mit ganzer Seele sich in der Darstellung der Athenischen Verfassung ergeht, ist es da nicht, als schwebte ihm das Motto des alten Geschichtsschreibers auf den Lippen, der sich frühern Ereignissen zuwendet, „um dem Anblick der Uebel, welche die letzte Zeit gesehen, wenigstens auf eine kleine Weile zu entgehen?“ Die einzige Ursache des Verfalls von Athen sieht der Verf. in der Abänderung der von Solon eingerichteten Demokratie; darin vornehmlich, daß Perikles die Gewalt des Areopag zu beschränken, und die Treue der Richter durch angewiesenen Lohn in Versuchung zu führen wußte. Dieselbe Klage hat, wie der Verf. bemerkt, schon Aristoteles geführt. Die Darstellung der politischen Verhältnisse von Athen, die der Verf. giebt, ist treu, und aus den Quellen geschöpft; aber wir bezweifeln, daß Athen, auch wenn die Verfassung unverändert fortbestanden hätte, die Stufe der geistigen und politischen Freiheit erreicht haben würde, die der Verf. als wirklich vorauszusetzen scheint: und noch mehr bezweifeln wir, daß der Kulturzustand von allen den Mängeln frei war, deren Abwesenheit der Verf. rühmt.

„Es gab, sagt der Verf., weder eine alleinseligmachende, noch eine Staatsreligion; jeder durfte denken und glauben, was er dachte und glaubte, nur mußte er sich enthalten, die im Lande eingeführten hohen Gottheiten öffentlich zu verachten. Es konnte also keine Religionskriege, keine Religionsverfolgungen, keine Ketzer, keine Märtyrer, — keine Proselytenmacherei, keine geistlichen Orden, keine Klöster, keine Mönche und Nonnen, keine Element und Ravaillac geben, keine Päbste und Fürsten, welche das Corps der Jesuiten errichteten, keine, welche es aufhoben und proscribirten, und keine, die es wieder einführten, mithin auch nichts von Allem dem, was fünfzehn Jahrhunderte lang die Menschheit mit namenlosem Elend, Schmach und Verworfenheit heimsuchte.“

Wir müssen bemerken, daß der Verf. nicht leicht in eine Tirade verfällt, wie diese. Aber diese ist auch ganz besonders unglücklich. Wird der Verf. im Ernst es läugnen wollen, daß etwas der Priestergewalt, selbst dem Princip der Inquisition Analoges vorhanden war? Die Beispiele sind zu zahlreich, und zu bekannt. Wenn Alkibiades, zu seinem Privatvergnügen, in einer Nacht sämmtlichen Hermensäulen auf Attischem Gebiet die Nasen wegschlagen ließ, so war das eine Art der öffentlichen Verachtung der Gottheiten, die wohl in keinem Staat einer polizeilichen Rüge entgangen wäre. Aber der Philosoph Diagoras wurde für das, was er dachte und glaubte, verfolgt, weil er nämlich einen Schritt weiter ging, und es herausſagte, ein Schritt, ohne welchen das Denken und Glauben freilich ziemlich unverfänglich bleibt; Epikur wurde schandbar verlästert; Aeschylus wurde nicht der Verachtung, sondern der dichterischen Bearbeitung von „Mysterien“ schwer angeklagt; und der vorsichtige Sokrates, der das Mögliche that, sich zu accommodiren, trank den Giftbecher. Und schweigt etwa die Geschichte von dem politischen Einfluß der Priester, und von diktirten heiligen Kriegen?

Weit scheinbarer ist ein andrer Punkt, in dem die Vergleichung, nach der Meinung des Verfassers, zum Vortheil der griechischen Freistaaten ausfällt. „Die Iliade Homer's wurde von den Rhapsoden von Tausenden mit Beifall declamirt und beklatscht, und trotz den darin enthaltenen anti-demokratischen (damals also revolutionären) Grundsätzen*), und sogar der Anerkennung

*) Nimmer Gedeih'n bringt Vielherrschaft: nur
Einer sei Herrscher,
Einer der Fürst, dem schenkte der Sohn des verborgenen Kronos
Scepter zugleich und Gesetze, daß ihm die Ueberwalt sei.
Voß' Iliade 2, 204.

Digitized by Google

eines „göttlichen Rechts der Könige" fiel es keinem Menschen von fünf gesunden Sinnen ein, darin eine Aufforderung zur Empörung zu wittern, im Sohne des Kronos einen Feind der Nation zu sehen, oder die Absicht des Dichters und Sängers, Haß gegen die legitime (demokratische) Regierung zu verbreiten." Und an einem andern Ort bemerkt der Verf. ganz richtig, daß vor Tiberius Niemand daran gedacht habe, einen Schriftsteller um seiner Werke willen zu verfolgen; während Tiber zuerst peinlichen Tadel zum Majestätsverbrechen gestempelt, und sogar den Cremutius Cordus habe belangen lassen, weil er in seinen Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte den Cassius den letzten Römer genannt. Auch wird nicht unrecht mit dem Namen des Tiberius der des Pabstes Alexander VI. in Verbindung gebracht, der die Büchercensur zuerst veranstaltet, und der dem Tiber auch darin gleicht, daß man von seiner moralischen Aufführung mit Anstand gar nicht reden kann.

Aber was folgt daraus für die Freiheit von Rede und Schrift in Athen? Bei genauer Untersuchung weiter nichts, als daß man das geschriebene Wort später beachtete, später verpönte, als das gesprochene. Das souveraine Volk von Athen wußte, so gut als irgend ein Autokrat, von seinen Ohren ferne zu halten, was es nicht gerne hören wollte. Ein Pröbchen mag genügen. In früherer Zeit war der Eintritt zum Theater frei gewesen. Aber der Andrang war groß, die Polizei schlecht; es setzte (sagt der Scholiast zum Demosthenes) häufig Schläge und sogar Wunden. Um dem Unfug zu steuern, wurde ein regelmäßiger Eintrittspreis festgesetzt; der ärmern Klasse sollten die zwei Obolen aus der Staatskasse gereicht werden. Und zwar wurden sie damit auf einen Theil der Staatseinkünfte angewiesen, der früher für den Sold der Bürger bestimmt gewesen war, die zur Kriegszeit im Felde dienten. Das Volk gefiel sich sehr in dieser Finanzoperation; es ging ein Gesetz durch, welches die Todesstrafe verhängte über Jeden, der den Vorschlag machen würde, die Summe den Schaulustigen zu entziehen, und ihrer eigentlichen Bestimmung wieder zuzuwenden. Und eine solche Wirthschaft will man uns rühmen? Den einen Teufel austreiben, auf daß er zurückkehre mit sieben andern, schlimmer als er selbst? — Uns ist nur ein einziges Beispiel aus der neuern Zeit bekannt, in dem eine Regierung es gewagt hat, etwas ähnliches als Gesetz auszusprechen: es ist die, auch vom Verf. aufgeführte, französische Ordonnanz von 1757, welche die Todesstrafe gegen Schriftsteller, Drucker, Buchhändler verfügte, deren Tendenz dahin gehe, die Geister in Aufruhr zu bringen. Im einen Fall wußte Demosthenes in einer meisterhaften Rede, (der ersten Olynthischen), deren Gewandtheit man noch mehr bewundern muß als ihre Kühnheit, den verpönten Vorschlag zu vermeiden, und das Ziel doch zu erreichen; im andern — bereitete sich im Stillen durch Schriften, durch die proscribirten Ideen, die Revolution vor.

Wenn man im griechischen Alterthum nicht an die Bücherverfolgung dachte, so beweiset dieß nicht, daß es keine „kleinen Menschen," sondern nur, daß es nicht viele „kleine Schriften" gab. *) Denn die erste Einführung von Zwangsmaaßregeln gegen die freie Schrift und die freie Presse, was war sie anders, als die unfreiwillige Huldigung, die, nach ihrer Weise, die Finsterniß dem Lichte darbringt, die laute Uebermacht den ruhigen Ideen, die aufgeschreckte Täuschung der siegenden Wahrheit? Wir reden zunächst von den Verfolgungen unter Tiber, von der Censur unter Alexander VI. Alle Anzeichen der Zeit, innere und äußere, sprechen dafür, daß es mit dem System vorüber ist, oder daß es ein Ende nehmen wird in aller Stille. **) Wird das englische Ministerium sich noch einmal dem bittern Spott aussetzen wollen, der über seinen unblutigen Krieg mit dem Morning Journal ausgegossen worden? Der Redacteur freilich sitzt in Newgate, und knirscht; der Eigenthümer wird die Proceßkosten bezahlen; aber Wellington hat ihm die Avertissements seines Journals in allen europäischen Zeitungen bezahlt, und die kosten, zumal in England, viel Geld. Oder blicken wir nach Frankreich; die Kammer ist aufgelöset; aber man hat es nicht versucht, die Presse zu beschränken. Sollten wir Anstand nehmen, unsre Wünsche hinsichtlich der bestehenden deutschen Censur auszusprechen? Warum? Wir halten die Furcht vor der Censur für ein weit größeres Uebel als die Censur selbst. Was wir wünschen, ist ein Gesetz wider die Preßvergehen; ein klares, bestimmtes, strenges, Gesetz; ein Gesetz, durch welches weder der muthwillige Verläumder der verdienten Strafe, noch dem absichtslos Gekränkten die volle Genugthuung entzogen würde. Freilich wünschen wir O'Connels Klausel darin aufgenommen zu sehen: daß erwiesene Wahrheit kein Libell ist, noch für ein Libell gelten soll. Welcher Rathgeber eines Fürsten möchte wohl der erste sein, zu erklären, daß ein solches Gesetz, wenn es vorhanden wäre, nicht genügt — einzugestehen, daß er nicht die Würde der Regierung, nicht die Ehre der Privatpersonen gesichert, sondern nur die Verantwortlichkeit der Minister vermindert zu sehen wünscht? Und welcher rechtskundige Staatsmann würde Lust haben, seine Unfähigkeit zu bekennen, ein solches genügendes Gesetz zu entwerfen? Was die Censur soll, — eine Garantie geben wider Preßvergehen — das vermag sie, in den besten Händen, nicht immer zu erreichen; das wird der erfahrenste Censor am leichtesten zugeben. Was die Censur manchmal bewirken kann — die gesetzlose Willkür zu schützen — das soll sie nicht; wir möchten keiner Regierung zutrauen, daß sie das will. Es handelt sich um Thatsachen; denn die leichtfertige, lächerliche Anschuldigung, daß sie den Ideen den Krieg erklären wolle, wird jede vernünftige Regierung leicht durch die That widerlegen. Wir wollen nicht fragen, wie Viele sind es, die das Fortbestehen der Censur wünschen: die Partei möchte über ihre eigene geringe Anzahl erschrecken. Aber wie Viele sind es, die auch nur daran glauben, daß in zehn Jahren eine Regierung die Censur noch für nöthig halten wird? Und — um auf unsere Parallele zurückzukommen — nicht um alle Schätze des klassischen Alterthums, nicht um alle Herrlichkeit der Solonischen Demokratie, würden wir die freie Presse geben, durch Gesetze wider den Mißbrauch garantirt, sei es nun in einer Republik, oder in einer konstitutionellen Monarchie.

Auf die Darstellung des Rechtsverfahrens in Athen und in Rom hat der Verf. besondern, und sehr verdienstlichen Fleiß verwandt. Aber a... hier sind uns einige Punkte aufgefallen, in d... ... was die Zweckmäßigkeit des Verfahrens betrifft, nicht übereinstimmen können. Der Verf. scheint die große Anzahl der Richter in bedeutenden Kriminalsachen gutzuheißen. Die Gesammtzahl bestand in solchen Fällen, wie er selbst anmerkt, aus 1001; Demosthenes plaidirte gegen den Dinarch vor 1500 Richtern; und von 559 ward Sokrates zum Tode verurtheilt. Wer die Schwierigkeiten kennt, die man in England fast bei jeder Assise findet, auch nur zwölf Geschworne zu treffen, von denen Keiner

*) Il n'y a que les petits hommes, qui redoutent les petits écrits. *Beaumarchais.*

**) Wir haben uns, im Vorbeigehen gesagt, in des Verfassers Entwicklung der schwedischen Verfassung neulich nach einer Darstellung der Verordnungen über die Presse umgesehen. Der Rya Argus hat neuerdings, wie unsern Lesern bekannt ist, bittere Klage geführt über die irrigen Ansichten, die darüber im Ausland im Gange sind. Anstatt die hamburgischen Blätter, lächerlicher Weise, der absichtlichen Fälschung anzuklagen, hätte der Redacteur etwas Besseres thun können, und könnte es noch thun, wenn er eine klare, durch Dokumente beglaubigte, Darstellung der bestehenden Verordnungen und der neusten Vorgänge an's Licht stellen wollte. Er könnte darauf zählen, daß man eine solche Darstellung auch in Deutschland mit Dank aufnehmen, und daß es ihr an Publicität nicht fehlen würde.

Digitized by Google

eine Ausrede vorbringt, wer von ähnlichen, wenn auch geringeren Schwierigkeiten in den preußischen Rheinprovinzen gehört hat, der wird, wenigstens in unsern Tagen, an die Anwendbarkeit solcher Einrichtungen nicht denken.

Ferner rühmt der Verf. die Privilegien des Areopag. „Der Areopag war in einer Beziehung auch Gesetzgeber: eine höchst bemerkenswerthe Mordnung! Er war nämlich bei Zutheilung der Strafen an kein Gesetz gebunden, weil die Ursachen, Veranlassungen und Triebfedern der Handlungen außer aller menschlichen Berechnung liegen, keiner Klassifikation fähig, und noch weniger zu tarifiren sind; weil die verbrecherische Absicht nur Sache der Beurtheilung der Umstände ist, die kein Gesetz vorschreiben, und so viele Grade hat, daß sie kein Gesetz genau bestimmen kann, mithin ein gesetzlicher Beurtheilungs-, Imputations- und Straftarif baare Abgeschmacktheit mit sich führt, die des großen Solon unwürdig gewesen seyn würde. So wissen wir aus Aristoteles' moralischen Schriften, daß eine Frau, die ihrem Manne einen Liebestrank gab, um ihn an sich zu fesseln, woran aber der Mann starb, freigesprochen wurde, weil sie mehr unglücklich als schuldhaft sei. Andere Schriftsteller erzählen, daß eine Frau ihren Mann und Sohn ermordete, weil beide ihren Sohn erster Ehe ermordet hatten. Dolabella, der Römische Proconsul in Asien, der Richter über diese Frau, war unschlüssig, und — von der Weisheit des Areopag unterrichtet — überließ er diesem die Entscheidung des Falls. Der Areopag erkannte, daß Beide, der Ankläger und die Beklagte, in hundert Jahren wieder erscheinen sollten. So hätte auch wohl Salomo entschieden, aber kein französisches — Parlament; so die englische Jury, aber nicht der Senat zu Sparta und zu Rom."

Uns scheint eine so unbedingte Vollmacht in den Händen eines Gerichtshofes unnöthig und bedenklich. Unnöthig wird sie durch ein in humanem Sinn abgefaßtes Gesetzbuch. Rücksichten der Humanität, der Billigkeit zu nehmen, ist allerdings Pflicht des Richters, und es ist zu wünschen, daß seine Vollmacht ihn dazu berechtigt; aber es ist dieß in demselben Maaße, und früher, Pflicht des Gesetzgebers. Nur wenn ein Gesetz mit unverhältnißmäßiger Härte leichtere Vergehen bestraft — Vergehen z. B. gegen das Eigenthumsrecht mit dem Tode — nur dann wird der Gerechtigkeit selbst durch den aus freier Willkür gemilderten Richterspruch in allen Fällen Gewinn entsprießen. Aber ein solches Gesetz zerstört seinen eigenen Zweck. Wer kennt nicht wenigstens einige der beinahe zahllosen Fälle, in denen eine englische Jury den Beklagten „Nicht Schuldig" fand, nicht, weil sie ihn des Vergehens freisprechen wollte, sondern weil sie nicht glaubte, daß das Vergehen die gesetzliche Strafe verschuldet habe. In solchen Fällen muß Milderung eintreten; aber die zweckmäßigste, die nothwendigste Milderung; nämlich durch die Modifikation des Gesetzartikels. In diesem Sinn werden wir die Abschaffung der Todesstrafe für Fälschung (forgery) in England, die nach dem neulichen Beschluß des Unterhauses zu erwarten steht, zu den erfreulichsten Thatsachen der neuern Rechtsgeschichte zählen.

Eine gesetzgebende Gewalt in den Händen des Richters, wie der Verf. an dem Institute des Areopag rühmt, erscheint uns bedenklich; denn sie öffnet der Willkür ein unbegränztes Feld.*) Auch die Klage über das Absurde der „Tarifirung", wenn gleich von keiner geringern Autorität als der des hochverdienten Feuerbach unterstützt, scheint uns in der Allgemeinheit, in der der Verf. sie ausgesprochen hat, zu weit zu führen. Daß sie nur nicht von Uebelwollenden dahin gedeutet werde: man möge immerhin die Mängel des Gesetzbuchs unangetastet lassen: in der Anwendung werde schon nachgeholfen werden. Die Bestimmung eines Maximum und Minimum der Strafe wird wohl am sichersten auf der einen Seite den Vorwurf der Tarifirung, auf der andern den der Willkür abwenden. Die Hauptsache bleibt immer, daß die öffentliche Meinung aufgeklärt, und dadurch die Reform der Gesetzbücher vorbereitet wird. Auf diesem Wege ist die oben erwähnte Reform in England gefördert worden. Und wenn auch Sir James Mackintosh, der die Maaßregel im Unterhause mit philosophischer Klarheit entwickelt und mit schlagender Beredsamkeit durchgeführt hat, jetzt noch gezwungen war, einen Punkt (den der Testamentsfälschung) dem bestehenden Vorurtheil aufzuopfern, so darf man doch hoffen, daß auch dieses Vorurtheil niedergekämpft werden, und daß, früher oder später, durch gänzliche Abschaffung der Todesstrafen die Humanität einen Sieg feiern wird, den das Zeitalter ihr längst schuldig war. Denn — um mit diesem Glaubensbekenntniß die Anzeige eines Werks zu schließen, das in seinen Grundzügen unsern Glauben bestättigt — was wir vor dem Alterthum voraushaben, das ist, daß die Intelligenz Gemeingut des Volkes wird; es ist die Hoffnung, jede Reform an's Ziel geführt zu sehen, wenn auch langsam, doch sicher, durch das Fortschreiten der öffentlichen Meinung.

*) Genau betrachtet, folge daraus eine Gesetzgebung für den speciellen Fall, ein rückwirkendes Gesetz; der Gerichtshof wird zum Court of Equity, und es entspringe eine unabsehbare Reihe von Rechtsvorgängen.

Novitäten.

Klumpp: Die gelehrten Schulen. 2e Abtheilung. Stuttgart, Steinkopf. 1 Thlr.

Gleig: Soldatenleben. Aus dem Engl. 2 Bände. Leipzig, Knobloch. 1 Thlr. 16 ggr.

Agnes Franz: Volkssagen. Wesel, Klönne. 1 Thlr. 8 ggr.

Brandes: Vorlesungen über Naturlehre. 1r Theil. (5 Kupfer) Leipzig, Göschen. Complet in 2 Bänden 4 Thlr. 16 ggr.

K. O. Müller: Archäologie der Kunst. Breslau, J. Max. 2 Thlr 12 ggr.

Die Kritischen Blätter sind bestimmt, eine raisonnirende Uebersicht des Neuesten in der Literatur zu geben — in der Art, wie dieß wohl für England durch die Londoner Literary Gazette, für Deutschland aber bis jetzt, wenigstens durch die Literaturzeitungen, noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschließung aller rein wissenschaftlichen Untersuchungen, werden nur solche Werke zur Sprache gebracht werden, für deren Inhalt man bei jedem Gebildeten einiges Interesse voraussetzen darf. Die Redaction wird es sich zum Geschäft machen, die Tendenz eines Buches und den Standpunct des Verfassers mit kurzen Worten zu bezeichnen, und sofort durch Aushebung von Thatsachen, oder durch Mittheilung von Auszügen, den Leser von dem Hauptinhalt und der Art der Darstellung in Kenntniß zu setzen.

Die Journalistik gilt der Redaction für ein viel zu bedeutendes Feld der Literatur des Tages, um nicht von einzelnen Erscheinungen derselben von Zeit zu Zeit Veranlassung zu nehmen, auf den Geist der Journale und das Fortschreiten der öffentlichen Meinung hinzuweisen.

Von ausländischen Werken wird nur dann Notiz genommen werden, wenn sie mit deutscher Literatur und deutschen Verhältnissen in irgend einer Beziehung stehen, oder dafür einen bestimmten Vergleichungspunct darbieten.

Der Begründung von Thatsachen wird natürlich größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als der Beleuchtung von Meinungen. Wenn indessen die letztern von allgemein praktischem Interesse sind, so wird ihnen die gebührende Beachtung zu Theil werden.

Das Feld der schönen und der „unterhaltenden" Literatur versprechen wir nicht, nach allen Richtungen hin abzuschreiten. Aber was anziehend am Wege, und was auf den Höhen erscheint, soll, so viel an uns ist, unsern Lesern nicht entgehen.

Von diesem Journal wird jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. (In London von Koller und Cahlmann, Soho Square.) Vierteljährliches Abonnement 2 ℛ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

(VARNHAGEN)

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

2. Hamburg. Montag, den 12. July. **1830.**

Inhalt.

Fétis: die Musik ..... Seite 9
Salfi: Das italienische Lustspiel ..... " 11
Löwenigh: Reise nach Spitzbergen .... " 12
Kurz: Chinesische Literatur ..... " 13
Bohemus: Karlsbad und Teplitz ..... " 14
Novitäten ..... " 16

Die Musik. Anleitung, sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, um über alle Gegenstände der Musik richtige Urtheile fällen zu können. Handbuch für Freunde und Liebhaber dieser Kunst, von Karl Blum. Nach dem Französischen Werke des Herrn Fétis: La musique mise à la portée de tout le monde. Berlin, 1830. Schlesinger.

Lasse Niemand durch den Titel sich abschrecken. Im Original lautet er noch verfänglicher. Man höre: Exposé succinct de tout ce qui est nécessaire pour juger de cet art, et pour en parler sans l'avoir étudié. Und doch spricht hier kein Charlatan; sondern ein Professor der Musik am Pariser Conservatoire. „Also ein Mann, der da redet wie ein Buch." Keineswegs; denn darin eben besteht Hrn. Fétis' Verdienst, daß er für alle Welt schreibt, und doch weder Charlatan ist noch Pedant.

Lohnt es sich überall der Mühe, für Dilettanten und für Laien zu schreiben? Kann an ihrem Urtheil dem Künstler etwas gelegen sein? Wir glauben, ja; und so oft auch der Stolz der Künstler, der Hochmuth der Kunstkenner, die Frage verneint hat, so scheint uns dabei immer eine irrige Ansicht von der Bedeutung der Kunst zu Grunde zu liegen.

Die Kunst ist nicht für die Künstler allein vorhanden, auch nicht für die Kunstkenner. Sie entspringt der Phantasie, und spricht durch die Sinne zum Gefühl. Ihre Quelle ist die Begeisterung, ihr Ziel der Genuß. Freilich eine Begeisterung für das Schöne; freilich ein Genuß, der den Menschen veredelt. Aber um so mehr soll er und kann er das Gemeingut Aller werden. Der Schöpferkraft des Genies entspricht das Maaß der Wirkung. Was am tiefsten gefühlt ist, wird im weitesten Kreise nachgefühlt. So das Ergreifende des lebendigen Wortes, das Fesselnde der schönen Form, das Hinreißende der Melodie.

Wie das schaffende Genie, so ist der Sinn für die Kunst von der Kenntniß der Regeln unabhängig. Aber diese Kenntniß erhöht bei dem Künstler die Kunstfertigkeit, bei dem Dilettanten den Kunstgenuß. Sie läutert den Geschmack, sie begründet das Kunsturtheil. Vergessen wir nur nicht, daß der Kunstgenuß das Ziel ist, das Kunsturtheil ein Mittel zum Ziele zu gelangen.

Ferne sei es von uns, Herrn Fétis für diese unsre Ansicht verantwortlich machen zu wollen. Wir wünschten bloß den Standpunkt anzudeuten, von dem wir seine Arbeit in's Auge fassen, von dem sie uns werthvoll und zeitgemäß erscheint. Sollten wir unsre Ansicht dem speciellen Fall der Musik anpassen, so würde sie dahin gehen. Eine Melodie kann gesungen, sie kann tausend und tausendmal nachgesungen werden und nachempfunden,*) ohne Kenntniß der Regeln. Aber ein gewisses Maaß von theoretischer Kenntniß ist unumgänglich nothwendig zu der Erfindung sowohl als zu dem Genuß der Harmonie.

Zur Erwerbung dieser Kenntnisse, sofern sie den Kunstgenuß fördern, und das Kunsturtheil bilden, kennen wir keine zweckmäßigere Anleitung, als die des Herrn Fétis. Er schreibt mit Geist und Geschmack; seine Darstellung ist belebt und lichtvoll; daß sie das auch in der deutschen Nachbildung geblieben ist, ist kein geringes Verdienst des Uebersetzers. Herr Fétis hält in seinen Anforderungen Maaß und Ziel. Er hat es recht gut eingesehen, daß der Musiker sich bei dem Publikum nicht durch die Masse der Schwierigkeiten legitimirt, die er überwunden, sondern durch den Effekt, den er, gleichviel mit welchen Mitteln, erreicht hat. Die Beurtheilung der erstern gehört dem Kunstrichter an, der Genuß des letztern dem gebildeten Kunstliebhaber.

Bis zu welchem Punkt der Verf. das Kunsturtheil der Dilettanten zu führen wünscht, wird man aus dem Nachfolgenden ersehen: —

„Man sagt freilich, daß es nicht nöthig sei, alles zu prüfen, um das Angenehme oder Mißfällige einer Melodie zu beurtheilen, daß es sich leichter fühlen als beschreiben lasse. Das ist unbestreitbar, aber welcher Schluß geht daraus hervor? Daß Jeder seine individuelle Meinung sagen darf, ob diese oder jene Melodie ihn anspreche oder nicht — keineswegs aber berechtigt sei, ohne Sachkenntniß über ihren Werth ein Urtheil zu fällen. Gott verhüte, daß dazu nöthig sei, die Takte zu zählen, den Einschnitt und Rhythmus zu prüfen — eine solche Arbeit ist deßjenigen unwürdig, der sein Ohr gebildet hat; aber um dies zu bilden, muß man arbeiten, und hierzu ist nur Aufmerksamkeit nöthig, ohne daß man bei der Wissenschaft erst um Hülfe zu bitten braucht. — Warum will der Liebhaber, statt sich bloß dem Vergnügen zu überlassen, welches ihm das Anhören einer Arie, eines Duetts verursacht, ein Vergnügen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben weiß, sich nicht entschließen, seine Bestandtheile zu zergliedern, zu erforschen streben, warum dem so ist. Anfänglich wird diese Arbeit sein Vergnügen vielleicht stören, aber die Gewohnheit wird unvermerkt in ihre Rechte treten, und bald wird kaum mehr einige Aufmerksamkeit dazu gehören. Was vorher als trockene Berechnung erschien, wird bald einem leichten Urtheile und mit ihm einer Quelle des Genusses das Dasein geben.

„Noch eine Meinung hört man nur zu oft, und die, eben weil sie zu so vielen Zweifeln Anlaß geben kann, der Widerlegung bedarf. „„Hütet euch vor zu vielem Grübeln, vor zu vieler Wissenschaft, sie trübt den Genuß, die Kunst erfreut nur, wenn ihre Effekte uns überraschen, sucht keine Kenntniß, ihr werdet über euer Urtheil das Gefühl und den Sinn verlieren!"" All dieses Geschwätz stützt sich auf den philosophischen Lehrsatz:

„Wahrnehmen, heißt fühlen; vergleichen, heißt urtheilen."

Aber man bedenkt nicht, daß die Vervollkommnung des Gehörs, das aus der Beobachtung der Wirkung der Töne hervorgeht, nur ein Mittel ist, um richtiger, musikalischer wahrzunehmen und solchergestalt die Zahl unserer Genüsse zu vermehren. Deshalb ist Aufmerksamkeit und Sorgfalt auch dem Liebhaber der Tonkunst zu empfehlen, denn ein unvollkommnes Wissen kann ihm wenig nützen. Jeder will über Musik urtheilen, der Eine glaubt sich durch blinden Instinkt dazu berechtigt, ein Andrer übereilt sich — während ein dritter mit geläutertem Geschmack

*) Il cantur, che nell' anima si sente.

Digitized by Google

und Ueberlegung seine Meinung spricht. Wer wird nicht dem Letzteren den Sieg zugestehen?"

Die Anwendung auf die Beurtheilung einer Oper wird dieß noch deutlicher machen.

„Die erste Sache, die der Prüfung unterliegt, wenn es die Beurtheilung einer Oper gilt, ist der Gegenstand des Drama selbst. Ist dieser historisch, so kann man gleich erkennen, ob die Ouvertüre analog dem Charakter des Stoffes ist; ist das Sujet der Oper phantastisch, so kann man freilich nur urtheilen, ob sie angenehm und gut gearbeitet ist, oder nicht. Angenehm? Hierüber glaubt alle Welt ein Urtheil zu haben. Gut gemacht? — Da möchte man auf Schwierigkeiten stoßen. Die gute und schlechte Arbeit eines Tonstücks hängt von der Ordnung und Folge der Ideen ab. Eine Ouvertüre kann reich an Gedanken, und schlecht in ihrer Behandlung sein, denn wenn die erstere ohne Verbindung dastehen, ermüden sie, ohne einmal dem Ohre angenehm zu erklingen. Es giebt musikalische Phrasen, deren Angenehmes nicht auf das erste Mal begriffen wird, und die man öfter hören muß. Wenn indessen ein Tonstück viel dergleichen Phrasen hätte, und Alle zu ihrer Auffassung mehrere Wiederholungen bedürften, so würde das die Länge dieses Tonstückes, abgesehen von der Schwierigkeit, alle im Gedächtniß zu behalten, sehr ausdehnen. Hieraus erfolgt der Schluß, daß ein gutes Tonstück keinen Ueberfluß an solchen Phrasen, sondern deren nur eine kleine Anzahl haben muß, die mit Geschicklichkeit entworfen, mit Gewandtheit dem Ohre wieder zugeführt werden müssen. Wenn diese Phrasen sich stets auf eine und dieselbe Weise dem Ohre vorführten — würde die Langeweile eine unausbleibliche Folge sein. Eine Ouvertüre wird also gut gearbeitet sein, wenn sich diese Gedanken in veränderter Form der Instrumentation und Reichthum der Harmonie so gestalten, daß dem Componisten zum Schlusse des Tonstücks mit ihrer Beibehaltung noch frappante Modulationen zu Gebote stehen, die, gerade am Ende angebracht, einen Effekt hervorbringen werden, der, in der Mitte des Musikstückes genutzt, dem Schlusse schaden würde, indem der Grad der Steigerung von selbst wegfiele.

„Einmal mit diesen Dingen bekannt, und mit dem Willen, in ihre Einzelnheiten eingehen zu wollen, wird sich die Unbestimmtheit in unsern Urtheilen bald verlieren, und einer sichern Meinung über ein Tonstück weichen. Man wird, ohne Musiker zu sein, freilich nie dahin gelangen, die Accordenfolge schnell zu unterscheiden, verwickelten Harmonieen und Modulationen rasch zu folgen, ihre anmuthigen Führungen von ihren Fehlern zu trennen, aber man wird auf der andern Seite wenigstens seine Genüsse bei Anhörung eines Musikstückes vermehren, auch ohne zu jenem Grade positiver Kenntniß gelangt zu sein.

„Wenn bei Anhörung einer Arie oder eines Duetts sich unserer eine gewisse Kälte bemeistert, ist diese nicht immer Folge der Composition, sondern auch oft der dramatischen Situation. Daher kommt es, daß viele Musikstücke mehr im Zimmer, als auf der Bühne gefallen, wo sie die Handlung vielleicht aufhalten; abgesehen davon, daß solchen Arien oder Duetts auch möglich irgend ein belebender, entsprechender musikalischer Gedanke fehlen kann. Das erste ist also bei einem scenischen Tonstück — seinen dramatischen und dann den eigentlichen Musikwerth desselben zu beurtheilen. Der Musikwerth kann bei einem solchen Tonstück immer bedeutend sein — aber ihm fehlt in der Oper die rechte Stelle; es giebt Componisten, denen der Genius, den eine rein scenische Musik erfordert, ganz fehlt, und welche der erhabensten Gedanken mächtig sind, während andere Componisten mit oft gewöhnlichen Ideen auf der Bühne einen außerordentlichen Effekt erreichen. Hier zu unterscheiden, ist der schwierigste Punkt der Kritik, denn man muß in diesem Fall oft den mächtigsten Eindrücken, die uns beherrschen, widerstehen, und selbst Musiker scheitern zuweilen in ihrem Urtheile. Ist man, was das scenische Verdienst betrifft, mit seiner Meinung im Klaren, so geht man zur Beurtheilung der Musik, und zwar ihres in sich bestehenden Werthes über. Abwechselung in ihren Formen ist bei dieser eine Hauptbedingung, und muß das erste Augenmerk des Beurtheilenden sein.

„Was die Melodie anbelangt, so ist diese Sache des Genie's, ihre Bedingnisse sind: zu gefallen und zu erregen; vorausgesetzt, daß der Rhythmus und der Periodenbau in ihnen regelmäßig sich gestaltet, gehört das Uebrige dem Reiche der Phantasie an. Schwer, fast unmöglich ist es, Allen zu genügen; der Beifall des größeren Theiles der Zuhörer entscheidet hier und eine Melodie feiert ihren Triumph, wenn sie von Volk zu Volk eilt, denn mittelmäßigen Gesängen wird nie diese Ehre zu Theil."

Im ersten Abschnitt seines Werkes handelt Herr Fétis von dem Stoff und den Mitteln der Musik im Allgemeinen; von der Bezeichnung der Töne, von der Intonation, der Dauer, der Intensität, dem Ausdruck. Im zweiten Abschnitt geht er über zur Folge der Töne und ihrem Zusammenklang (Melodie und Harmonie); zur Anwendung der Stimme, und zur Beschreibung der verschiedenen Instrumente; zu der Form der Gesang- und Instrumentalstücke (Kirchenmusik, Opernmusik, u. s. w.). Der dritte Abschnitt (ein sehr lesenswerther und unterhaltender) handelt von der Ausführung, und giebt Notizen und Anekdoten über ausgezeichnete Sänger, Violinspieler, u. s. w. Der vierte und letzte Abschnitt beschreibt die Vorurtheile der Unwissenden und die der Gelehrten (interessant — ist doch der Verf. selbst „in Arkadien geboren"); er charakterisirt die Poesie der Musik, und schließt mit der Analyse der Empfindungen, die die Musik hervorbringt.

Die zahlreichen Freunde des Klaviers werden uns Dank wissen, wenn wir zum Schluß noch einen Auszug für sie hersetzen: —

„Die Veränderungen, die der Geschmack und die Mode auf das Piano geübt, kann man in drei Epochen theilen.

„Die erste begreift den gebundenen Styl, wo beide Hände vier- oft fünfstimmig ein Tonstück harmonischer als melodischer durchführten, in sich. Diese endet mit Sebastian Bach, der unerreichbar bleibt. Um in diesem Systeme glänzen zu wollen, mußte man tüchtiger Harmoniker sein, und die Finger vollkommen in seiner Gewalt haben, um die Bindungen und Versetzungen gehörig auszuführen. Nur wenig Pianisten sind jetzt im Stande, eine Musik von Bach oder Händel zu spielen. Die zweite Epoche beginnt mit Carl Philipp Emanuel Bach, und in ihr sprach sich schon das Bedürfniß aus, durch die Melodie gefallen zu wollen. Die Verbindungen der Tonleitern führten sich ein, angenehmer Gesang, und alle die kleinen Züge, die seit sechszig Jahren der Typus aller Pianisten waren. Dieser Styl, bloß mit dem Ausdrucke, weniger mit der Harmonie beschäftigt, war leichter, als der erste. Ihm folgten Mozart, Müller, Beethoven, Düsseck, Clementi und des letzteren Schüler, als Cramer und Klengel. Die dritte Epoche fing mit Hummel und Kalkbrenner an, und diese großen Virtuosen haben, indem sie das Gute der früheren Epoche beibehielten, den Styl des Piano mit einer Menge der überraschendsten Züge bereichert, als die Fertigkeit, die entfernten Intervalle zu greifen, und die Einführung neuer, harmonischer Wendungen. Ihre Spielweise, ganz neu und abweichend, warf das ganze frühere System über den Haufen, und so, wie nichts stehen bleibt, was einmal im Fortschreiten begriffen ist, so säumte einige Jahre später Moscheles nicht, noch die Schwierigkeiten zu überbieten, die Jene geschaffen. Dieser ausgezeichnete Künstler vereinigt ebenfalls alle Eigenschaften eines Virtuosen; Festigkeit, Biegsamkeit der Finger bis zur Bewunderung, weiß er dem Ausdrucke zu verbinden. Herz und Schunke reihten sich diesem

Digitized by Google

Virtuosen an, und der Letztere weiß seinem Spiele eine neue Art von Originalität noch außerdem beizumischen. Mit einem Worte, es geht dem Pianospiel fast wie der Tanzkunst. Bewunderung, Erstaunen zu erregen, heißt Piano spielen, weniger Gegenstand der Theilnahme, ist es der des Vergnügens geworden. Nicht der Gedanke — nur der Mechanismus macht Alles. Schon hat man das Lächerliche dieses Treibens eingesehen, und Moscheles, dem Ueberwinder aller Schwierigkeiten, gebührt der Ruhm, zuerst inne gehalten, und den Ausdruck, das Gefühl, den Tour de force, vorgezogen zu haben. Kalkbrenner und Hummel haben dem Strome stets widerstanden, und somit ist es wahrscheinlich, daß durch diese drei Virtuosen die Kunst des Pianospiels wieder ihres Ursprungs würdig sich gestalten wird."

Historisch-kritischer Versuch über das italienische Lustspiel; von Professor F. Salfi. Nach dem Italienischen, von Alfred Reumont. Aachen und Leipzig. 1830. J. A. Mayer.

Die Kenntniß des italienischen Dramas, insbesondere des Lustspiels, ist bis jetzt in Deutschland auf eine auffallende Weise vernachlässigt worden. Nicht nur haben englische und französische Muster abwechselnd auf der deutschen Bühne geherrscht; sondern es ist selbst auf die Nachbildung spanischer Theaterstücke ungleich mehr Fleiß und Talent verwendet worden. Das war das Werk einer kritischen Schule, deren Einfluß zum mindesten jetzt nicht mehr im Zunehmen begriffen ist.

Wir wünschen, daß dem Uebersetzer sein Versuch gelingen möge, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums für das italienische Lustspiel in Anspruch zu nehmen. Wohlberechnete Bearbeitungen für die Bühne würden freilich in einem weiteren Kreise wirken, als ein „historisch-kritischer Versach;" indessen wird auch der letztere sein Ziel nicht gänzlich verfehlen.

Professor Salfi bekennt sich zu einer klaren und verständigen Theorie, die man aber in Deutschland etwas nüchtern finden wird. Er will Charakterzeichnung und Intrigue; er will nicht bloß die amüsante, sondern auch die sittliche Tendenz; aber von der berühmten Selbstvernichtung des Endlichen, und andern schönen Sachen, aus denen das Wesen der Komödie konstruirt werden soll, haben wir in dem Büchlein kein Wort gefunden. Vielmehr ist der Verf. sehr bestimmt in der Opposition gegen alle romantischen, alle phantastischen Anklänge; unter den deutschen Kritikern am meisten gegen A. W. von Schlegel. Man wird es dem gebildeten Italiener nicht verargen dürfen, wenn er die Harmonie seiner Muttersprache gegen einen Fremden nicht ohne Indignation in Schutz nimmt. „Die imitative Harmonie," sagt er, deren Beispiel Petrarca und vor Allen Dante gegeben, wurde von Pavini und noch mehr von Alfieri zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht. Und diesem Letzteren hat ein Deutscher*) den Sinn für Harmonie abzusprechen und ihn anzuklagen gewagt, er zerreiße ihm das Trommelfell durch seine Dissonanzen." Aber mit einer nicht zu billigenden Animosität weiset er Schlegel's Aeußerungen über Goldoni zurück. „Bei so vieler Originalität, die seine Lustspiele immer gleichsam neu erscheinen, und selbe immer mit demselben Interesse lesen und empfangen läßt, findet Schlegel jenen Reichthum der Erfindung nicht, der den bedeutenden Ruhm eines Autors sichern kann. Er hätte gewiß alle jene Ausschweifungen gewünscht, welche allein er als wahrhaft poetisch betrachtet, und welche Goldoni im Gegensatz es sich zur Aufgabe machte, als des Theaters und des guten Geschmacks unwürdig von sich zu weisen. Derselbe Schriftsteller macht Goldoni den Vorwurf, seine Sittendarstellungen gingen nicht aus der Sphäre des Täglichen hinaus, und er stelle das menschliche Leben nur oberflächlich dar, als wenn es zum guten Lustspiel gehörte, Sitten und Zeiten zu schildern, die man nicht kennt. Ich muß gestehen, ich ziehe in dem Lustspiel das Gemälde der Sitten und der Zeit vor, sei es, um über die von ihm nachgeahmten Originale zu lachen, sei es zur Bewahrung vor den Lastern, deren Gebrechen und Folgen wir hier erblicken." Man braucht nicht Deutscher zu sein, um in den von uns unterstrichenen Worten einen höchst ungerechten Vorwurf zu finden.

Des Professors dramatisches Ideal ist Goldoni, und dessen neuester und glücklichster Nachahmer, Alberto Nota. **) Dieser ist in Deutschland so wenig gekannt, daß wir mit Vergnügen den biographischen Notizen über ihn hier eine Stelle einräumen.

„Alberto Nota war gegen das Ende des Jahres 1775 in Turin geboren, und stammte von angesehener Familie. Frühe verlor er sein Vermögen und seinen Vater, der dasselbe verschwendet, und blieb der Sorgfalt seiner Mutter und einer ihn zärtlich liebenden Tante überlassen. Letztere ließ ihn bisweilen Scenen Goldoni's im Vereine mit jungen Verwandten wiederholen, und seine Mutter, der französischen Sprache mächtig, setzte ihn bald in Stand, Molière zu lesen. Der Knabe gewann diese beiden Schriftsteller dermaßen lieb, daß er beständig die Auftritte, die ihm am meisten gefielen, auswendig lernte und spielte, bis er sie auf einem kleinen in seinem Hause errichteten Theater aufführte, wo er seine kleinen Spielgenossen um sich versammelte. Diese, bei Anderen vielleicht gleichgültige, kindische Unterhaltung, diente bei dem jungen Alberto zur Entwickelung seines wahren Berufs. Er war noch nicht zehn Jahre alt, als er eine Art von Drama entwarf, und mit seinen Freunden aufführte, und, kühner gemacht, schrieb er, vierzehn Jahre alt, ein fünfaktiges Lustspiel. Seine ersten, gespielten Versuche waren La Marchesa di Gange und Il Primogenito ed il Cadetto. Ich führe diese frühesten, selbst vom Verfasser verworfenen dramatischen Produktionen nur an, um zu zeigen, wie beschwerlich eine solche Bahn selbst für solche ist, welche von der Natur dazu bestimmt sind.

„Nachdem der Jüngling sich viel mit dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften beschäftigt, studirte er die Rechte, und bekleidete zuerst (1803) zu Turin, und dann (1811) zu Vercelli ein öffentliches Amt. Seine Amtsgeschäfte, wenn sie ihn auch in seinen Lieblingsstudien störten, erwarben ihm eine ausgedehntere Kenntniß des Lebens, dessen treues Bild die Komödie sein soll. Seine verschiedenen Lustspiele sind vom Anfange des Jahrhunderts bis zu unseren Tagen geschrieben; und ihre Vervollkommnung scheint mit seiner Welterfahrung und Kenntniß Hand in Hand zu gehen. Italiens politische Reform gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts mußte seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen: dieses Ereigniß war geeignet, jeden nach Neuem und nach einem verbesserten Zustande begierigen Geist zu überraschen und hinzureißen, und bot zu gleicher Zeit große Tugenden und große Laster dar. In Mitten dieses tragischen Schauspiels aber blieb der junge Dichter so zu sagen komisch; ohne sich um die politischen Angelegenheiten zu bekümmern, entlehnte er aus ihnen geschickt diejenigen Züge, welche zu seinem Plane paßten. Der Gegenstand seiner Beobachtungen war fast ausschließlich die lächerliche Seite der Ereignisse, woran es dieser Revolution gewiß nicht fehlte; und solche Sitten und solche Gebrechen schilderte er in seinen besseren Lustspielen.

*) Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Band II.

**) Wenn wir des Verfassers Urtheil über Gozzi (kein günstiges, wie man sich denken kann) hier nicht weiter erwähnen, so ist es nur, weil wir in einer unsrer nächsten Nummern aus Gelegenheit von Menzel's Narcis, auf Gozzi zurückkommen werden.

Digitized by Google

„Noch ein anderer Umstand seines Lebens konnte nicht ohne Einfluß auf seine dramatischen Produktionen bleiben: es war dieß eine nicht glückliche Ehe, welche ihn auf Reisen durch Italien Zerstreuung zu suchen bewog. Aber weder Reise, noch Zerstreuungen konnten den schlimmen Eindruck aus seiner Seele wegwischen; sein Charakter wurde melancholisch, und hieraus entstanden die Effekte in einigen seiner Lustspiele, in denen er ähnliche Verhältnisse, wie die seinen schildert. Gewiß mußte ein solcher Umstand und die Vernachläßigung durch diejenigen, auf deren Achtung er den meisten Anspruch haben zu müssen glaubte, ihm die Gesellschaft in einem für die Komik nicht sehr günstigen Lichte darstellen, wie es sich auch in vielen seiner dramatischen Werke zeigt, die vielmehr einen schwermüthigen und nachdenkenden, als fröhlichen und scherzhaften Geist verrathen."

Wir schließen mit der Charakteristik von Nota's Eigenthümlichkeit als dramatischer Dichter, und bemerken nur noch, daß der Verf. seinen späteren Arbeiten (die Zahl seiner gedruckten Stücke beläuft sich auf ungefähr zwanzig) den Vorzug vor den frühern einräumt, in denen Nota ein romantisches, ihm fremdartiges Element auf sich einwirken ließ.

„Im Allgemeinen besteht Nota's Kunst vorzüglich in Nachbildung jenes Theils der Natur, der am meisten zur Komik paßt; und er thut dieß mit bisweilen fast allzu ängstlich erscheinender Wahrheit. Charaktere, Personen, Ereignisse, Dialog — Alles ist so wahr und natürlich in seinen Stücken, daß man oft glauben möchte, sie seien vielmehr Kopien des Wirklichen und Wahren, als von der Phantasie und Kunst erzeugt. Man findet bei ihm keine übertriebenen und hyperbolischen Züge, keine plötzlichen Sprünge von Extrem zu Extrem: er vermeidet eben so sehr das Auffallende, als das sonderbar Scheinende. Bei der Absicht, zur Verbesserung der Sitten beizutragen, sucht er in diesen nicht nach Seltenheiten, wohl aber wählt er das häufiger Vorkommende, das allgemein interessanter ist. Der Projektenmacher, die Streitenden, die Ehrgeizige, die Verführerin, der neue Reiche und so viele andere von ihm gezeichnete Charaktere, sind wirklich von im Leben vorkommenden Mustern genommen, deren getreue Darstellung einen guten Eindruck bei allen hinterlassen muß, welche so in den Stand gesetzt sind, sie kennen zu lernen, um sich vor ähnlichen Fehlern zu hüten. Bei Bewunderung jener im Komischen schwierigen Nachahmungen scheint Nota ganz auf manche, von nicht wenigen Autoren angewandte Kunstgriffe zu verzichten. Er sucht die Zuschauer nicht durch momentane Illusionen zu überraschen, sondern bestrebt sich, wirksame und dauernde Eindrücke in ihnen zurückzulassen, die nur durch das Wahrscheinliche und den Umständen Angemessene hervorgebracht werden können. Er hascht nicht nach sogenannten Theatercoups, unerwarteten Vorfällen, durch Kontrast reizenden Gemälden und anderen Bizarrerien; seine Lustspiele empfehlen sich durch Interesse und progressive Entwickelung der Handlung, und aus diesen entlehnt er seine Mittel zur Festhaltung der Aufmerksamkeit der Zuschauer. Nota's Fabeln bieten daher gewöhnlich eine große Regelmäßigkeit in der Durchführung durch die verschiedenen Scenen dar, die man nicht häufig findet. Sein Hauptaugenmerk ist die Hebung und Darstellung der Charaktere; er schließt deswegen die Intrigue nicht aus, aber diese scheint bei ihm aus jenen zu entspringen und nur dazu zu dienen, sie in helleres Licht zu setzen. Daher wirken sie, ohne Kunstgriffe, mächtig auf das Interesse, vorzüglich in den Mittel- und Entwickelungs-Punkten der Handlung."

Reise nach Spitzbergen. Von Barto von Löwenigh, Bürgermeister von Burtscheid. (Motto: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?) Aachen und Leipzig, 1830. J. A. Mayer.

Die muntre Laune seiner Heimath begleitet den Rheinländer bis in den hohen Norden. Die Reiseberichte sind datirt vom Juli 1827 bis zum Frühjahr 1828. In dieser Zeit hat der Verfasser

„vieler Lappen Städte geseh'n und Sitten erkunder;"

noch mehr; er hat am Nordkap, um Mitternacht bei Sonnenschein, das nördlichste Vergißmeinnicht gepflückt. Und wie ist's ihm vollends am Südkap ergangen! Mit dem Leben ist er, wie es scheint, davongekommen; aber Schiffbruch hat er erlitten, das ist ausgemacht. „Alles schien verloren. Nur meine Flinte blieb. Wie eine Braut drückte ich sie an meine Brust. Ich versprach ihr ein köstliches Wildprett. Da bestieg ich noch einmal den Gipfel des eisigen Felsens, blickte hoffnungslos in die zertrümmerte Natur, und sang bei Mondesschein: —

„Wo nackte Schollen sich umarmen
Mit unverschämter Zärtlichkeit,
Klag ich — den Bären zum Erbarmen —
Mein namenloses Herzeleid:
Der Hoffnung Schifflein ist verloren!
Es schwand im Eis mit meinem Glück.
Zum Rebenland, wo ich geboren,
Sehn' ich vergebens mich zurück."

Wahrlich, es muß weit, sehr weit, mit einem Bürgermeister gekommen sein, wenn er am Südkap Havarie, und dabei solche Verse macht.

Wie glücklich, daß er bald nachher am Wallfischkopf ankömmt, unter 70½ Grad nördlicher Breite. „Wir umruderten das Vorgebirge, und siehe da — o herrliches Entzücken! — das größte Russenetablissement entrollte sich meinem freudetrunknen Blick."

Doch ist's auch dort eine gefährliche Nachbarschaft. „In der ganzen Gegend stehen Bärenfallen und Fuchsfallen umher. Ich schicke Dir davon zwei kleine Modelle. Die Bären stecken häufig ihren lieblichen Rüssel zum Fenster hinein. In den Thüren sind Löcher angebracht, wodurch man sie schießt." Prodigiös!

Wohl mag indessen der Bürgermeister mit Voltaire ausrufen: —

La peine a ses plaisirs, le péril a ses charmes.

„Ich hatte mich verirrt und bestieg also einen Berg, der mir die Gegend zeigen sollte. Aber schon auf halber Höhe ging mir der Athem aus. Ich ruhte, und badete meine Augen im geheimnißvollen Glanze des Nordlichts. Plötzlich ertönt ein harmonisches Rauschen — wie wenn ein Engel sich naht — vom Gipfel der Felsen herab . . . und . . . Olava stand vor mir. Ihre Füßchen schwebten auf Schneeschuhen von 3 Ellen Länge und 5 Zoll Breite — sogenannten Skiern — einem ächtscandinavischen Schuhwerk. Bei Drontheim steht ein Regiment, was ganz darauf eingeübt ist, und die mühsamsten Märsche in fast unglaublicher Zeit zurücklegt.

„Olava trug ein grünes Tuch, leicht um das Haupt gewunden. Ihr Haar wogte kunstlos geordnet in den beglückten Lüften. Ihre Gestalt und ihr Blick waren kräftig und frei, wie ihre Felsen.

„Sie hielt an, als sie mich sah: „„Ein Fremdling an diesem Gestade — im Wintermonat — allein — löse mir das Räthsel!"""

„So erzählt' ich ihr denn: meine Spitzbergeschichten von Sturm und Schiffbruch, Bären und Wallrossen; wie mich die Gesellschaft übermenschlicher Geschöpfe gelangweilt; wie ich mich nach dem Süden gesehnt; und wie es mir endlich gelungen. — —

„Sie lud mich ein in's Haus ihres Vaters: „„Stell Dich hinter mich, und steh fest!"" — Ich umschlang ihren schlanken Leib, und wir flogen an's Eismeer hinab.

„Olava's Vater ist ein Fischhändler, oder wie man hier schlichtweg sagt, ein Kaufmann. Freilich sind dies Kaufleute einer ganz besonderen Gattung.

„Denke Dir, unter 70½ Grad nördlicher Breite, einen von Möwen umflatterten Felsen — der etwa 500 Fuß ins Meer ragt, und einen

Digitized by Google

kleinen Hafen bildet — einen Felsen so schroff, daß kaum der Schnee noch Platz zum Liegen findet, und klebe an denselben, mit dem Leim Deiner Einbildungskraft, ein hölzernes Häuschen, enthaltend: drei Zimmer, eine Kammer, einen Boden, einen Keller, eine Küche, nebenbei ein Magazin für Fisch, eine Thrankocherei und ein Ställchen für zwei Kühe — — denke Dir am kahlen Ufer eine Reihe hölzerner Gestelle zum Trocknen des Fisches, zwei umgekehrte Boote und eines im Wasser — — und Du siehest was ich sah — das Vaterhaus der lieblichen Olava.

„Seit der Mitte September's ließ sich kein Schiff da blicken, und vor dem kommenden Mai kehrt keines wieder. Die einzigen Nachbaren sind Fischerlappen, die in ihren Erdhütten (Sammen) wohnen, auch im Winter ihr Gewerbe treiben, und von Zeit zu Zeit hieher kommen, um Branntwein, Mehl, Tabak u. s. w. gegen Fisch einzutauschen. — So lebt Olava, abgeschieden von der Welt, als der einzige Trost ihres grauen Vaters. Unbekannt mit den Schwächungen unserer Civilisation, rollt ihr das Blut wie ein Strom durch die Adern. Bei des Nordlichts Heiligenschein, ihr Gewehr zur Hand, schwebt sie auf flüchtigen Skiern von Fels zu Fels; kehrt dann zurück mit dem Wild, bereitet es sorgsam dem Greise, und singt ihm ein fröhliches Mailied.

„Etwa 60 Werst von Olava's Klippe liegt auf der Wallfisch-Insel — unter 70° 39' 40" — die nördlichste Stadt der Welt, der Sitz des Lappischen Handels — Hammerfest. Die dortige Handelsschaft besteht: aus dem russischen Konsul Ackermann, von Torneo; den beiden Norwegern Aagard und Jenthof; einem Hamburger, Stuhr; dem englischen Hause Crowe & Woodfall, wozu ein Kupferwerk am festen Lande gehört; einem biedern Holsteiner, Jördening und einigen Krämern.

„Die Wallfisch-Insel ist ein rauher Felsen; aber ein freundlicher Hafen streckt seine Arme dem Fremdling entgegen. Wo kein Baum mehr wächst, an den Mauern der nördlichsten Stadt, erblickt' ich im Monat Juli einen Wald von Masten; und dicht bei dem Hafen — vor spitzberger Winden geschützt — eine Wiese mit einer kleinen Heerde von Kühen, Schaafen und Ziegen. Felder giebt es nicht, und mein Freund Ackermann müßte dort — als Ackermann — verhungern. Doch zieht noch der sorgende Mensch, aus einem Paar niedlichen Gärten, zarten Salat und Blumen.

„Das Leben der nördlichsten Bürger theilt sich in Kränze und Schneeflocken. Wenn die Kränze sich verkünden, thaut die Freude auf. Dann folgt in Hammerfest Fest auf Fest; und es flattern dort oben die Flaggen der Russen, der Deutschen, der Schweden, Dänen und Britten.

„Womit nun erkauft man die Fränkischen Moden,
Die Küchengeräthe, Tapeten, Kommoden,
Champagner, Madeira und Rhein,
Und Bauholz und Ziegelstein,
Den Speer, die Harpune, das Hemd, Chocolade,
Pech, Honig, Brod, Salz, Kämme, Käse, Pomade? —
Man zahlt für dies Waarengemisch . . .
Fisch. — —

„Das Abschiedsboot lag bereit. Olava begleitete mich noch 6 Meilen, bis Alten. Dort standen die Rennthiere, die ich zur Reise bestellt.

„Es ist doch ein eigenes Ding um ein solches Gespann! Das Schneeschiffchen oder der Backtrog, worin man sitzt, heißt Pulk. Das Rennthier zieht an einem Riemen, der ihm zwischen den Beinen durchläuft und vorn an ein wollenes Halsband geknüpft ist. Auch die Leitung geschieht vermittelst einer einzigen Leine, die man an den Hals des Hirsches befestigt. Das Thierchen läuft daher — ohne daß man's hindern kann — bald links, bald rechts.

„Die Felsenlappen sind gebildeter als man es gewöhnlich glaubt. Der größte Theil der Norwegischen z. B. spricht Lappisch und Finnisch gleicherweise geläufig; viele noch obendrein Norwegisch oder Russisch. Man predigt auf Norwegisch und einer der Lappen übersetzt es der Gemeinde. Es fehlt niemals an Dollmetschern.

„Alle Lappen sind Christen. Die Norwegischen und Schwedischen bekennen sich zum lutherischen, die Russischen zum griechischen Glauben. Schamanen giebt es da nicht."

Was übrigens Bild und Ueberschrift, Namen und Titel des Bürgermeisters betrifft, so haben wir einen stillen Verdacht. Wir wollen ihn aber nicht laut werden lassen, sondern wünschen dem Verfasser lange und süße Ruhe „in der Heimath Rebenschatten, auf einem Lager von Vergißmeinnicht."

Ueber einige der neuesten Leistungen in der chinesischen Literatur. Sendschreiben an Herrn Professor Ewald in Göttingen, von Dr. Heinrich Kurz. Paris, 1830. In der königlichen Druckerei.

Wir sind dem Dr. Kurz zu großem Dank verpflichtet. Sein Sendschreiben, das vor einigen Tagen aus Paris bei der Redaktion der Abendzeitung der Börsen-Halle eingegangen, und von dieser uns freundlich mitgetheilt worden ist, hat uns eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft. Es hat uns nämlich veranlaßt, ein altes Buch wieder anzusehen, das wir nie vom Bücherbret nehmen, ohne uns, zu unserer höchlichen Erbauung, darin festzulesen: — Johann Burckard Mencken, über die Charlatanerie der Gelehrten (de Charlataneria Eruditorum). Die vor uns liegende Ausgabe, die vierte, stark vermehrte, erschien zu Amsterdam, 1728. Ob sich seitdem, und auch aus der neuesten Zeit, Stoff zu neuen Nachträgen gesammelt haben mag? Wir wollen sehen.

So lange die Gelehrten sich bloß unter sich, „im kleinen Ausschuß" zanken, einander verhöhnen, der Unwissenheit anklagen, und en canaille behandeln, mag Alles gut sein. Wir Andern haben unsre guten Gründe, wenn wir dazu schweigen, die besten, wenn es sich um chinesische Literatur handelt. Aber wenn Einer das größere Publikum belehren will, und ein Andrer ihn beschuldigt daß er uns ganz unfein über Thatsachen mystificirt habe, so dürfen wir der Anklage unsre Aufmerksamkeit nicht entziehen, so wenig uns die Entscheidung zustehen kann. Eine solche Anklage gegen den Professor Neumann enthält das Schreiben des Dr. Kurz.

Wie wenig in Europa Zuverlässiges über chinesische Verhältnisse bekannt ist, weiß Jedermann. Erst seit einigen Jahren ist, durch das Canton Register, für die Kenntniß des politischen und Kulturzustandes von China eine leichter zugängliche Quelle eröffnet. Reichliche Mittheilungen daraus sind in der Literary Gazette und den Literarischen Blättern der Börsen-Halle erschienen, und aus diesen in die meisten deutschen Journale übergegangen. Dazu gesellte sich ein Bericht des Prof. Neumann über die von dem Freiherrn Alexander v. Humboldt aus Rußland mitgebrachten chinesischen Bücher und Zeitungsblätter, der aus den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in der Preußischen Staatszeitung (Nr. 84, Beilage) wieder abgedruckt, und dadurch einem weitern Kreise von Lesern vorgelegt worden ist. Wenn wir nun der Angabe des Sendschreibens trauen, so hat Prof. Neumann in diesen Büchern und Zeitungen gar Vieles gelesen, was nicht darin steht. Man lese folgendes Beispiel: —

„Nachdem Herr Neumann von dem Inhalte der vom Freiherrn von Humboldt mitgebrachten Zeitungsblätter sattsam gesprochen, setzt er hinzu: „In einer frühern Zeitung kam folgender merkwürdige Vorfall vor. Ein Mandarine Tsingchoa gab eine neue Ausgabe des berühmten Lexikon von Kang-hi heraus, und schrieb in der Vorrede den Namen (Ming) des regierenden Kaisers; er war deshalb zur Untersuchung gezogen und verurtheilt, in Stücke gehauen zu werden; eben so seine Söhne. Seine weibliche

Digitized by Google

Verwandtschaft sollte das Loos der Sklaverei treffen. Der Kaiser milderte das Urtheil; Tsing-choa sollte bloß geköpft werden, und die Söhne sollte man nicht gleich hinrichten, sondern auf den Herbst aufsparen, wo alle Verbrecher des ganzen Landes an einem Tage das Leben verlieren. Das Urtheil in Betreff der Frauenspersonen ward bestätigt."

„Nachdem man diesen Satz gelesen, muß man natürlich glauben, der gelehrte Professor habe diese Thatsachen wirklich in einer frühern chinesischen Zeitung gelesen; wie sehr aber wird man sich wundern, wenn man erfährt:

1) Daß der erwähnte Vorfall nicht unter der Regierung des jetzigen Kaisers, der 1820 den Thron bestieg, statt gefunden hat, sondern vor 62 Jahren unter seinem Großvater, und zwar zu Anfang von 1778;
2) Daß der chinesische zum Tod verurtheilte Gelehrte Wang-si-hëu und nicht Tsing-choa geheißen;
3) Daß endlich sein ganzer Prozeß nicht aus einer chinesischen Zeitung genommen ist, sondern aus einem Briefe des P. Amiot, datirt Peking den 13. Jul. 1778, welcher Brief in XV. Bande der Mémoires concernant les Chinois, von S. 285 bis 289 abgedruckt steht.

„Das ist die Quelle, aus der Herr Professor Neumann seine Erzählung geschöpft hat. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe die Ansicht gehabt, den Leser glauben zu machen, er habe den Vorfall in einer frühern Zeitung gelesen; er sagt es ja mit deutlichen Worten; auch ist er sich seines Plagiats sehr wohl bewust gewesen, wie wir aus einem späteren Blatte der Berliner Staatszeitung ersehen, in dem erzählt wird, er habe bei seiner Abreise von Berlin eine französische Notiz der erwähnten armenischen und chinesischen Schriften für die Société asiatique in Paris zurückgelassen; in dieser Notiz fehle die Anekdote von der Hinrichtung Tsing-choa's und der öffentlichen Versteigerung seiner Frauen, Concubinen und Kinder, aus dem Grunde, weil sie alt, und denen, die sich mit chinesischer Literatur beschäftigten, hinlänglich bekannt sei. Der eigentliche Grund dieses Weglassens der Anekdote war aber wohl die Umtaufung Wang-si-hëu's in Tsing-choa und die Behauptung, sie in einer chinesischen Zeitung gelesen zu haben. Diese konnte Herr Neumann wohl in Deutschland wagen, wo man sich im Ganzen wenig mit China beschäftigt, nicht aber in Paris, wo der Inhalt der Mémoires sur les Chinois bekannt ist.

„Hier möge nun das dort abgedruckte Urtheil des Wang-si-hëu, der sich jedoch noch anderer Verbrechen, die Herr Neumann mit Stillschweigen übergeht, schuldig gemacht hatte, folgen. „„Selon les lois (sagen seine Richter) son crime doit être puni d'une mort rigoureuse. Le criminel doit être coupé en pièces, ses biens confisqués, ses parens au-dessus de seize ans mis à mort; ses femmes, ses concubines et ses enfans au-dessus de seize ans, exilés et donnés pour esclaves à quelque grand de l'empire.""

„Die kaiserliche Decision war folgende:

„„Je fais grâce à Ouang-si-hëu sur le genre de son supplice. Il ne sera pas coupé en pièces: qu'on lui tranche la tête. Je fais grâce à ses parens. Pour ses fils, qu'on les réserve pour la grande exécution de l'automne. Que la loi soit exécutée dans ses autres points. Telle est ma volonté: qu'on respecte cet ordre.""

„Die Veränderung des Namens Wang-si-hëu in Tsing-choa ist eine poetische Licenz, wodurch Herr Neumann wahrscheinlich die Quelle, aus der er seine Geschichte genommen, verbergen wollte. Uebrigens ist es wunderbar, daß Herr Neumann, der überall Plagiate sieht und sie der Welt enthüllt, sich selbst eines solchen schuldig macht."

Die Sache erscheint allerdings sehr verdächtig. Indessen wird man die Antwort des gelehrten Professors — denn Dr. Kurz versichert, daß man Hrn. Neumann das Sendschreiben nach China nachschicken wird — und die Entscheidung andrer geachteten, bei dem Streite nicht persönlich betheiligten Orientalisten, erwarten müssen.

In der mittlern Weile können wir nicht umhin, unsern Lesern ein Pröbchen der Manier zu geben, in der Dr. Kurz die Unwissenheit des Professors demonstrirt: —

„Um schließlich einen Beweis zu geben, wie weit Herr Prof. Neumann im Verstehen chinesischer Texte gekommen sei, mag folgende Anekdote dienen: Eines Tages übersetzte er auf der Bibliothek der Pariser Akademie die Worte: Khung tse tchhün thsiëu tschen kue, durch: Confucius sagt, im Frühling und im Herbste streiten die Reiche. Nun ist zwar Khung tse der gewöhnliche Name des Confucius; tchhün bedeutet Frühling und thsiëu Herbst; ferner ist tschen streiten und kue Reich; aber tchhün thsiëu (Frühling und Herbst) ist der Name von Confucius verfaßten Jahrbücher des Fürstenthums Lu; und tschen kue (die streitenden Reiche), ein späteres historisches Werk, das die Geschichte der Periode enthält, die den Namen der streitenden Reiche führte, und von 426 bis 258 vor Christi Geburt oder bis zum Ende der Dynastie Tschëu dauerte, als China, das in viele kleine Reiche und Fürstenthümer zerstückelt gewesen, von dem ersten Kaiser der Dynastie Thsin in eine einzige große Monarchie vereinigt ward. Die oben angeführte chinesische Stelle bedeutet also: „„In den Annalen des Confucius und in der Geschichte der streitenden Reiche,"" aber nicht „„Confucius sagt, im Frühling und im Herbste streiten die Reiche."" Wer denkt hier nicht an den Quartaner, der Mæcenas atavis edite regibus, durch: Mäcenas, oh du Vogel, der von den Königen gegessen wirst! übersetzte?"

Ein ganz leidliches Anekdötchen, wenn nämlich ein Quartaner es in neidischer Freude über die Ungeschicklichkeit eines Kameraden erzählte. Aber es ist ein deutscher Gelehrter, der dem Publikum die Schnitzer vorerzählt, die ein anderer Gelehrter „eines Tages" auf der Pariser Bibliothek gemacht hat!

„Ihr Griechen bleibt doch ewig Kinder!" sprach der Priester von Sais zu Solon. Wenn wir nicht irren, so ist es Ocken, der, vielleicht ohne es zu wollen, neulich das Wort parodirt hat: „Ihr Philologen bleibt doch ewig Schuljungen!"

Karlsbad und Teplitz. Zwei historisch-romantische Erzählungen. Eine Badelektüre, allen Freunden dieser Heilquellen gewidmet. Von Bohemus. Vier Bändchen. *) Leipzig, 1830. Karl Focke.

Eine Badelektüre, die keine ausführliche Kritik verdient, wohl aber eine kurze Empfehlung. Hier ein etwas länglicher Auszug — eine flüchtige Charakteristik Karls IV., und eine Scene aus der Kreisstadt Ellbogen:

„Zu jener Zeit war es in der Felsenstadt Ellbogen **) überaus lebendig. Eines Theils waren die Bürger einer sonderbaren Sache wegen getheilt in zwei Parteien, und unter einander in hartem Streit, der je zuweilen nur kurze Zeit zu ruhen schien, um dann desto heftiger wieder auszubrechen; andern Theils weilte

*) I. und II.: Swatana von Engelhaus, oder die Entdeckung der Heilquelle von Karlsbad. III. und IV.: Die Waise, oder die Zerstörung der Burg Dobrawska Hora bei Teplitz.

**) Eubogen, die Kreisstadt, in der merkwürdigen Lage auf dem Felsen, wo unterhalb die Eger die Biegung macht, welche der Stadt den Namen gegeben. Markgraf Vohburg, der Baier, soll sie erbaut haben; von dem kam sie unter sächsische und endlich unter böhmische Herrschaft. Die Geschichte mit dem „verwünschten Burggrafen" gründet sich wirklich auf ein solches Ding, wie es wahrscheinlich noch heutiges Tages dort aufbewahrt wird.

Digitized by Google

für damals gerade Kaiser Carl IV. daselbst mit großer Hofhaltung und allem Glanze, der ihn gewöhnlich umgab. Er schien die Gegend umher lieb gewonnen zu haben, so manchem Herrlichen und Großen in der Natur wegen, und da er so Vieles in seinem weiten Reiche schon zu Ruhe und Ordnung gebracht, auch der Kummer um den frühen Verlust Anna's, seiner dritten Gemahlin meist verschmerzt war, so wählte er je diesen Ort, um hier einmal auszuruhen von der Last des Regiments, so wie sein Gemüth zu erheitern, das, wie bekannt, mit so manchem auffallenden Widerspruch von Herrschergröße, von kleinlicher, selbst ängstlicher Frömmelei, und wieder von Prunkliebe und ritterlicher Galanterie erfüllt war.

„So theilte er auch hier seine Zeit in diesen verschiedenen Beziehungen auf seine Weise und bald erjagte er sich frohen Muth in den weit umher ausgedehnten Forsten, über Berg und Thal mit frohem glänzenden Jagdgefolge, bald bot sein Hof in dem engen Raum dieses Felsenschlosses allen festlichen Schimmer in Banquetten, Fackeltänzen und andern Prunkversammlungen dar, wie es nur auf dem Wissehrader Schlosse zu Prag möglich schien und Sitte war; bald wieder spann er in dem Kreise von Damen, die mit mancher blendenden Schönheit auch hier an seinem Hofe glänzten, kleine, geheime und galante Intriguen an: ein Hang, der ihn nie verließ, und ihm noch von dem Hofe angewohnt war, wo er seine Jugend verlebt und der sich von jeher dieser ritterlichen Geschmeidigkeit zu rühmen hatte, wie er hierin allen übrigen zum Muster gedient. Nun ergriff ihn mit einmal ein frömmelnder Eifer, und er suchte die nahe Abtei Tepl, um dort mitten unter Gebet, Fasten und Kasteiungen die Nichtigkeiten dieser Welt mit ihrer Lust und Herrlichkeit sich anschaulich zu machen, zu bereuen, zu büßen; und nun endlich wieder trat er aus der verschlossenen, einsamen Betkapelle heraus, um mit aller Majestät seiner irdischen Größe dazustehen, über Völker mit einem seiner Worte zu gebieten, ihre Gesandtschaften zu empfangen, oder als Haupt einer weiten Herrscherfamilie zu schlichten und zu ordnen in ihr, nach seinem unerschütterlichen Willen. So stand und lebte Carl auch in der Abgeschiedenheit und gesuchter Erholung; allein der Ort, wo er dann zur Zeit weilte, fand sich höchst beglückt durch seine Gegenwart und das Uebermaaß dieser Freude verbreitete sich in ihm und rund umher in sichtbaren Zügen.

„Auf diese Art hatte sich auch der alte seltsame Zwist der Bürger Ellbogens auf einige Zeit gelegt, als Carl in ihrer Mitte kam. Auf dem Rathhause aber ward ein roher Klumpen von Alters her aufbewahrt, der einem Theil der Bürger ein Palladium war, dem andern aber ein unheilbringendes Zeichen, ein Dämon, zu dessen Vernichtung sie eben so Alles aufboten, als ihre Widersacher zu seinem Schutze; indeß der Rath und die Klügern ihn weder auf die Seite zu schaffen, noch mit ihm hervorzutreten sich getrauten, aus Furcht, es mit einer der Parteien zu verderben. Diese unförmliche Masse oder Klumpen nun, von dem Niemand sagen konnte, woher er gekommen, noch woraus er bestand, von Größe und Form gleich einem Pferdekopfe, dieses Undings magischer Kraft wurde von der einen Seite jedes glückliche Ereigniß der Stadt beigemessen, während von der andern ihm alles Unglück mit Fluch vorgeworfen wurde. Zahllos verschieden war der Glaube und der Wahn von diesem Wunder- oder Zauberding, bald sollte es sich unsichtbar machen können, bald von selbst durch die Luft fliegen, nun hatte es eine Schwere, daß es keine Kraft von seiner Stelle zu bewegen im Stande war, und nun wieder glaubte man es so leicht, daß es ein Kind auf der Hand wiegen könne; nicht zehn und zwanzig vereinte Schmiedehämmer sollten es nur in seiner Oberfläche irgend im geringsten verletzen können, geschweige denn zerschellen, nun sollte es aus tiefen Brunnen, in die es geworfen worden, von selbst wieder durch Verschluß, Siegel und Wachen sich unsichtbar aufs Rathhaus zurück versetzt haben, kurz — die Sagen von diesem Klumpen gingen von Jahrhundert zu Jahrhundert ins Unendliche, und sein Name war, wie er es noch ist, einer nicht zu enthüllenden Tradition nach „„der verwünschte Burggraf.““

„So sollte dieser verwünschte Burggraf auch die Schuld davon tragen, daß des Kaisers und Königs letzte Gemahlin Anna, Herzog Bulco's von Schweidnitz und Jauer Tochter, die Mutter des eben erst in der Wiege zum Könige von Böhmen gekrönten Wenzels, in dieser Stadt erkrankt, in dessen Folge darauf gestorben sei und Carl darum so lange in ihrer Mitte nicht wieder geweilt habe. Dieß Geschrei ging mit lauten Verwünschungen so lange von den Feinden des verwünschten Burggrafen aus, bis einstmals die, welche ihn in Schutz genommen, in einer stürmischen, überaus finstern Herbstnacht in der Wache fahrlässig waren und es am andern Morgen mit lautem Zeterlamento unter ihnen ruchbar geworden: ihr Schutzgeist, ihr Heiligthum, ihr geliebter „„verwünschter Burggraf““ sei verschwunden.

„Nun erst schwiegen seine Feinde und schlichen nur mit schadenfrohen Gesichtern herum, sich ins Fäustchen lachend, während die Andern schimpften und drohten und des Jammers kein Ende hatten. Alle Winkel der Felsenstadt wurden durchsucht, Brunnen ausgeschöpft, Gräben, so weit es thunlich war, abgelassen, Haussuchungen angestellt und große Preise auf die Entdeckung des verlornen Kleinods gesetzt. Alles umsonst. Je fruchtloser diese Anstrengungen zu seiner Wiederauffindung gemacht wurden, desto triumphirender wurde die Gegenpartei und brach hier und da selbst in offenen Hohn gegen die Trostlosen aus. Es gab Reibungen, selbst einzelne Thätlichkeiten, und am Ende hieß es, man rüste sich von beiden Seiten förmlich zu einem ernstlichen Kampfe.

„Der Rath, der froh sein mochte, dieses verwünschten Dinges einmal los zu sein, das ihm bisher so viel zu schaffen gemacht, schwieg anfänglich zu Allem still. Die schwarzen Herren mit den breitgestutzten Bärten in dicken Dütenkragen steckten in Pleno öfters zischelnd die Köpfe zusammen, wenn von dem Dinge die Rede war, aber laut mochte keiner derselben weder pro noch contra etwas sagen, bis endlich der Ausbruch von Gewalt gegen Gewalt zu nahe schien. Da erst wurden die Bürger zu einem Convent aufs Rathhaus zusammen geläutet und der Stadtrichter, wie der Syndicus, hielten schöne Reden an sie, wo von der Eintracht, dem Frieden im gemeinen Wesen und andern schönen Dingelchen gesprochen wurde; und es hieß, „„was auch immer die Stadt an dem verwünschten Burggrafen besessen haben möge, so müßten ihre Bürger schon darum froh sein, daß er verschwunden, weil mit ihm zugleich doch der Zankapfel gewichen sei, der sie so lange entzweit. Wer weiß, da es doch ein verwünschtes Ding gewesen, ob sich der Zauber nicht auf eine oder die andere Weise von selbst gelöst habe, und zwar gelöst habe, um beiden Theilen ein Zeichen zu werden, sich nun zu vereinigen als Freunde und Brüder, und hinführo als treue Mitbürger nur pro bono publico gemeinsam zu handeln.““ — „„Mer möge daher,““ setzte der Primator Tobias aus Przelautsch in einem Deutsch hinzu, das trotz seines langen Weilens in Ellbogen noch ziemlich den Stockböhmen verrieth, „„mer möge sich lieber, was Landsleuten gebührt, die Hand geben, und an Tag bestimmen, wo mer das Gaudium feierte, brav braten und sieden und die Hausfraven backen lassen Kolatschen und Puchteln, damit sich alles freuete und frohlockte, daß der verwünschte — Gott sei bei uns — endlich gewichen.““

„„Ja!““ rief Meister Sebastian Knoll, der Arcufex, wie er als Zunftmeister seines Gewerbes in Nah und in der Ferne bei dem Rathe hieß, zugleich der Sprecher der tiefgekränkten Freunde des verwünschten Burggrafen.

Digitized by Google

„„Zum Kuchenbacken gehören nur, wie bekannt, manche Sachen, das Salz aber ist in Przelautsch *) noch nicht reif geworden, von wo wir es doch erst mit den klugen Herren her bekommen sollen.““ Und es gab ein lautes Gelächter, indem sich der Herr Primator umsonst, mit beiden Fäusten auf die Tafel gestützt, mit blutrothem Gesichte und rollenden Augen in aller seiner Amtswürde scheltend erhob. Der Stadtrichter mußte schellen und die Diener überall hin „„Ruhe und Ordnung““ mit Stentorstimme ausrufen.

„Mehrere Stimmen der Widersacher schrieen; „„man möge den Höhner, der sich so weit gegen ein achtbares Glied des edlen Raths vergangen, greifen,““ — andere wieder mit furchtbaren Drohungen dazwischen, man sprang auf die Bänke, rief von „„zum Fenster hinauswerfen nach altböhmischer Weise.““ Die Verwirrung war grenzenlos und der Rath genöthigt, die Schranken vor der Tafel sperren zu lassen, bis endlich Alles mit wildem Lärm auseinander ging.

„Da vermahnten Meister Tanz, Sartor, und Gebhardus Knechtel, Panifex, als Redner und Häupter der triumphirenden Partei, welche die Vorzüglichsten, das heißt Handfestesten derselben ins Geheim zu einem Kruge Stadtbier versammelt hatten, „„sich vor der Hand stille und ruhig zu verhalten, man könne dem Satansdinge nicht trauen, es könne ihnen selbst noch wieder einen Spuk machen: man solle es abwarten, wie es die Gelegenheit gebe bis das Wasser im Sommer fiele, und ob es doch nicht möglich sei, das verherte Zeug in die Eger zu stürzen, die wohl andere Massen von Felsstücken bei Eisgängen fort gerissen, so daß es wohl doch noch thunlich sein würde, auch diesen Teufelsklumpen endlich außerhalb des Weichbilds der Stadt fortzuschaffen; und wäre dieß nur erst, dann wäre es wohl, wie er immer gehört, um dessen Macht und Kraft, ihnen zu schaden, geschehen.““ So sprachen sie und noch mehr, und ermahnten dabei, wachsam zu sein, um sich nicht zu verrathen, aber auch Fleiß anzuwenden, daß, sobald das Wasser falle, er den Gegnern nicht sichtbar werde, und sie dann bald Hand ans Werk legten, „„es wird doch nicht immer der Kukuk darin sitzen,““ setzte Meister Tanz hinzu, „„wie in der Martinsnacht, da machte sich ja das Ding auf einmal so schwer, daß es mich, Hammern, den Schmied, und die Andern, die wir gerade die Schaarwache hatten und die schöne Gelegenheit ersahen, auf einmal selbst in den Abgrund mit hinab gerissen hätte, sonst läg das Popanzzeug schon längst auf fünf Meilen weit in die Eger.““

„An dem obern kleinen Pförtchen aber, wo es nach der alten Stadt Rabicz *) ging, war ein schmaler Steg, der über den tiefen Stadtgraben führte. Regengüsse und der schmelzende Schnee stürzten in diesen letzten von dem Felsen herab alle Wassermassen, die hier zwischen Moor und Schilf im Sommer dann einen mit grünem Schlamm überdeckten Sumpf bildeten. Ueber diesen Steg hinaus wollte man nun den verwünschten Burggrafen gebracht haben und ihn dann dort von den schroffen Felsen hinab in den Strudel der Eger rollen, wo sie im Tosen die merkwürdige Biegung bildet, welche der Stadt den Namen gab. Allein der Eifer, der die eiligen Diebe des verwünschten Dinges im Anfang ihre Kraft über die Maßen anstrengen ließ, um es schnell fort zu bringen, war bei dem anstrengenden Ersteigen des innern Walls etwas erschlafft; auf einmal drückte es mit nicht zu besiegender Last und mitten auf dem Stege da — stürzte es hin in den tiefen Graben.

„Allein der Sonne erwärmenden Strahlen verdünstete allgemach hier die Wassermasse, bald fing auch der verwünschte Burggraf sich wie ein kleines grünes Hügelchen über ihre Fläche zu erheben, und seine nicht zu befriedigenden Verfolger fingen nicht allein an, Alles zu thun, um ihn durch Schilf und Wassergras zu verdecken, sondern sannen nun auch darauf, ihn alsobald zu heben und endlich in die Eger zu schaffen.

„Alles war schon zu diesem Zwecke vorbereitet mit Strängen und Winden, Hebeln und Ketten des bezauberten Dinges endlich Meister zu werden, sogar des Weihwassers und andrer Dinge ward dabei nicht vergessen, die der fromme Wahn für nöthig erachtet, falls etwan der Böse selbst noch dabei im Spiele wäre, — und kurz eine Nacht dazu ausersehen, wo des angesehenen Bürgers und Haupts der Freunde des verwünschten Burggrafen, Sebastian Knolls, des weit berühmten Bogen- und Armbrustmachers Töchterlein ihren Ehrentag mit des Stadtraths Nicodemus von Mies Sohne auf dem Rathhause feierte, in lautem fröhlichen Schmaus und Tanz und dem hellen Klang der Instrumente der Stadtpfeiffer und ihrer Gesellen, daß sich Alles hinzudrängte und die Vorzüglichsten der Stadt, namentlich der Anhänger dieser Partei, dort versammelt waren.

„So schlichen sie hin Meister Tanz und Knechtel, Hammer und Consorten, und sie wurden nach langem Arbeiten, wie auch Abmühen endlich glücklich Herr des Dinges, es zu packen und herauf zu winden auf den Steg, — da erscholl es, zu gleicher Zeit von beiden Seiten auf sie hindringend, im Triumph und Schimpf und Schelten; es gab tüchtige Püffe und derbe Schläge, sie rangen und balgten sich, und stürzten einzeln und sich an einander klammernd in den Schlamm. Die Hörner der Wächter erschollen, die auf dem Rathhause versammelten Freunde des verwünschten Burggrafen erhoben sich in ganzer Masse, nachdem sie sich in des Raths Rüstkammer eilig gewappnet, und mit Stangenleuchten und Fackeln, mit Piken und Schwertern liefen sie hin, eh' ihre Widersacher, die in Wachen oder zu Hause zerstreut lagen, sich sammeln und ihren Kameraden und Häuptern zur Hülfe eilen konnten. So wurde der verwünschte Burggraf im Jubel und Triumph und mit hinzugeholter Musik wieder aufs Rathhaus gebracht, wo sich gleich eine immerwährende Schutzwache für ihn bildete, und die Nacht, wie noch zwei andere, nebst ihren Tagen im lärmenden Jubel vollbracht wurden, ob der doppelt fröhlichen Veranlassung. Meister Tanz aber und Consorten schlichen, nachdem sie sich zum Theil wieder mühsam aus dem Schlamm des Stadtgrabens empor gearbeitet hatten, über und über mit blutrünstigen Beulen bedeckt, beschämt nach Hause, wie man zu sagen pflegt, als hätte sie der Hund gebissen.“

Nach dem Styl zu urtheilen, ist Bohemus, wenn auch nicht ein wirklicher Böhme, doch wenigstens ein Ausländer. Aber die Verse, die als Mottos den Kapiteln voranstehen, sind gar zu abscheulich; sie mögen wohl von einem „Stockböhmen“ dazu gemacht sein; vielleicht von einem Abkömmling des Primator Tobias. Demungeachtet wird man die beiden romantischen Sagen mit Vergnügen lesen, nicht nur

„in dem alten Lande Böhmen
wo die reichen Quellen strömen,“

sondern überall, wo Brunnengäste den einzigen überlästigen Gast, die Langeweile, verbannen wollen; auch in den romantischen Thälern von Baden, auch in den neugeschaffenen, freundlichen Anlagen von Kannstatt.

*) Przelautsch, das Schilda der Böhmen, eine Stadt, die vielfältig das Seichblatt beißenden Spottes geworden. Warum? — dürfte schwer anzugeben sein.

*) Rabicz oder Gabicz existirt nicht mehr.

Novitäten.

W. Müller: Vermischte Schriften. Mit Biographie von G. Schwab. 5 Bde. Leipzig, Brockhaus 3 Thlr.

Shakspeare: Dramat. Werke. Uebers. v. Kauffmann. 1 Bd. Berlin, Nicolai. 20 ggr.

Weber: National-Industrie u. Staatswirthschaft. Berlin, Nicolai. 2 Thlr. 8 ggr.

Redigirt von Dr. C. J. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

3. Hamburg. Montag, den 19. July 1830.

SOCIETÄT

Inhalt.

Sydow: Reise nach den Karpathen..... Seite 17
Sammlung russischer Gesetze ..... " 19
Hermann: Geschichte von Neapel und Sicilien..... " 20
Döring: Der Hirtenkrieg..... " 21
Novitäten..... " 24

Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Central-Karpathen. Von Albrecht von Sydow. Mit einer Karte von den Central-Karpathen. Berlin, 1830. F. Dümmler.

Selten hat wohl eine Fußreise von wenigen Wochen eine so reiche Ausbeute von neuen und interessanten Beobachtungen gewährt. Noch seltener mögen solche Resultate auf eine so anspruchslose Weise dem Publikum mitgetheilt worden sein.

Es ist klar, der Verfasser versteht zu reisen, wie Wenige; er kennt den Werth der Zeit, und — dafür spricht die heitere, des Naturfreundes würdige Darstellung — er kennt den Werth des guten Humors. Schon 1820 hatte eine Vorlesung von Ritter in Berlin den Wunsch in ihm erregt, die Karpathen kennen zu lernen — dieß gewaltige Gebirge, das in verschiedenen Gruppen von Gebirgsmassen sich hundert und vierzig Meilen weit von Westen nach Osten und Südosten dehnt. Sieben Jahre später führen Geschäfte ihn nach Oberschlesien; er sieht die Beskiden — so genannt von Bjesk, der Kamm — den Gebirgszug auf der Gränze Ungarns mit Schlesien und Galizien; darüber hin ragten die mächtigen, scharfen Gipfel des Tatra von den Central-Karpathen her. Er gewinnt einige Wochen zu freier Disposition. Aber schlechtes Wetter unterbricht seine Wanderung in den Beskiden; was kann er Besseres thun, als Krakau sehen und Wieliczka? Das schlechte Wetter läßt ihm Zeit, sich in Krakau umzusehen und sich daran zu skandalisiren, daß er in dem Boudoir einer sechszehnjährigen Gräfin einen französischen Casanova findet — nicht mit Unrecht; aber wie konnte sie sich denken, daß der Mineralog so was ausplaudern würde? Doch sieht er auch manches Erfreuliche; Manches was an die große Vorzeit erinnert. Er besucht die Denkmäler des Doms. Lassen wir ihn selbst reden.

„So schön aber auch alle diese Denkmäler sind, und so sehr sie den Kunstliebhaber und Geschichtsfreund ansprechen müssen — denn er findet in ihnen eine in Stein gehauene Geschichte von Polen; — so erregen sie doch bei weitem nicht so das Gefühl, als die kleine bedeutende Gruft unter dem Haupteingange der Kathedrale, in welcher die Gebeine von Johann Sobieski, Poniatowski und Kosciußko ruhen.

„Wird die Fallthüre geöffnet, und steigt man einige Stufen hinab, so erblickt man, der Treppe gegenüber, den Sarg von Johann Sobieski. Er ist von schwarzem Marmor geschmackvoll gearbeitet, und wird von vier Sklaven aus Bronce getragen. Auf dem Kopfende ruht auf einem Kissen von Ebenholz mit goldenen Quasten eine silberne reich vergoldete Krone auf Scepter und Schwert; auf dem Fußende ein silberner Todtenkopf auf kreuzweis über einander gelegten Todtengebeinen. An der vordern Seite stehen die goldenen Buchstaben J. III. S. (Johann III. Sobieski) und über dem Sarge die Inschrift:

Quod mortale fuit JOHANNIS SOBIESCII, Regis Poloniae M. D. Lithuaniae, exacto saeculo, postquam ille Viennam obsidione, Germaniam, imo orbem Christianum, ab imminente Turcarum jugo, insigni victoria liberavit, debito in Patrium Heroem cultu, pio munere functus, hoc in sarcophago recondidit Stanislaus Augustus Rex. MDCCLXXXVII. Te Deum oramus pro mortuo, qui vivus suos et exteros virtute sua tutatus est.

„Rechts neben diesem Sarkophage steht der Sarg von Poniatowski, einfach aber nicht ohne Geschmack aus Kupfer gearbeitet, und

„links ein schlichter Sarg von braunem Eichenholze, der weiter keine Zierde trägt, als das Wort Kosciußko. Noch sieht man an ihm das Siegel der Stadt Solothurn, wo dieser große Mann, seiner Nation ein bleibendes Vorbild, am 15. Oktober 1817 starb, und am 18. Oktober in der Jesuiterkirche beigesetzt wurde. Aber seine ganze Nation wünschte seine Gebeine auf vaterländischem Boden bestatten zu können. Der Fürst Zajanczek bat in ihrem Namen den Kaiser Alexander um die Erlaubniß dazu. Der Kaiser, den Wunsch der Nation ehrend, nahm nicht nur diese Bitte sehr gütig auf, sondern beauftragte sogar einen seiner Kammerherren, den Fürsten Anton Jablonowsky, nach Solothurn zu reisen, bei dem Staatsrathe dieses Kantons um die Zurückgabe des Leichnams anzuhalten, und ihn, mit aller dem Verblichenen zukommenden Würde, nach Krakau zu führen. Solothurn konnte diesem gerechten Wunsche nichts entgegensetzen, und so kam der Trauerzug nach kurzer Frist in Krakau an. Vorläufig wurden die Gebeine Kosciußko's in der Andreaskirche niedergesetzt, und nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, mit vielem Gepränge und unter den Thränen einer zahllosen Menge, in die Gruft, in welcher sie jetzt ruhen, und in der einst der gutmüthige, aber schwache Stanislaus August dem Auferstehungstage entgegen zu schlummern hoffte, versenkt.

„Es war Wochenmarkt in Krakau, und daher befanden sich viele Landleute im Dom, als ich die Gruft öffnen ließ. Männer und Weiber benutzten die Gelegenheit und stiegen mit hinunter. Alle seufzten beim Anblicke der Särge laut auf, und ihre bebenden Lippen schienen zu verrathen, daß sie für diese verstorbenen Freunde des Vaterlandes beteten. Keinem waren ihre Thaten unbekannt. Eine feierliche Stille herrschte in der von einigen Wachskerzen erleuchteten Gruft; nur zuweilen wurde sie vom leisen Geflüster dieser großen Namen und den tiefen Seufzern unterbrochen; vor allen aber hörte man den Namen Naczelnik Kosciußko. So mancher der ältern Männer mochte noch unter ihm gefochten haben. Einige traten näher an die Särge heran und legten leise ihre Rechte darauf, gleichsam als ob sie dadurch mit dem Abgeschiedenen in nähere Verbindung treten wollten. Auf allen Gesichtern lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, in den Augen vieler standen Thränen, und kein Kind kann an dem Sarge der Eltern bewegter sein, als diese einfachen Landleute in der Gruft dieser großen Männer. Als ich ging, und das Gewölbe wieder geschlossen werden sollte, war es nicht zu verkennen, daß es ihnen Anstrengung kostete, sich von den theuren Ueberresten loszureißen."

Indessen hat das Wetter sich wieder aufgeklärt, und er eilt nach den Central-Karpathen.

Das Interesse, das den Verf. bei seinen Beobachtungen leitet, ist das des Naturforschers.

Digitized by Google

Daß er indessen nicht bloß als Naturforscher reist, beweist schon der obige Auszug. Es findet sich eine Reihe von Bemerkungen über den Kulturzustand und die Eigenthümlichkeit der Anwohner jener interessanten Gebirge.

Aber hören wir zuerst einige der Beobachtungen die er über die Central-Karpathen und auf denselben gesammelt hat.

„Der Einfluß der Central-Karpathen auf Klima und Witterung, Wolkenbildung und Windsysteme, ist so unverkennbar, daß man mit Recht, mit dem Hrn. Professor Karl Ritter, den hohen Alpenstock derselben, das Tatragebirge, „„die große Wettersäule von Ost-Europa"" nennen kann. Alle gewaltig erregenden Prozesse der Atmosphäre treten in ihnen mit der größten Intensität hervor. Die Gewalt der elektrischen Entladungen, die plötzlich losbrechenden und eben so schnell wieder verwehten furchtbaren Stürme, die ungeheure Verwüstungen bereitenden Regengüsse in ihnen und ihrer Nähe zeigen diese Einwirkung unverkennbar. „„Nirgend gränzt das reizend Schöne — sagt Gener sich — und das furchtbar Erhabene näher an einander als hier. Ehe man sich's versieht, verbreiten sich finstere Wolken in stiller Trauer oder mit Ungestüm, ergießen sich in reißenden Strömen oder in schrecklichen Gewittern, mit Alles niederschlagenden Stürmen."" Daß aber auch, eben dieses großen Einflusses der Central-Karpathen wegen, das Klima der anliegenden Landschaften nie so gleichmäßig sein, und die Witterung nie so anhaltend ein und denselben Charakter tragen kann, wie in einer ebenen Gegend, ergiebt sich aus der Natur der Sache. Je größer die Gebirgsmassen, je auffallender die Kontraste der Höhe und Tiefe, je reicher die metallinischen Bestandtheile und die Schichtung und die dadurch erzeugte innere elektrisch-chemische Thätigkeit, desto mannigfacher ist auch die Erregung der Atmosphäre, und desto gewaltiger die Mächtigkeit ihrer Explosionen, desto schneller der Wechsel der Witterung und Winde, und desto entschiedener deren Einwirkung auf das Klima. —

„Die hohen Central-Karpathen bilden eine klimatische Gränze. Ganz verschieden ist die Luft im Norden der Gebirgskette von der im Süden, viel rauher, unfreundlicher und schärfer. Die warmen Südwinde haben keinen Zutritt zu den Landschaften an ihrem nördlichen Fuße, die Westwinde werden durch die gegen Abend vorgelagerten Gebirge abgekühlt, aber desto erkältender wirken die Nordwinde, und die über die Zipser Magura wehenden Ostwinde. Schnell ist der Wechsel der Witterung und Temperatur, und eben so nachtheilig dem Thier- wie dem Pflanzenleben. Hiervon erzählte man mir folgendes Beispiel. Im Jahre 1810 sollen in der Nacht vom 5. zum 6. August auf der Volany (Berghütung) im Bukowiner Revier 100 Schaafe, 20 Kinder und mehrere Pferde, nach einer plötzlichen Abkühlung der Luft, an Erkältung gestorben sein. Die Akten die dies bezeugen, sollen auf der Cameral-Canzellei zu Neumark liegen.

„Auf der Südseite streicht der Nordwind — welcher von den Bewohnern der Zipser Ebene Polnischer Wind genannt wird — sehr erkältend über die Käsmarker Ebene, und macht kaltes und helles Wetter. Der schneidende Nordostwind ist nur in strengen Wintern fühlbar, und verursacht eine unerträgliche Kälte. Der Ostwind bläst selten, und wird meistens von andern Winden überwältigt. Der Südwind — welcher Ungarischer Wind in der Zipser Ebene genannt wird — bläst zu allen Zeiten, wenn der Nordwind ausgetobt und den Himmel aufgeklärt hat. Beide (der Ost- und Süd-Wind) sind lau, und erwärmen das Land. Beider Vorboten sind erst Dünste und dann Nebel, die gegen die Zips getrieben werden; auch tragen sie warme Sommerregen, wenn die Regenwolken nicht von den kältern Winden der oberen Luft zerstreut werden. Der Westwind ist scharf und bringt selten Regen. Er weht heftig und anhaltend, oft wochenlang im Frühjahr und Herbst, trocknet und erkältet die Felder bis zur Auszehrung. — Der Zug der Wolken, oft gerade gegen Süd-Ost, ist von diesem Windstreichen unabhängig. — Seltsam ist die Erscheinung, daß zu Anfange des Winters im November, wenn das Land von Nebel bedeckt und erkältet ist, in den mittleren Regionen der Alpen, wo das Kienholz wächst, der Himmel nicht nur sehr heiter, sondern auch die Luft viel wärmer als unten ist. Letzteres gilt auch vom Frühjahr bei durchaus heiterer Luft.

„Auch auf der Südseite soll die Temperatur auf den Bergweiden oft so plötzlich abwechseln, daß — wie Buchholz sich ausdrückt — viele Schaafe und Pferde erfrieren, wie z. B. im Jahr 1724 vom 4. zum 5. August 58 Pferde."

Seltsam scheint folgende akustische Erfahrung: — „Den bisherigen Erfahrungen der Akustik zufolge, pflanzt sich der Schall, wenn er aus einer dünneren in eine dichtere Luftschicht übergeht, sehr schwach fort, und um so schwächer, je größer die Differenz der beiden Luftschichten ist; auf dem Krivan machte ich aber eine merkwürdige, mir unerklärliche, entgegengesetzte Erfahrung. —

„Ein junger Mann, der mit mir diesen Berg erstieg, ermüdete, und blieb etwa in der Mitte zwischen der Kopa-Ebene und dem Krivan-Gipfel am Abhange sitzen. Oben angekommen, sah ich ihn nicht, rief seinen Namen, erhielt aber keine Antwort. Nachdem ich von der Höhe wieder hinabgestiegen war, und ihm über sein Schweigen Vorwürfe machte, versicherte er, daß er nicht nur vielfach geantwortet, sondern sogar ein Pistol mehreremal abgefeuert und sich an dem Echo ergötzt habe. Während ich von allem diesem nichts hörte, hatte er deutlich das, was ich mit dem Führer gesprochen, vernommen, und sogar das Zischen der Rackete gehört, die ich auf dem Gipfel des Berges steigen ließ.

„Nach der von Nollet zuerst aufgestellten, jetzt in Frankreich noch allgemein herrschenden, und selbst von Major Plümicke in sein Handbuch für Artillerie-Officiere aufgenommenen Theorie, soll die Bewegung der Raketen verursacht werden: durch den Widerstand der Luft gegen das nach der Entzündung des Treibsatzes aus der Hülse hervorströmende Gas. Die Rackete wird also gehoben durch eine Gassäule, die sich unter ihr bildet, und ihr Fundament auf der zusammengedrückten elastischen atmosphärischen Luft findet. — Nach dieser Theorie muß also die Schnelligkeit der Bewegung jemehr abnehmen, desto weniger die Luft durch ihre Expansion fähig wird, dem sich entwickelnden Gas einen Widerstand entgegen zu setzen, und im luftleeren Raum dann die Rackete zu steigen aufhören, wenn die Gassäule sich nicht mehr auf den festen Boden zu stützen vermag.

„Um diese Theorie, gegen die sich viele Stimmen, und wie es mir scheint mit Recht erheben, in den dünnen Luftregionen der Hochgebirge zu prüfen, ließ ich auf dem Krivan und der Babia Cura mehrere Racketen steigen, und alle, ohne Ausnahme, stiegen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, so lange ihr Treibsatz Gas entwickelte, und crepirten noch im Steigen begriffen. Mit Hülfe der trigonometrischen Signale auf diesen Bergen konnte ich die Höhe ihrer Flugbahnen leider nur bis circa 250' messen, allein die Racketen (achtlöthige) stiegen in gerader Richtung wohl noch dreimal so hoch.

„Wenn dieser Versuch im Grunde nur unbedeutend ist, so scheint er doch direkt der oben erwähnten Behauptung zu widersprechen, und für die Theorie zu stimmen, welche die Bewegung der Racketen durch das Bestreben des Gases, sich nach allen Seiten gleichförmig auszudehnen, erklärt."

In den Salzgruben von Wieliczka entwickelt sich nicht selten ein schwefelsaures Wasserstoffgas, das sich am Grubenlicht entzündet, und entweder in wellenförmiger Flamme abbrennt, oder, wenn es sich stark mit atmosphärischer Luft vermischt hat, plötzlich explodirt. Man kann indessen gebückt unter der Flamme weglaufen, oder durch Niederwerfen auf die Sohle der

Digitized by Google

Gefahr ausweichen.*) Früher hatte man Beispiele von langwierigem Grubenbrande; einer z. B. entstand 1641, und dauerte ein volles Jahr; ein andrer 1696 mehrere Monate **).

Auch mächtige Höhlen finden sich — z. B. die Demenfalver Drachenhöhle, die der Verf. aber ihrer Schrecken entkleidet hat, in die sie der Aberglaube des Volks und die Phantasie der Reisenden eingehüllt. Doch ging er selbst vorsichtig zu Werke. „Nachdem ich 1½ Stunden unterirdisch fortgeschritten war, kam ich in Gänge, in welchen sich eine große Zahl noch nicht vollkommen erhärteter Stalaktiten befand, und endlich zu einem weißen Kalksinterschlamme, in den man um so tiefer einsinkt, je länger man stehen bleibt. Obgleich mich mein Führer in diesen Gang tiefer hinein, und zwar bis zu der Stelle führen wollte, bis zu welcher im Jahre 1819 die jetzige Herzogin von Köthen, als Fürstin von Pleß, mit großen Stiefeln angethan, gestiegen war, und wo dieselbe eigenhändig ihren Namen an eine der Wände geschrieben hat; so entschloß ich mich doch lieber, da mir dergleichen Stiefeln fehlten, und da der Gang in gleicher Form und Beschaffenheit weiter führt, den Rückweg anzutreten. Wie weit der Gang aber führt, ist bis jetzt noch ununtersucht geblieben, weil man zuletzt bis an den Gürtel in Schlamm sinkt."

Eigenthümlich sind den Central-Karpathen ihre hohen Seen. Die absolute Höhe der „fünf Seen" ist 6121′ n. W., 6309,228′ n. v. O.; die des Hinzka Sees 5835′ n. W., 5686,746′ n. v. O.; während das mer de glace im Chamouny-Thal nur 5700′ hoch liegt. Kein Wunder, wenn solche Seen, die in die Region des untern Theiles des Gletscher von Savoyen und Tyrol reichen, selbst im August noch in der Mitte mit „grünem Eise" bedeckt sind, während bloß die Ränder aufgethaut sind. Die Ursachen, warum weder im Tatra noch auf den Liptauer Alpen Gletscher oder Eisfelder angetroffen werden, findet der Verf. „in der freien Lage der Central-Karpathen gegen Ungarn und Galizien, in dem ungehinderten Zutritt der Winde von allen Seiten, in der vielfach unterbrochenen Höhe, in der geringen Breite seines Hauptrückens, in der Kürze seiner Seitenäste und Thäler, so wie auf der Südseite des Gebirges, in der heftigen Einwirkung der mittäglichen Sonnenstrahlen."

Wir werden in einem zweiten Artikel auf die Charakteristik der verschiedenen Völkerstämme zurückkommen, die in jenen Gegenden ihr Wesen treiben. Polnische Juden und Zigeuner sind auch bei uns nicht unbekannt; wünschen aber unsre Leser Mehreres von den slawischen Goralen zu vernehmen, so soll, binnen acht Tagen, ihre Neugierde befriedigt werden.

*) Kennt man bei Wieliczka Davy's Sicherheitslampe noch nicht? Oder warum zieht man sie einer Gasbeleuchtung von schwefelsaurem Wasserstoff nicht vor?

**) Im Vorbeigehen widerspricht der Verf. der alten Fabel, daß es in den Gruben von Wieliczka Leute gebe, die Jahrelang das Tageslicht nicht sehen — oder die wohl gar, in der Grube geboren, es noch niemals erblickt haben. Die Arbeiter lösen sich regelmäßig ab; Niemand wohnt in den Gruben.

Anzeige der Sammlung russischer Gesetze *). Beilage der Petersburgischen akademischen Zeitung.

Die Veranstaltung einer Sammlung von Gesetzen ist ein Beweis, daß die Regierung aus der Rechtspflege die Willkür verbannen will. Sie begründet die Hoffnung besserer Dinge; eine Regierung, die den Weg der offenen Konsequenz wählt, kann weder die Wünsche des Volkes, noch dessen Rechte verkennen. Sie schneidet übelgesinnten Rathgebern, unwürdigen Beamten, die Rückkehr zum bequemen, schwankenden Rechtszustand ab; sie führt zu einer Verantwortlichkeit, die noch weiter führen muß.

Daß die russische Regierung sich dessen bewußt war, wer darf es bezweifeln? Und daß der Kaiser, im ersten Jahr seiner Herrschaft, die Veranstaltung der Sammlung anbefohlen, wird in der Geschichte Rußlands mit größerem Ruhm erwähnt werden, als alle Waffenthaten seiner Heere. Nur die Regierung, die das Gesetz ehrt, will das Rechte; wie ihre Würde, so kennt sie und fördert sie ihr Interesse. Denn was die Würde mit dem Interesse verbindet, das ist die Anerkennung der Pflicht.

In der Vorrede, die in der obengenannten „Anzeige" im Auszug mitgetheilt ist, wird das Bedürfniß des Werkes nachgewiesen. Die Verordnung Peters des Großen, alle Ukasen von allgemeinem und bleibendem Gewicht durch den Druck zu verbreiten, wurde nicht mit Konsequenz durchgeführt. Die Sammlungen, die von Privatpersonen zu verschiedenen Zeiten versucht worden sind, bleiben höchst unvollkommen und ungenügend; so wie sie sind, kosten sie im Buchhandel zusammen an die 5000 Rubel.

Die vorliegende Sammlung umfaßt die Verordnungen von 1649 bis zum 25. December 1825. In 45 Bänden liefert sie 312 Reglements, Verordnungen und Instruktionen, 238 Gnadenbriefe, 29181 Ukasen, 369 Traktaten; mit Inbegriff von 320 erläuternden Ukasen im Ganzen 30920 Aktenstücke. Die Sammlung verkauft sich zu 500 Rubeln B. A. Sie wird unter dem Titel einer zweiten Sammlung fortgesetzt werden; die beiden ersten Bände, bis 1830, sollen noch im Laufe des Jahres erscheinen; in der Folge wird sie nach Jahrgängen geliefert werden.

Die Verordnungen vor dem Landrecht (der Uloshenie) von 1649, die nicht mehr Gesetzeskraft haben, aber für die Geschichte wichtig sind, werden unter dem Titel „ältere Gesetze" eine eigene Sammlung bilden, die schon im Werke ist.

Ueber das Materielle der Ausführung enthält die Anzeige Folgendes, in dem man vielleicht einen russischen Idiotismus erkennen wird: —

„Zum Druck der gesammelten Gesetze wurde auf allerhöchsten Befehl vom 22 Sept. 1827 bei der zweiten Abtheilung der eigenen Kanzellei Sr. K. M., unter Aufsicht eines besondern Comité, eine Druckerei eingerichtet; binnen acht Monaten war sie völlig organisirt. Kantonisten und Gemeine aus dem Corps der innern Wache wurden zu Meisterleuten abgerichtet u. s. w. Die Sammlung begann mit dem Jahre 1826, und ging ununterbrochen fort bis zum 1. März 1830; der Druck nahm aber seinen Anfang mit dem 21. März und war beendigt am 1. April 1830."

Ueber die Gesetzerklärung giebt die Anzeige folgenden Aufschluß: „Die Russische Gesetzgebung erkennet kein Hülfsrecht an; sie normirt alles auf positive Gesetze, die von der höchsten Staatsgewalt ausgehen. Deswegen auch erlangt die authentische Gesetzerklärung allererst durch die Sanction des Souverains ihre volle Wirksamkeit. — Um diese Gesetzerklärung zu veranlassen und für Jedermann zugänglich zu machen, giebt es in Rußland ein besonderes Verfahren. In allen Fällen nemlich, wo eine Entscheidung, weder auf den Geist, noch auf den Buchstaben vorhandener Gesetze gegründet werden kann, muß jede Behörde, sie sei eine judiciäre oder administrative, ihrer vorgesetzten Stelle ein motivirtes Gutachten über die Art und Weise abgeben, wie nach der Billigkeit oder nach der Analogie zu entscheiden sein möchte. So kommen dergleichen Gegenstände von der Unterinstanz zu den Oberinstanzen, bis sie endlich, in administrativen Fällen an das Ministerium, in judiciären an den Senat gelangen. Das Ministerium sowohl, als auch der Senat,

*) Vollständige Sammlung der Gesetze des russischen Reichs, veranstaltet auf Befehl des Herrn und Kaisers Nikolai Pawlowitsch. Erste Sammlung vom Jahr 1649 bis zum 25. Dec. 1825; 45 Bände, gr. 4.; 2 Kolumnen. St. Petersburg, in der Druckerei der 2ten Abtheilung Sr. Kaiserl. Majestät höchsteigener Kanzellei. 1830. (In russischer Sprache.)

Digitized by Google

jeder in seinem Wirkungskreise, spricht nach angestellter Prüfung seiner Seits, ein motivirtes Gutachten aus, und unterlegt dasselbe hierauf Sr. Kaiserlichen Majestät zu allendlicher Entscheidung."

Mit Vergnügen ersieht man ferner aus der Anzeige, daß eine russische Rechtsgeschichte gegenwärtig in der zweiten Kanzellei-Abtheilung angefertigt wird, welche unter anderen die äußere Form der Ulozhenie des Zaaren Alexei Mihailowitsch ausführlich beschreiben soll.

Ein Wunsch bleibt noch übrig: die Bearbeitung einer gedrängten, verständlichen Uebersicht des Nothwendigsten für das Volk. Man darf hoffen, daß auch diese nicht ausbleiben wird.

Erfreulich ist die ganze Thätigkeit, die wir in ihren Hauptzügen beschrieben haben; am erfreulichsten durch das Raisonnement der Vorrede: — „Gesetze kann man unmöglich vervollständigen und verbessern, ohne genaue und authentische Digesten, und ebenso unmöglich Digesten abfassen, ohne vollständigen und richtigen Text der Gesetzquellen selbst. Vollständige Sammlung der Gesetze ist demnach die Grundlage ihrer Vervollkommnung."

Geschichte des Königreichs Neapel und Sicilien. Von A. L. Hermann, Prof. der Geschichte am Kadettenkorps in Dresden. 3 Bändchen. Dresden, 1830. Hilscher.

Diese drei Bändchen gehören zu der „allgemeinen historischen Taschenbibliothek für Jedermann", von der im Hilscher'schen Verlag bis jetzt 28 Theile erschienen sind. Wir erwarten, daß Unternehmungen dieser Art in Deutschland immer häufiger werden, und daß sie unter allen Klassen der Gesellschaft nicht geringen Nutzen stiften mögen. Freilich ist bis jetzt noch nichts in dieser Art von den ersten Schriftstellern der Nation so allgemein, und mit solcher Liebe unterstützt worden, wie dieß in England jetzt der Fall ist, wo Scott, Mackintosh und Moore für eine ähnliche Sammlung in die Reihe der Mitarbeiter getreten sind. Was uns indessen zu der Hoffnung berechtigt, daß eine solche Theilnahme der ausgezeichnetsten Literatoren auch in Deutschland nicht ausbleiben wird, das ist der Unternehmungsgeist der Buchhändler auf der einen Seite, und auf der andern die Ueberzeugung, die auch bei den bedeutendsten und gefeiertsten Männern heimisch zu werden scheint, daß dem Volke sein Antheil an der Bildung des Jahrhunderts nicht länger vorenthalten werden darf.

Der Verfasser der vorliegenden Geschichte macht keinen Anspruch auf eigenthümliche Forschungen.

Die Gewährsmänner, denen er mit wenigen Ausnahmen gefolgt ist, sind Giannone für die Geschichte von Neapel, und Burigny für die von Sicilien. Diesen erzählt er mit Treue, und was uns beinahe eben so viel gilt, mit lebendigem und interessantem Vortrag nach. Den Ereignissen der neuern und neuesten Zeit ist mehr Raum gewidmet worden, als ihnen im Verhältniß der Zeitperiode zukommen würde, aber nicht mehr, als ihre Wichtigkeit verdient.

Wir heben als Probe den Anfang des zweiten Bändchens aus — einen Ueberblick des Kulturzustands von Italien zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts — und die sich daran schließende Erzählung der ersten Ereignisse nach der Trennung Neapels von Sicilien durch die sicilianische Vesper.

„Ein Blick auf das innere Leben der Völker Italiens gehe der fernern Erzählung ihrer Schicksale voraus. Nicht aus einem ungemischten Urstamm bestand die Bevölkerung Italiens, sondern Nationen der verschiedenartigsten Abstammung waren hier, nach blutigen Kämpfen, unterdrückend oder unterdrückt, verschmolzen. Germanen, Ostgothen, Griechen, Longobarden, Franken, Saracenen, Normannen und Deutsche machten die Bestandtheile der jetzigen Italiener aus. Dieses Gemisch von Charakteren mußte einen reinen Grundton verfälschen, und den Wankelmuth, die Hinterlist, den Verrath, die Treulosigkeit, die engherzige Selbstsucht erzeugen, um so mehr, da nicht eine, sondern unzählige Herrschaften im Lande walteten. Einem fremden Oberherrn zu gehorchen war den Italienern stets ein Greuel, und doch besaßen sie nicht Kraft und Einklang genug um dieses abzuwehren. Die deutschen Kaiser haßten sie vor allen, und die zwei feindlichen Parteien der Guelfen und der Gibellinen, erstere den Päbsten, letztere den Kaisern anhangend, gaben 300 Jahre lang seit dem 12. Jahrhunderte einen immer bereit liegenden Brennstoff zu innern Unruhen und Bürgerkriegen. Mit den Longobarden war das Feudalsystem nach Italien gekommen; Vasallen und Untervasallen in abwärtssteigender Ordnung begränzten sich, wenn der Bauer, hier wie anderwärts ein unglücklicher Leibeigner, das letzte Glied ausmachte. Kühn und trotzig aber erhoben sich die zahllosen Barone, denn bei den fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den Kaisern, den größern und kleinern Fürsten konnten sie sich der einen oder der andern Partei durch ihren Beitritt jederzeit wichtig machen. Von durchgreifendem Einflusse waren die vielen Städte, meistens klassischen Ursprungs. An der Küste gelegen, trieben sie einen lebhaften Handel; im Innern dienten sie durch ihre Befestigung zu Schutz und Trutz im Kriege. Italien war in dieser Zeit auch ein reiches Land. Beträchtliche Summen kamen durch den frommen Glauben der katholischen Christenheit in die Kassen des heiligen Vaters nach Rom, und der Handel belohnte die Betriebsamkeit mit Ueberfluß, welcher die gewöhnlichen guten und schlimmen Folgen des Reichthums mit sich führte. Die stete Verbindung mit dem griechischen Konstantinopel, dem Sitze wissenschaftlicher Kultur, so wie mit den Mauren, als Aerzte, Astronomen und Mathematiker berühmt, nährte und weckte zeitig durch ganz Italien den Geist für Wissenschaft und tiefsinnige Forschungen. Zu Paris ward die erste Universität errichtet, in Italien aber gab es hochberühmte Schulen einzelner Wissenschaften in verschiedenen Städten. Zu Padua, Modena, Mantua, Piacenza, Bologna, Pisa, Mailand u. a. blühete, seit dem 12. Jahrhunderte, die Rechtsgelehrsamkeit, und zu Salerno die Heilkunde; nur für die Theologie gab es keine öffentlichen Lehrstühle, bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts; ein unzusammenhängendes Gemisch der Lehren der Kirchenväter, der Dekrete, der Concilien und Päpste, in Verbindung gebracht mit der heiligen Schrift, nannte man damals Theologie, welche man in den Klöstern, vornemlich der Dominicaner und Franziscaner, und an den Hauptkirchen lehrte. Auch die Philosophie bestand nicht in einem selbstthätigen Forschen und Denken, sondern das aristotelisch-scholastische System, in nichtige Spitzfindigkeiten und Wortgepäck ausartend, herrschte mit geistbeengendem Ansehn; desgleichen vermischte man mit der Astronomie stets die Astrologie, denn selbst die aufgeklärtesten Männer, auch der Kaiser Friedrich II., waren damals in der abergläubischen Meinung von dem Einflusse der Gestirne auf die menschlichen Schicksale befangen. Zu einer schönen Blüthe entfaltete sich dagegen im 13. Jahrhunderte schon die Dichtkunst; die italienische Sprache gewann den Vorrang über die provenzalische; Friedrich II. und viele andere weltliche und geistliche Herren versuchten sich als Dichter; Guido Guinicelli wird als der beste seiner Zeit genannt. Die Baukunst wurde in dieser Zeit gleichfalls eifrig betrieben, theils durch den Drang der Umstände, theils aus Prachtliebe. Die unabläßigen Kriege erheischten Festungen, und übten also die Kriegsbaukunst; zu Padua führte man in kurzen Fristen sieben Brücken und drei Palläste auf; die Genueser erbauten 1276 und 1283 zwei verschlossene Häfen, einen gemauerten Damm

Digitized by Google

(Molo), und 1295 eine prächtige Wasserleitung, welche ihrer Stadt mehrere Meilen weit über hohe Berge reines Trinkwasser zuführte, vieler Dome, Rathhäuser und Thürme in andern Städten nicht zu gedenken. Endlich bereicherten auch noch einige Erfindungen diese Zeit. Die Brillen wurden gefertigt entweder von einem Mönche, Alexander de Spina, oder von einem Edelmann aus Florenz, Salvino degli Armati, und den Kompaß entdeckte ein gewisser Flavius Gioja oder Giri; jedoch meinen einige auch, daß die Araber die ersten Erfinder dieses für die Schifffahrt so nützlichen Instruments gewesen.

„Voll Mißmuth über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen war Karl I. von Sicilien nach Neapel zurückgekehrt; nirgends erblickte er Trost, darum eilte er nach Rom, seine Klagen vor dem Papste, Martin IV., auszuschütten. Eine Bulle, ein Bannstrahl und ein Interdikt, gegen Peter von Aragonien gerichtet, so wie gegen dessen Genossen und die Länder, welche ihm anhangen oder gehorchen würden, sprachen den Unwillen und die Mißbilligung des heiligen Vaters deutlich genug aus. Doch Peter, als König von Sicilien der erste genannt, kümmerte sich wenig um diese nur den Furchtsamen schreckenden Waffen, und fuhr fort, sich in seinem neuen Reiche zu befestigen. Gleichwohl versuchte er, durch eine zweimalige Gesandtschaft nach Rom, eine Aussöhnung mit dem Oberhaupte der Kirche, aber vergebens. Der König von Neapel stieß hier auf einen der Abgeordneten; sein Zorn entbrannte, er überhäufte ihn mit Schmähungen gegen seinen Herrn, welcher als ein Verräther und schlechter Mann gehandelt habe, und endigte mit einer Ausforderung zu einem Duell, wo er mit Peter auf Leben und Tod um die streitige Krone kämpfen wolle *). Dieser erklärte sich, zur Ersparung so vieles unschuldigen Christenblutes, bereitwillig diesen Vorschlag anzunehmen, und beide Könige rüsteten sich ohne Säumen zu einem persönlichen Zweikampf. Acht Artikel bestimmten das Nähere. Der Kampfplatz sollte bei Bordeaux, damals dem König von Frankreich gehörig, sein, und für einen Lügner, Meineidigen, Ungetreuen und Ehrlosen wurde derjenige erklärt, welcher sich den 1. Junius 1283 nicht an Ort und Stelle einfinden würde.

„Karl ernannte seinen ältesten Sohn Karl, Prinzen von Salerno, zum einstweiligen Reichsverweser, und Peter übertrug seiner Gemahlin Konstantia die Regentschaft, ließ auch die Sicilianer seinem rechtmäßigen Erben und Nachfolger, Don Jacob, huldigen. Mit Sonnenaufgang hielt Karl, an dem verabredeten Tage, von 100 Rittern begleitet, auf dem Kampfplatze. Allein er wartete vergebens; die Sonne neigte sich wieder, ohne daß sein Gegner erschienen war. Karl ließ sich hierauf von dem Seneschall von Bordeaux eine schriftliche Bescheinigung seiner Anwesenheit geben, und zog von dannen in die Provence zu neuen Kriegsrüstungen. Peter hatte sich allerdings in der Nähe, nach Einigen sogar, verkleidet in Bordeaux befunden, aber Bedenken getragen, zu erscheinen, weil er einen Hinterhalt besorgte. Auch er begab sich zum Seneschall, ein Zeugniß seiner Gegenwart zu fordern, und hinterließ diesem, zur Beglaubigung, seinen Helm, sein Schild und Schwerdt. So endigte dieses laut angekündigte Schauspiel, wozu eine zahllose Menschenmenge von nah und fern herbeigeströmt war, und worüber nachmals auf die verschiedenste Weise geurtheilt ward.

„Wichtigeres aber ereignete sich zu Neapel. Roger von Loria, der Admiral Peter I., lief mit 18 Galeeren von Messina aus, eroberte 10 neapolitanische Galeeren bei Malta und erschien bald darauf vor Neapel selbst, sich anstellend, als wolle er landen, in der That aber, um die dort liegende Flotte aus dem Hafen zu locken. Voll Unwillens bestieg der zurückgelassene Prinz von Salerno, aller Warnungen ungeachtet, das Admiralschiff und begleitet von der Blüthe des Adels und des Hofes führte er die Flotte aus dem Hafen. Hinterlistig floh Roger einige Meilen seewärts; mit Jubelgeschrei folgten ihm die Neapolitaner; doch plötzlich machten die Sicilianer halt, stellten sich in Schlachtordnung und ein wüthendes Gefecht nahm seinen Anfang. Bald aber gerieth die Flotte der Neapolitaner in Verwirrung und mehrere sicilianische Fahrzeuge griffen das Admiralschiff zugleich an. Verzweifelt war die Gegenwehr des Prinzen und seiner Begleiter; da sprangen einige der geübtesten Taucher Rogers ins Meer, mit Bohrern, Meißeln und andern Werkzeugen versehen, durchlöcherten den Boden des Schiffes, es fing an zu sinken und jetzt blieb der Mannschaft nichts übrig als Ergebung; Roger selbst bot dem Prinzen die Hand, um ihn in sein Schiff zu geleiten. Doch hiermit war der tapfere Seemann noch nicht zufrieden. Beatrix, die Schwester der Königin Konstantia, befand sich gefangen zu Neapel; auch sie sollte noch befreit werden. Mit seinem hohen Gefangenen auf dem Verdecke segelte Loria noch einmal vor Neapel, forderte, laut rufend, die Auslieferung der Prinzessin Beatrix, widrigenfalls es das Leben des Prinzen von Salerno kosten werde; ein Scharfrichter mit aufgehobenem Schwerdte hinter denselben gestellt, gab dieser Drohung Nachdruck, und die Auslieferung der Gefangenen erfolgte sofort. Endlich suchte der unermüdliche Mann noch einen Aufstand in Neapel zu erregen; „„nieder mit Karl! es lebe Roger Loria!““ schrie auch schon die leicht bewegliche Menge; doch der beginnende Aufstand ward von den wachsamen Behörden gedämpft. Mit trunkener Freude empfing das Volk Roger Loria als er zu Messina einlief, mit einem so wichtigen Gefangenen am Bord, und der wiederum befreiten Prinzessin. Rachgierig verlangten jetzt die Sicilianer das Haupt des Prinzen von Neapel zur Wiedervergeltung für den Frevel, welchen dessen Vater an Konradin verübt. Aber Konstantia verabscheute Blut zu vergießen für Blut; es stehe ihr nicht zu, antwortete sie, eigenmächtig in so wichtiger Angelegenheit ohne ihren Gemahl zu entscheiden, und kurz darauf sorgte sie, daß der Prinz von Aragonien gebracht wurde, wo ihn Peter in genauer Haft verwahrte.

„Wuth und Schmerz wechselten in Karls Seele, als er zween Tage nach jenem unglücklichen Treffen in Neapel ankam. Hundert und funfzig der Aufrührer ließ er henken, dann sollten sich 75 Galeeren mit seinen übrigen Fahrzeugen vereinigen zur Wiedereroberung von Sicilien; er selbst eilte gegen Reggio um es den Aragoniern zu entreißen. Doch das Glück kehrte ihm für immer den Rücken; Alles schlug fehl. Ein neues Heer raffte er zusammen und im Winter noch wollte er den Feldzug beginnen zur Befreiung seines Sohnes und Siciliens Unterwerfung; da unterlagen endlich seine Kräfte den wiederholten Schlägen; in düstere Schwermuth versenkt, starb er im Jahr 1284 zu Foggia, auf einer Reise nach Brindisi, wohin ihn die Angelegenheiten seines Heeres riefen. Achtzehn Jahre befand er sich im Besitz des neapolitanischen Throns und bittre Früchte waren ihm erwachsen aus dem unrechtmäßigen Gewinn.“

*) Burigny und Giannone stehen hier in geradem Widerspruch, indem ersterer behauptet, jene Ausforderung sei von Peter ausgegangen. Der Hergang der Veranlassung aber, so wie der heftige, rachsüchtige Charakter Karls, gepaart mit einem gewissen ritterlichen Sinn, bestimmten uns der Erzählung Giannone's zu folgen.

Der Hirtenkrieg. Novelle in drei Theilen von Georg Döring. Frankfurt a. M., 1830. Sauerländer.

Wer kennt nicht Zschokke's Schweizerromane? Wenn etwas bei diesen kräftig und wahr gezeichneten Lebensbildern uns stört, so ist es das Bestreben des Erzählers, der Walter Scott der Schweiz zu werden, das zu häufig im Einzelnen sich verräth.

Digitized by Google

„Dem deutschen Dichter im Schweizerlande, Heinrich Zschokke", hat der Verf. seine Novelle gewidmet. Sie verhält sich, in einer Beziehung wenigstens, zu ihren Vorbildern wie die Romane von Horace Smith zu denen von Scott. Manche Mängel sind vermieden; aber manche Schönheit blieb auch unerreicht. Die Darstellung ist vielleicht im Ganzen korrekter, aber auch wohl im Einzelnen nüchterner.

Die Novelle spielt im Jahr 1799, als der größere Theil der Schweiz von den Neufranken überwältigt, aber die Idee der Unabhängigkeit noch nicht aus den Wünschen und dem Streben des Volkes verbannt war. Der Verf. hat es verstanden, die poetischen Elemente, die in dem Stoff liegen, mit Gewandtheit aufzufassen und zu verkörpern. Bei den Scenen eines Bürgerkriegs knüpft sich das Interesse zunächst an den Widerspruch zwischen dem rein menschlichen Gefühl, das die Einzelnen verbindet, und dem politischen Treiben, das die Parteien scheidet. Ein Bürgerkrieg in der Schweiz hat noch das Eigenthümliche, daß der Kontrast des einfachen Naturlebens mit der umgebenden, scheinbar feindseligen Bildung jenes Interesse erhöht.

Dieß die sittliche, oder, wenn man will, die poetische Bedeutung des Hirtenkriegs. Von der Ausführung und Darstellung hier ein paar Proben.

Einer der tapfersten Streiter für „die alten Zeiten und die alte Schweiz", Vincenz Waßmer, streift geächtet auf den Gipfeln, in den Schluchten des Diethelm, als Gemsenjäger umher. Auf einem seiner Züge schaut er hinüber nach der Heimath.

„Sein Auge ruhete noch auf dem Endpunkte am Horizont, wo sich der Sihlgrund verschwindend in die Tiefe neigte und ein Lächeln umschwebte seine Lippen, als ein Geräusch dicht an seiner Seite, unter dem überhangenden Felsenrande, seine Aufmerksamkeit erregte. Es klang fast, wie Menschenstimmen, die in unartikulirten Tönen gegen einander sprachen, dann auch, wenn es sich lauter erhob, wie scharfes, herbes Rabengekrächz. Vincenz konnte die Stelle, von der es hertönte, nicht anders untersuchen, als indem er sich auf den Schneeboden niederwarf und, mit dem Kopfe über einen entsetzlichen Abgrund schwebend, in die innere Biegung des Felsens zu blicken suchte. Seine Bewegungen waren, während er dieses Unternehmen ausführte, ruhig, vorsichtig und ohne daß ein Laut seine Gegenwart verrathen hätte. Welche Ueberraschung, als er jetzt hinabsah und seine Augen, nur etwa auf Mannslänge von ihm entfernt, auf einem kleinen Felsenvorsprunge einem Adlerneste begegneten, in welchem sich zwei zarte Sprößlinge des Felsenkönigs mit einander zu unterhalten schienen! Die Jungen waren auf Moos und Zweige gebettet, kleine Knochen und blutige Federn, wahrscheinlich der Abhub ihrer Tafel, lagen um sie her. Vincenz war unschlüssig, was er thun solle. Die Gefahr, zu dem Neste zu gelangen, war groß; die Beute dagegen ohne Bedeutung. Er gedachte Elisabeths Mahnungen, ihrer Bitte, sein Leben nicht leichtsinnig auf das Spiel zu setzen. Aber den Jäger lockte dennoch der Ruhm der That, er konnte seine Blicke nicht abwenden von den krächzenden Königskindern, er dachte es sich so schön, lebendig ein edles Wild zu fangen, das selten und nur durch einen Glücksfall der kühnste Schütz erlegt. Da rauschte es mächtig aus dem Sihlthale herauf, da schäumte es unter ihm, wie Windesbraut und Stromesfluth. Vincenz blickte hastig und befremdet hin. Es war der alte Adler, der mit einer Beute in Schnabel und Klauen aus der Tiefe heraufstauchte, um was er unten geraubt, in sein Nest niederzulegen. Schnell und geräuschlos zog der Jäger seinen Kopf zurück und machte, ohne das edle Wild aus den Augen zu verlieren, sein Gewehr schußfertig. Der Adler erhob sich indessen mächtig über den Felsenrand. Er kreiste über dem Neste der lauter und lebendiger werdenden Jungen. Jetzt erkannte Vincenz den Gegenstand, den sein Schnabel und seine Klauen hielten. Ewiger Gott! Es war ein Kind, ein lebendiges, schreiendes Kind. Das Blut trat dem jungen Mann, den noch nie eine Gefahr erschrocken gefunden hatte, zum Herzen. Die Büchse zuckte in seiner Hand, aber er durfte nicht schießen, jetzt nicht; denn hätte er auch das Raubthier getroffen, so war das Kind verloren, zerschmettert an den Klippen und in den Abgründen des Diethelm! Er kniete am Rande der ungeheuern Tiefe, er hielt den Odem zurück, Alles was in ihm lebte und fühlte, war den nächsten entscheidenden Augenblicken zugewandt. Da senkte sich der Adler nieder in die Felsenvertiefung zum Neste der Jungen, da stieg er wieder auf in einer Kreisbewegung, aber ohne das Kind, das jetzt im nahen Neste jammerte. Ein Blitz, ein Knall — und er stürzte mit zerschmetterten Flügeln hinab von Felsen zu Felsen, die letzten Blicke nach dem Neste mit den Jungen sendend, das er nimmer wieder sehen sollte!

„Vincenz schöpfte tief Odem; aber sein Werk war erst halb gethan. Schon lag er wieder, wie früher, mit der ganzen Länge seines Körpers auf dem schneebedeckten Felsenrande und blickte in das Nest. Da zupfte die junge Adlerbrut mit den scharfen Schnäbeln an dem Kleidchen des Kindes, da konnte sie mit jedem Augenblicke diesem in die Augen bohren, aus denen es weinte. Das Kind schien ihn zu erkennen, es streckte die Händchen zu ihm empor. Krampfhaft wühlte er mit der linken Hand tief im Schnee, während er mit dem Stutzen in der Rechten nach dem Neste hinabzureichen strebte. Es fehlte noch eine Armlänge, um das Ende des Gewehrs an die Adlerbrut zu bringen. Da faßte er mit der Kraft der Verzweiflung einen Stein unter dem Schnee, klammerte sich fest an diesen und beugte sich nun mit dem ganzen Oberleibe über den Abgrund hinab. Wenn der Stein wich, so war er verloren. Gott aber hatte ihn fest in den Felsengrund gebannt! Mit dem Ende seines Stutzen schleuderte Vincenz die Adlerbrut in die Tiefe ihrem Erzeuger nach und als ob das Kind sich nun frei von der nächsten Gefahr wüßte, als ob es die gänzliche Rettung voraus empfinde, sah es jetzt dankbar lächelnd zu ihm auf.

„Das lächelnde Kind in dem Neste, in seinem reinlichen Kleidchen, von Blut und widrigen Ueberbleibseln der Adlerspeise umgeben, gewährte einen wunderbaren Anblick. Vincenz mußte wieder zu ihm hinablächeln, wie es so unbewußt der überstandenen Gefahr, der Schrecknisse der Gegenwart, dalag, in den Himmel blickte und mit den Händchen spielte. Dann traf er Anstalt, es heraufzuholen. Freilich war dieses eine verwegene Handlung, bei der er sich, als er sie der jungen Adler wegen begehen wollen, an Elisabeths Mahnung erinnert hatte; allein hier trat ein anderer Fall ein, hier galt es ein Menschenleben zu retten, einem verzweifelnden Mutterherzen Glück und Frieden wieder zu bringen! Er räumte rasch den tiefen Schnee von dem Felsenrande, er fand hier einen scharfen Vorsprung, an dem er sich wohl zu halten gedachte, bis er schwebend mit den Fußspitzen den schmalen Raum erreicht haben würde, der sich zwischen dem Neste und dem Abgrunde befand. Er sah noch einmal hinab. Eine entsetzliche Tiefe gähnte ihm entgegen. Da dachte er wieder an Elisabeth, an seinen Vater, auch an Lothar und es dünkte ihm, als wage er zu viel. Wie von einem guten Geiste eingegeben, ergriff ihn jetzt der Gedanke, ob nicht tiefer hinab, aus jener eisigen Rinne, die er mit so großer Beschwerde zurückgelegt, vielleicht seitwärts der Stelle mit dem Neste der Adlerbrut, das nun zu einer Kinderwiege geworden war, beizukommen sey. Er legte die Jagdtasche auf den Schneeboden, sein Gewehr auf diese. So erleichtert konnte er mit minderer Mühe und Gefahr sich in die Vertiefung hinablassen, in der er jetzt sein Haupt dicht an den Abgrund drängte, um das örtliche Verhältniß genau zu erkennen. Als das Kind ihn nicht mehr sah, fing es wieder an zu weinen. Noch

Digitized by Google

nie hatten ihn Thränen eines Kindes so tief gerührt, wie diese. Der Wind wehte scharf von den Eiswüsten des Glärnisch herüber und das arme Kind in seinem leichten Kleidchen mochte frieren! Jetzt befand er sich an dem ersten der Felsenrisse, die, wie wir früher erwähnten, in die Rinne einschnitten. Hier mußte er versuchen, zu dem Adlerneste zu gelangen; über die Spalte hinaus verschwand jede Möglichkeit. Indem er die Rechte gegen den Rand der Spalte stemmte, beugte er sich vor, um einen freien Blick nach jener Stelle, zu der ein wunderbares Verhängniß ein zartes Kindesleben geführt hatte, zu gewinnen. Da bemerkte er einen schmalen Felsenstreif, der, sich erweiternd von dem obern Rande der Spalte, nach dem Lager des Kindes hinlief, da faßte er sogleich den Entschluß, auf diesem, freilich noch immer sehr gefährlichem Wege sich ihm zu nähern. Mit einem kühnen Schwunge um das Eck der tiefen, dunkeln Kluft unter ihm, erreichten seine Füße glücklich den schmalen Vorsprung, aber nur auf den Fußspitzen und mit dem Oberleibe nach der in's Innere sich senkenden Beugung des Felsens geneigt, vermochte er sich zu erhalten. Doch fühlte er jetzt schon, daß er das kühne Spiel gewonnen hatte. Nicht zum erstenmale stand er an einer Stelle, wie diese, und bei seiner Ruhe und Besonnenheit brauchte er nun nichts mehr zu fürchten. Bald wurde der Raum breit genug, daß er festern Schrittes und rascher sich seinem Ziele nähern konnte. Unwillkürlich fiel sein Blick in die Tiefe zu seinen Füßen. Die Felswand, wohl tausend Fuß hoch, stieg in mächtigen Stufen hinab in ein ödes Thal, das ein Chaos von Felsentrümmern und abgerissenem Gestein zeigt. Ein Bergstrom trieb seinen gährenden Silberschaum zwischen die Klippen hin und jenseits des Wassers starrte wieder eine mächtige Steinwand empor. Aber diese Wand war niedriger, als die, auf der Vincenz sich befand. Er sah über sie hin nach dem Züricher-see, nach dessen unterm Gestade, wo des Vaters Wohnung lag. Eine freudige Empfindung drang in seine Seele. Es war ihm, als sei jetzt Elisabeth gegenwärtig bei dem Rettungswerke, zu dem die Vorsehung ihn berufen hatte. Im nächsten Augenblicke stand er vor dem Kinde, hielt es in seinen Armen und drückte es an seine Brust. Es weinte nun nicht mehr, es sah ihn aus großen blauen Augen ruhig und erwartungsvoll an."

Der Adler hatte das Kind der Mutter geraubt. Sofort wird die Angst der Mutter geschildert, und das Wiedersehen. Dieß erinnert an eine Erzählung von Johanna Schopenhauer, in der Urania für 1829: und diese Erzählung hat uns auf eine sehr auffallende Weise erinnert an eine ähnliche, die wir bereits im Frühjahr 1827 in Blackwood's Magazine gelesen. *)

Der zweite Auszug führt unsre Leser unter das gastliche Dach eines ehrenwerthen Landmanns, Ulli Flüeli. Dort treffen sich die beiden Brüder, Vincenz, der Verfechter der Unabhängigkeit, und Lothar, der in den Reihen der Neufranken gestritten: Vincenz' Freund, der wackere Schütze Brenni, und zwei Schwestern, die eine Lothar's, die andere Vincenz' Geliebte. Jede Anspielung auf den Streit, der die Brüder, die Freunde, entzweit, soll für die flüchtige Stunde wenigstens verbannt sein. Der Knabe Jageli aber spricht trotzige Worte zu Lothar, den er den Feind des Vaterlandes schilt. Ulli verweiset ihm die Ungebühr, nimmt aber, nachdem er sich entfernt, zu seiner Entschuldigung das Wort.

„„Junker Vincenz,"" unterbrach Ulli, nach einigen Minuten, das drückende Schweigen, welches Allen lästig fiel, mit Ausnahme des Schützen, der durch kein Zeichen der Aufmerksamkeit einige Theilnahme an dem Vorgange an den Tag gelegt hatte, „„man darf dem Jageli schon etwas zu gut halten, wenn man Alles bedenkt, was er durch die Gegenwart der Fremden im Lande erlitten hat. Er ist der Sohn eines Mannes, dessen Angedenken im Herzen jedes Schweizers einen Fluch gegen die Welschen aufruft, und dessen Namen selbst der Friedlichste nicht hört, ohne eine Lust nach Rache zu empfinden. Ihr kennt die Geschichte des Mannes, aber Ihr wißt nicht, daß Jageli sein Kind ist. In wenigen Tagen wird es ein Jahr, daß die Schlacht am Rothenthurme geschlagen wurde. Jageli's Vater stritt unter dem kleinen Häuflein der bei der Schindeleggi zurückgebliebenen Helden. Der Knabe war mit ihm, trug ihm die Stutzen nach, deren er mehrere bei sich führte, und beschäftigte sich mit dem Wiederladen der abgeschossenen Gewehre. Ihr wißt, daß Weiber und Kinder bei solchen Hülfsleistungen thätig waren. Das Häuflein an der Schindeleggi focht wacker, aber die Uebermacht brach endlich seine Stärke. Der Mann mit dem Knaben wurde von den Uebrigen abgedrängt, von den Welschen umringt und mit dem Tode bedroht, wenn er sich nicht willig erkläre, ihnen einen Bergpfad zu zeigen, auf dem sie einem andern Haufen Schwyzer in den Rücken kommen konnten. „„Feuer!"" commandirte der furchtlose Mann und im nächsten Augenblicke warfen ihn die Kugeln der Feinde todt zur Erde. Bei diesem Ereignisse war der Knabe zugegen, er hat die Welschen seinen Vater kaltblütig morden, er hat dessen letzte Todeszuckungen gesehen. Wenige Tage darauf stand er am Grabe seiner Mutter, die, in der Verzweiflung über das Schicksal ihres Mannes, der Gebote der heiligen Religion vergaß, und sich in einer unglücklichen Stunde selbst das Leben nahm. Ich bin überzeugt,"" setzte Ulli mit einem festen Blick auf denjenigen, dem des Knaben feindselige Rede gegolten hatte, hinzu: „„selbst Junker Lothar wird nun milder über Jageli's Betragen urtheilen und ihm vielleicht verzeihen, daß er sich, von solchen Erinnerungen gereizt, zu einer Beleidigung meines Gastes vergessen konnte!""

„Lothar hatte dem Pachter mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. Zuletzt glänzten seine Augen und man konnte es ihm ansehen, daß er weit entfernt war, einen Groll gegen Jageli in seiner Seele zu tragen.

„„Er ist ein wackrer Junge!"" rief er im Gegentheile aus. „„Mir kommt es beim Himmel nicht zu, ihn deshalb zu verdammen, weil er in der Erinnerung an das Unglück seiner Eltern mir einen Haß gezeigt hat, der freilich den Unschuldigen trifft! Wer, von solchen Gefühlen geleitet, irrt, der wird immer einen Vertheidiger in mir finden, denn —"" schloß er in einem düstern, wieder an sein eigenes Unglück erinnernden Tone seine Rede — „„ich selbst würde mich sehr elend fühlen, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß es Menschen gebe, welche die Pflichten, die Liebe eines Kindes als die Bürgschaft der redlichen Absichten, die seine Handlungen bestimmen, annehmen.""

„Die Wendung, welche Lothars Erklärung einer Angelegenheit gab, die noch so eben den Ton der Geselligkeit auf lange hin zu verstimmen gedroht hatte, erfreute Alle. Ihm selbst war es bisher drückend gewesen, daß man mit sichtbarer Geflissentlichkeit seinetwegen vermied, von der vorjährigen kriegerischen Zeit, von den Heldenthaten der Schwyzer und Unterwaldner zu reden, deren Erwähnung sonst, wie er wußte, die Zusammenkünfte der Landleute mit freudigen und stolzen Erinnerungen erfüllte. Freilich warf auch das Unglück jener Tage einen dunkeln Schatten, aber desto herrlicher glänzte der Ruhm derjenigen, die sich geopfert hatten, hervor! Lothar bewunderte sie, ob er gleich der fremden Sache diente; er hätte kein Schweizer sein müssen, wenn er nicht den Stolz, den jene Erinnerungen in seinen Landsleuten erweckten, getheilt hätte. Er selbst war es jetzt, der das Gespräch auf jene Zeit lenkte, der Ulli, in dessen Angesicht zum erstenmale während der

*) Dieß ist nicht der einzige Fall, in dem Madame Schopenhauer, ohne Zweifel aus übergroßer Bescheidenheit, aus ihrer Vertrautheit mit den englischen und französischen Erzählern des zweiten Rangs ihren Lesern ein tiefes Geheimniß macht.

Digitized by Google

Mahlzeit ein Strahl lebhafter Freude emporleuchtete, aufforderte, von den Thaten zu erzählen, die auf's Neue den Schweizernamen verherrlicht hatten. Ulli sah forschend auf seinen Schwager; dieser aber schien so tief in sich selbst versunken, daß nicht zu befürchten war, er möge durch den Gegenstand des Gesprächs sich schmerzlich berührt, zu bittern Erinnerungen veranlaßt fühlen.

„Manches Ereigniß kam nun zur Rede, das den Mädchen unbekannt war. Ihr vaterländisches Gefühl konnte sich nicht verläugnen und als sie nun vernahmen, daß Frauen und Jungfrauen mit im Kampfe gestanden, daß sie gefallen waren mit freudigem Muthe, daß sie noch im Tode der Freiheit des Vaterlandes ihre letzten Wünsche dargebracht hatten, da ergriff sie eine hohe Begeisterung, da nahm Elisabeth die Hand ihres Vincenz und sah ihn mit einem Blicke an, der verkündete, auch sie sei eines solchen Selbstopfers fähig, da sagte Luise mit leiser, aber bewegter Stimme zu Lothar:

„„Es ist doch ein schöner Gedanke, Lothar, auf diese Weise zu sterben! Der Tod hat unser Leben geheiligt und es lebt noch lange in der Zukunft fort, während ein enges, häusliches Dasein spurlos und ohne rühmlichen Nachhall von der Erde verschwindet.““

„„Es ist etwas Großes!““ versetzte feurig Lothar. „„Was hat ein Weib nicht Alles zu vergessen, um mit gefaßtem Muthe da aufzutreten, wo selbst im entscheidenden Augenblicke der Mann mehr sein muß, als ein Mensch, der nimmer das Gefühl seiner Sterblichkeit aus seinem Wesen verbannen kann? Ihre Liebe zu den Kindern, zu Eltern und Geschwistern ist eine andere, als die des Mannes; sie fühlt tiefer, sie hat Alles inniger ergriffen, sie lebt ganz in diesem kleinen Kreise der Liebe, während der Mann nur zu seiner Freude, zu seiner Erholung hineintritt. Welche Kraft, welcher Muth, welches weit mächtigere Vaterlandsgefühl, das sie bewegen kann, diesen Kreis zu verlassen, um in eine Welt zu treten, die sich ihr nur öffnet, um ihr Gräßlichkeiten, welche sie nicht ahnt, einen Hohn, der so tief unter ihrem Muthe steht, wie das Laster unter der Tugend, zu zeigen! Dann hat sie noch die Schwäche ihres Geschlechts, die Mitgabe der Natur, zu bezwingen. Sie steht in einem dreifachen Kampfe: mit ihrer Liebe, mit ihrer Weiblichkeit, mit dem — Feinde. Ehre diesen Frauen! Niemand wird ihren Tugenden ein rühmliches Gedächtniß versagen!““

„Ulli erhob freudig sein Glas und stieß mit Lothar an, der ihm das seinige darbrachte. Keiner der Anwesenden schloß sich von der ehrenden Gedächtnißfeier aus. Selbst Walter Brenni, der durch nichts eine Theilnahme an der Unterhaltung verrathen hatte, ergriff mechanisch sein Glas und führte es an die Lippen. Es lag etwas Wunderliches in dieser Bewegung, die nur von Vincenz bemerkt wurde. Sie schien nicht ein Werk der Erkenntniß dessen, was eben vorging, zu sein, sie schien ihr Entstehen in einem dunkeln Triebe zu finden, der mächtiger war, als jede äußerliche Wahrnehmung. In dem ganzen Wesen des Schützen sprach sich eine Gleichgültigkeit, eine Erschlaffung, ein Lebensüberdruß aus, der Vincenz mit banger Sorge um den treuen Gefährten erfüllte. So tief gebeugt, so ganz der Außenwelt entzogen, hatte er ihn noch nie gesehen. Wie schrecklich, wenn dieser träumerische Zustand sich nach und nach alle Seelenkräfte unterwarf, wenn er die Thätigkeit eines Mannes lähmte, von dem das Land noch so Großes zu erwarten hatte, wenn er ihm selbst einen Freund entriß, der in keiner Gefahr, in keiner noch so entsetzlichen Lage von seiner Seite gewichen war! Es dünkte Vincenz, daß kein Augenblick verloren werden dürfe, um Waltern aus einem dunkeln Meere des Wahnes, in das er immer tiefer versank, rettend empor zu reißen. Es gab ein Mittel, ihn zu erwecken, ein Wort, das ihn plötzlich in die Wirklichkeit zurückführen konnte. Aber der Aufruf, der in diesem Worte an den Träumer erging, war schrecklich, er mußte es sein, um sein ganzes Wesen so zu erschüttern, daß es in einer glücklichen Veränderung kräftig wieder aufzuleben vermochte. Vincenz entschloß sich, das Wort zu wagen. Er neigte sich gegen Seppi hin, die jetzt, da die Mahlzeit zu Ende ging und ihre Sorgfalt in einem mindern Grade erheischte, sich neben ihren Mann niedergelassen hatte, und sagte sehr laut:

„Wenn wir in dieser Stunde ein Erinnerungsfest zur Ehre derjenigen begehen, die in jenen Tagen als Opfer der Uebermacht fielen, so dürfen wir auch nicht der heldenmüthigen achtzehn Unterwaldner Jungfrauen vergessen, die an der Kapelle der Winkelriede kämpften und starben, nicht anderer edeler Mädchen, welche auf der Schwelle ihrer Wohnungen, für die greisen Eltern streitend, den Tod fanden, nicht einer, deren Verlust wir besonders betrauern: ich meine jene Unglückliche, welche die Kindesliebe bei der siechen Mutter zurückhielt, Walter Brenni's Braut, Clevele Hergi!““

„Wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft in das friedliche, unbesorgte Treiben der Menschen, traf dieser Name, den Vincenz mit erhobener Stimme und besonderer Betonung ausgesprochen hatte, in die Seele desjenigen, welcher bis zu diesem Augenblicke ein stummes Bild der tief in sich gekehrten Trauer, ein empfindungsloser Zeuge der ihn umgebenden Scene gewesen war. Mit dem Laute des Namens der über seines Freundes Lippe ging, richtete er sich rasch von seinem Sitze auf, stand in seiner ganzen Größe aufrecht da, erhob den Kopf und ließ die Blicke, die statt des bisher matten und trüben Glanzes, Feuer sprüheten, mit einem kühnen, herausfordernden Ausdrucke von einem Mitgliede auf das andere der betroffenen Versammlung schweifen:

„„Wer möchte sagen,““ hob er in einem tiefen, bebenden Tone an, der Alle wunderbar ergriff, „„daß Clevele Hergi nicht die gleiche Liebe zum Vaterlande in ihrer Brust getragen habe, wie jene Weiber, die sie mit dem Tode im Kampfe besiegelten? In keiner Gegend des Schweizerlandes, nicht auf den Alpen der Berge, nicht auf den Wiesen der Thäler, gab es ein Mädchen, das freudiger für die Freiheit gestorben wäre, als Clevele Hergi. Sie war liebevoll und treu, sie war tapfer und kühn. Sie stand nicht zu den Jungfrauen, die das todte Denkmal der Winkelriede vertheidigten, sie war mit dem Feuergewehre, das sie wohl zu behandeln verstand, gen Stanz geeilt, um die Lebenden, um Greise und Kinder zu schützen. Da sah sie eine Schaar jener ewig verdammten Ketzer nach der Wohnung hineilen, in der die Mutter allein geblieben war, sie flog zurück, sie wollte retten, helfen —“ seine Stimme war leiser und zitternder geworden. Einige Augenblicke schwieg er jetzt ganz. Dann fuhr er plötzlich auf, sah wild um sich her und sprach in einem seltsamen, gellenden Tone weiter: „„sie ist gestorben rein und unbefleckt, wie jener Jungfrauen eine. Ihrer Tugend soll nicht vergessen werden, wenn von andern rühmlich gesprochen wird, und sollte es einen geben auf der weiten Erde, der es wagte, ihres Gedächtnisses zu schmähen, so lebt noch Walter Brenni, diese unverdiente Schmach zu rächen.““

Novitäten.

Sydow: Reise nach den Central-Karpathen. (Karte.) Berlin, Dümmler. 2 Thlr.

Eugen E....: Trennung der Justiz von der Polizei in Baiern. Augsburg, Wolckhart 3 ggr.

Victor Hugo: Hernani. Uebers. v. Werner. Darmstadt, Leske. 16 ggr.

Glanzow: Kurze Geschichte der Pädagogik. Rinteln, Osterwald. 8 ggr.

Schultheß: Das Stammeln und Stottern. Zürich, Schultheß. 1 Thlr.

Wedel: Optische Täuschungen. Altona, Reins. 12 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hosstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

4. Hamburg. Montag, den 26. July. 1830.

Inhalt.

Zimmermann's Briefe in die Schweiz.. Seite 25
Schaden: Luther's geheimnißvolle Reisen.. " 27
Sydow: Reise nach den Karpathen..... " 28
Crawfurd: Der freie Handel..... " 30
Novitäten..... " 32

Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von Albrecht Rengger. Mit einem Bildniß von Abraham Rengger. Aarau, 1830. Sauerländer.

Diese Sammlung läßt uns einen Blick in das innere Leben eines der berühmtesten, eines der unglücklichsten Männer des vorigen Jahrhunderts thun.

Johann Georg Zimmermann erwarb sich als Schriftsteller und Arzt einen europäischen Ruf. Sein Verdienst entriß ihn der Dunkelheit, die ihn schmerzte; sein Geschick umgab ihn mit einem Glanz der ihn blendete, der ihn ängstigte, der seine geistige und seine sittliche Selbstständigkeit vernichtete. Eine krankhafte Reizbarkeit, die ohne Zweifel in seiner physischen Disposition begründet war, giebt den Schlüssel zu den verschiedenen Zuständen des außerordentlichen Mannes.

Vierzehn Jahre lang fühlte Zimmermann sich unglücklich in seiner Vaterstadt — in dem kleinen Brugg, im Kanton Bern, wo ihn der Neid und die Mißgunst der Unwissenden verfolgte. Sieben und zwanzig Jahre fühlte er sich unglücklich in Hannover, wo die Großen und Götter der Erde ihn mit Ehren und Würden überschütteten. In Brugg kämpfte er mit ungünstigen Verhältnissen; er siegt, und gewinnt unsre Achtung; in Hannover umfängt ihn Glück und Gunst; er erliegt, es ist nur unser Mitleiden, was ihn bis an's Ende begleitet.

Daß der Verfasser des Buches über die Einsamkeit die letzte Hälfte seines Lebens in einem Strudel namenloser Zerstreuung zubrachte, ist nur einer der Widersprüche, über die man sich verwundern, die man bedauern mag. Man sieht den trefflichen Kopf dem bloßen äußern Rang, dem zweideutigen Glanz ererbter Würde und ererbten Reichthums huldigen. Diese Dinge imponiren ihm mehr, als das stille Verdienst; und nicht minder als die wirkliche geistige Ueberlegenheit. Oder ist es ihm weniger wichtig, wenn irgend ein königlicher Beamter sich nach seinem Befinden erkundigt, wenn irgend ein kleiner Fürst ihn zur Tafel zieht, als wenn Katharina von Rußland ihm den Hof macht, oder Friedrich von Preußen ihn ehrt, wie er Wenige geehrt? Mit Rührung spricht er von der erlernten, kurrenten Urbanität der Großen. Auch ihre Freigebigkeit vergißt er nicht. Ihr Lächeln, ihre französischen Phrasen, ihre Tabatieren, ihre Brillanten, kommentirt er mit derselben kindischen Freude. Der Mann, der keine Demüthigung ertragen wollte, fügt sich freiwillig in die jämmerlichste. Der Schweizer spricht nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern mit entschiedener Bitterkeit von seiner Heimath. Der Republikaner wird zum Schooßkind und allzeitfertigen Verfechter der kleinlichsten Aristokratie.

Noch mehr; seine politischen Ansichten gestalteten sich zur fixen Idee. Ueberall sah er hereinbrechende Gefahr; überall das verderbliche Treiben der Volksverführer, den nahen Fall alles dessen, was er ehrte und schätzte. Dem scharfen Denker trübte sich in den letzten Lebensjahren das klare Bewußtsein. Hier liegt die Quelle eines Unglücks, das auch das harte Urtheil entwaffnen muß. Daß Zimmermann die Ruhe, die stille Freude, die Zufriedenheit nicht kannte, lag in den Verhältnissen, und in seinem Charakter; daß er schmerzhafte körperliche Leiden erduldet, daß er Gattin und Tochter zum frühen Grab geleitet, waren Unfälle, die den Mann beugen mochten, ohne seine vielseitige Thätigkeit zu lähmen, ohne seinen frischen Muth zu erdrücken. Aber in dieselbe unheilbare Geisteskrankheit, der seine Mutter unterlegen war, sah er seinen talentvollen Sohn versunken; und ihn selbst traf am Ziel seiner Laufbahn ein ähnliches Uebel.

Diese Rücksicht allein hat den Widerwillen gemildert, mit dem wir uns durch die Sammlung durchgearbeitet, die alle Schwachheiten Zimmermann's dreißig Jahre nach seinem Tode wieder ans Licht zieht. Auf eine solche Rücksicht dürfen wir bei allen Lesern des Buches zählen; und doch, wir gestehen es frei, wünschten wir nicht an der Stelle des Herausgebers zu sein, der dem Freunde seines Vaters durch Unterdrückung dieser Papiere wohl einen bessern Dienst erwiesen, und sein Andenken bei den Ueberlebenden besser geehrt haben würde. Etwas ähnliches hat er selbst gefühlt; das verräth seine verständige Vorrede; wenn er diesem Gefühl nicht glaubte folgen zu müssen, so ist es nicht unsere Sache, mit ihm darüber zu rechten, sondern über das Gegebene unser Urtheil offen auszusprechen, und, wie wir sogleich thun werden, es mit Beweisen zu belegen. Die Verirrungen eines ausgezeichneten Mannes können lehrreich sein, wenn es auch schmerzlich bleibt, die Lehre daraus zu ziehen.

Die vorliegenden Briefe sind wohl die vertrautesten, die Zimmermann je geschrieben. Die erste Abtheilung ist an den Pastor Rengger gerichtet, einen würdigen Mann, mit dem Zimmermann den redlichen Eifer theilte, zu retten und zu helfen wo es möglich war; einen Eifer der verbunden mit einer theilnehmenden Gemüthlichkeit ihn nie verlassen hat, und den liebenswürdigsten Zug seines Charakters ausmacht. Die zweite Abtheilung enthält eine bedeutend größere Anzahl von Briefen, an den Rathsherrn Schmid in Brugg, von dem Lavater im zweiten Theil der Physiognomik folgendes Urtheil gefällt hat: „er sei kein spekulativer Geist (quod nego, schaltet Zimmermann ein), aber ein Mann von sehr gesundem, natürlichem Verstande, voll Demuth und Dienstgefliſſenheit — und in einem Sinne ehrlich, wie's wenige Menschen von hochgepriesener Ehrlichkeit sind: ein Muster von Bedächtlichkeit, Ordnungsliebe, Geschäftsfähigkeit." Schmid war Zimmermann's Geschäftsführer in der Schweiz: und seine Ergebenheit gegen den Freund macht Lavater's Urtheil Ehre.

Diese beiden Männer unterhält Zimmermann in seinen Briefen ausschließlich — von was? Von den großen Ehren, die seine großen und kleinen Gönner ihm erweisen. Er wird nicht müde, zu beschreiben, wie ihm jetzt das Alles widerfahre, was man in Brugg nie geahnt, was man dort mit Mißgunst vernehmen, oder nicht glauben werde. Er kann es nicht vergessen, daß der Stadtschreiber von Brugg von ihm gesagt hat: er kann nichts, er weiß nichts, er versteht nichts von der Medicin: er cha nüd, er wäis nüd, er verstoht nüd vo der Medicyn. Er kann es nicht verschmerzen, daß alle Schweizer ihn Herr Doktor nennen, und nicht, wie es sich gebührt, Herr Leibmedikus. Er liest darüber eine so scharfe Lektion, daß der ehr-

Digitized by Google

liche Schmid ihn einmal in allem Ernst oben in seinem Brief anredet — Herr Leibmedikus, was er sich indessen verbittet.

In den ersten Briefen von Hannover finden sich Stellen, in denen die Reaktion der schweizerischen Einfalt gegen den ihm noch fremden Ton sich ausspricht. „Man sehnt sich in der Welt nach einem großen Glücke; man erhält es, und doch ist man nicht glücklich. Erst denn werde ich es sein, wenn ich an den Sturm gewöhnt bin, in dem ich jeden Tag lebe. Woran ich mich am wenigsten gewöhnen kann, ist das Ansehen meiner Stelle, und die verdammte Hofmacherei von allen denjenigen, denen ich nützlich sein kann; ich bin sanftmüthiger, und freundlicher, und geschmeidiger hier, als ich es in meinem Leben nicht gewesen bin, gerade darum, weil ich das Gute nicht verdiene, das mir widerfährt, und weil mir immer das Gegengift des Stolzes vor den Augen schwebt, das Bewußtsein meiner selbst." Er scheint daran zu denken, wenn die Erziehung seiner Kinder vollendet, und die Gelegenheiten benutzt sind, die Hannover dazu bietet, sich nach der Schweiz zurückzuziehen. Er freut sich, daß seine Kinder nicht mehr über Langeweile klagen, daß sie nicht mehr „schreien, Mamma, Mamma, i weis niene hi, i hä gar schröckeli lange Zit, 's Lebe ischt so glich, u. s. w."

Aber gar schnell gewöhnt er sich an die bedeutende Rolle, die er spielt, und verfällt im Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit in einen Ton, den man beinahe herzlos nennen möchte. Oder was soll man zu einer Erzählung sagen, wie die folgende?

Er wird nach Braunschweig berufen, um den todtkranken kleinen Prinzen zu retten. „Ich verreiste also in einer königlichen Postchaise mit sechs Pferden, zwei Vorreitern und zwei Bedienten ventre à terre nach der 15 Stunden von hier entfernten Residenz des Erbprinzen. Auf allen Poststationen waren sechs Pferde auf Befehl des Herzogs von Braunschweig für mich fertig. Die Reise war sehr glücklich, ausgenommen, daß ich vier Stunden von Hannover vielleicht den Hals gebrochen hätte, wenn ein Pferd und ein Vorreiter diese Gefahr nicht auf sich genommen hätten. Meine 6 Pferde gingen immer in vollem Gallop, der Bediente des Erbprinzen sagte einem von meinen Vorreitern, daß sie fahren wie alte Weiber; ein Vorreiter antwortete: hol euch der Teufel, ich bin mit dem König in Preußen niemals geschwinder gefahren. Der Braunschweiger lachte den hannövrischen Postillion aus, und sagte ihm, daß er gar nicht wisse, was fahren sei. Auf dieses wurden meine sechs Pferde so getrieben, daß sie alle vier Beine, Schwanz und Mähnen immer in der Luft hatten, bis ein Pferd mit seinem Postillion stürzte, und meine Chaise mit mir dem Pferde und dem Postillion über den Leib fuhr. Auf diese Art kam ich äußerst schnell, aber durch Gottes Güte äußerst glücklich, an dem Orte meiner Bestimmung an."

Wie es zur Tafel geht, so erzählt er: — „Die Erbprinzessin saß in der Mitte zur linken Hand, gegen ihr über zur rechten Hand (ich erröthe, indem ich dieses schreibe) setzte man mich." An einem andern Orte leitet er die Erwähnung eines schmeichelhaften Briefes von einem Staatsminister mit folgenden Worten ein: — „Noch muß ich Ihnen sagen, daß den 8. Junius ein Staatsminister (von dem in dem deutschen Merkur J. 1. p. 195, 196 gesagt ist: Deutschland habe nichts edleres, als seinen Namen, und nichts vortrefflicheres als seine persönlichen Eigenschaften) an mich einen Brief geschrieben hat, den ich Ihnen hier vor dem Angesichte Gottes getreulich abkopiren will, wenn Sie mir auf Ihre Seele schwören, daß Sie diesen Brief keinem Menschen in der Welt außer ihrem Hause vorlesen werden." Folgt der Brief selbst; und die Tirade wird nicht eben besser gemacht durch die Bemerkung zu den Schlußworten: — „Ich beharre u. s. w." — und ich (J. G. Z.) fahre vor Schamhaftigkeit zusammen, daß ich es gewagt habe, Ihnen dieses abzuschreiben."

Nachdem er mit dieser Wichtigkeit die Sache behandelt, setzt er hinzu: — „Aber um Gottes Willen, von allen diesen Eitelkeiten keinem Menschen kein Wort! Sie können nicht glauben, wie unaussprechlich gleichgültig ich selbst dafür bin."

In demselben abominabeln Geschmack ist die Betheurung, daß der König von Preußen von Brugg gesagt habe — „je ne connais pas cette ville." „Meine hoch und wohlgeehrten Herren werden gewiß glauben, dieser Umstand sei von mir erlogen! Ich schwöre Ihnen aber bei dem allmächtigen Gotte, daß der König diese Worte gesprochen hat."

Zimmermann hört nicht auf, das kleine Brugg mit dem großen Hannover zu kontrastiren. Der folgende Auszug enthält den Gesichtspunkt, auf den er immer wieder zurückkömmt. Wir können es nicht verbergen, daß für unser Gefühl etwas Empörendes in der Leichtigkeit liegt, mit der er von anscheinend ernsten Empfindungen auf Erbärmlichkeiten übergeht. Ist es nicht, als wollte er allen Ernstes dem Himmel danken für die Gnade der Frau Premierministerin?

„Sie sagen mir, daß die Schicksale der medicinischen Facultät in Brugg noch immer die nemlichen seien. Ach, dieses erinnert mich an die traurige Zeit, wo meine Schicksale auch immer die nemlichen waren! Aber Gott hat es gut mit mir gemeint; wäre ich in Brugg nicht verachtet und verfolget gewesen, so hätte ich niemals Bücher geschrieben, so wäre ich ganz gewiß niemals zu der großen Charge gelanget, die ich jetzt habe, und bei welcher mir nun weiter nichts zu wünschen übrig bleibt, als Gesundheit.

„Die Nachrichten von Ihrer gegenwärtigen politischen Verfassung in Brugg sind merkwürdig; ich bitte damit fortzufahren. Es geht nun freilich so wie es gehen mußte. Aber im ganzen kenne ich doch kein unglücklicheres Schicksal als genöthigt sein, in einer kleinen Stadt zu leben. Gewiß, ganz gewiß, werden die Menschen da schlimmer, als sie es insgemein sind; ob sie gleich nicht stehlen und morden, so macht doch (die braven Leute ausgenommen) einer dem andern sein Leben so betrübt, als es nur immer möglich ist. Ich war doch in Brugg kein Monstrum, kein Verbrecher, kein Scheusal in der menschlichen Gesellschaft, und doch haßten mich meine meisten Mitbürger vierzehn lange Jahre; hier bin ich der nemliche Mensch, und doch macht mir (Gott weiß es) kein Mensch den geringsten Verdruß; im Gegentheil, ich überfließe mit Thränen der Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, wenn ich betrachte, wie menschenfreundlich hier von allen Seiten gegen mich gehandelt wird, wie liebreich Vornehme und Geringe mit mir und meiner ganzen Familie umgehen. Für alles, was ich etwa gutes an mir hatte, ward ich in Brugg von allen, die nicht zu meinen wenigen Freunden gehörten, ausgeschimpfet; hier bleibt mir auch die allergleichgültigste gute That, die geringste gute Gesinnung, nicht unbelohnet. Meine Frau war in Brugg von Vielen vernachlässiget, von den meisten Gesellschaften ausgeschlossen; hier kam neulich (wider die Etiquette des hohen Adels) die Frau Premierministerin von Münchhausen zu der Frau Meley und meiner Frau, nachdem sie mir des Morgens ausdrücklich befohlen hatte, daß man ihr ja die Visite nicht abschlagen solle (welches sonst gegen große Damen geschiehet), wenn sie vor unser Haus gefahren komme. Sie brachte zwo ganze Stunden allein bei meinen Frauen zu, fragte sie in dem äußersten Detail nach allen unsern häuslichen Umständen, ließ meine Kinder zu sich kommen, besah unser Logement, die Arbeiten meiner Frau, ihre Bücher, sprach eine halbe Stunde mit meiner Frau über Lavaters Aussichten in die Ewigkeit, die sie gelesen hatte und beurtheilet wie der größte Gelehrte, sah Lavater's Portrait mit Entzücken an, küßte meine Schwieger und meine

Digitized by Google

Frau beim Abschied, und gab ihnen einen Verweis, daß sie sich vor ihr nicht in ihren alltäglichen Hauskleidern gezeiget hatten. Nun ist diese Dame die vornehmste in Hannover; schließen Sie von dieser auf die übrigen, und auf unser ganzes Schicksal."

Auffallend ist es, daß Zimmermann die glänzendsten Anträge die von fremden Höfen ihm gemacht wurden, ohne Bedenken zurückwies. Er ist nicht unempfindlich gegen die „goldene Praxis", das sieht man deutlich genug; aber Geld und Gut ist's nicht, was den höchsten Werth für ihn hat; er schlägt die Ehre der Einladung höher an, als die Vortheile die ihm angeboten werden. Am merkwürdigsten ist es, daß er durch die ihm gewordenen politischen, oder soll man sagen diplomatischen, Aufträge sich nicht in Versuchung führen ließ. Dieß gilt namentlich von einer Einladung nach Rußland, bei der Katharina ausdrücklich bemerkt, daß sie kein Wort über Medicin mit ihm gewechselt haben würde. Seinen Rath hat er in solchen Fällen so wenig verweigert, als bei den tausend ärztlichen Konsultationen, die von allen Enden von Europa an ihn gelangten; aber es macht ihm Ehre, und es ist erfreulich es von ihm rühmen zu dürfen, daß er eine Scheu empfunden zu haben scheint, aus seiner Sphäre zu treten. Spätere Schritte, namentlich der lange und breite Bericht an den Kaiser Leopold „über den Wahnwitz des Zeitalters" *), 370 Quartseiten, die er in einem Monat aufs Papier warf, gehören einer für ihn unglücklichen, oben berührten Periode an.

Wenn man von dieser Sammlung neue Aufschlüsse über sein Verhältniß zu Katharina und zu Friedrich dem Großen erwartet, so wird man sich täuschen. Es kommt nichts darüber vor, als das allgemein Bekannte. Die seltsame Vertraulichkeit, mit der die Kaiserin von Rußland ihn so unerwartet beehrt, hat der Herausgeber, wie es uns scheint, ganz richtig beurtheilt. „Katharina, sagte er, wollte die Welt vergessen machen, daß sie durch ein Verbrechen zum Throne gelangt war, und den Schweiß ihrer Unterthanen an feile Buhlen verschwendete. Sie fand zu dem Ende kein sichereres Mittel, als die Organe der öffentlichen Meinung, die Schriftsteller, welche den Ton angeben, für sich zu gewinnen, und so kam, nach den Voltaire's und Diderots von Frankreich, für Deutschland auch die Reihe an Zimmermann." **)

*) Man erinnert sich der klassischen Worte: „Mundus hodie stultizat, et vult constitutiones imaginarias."

**) Die Originalbriefe der Kaiserin findet man abgedruckt in den Archives littéraires de l'Europe, 3 Bd. S. 212 — 232. (Paris und Tübingen, 1804.)

Unglaublich steril ist die Sammlung an Notizen über andre ausgezeichnete Geister, mit denen Zimmermann in einige Berührung kam. Jede Tasse Chocolade, die ihm am Hofe von Braunschweig präsentirt wurde, ist ihm wichtiger, als eine ganze Unterhaltung mit Lessing.

Die Bitterkeit, mit der Zimmermann häufig von der Schweiz redet, kann man bedauern, aber sie findet in den Umständen ihre Entschuldigung. Er hatte zu viel Satyre, um nicht das Lächerliche überall zu bemerken, und zu viel Sinn für persönliche Kränkungen, um nicht seiner Satyre freien Lauf zu lassen. In einer gedruckten Schrift nennt er seine Vaterstadt Brugg einen „reizlosen, alle Flamme des Geistes auslöschenden Ort". Daß er nicht Lust hatte, in seinen frühern Verhältnissen zu bleiben, und noch weniger, zu denselben zurückzukehren, ist ihm nicht zu verargen *). Auch seine Empörung über manche schreiende Mißbräuche ist natürlich. „Hündisch ist es doch wirklich" schreibt er an Schmid, „daß man in Bern nicht Leute finden kann, die die dasigen großen Herren ihrer Schulden wegen belangen wollen. Ich kann hier den König belangen, wenn er mir nicht bezahlt, was er mir schuldig ist. Solche sklavische Gemüther, wie es in Bern giebt, solche Menschenfurcht findet man in keinem monarchischen Staate."

Einmal zieht Zimmermann auch eine Parallele zwischen dem Vorurtheil gegen Fremde unter dem Volk in Bern und in — Hamburg. Die Zeit hat ihr den Stachel genommen; man wird sie nur noch possierlich finden. „Habe ich Ihnen nie gesagt, daß in Hamburg eine Grille herrscht, die mit Ihrem Bernischen Burger und Ußburgerwesen die vollkommenste Aehnlichkeit hat? — Der Hamburger glaubt, nirgends auf Erden sei man so wohl, so vergnügt, so glücklich, so reich, und so satt, wie in Hamburg. Tant mieux pour lui, daß er das glaubt. Aber zu diesem Glauben kommt dann noch (NB. bei dem Hamburgischen Pöbel) der Wahn; jeder Auswärtige, jeder Fremdling, jeder Ußburger sei ein —. Diese Idee bezeichnen sie mit dem Worte Butenminsch (ein fremder Mensch) und in diese Klasse zählen sie denn freilich auch alle Potentaten von Europa!" Abscheulich! Und doch werden die „Potentaten" sich dabei trösten müssen, wenn man in Hamburg nicht Lust hat, mit ihnen, oder ihren Unterthanen, zu tauschen.

*) Anders freilich spricht Plutarch von seiner kleinen Vaterstadt. „Chäronea, sagt er, ist ein kleiner, unbedeutender Ort; ich weiß es, aber ich bleibe hier wohnen, auf daß es nicht noch kleiner werde, noch unbedeutender."

Geheimnißvolle Reisen des Dr. Martin Luther's im Jahre 1518, von Augsburg in's Augustiner-Kloster nach Mindelheim. Historische Original-Novelle, nach authentischen Quellen bearbeitet, von Adolph von Schaden. Stuttgart, 1830. Brodhag.

Ein unbeschreiblich elendes und widerliches Machwerk. Die Vorrede sagt: „Der sinnige, genügte Leser wird von selbsten ermessen, daß es etwas mehr als ein gewöhnlicher, schaler Moderoman ist, was wir hiermit bieten, und man ist sogar dreist genug, geradezu behaupten zu wollen: es dürfte durch dieses Werkchen eine der bisher stattgefundenen Lücken in Dr. Martin Luther's eigentlicher Lebensgeschichte ausgefüllt werden." Um das Maaß der Dreistigkeit voll zu machen, fehlt nichts, als daß „man" auf den Titel gesetzt hätte: „ein Beitrag zu der dritten Jubelfeier der Augsburgischen Konfession."

Langeweile und Ekel wechseln beim Durchblättern dieses Produkts. Die erstere wollen wir auf Rechnung der authentischen Quellen schreiben — der Mindelsheimer Stadtchronik, die der Verf. benützt haben will. Aber was er aus diesen Materialien gemacht hat, das mag er selbst verantworten.

Hier eine Scene zwischen Luther und Katharina von Bora: —

„In seliger Umarmung sich und die Welt vergessend, saß das Paar, da wand gar hold erröthend Katharina von Bora sich aus Luthers Arm und zur Höhe schauend, schreckt die Jungfrau mächtiglich zusamm'! „„Ach Martin! dort sieh' hin, — sprach das Mädchen bebend — wir sind belauscht"" — und schnell mit den kleinen zitternden Händen ordnete sie das Gewand.

„Luther hob das Auge — und in der That, in den kleinen Fenstern des Klosterhauses, welche nach dem Garten führten, lagen mehrere geschorne, feiste Köpfe, deren Blicke, widerlich gar grinsend, nach der Laube hin gerichtet waren, doch jetzt zogen diese Köpfe sich zurück, und laut lachend rief darauf

„Luther: Laß die Köpfe schauen — mag es doch die ganze Welt bald wissen — du bist mir verlobt als Braut.

„Katharina. Braut und deine Braut! — das süße Wort vermag ich kaum zu fassen, und doch unwillkürlich durchschauert mich des Wortes lieber Klang. — Mein Luther! wenn nur nicht des Himmels Braut auch wär, und ihm dem Seelenbräutigam hab' ich meinen Eid gebrochen — ach! Luther! dieß Bewußtsein nagt

Digitized by Google

an meinem Herz und macht, daß ich in deinem Arme selbst erbebe; wird Gott den Frevel mir vergeben? —

„Luther. Wie oft muß, holde Zweiflerin! ich dir es wiederholen: Aufgelöst ist ja dein Schwur; zu ältern, heil'gen Pflichten bist berufen;

„Die Männin gab dem Manne die Natur;
„Was sie gebeut, das kann kein Eid vernichten!" —

Es schlägt in Priesters wie in Laiens Brust ein Herz; wie soll der kalte Hagestolz dem zarten Weib, dem holden Kinde süße Pflichten lehren, die selbst er nicht kennen darf? — nur die selbstsüchtige *** — in Rom konnte solches Opfer je erheischen, das dem Willen Gottes fremd; — der alten Kirche ersten Diener waren selbst beweibt, und eine schnöde Pfaffenlist allein gebot den Cölibat; werde du mein trautes Weib — ich will vor des Allmächt'gen Thron den Schritt vertreten. —

„Der größte Mann bleibt selbst mit sich und seiner Welt entzweit, wenn zarter Liebe Fesseln ihn nicht binden.

„Katharina. Wie gierig lausch' ich deinem weisen Wort, und Trost und Ruh' und Friede senken sich in meine Brust, wenn du im Tone solcher Ueberzeugung sprichst. Doch trauter Martin! eine Bitte nur erfüll', und führe mich bald fort aus diesen Mauern, die mir unheimlich und selbst graulich scheinen. Siehst du den alten Thurm, an des Hauses Seit', nach Norden hingewendet — dort stöhnt es bang in stiller Nacht; ich hab' es aus des Thurmes Schoos schon öfter kläglich seufzen hören.

„Luther. Im Thurme dort es klagt — Forbenius, ein grauser Sünder; verwirkt hat er sein Loos, er harrt — gerechter Strafe. In Weibes Brust hanthiert gar seltsam doch der Mikrokosmus, wenn der Mann —

„Unser Held wurde hier unterbrochen. Johannes Roß, der Subprior, eilte geisterbleich — und schwankend war sein Schritt — der Bank entgegen, auf welcher Martin und Katharina saßen.

„„Was gibt's mein Bruder!?"" — rief gespannt der braune Ritter dem Kommenden entgegen.

„Unglückspost! — erwiederte odemlos der Pater — mein werther Bruder! um Gott! folgt eiligst mir — ein Schlagfluß hat den Prior heimgesucht — schon ringt er mit dem Tode, und angelegentlich — er wünscht zu sprechen Euch.

„Es sprang entsetzt der Luther auf und eilend schritt er mit dem Pater fort.

„Katharina faltete die runden Händchen, richtete das fromme Aug' zum Himmel, und still es betete die Jungfrau für sich hin."

Recht con amore schildert der Verfasser die widerlichsten Scenen bei einem Trinkgelage von Augustinermönchen. „Es fangen," sagt der Verf. „diese Vögel in der ihnen eigenthümlichen Weise zu pfeifen an." Wie? das kann man in guter Gesellschaft nicht wiederholen. Das Folgende ist noch das anständigste: „Kant brachte Sr. Heiligkeit, dem Pabste, jubelnd ein Pereat, und ließ hoch leben: die kreuzfidele neue Lehre, welche auch dem Lehrstande erlaube, lustig zu sein." Der Verf. hat die Frechheit, demselben Bändchen Luther's „Ein feste Burg ist unser Gott" einzuverleiben. Endlich spricht der Verf., en passant, von „unserm unsterblichen Fried. von Schiller," und von dem „hochgefeierten alten Herrn von Göthe."

Unsere Leser haben genug, und zu viel, der Proben von dem Geschmack des Verfassers.*) Aber es ist durchaus nothwendig, von Zeit zu Zeit ein Exempel zu statuiren. Es muß dem Publikum daran gelegen sein, die Verlagshandlungen zu kennen, die es wagen, etwas der Art zu Markte zu bringen.

Bemerkungen auf einer Reise durch die Beskiden nach den Central-Karpathen. Von Albrecht von Sydow.

(Zweiter Artikel.)

Eine Nachlese charakteristischer Züge der Bewohner jenes mächtigen Gebirges, die der Verf. seinen schätzbaren Reisebemerkungen einverleibt hat, wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Vielleicht auch, wenigstens zum großen Theil, neu, denn im Schooße der Kultur vergißt man so leicht, daß im Innern von Europa noch Völkerstämme leben, die dem Charakter der europäischen Gesittung bis auf diese Stunde fremd geblieben sind, während so manche ihrer Eigenthümlichkeiten an asiatische Sitten erinnert, und auf asiatischen Ursprung hinzudeuten scheint.

Eine allgemeine Uebersicht des Anbau's der Beskiden (an der Gränze von Ungarn und Schlesien) mag voranstehen.

„Der ganze Raum, den das Gebirgssystem der Beskiden einnimmt, ist reich mit größeren und kleineren Städten und Dörfern besetzt. Letztere bilden zum Theil lange Häuserreihen, die dem Laufe der Thäler folgen, oder Dorfschaften von großer Ausdehnung, deren Häusergruppen sich über den Bergrücken, die Ebenen und Thäler erstrecken. So nimmt z. B. das Dorf Weichsel, welches vielleicht eins der ausgedehntesten im ganzen Kaiserstaate Oesterreich ist, und sich vom Fuße der großen Czantory im Weichselthale hinauf bis zur Baranio und dem Malinow verbreitet, einen Flächenraum von etwa vier Quadratmeilen ein. Dies giebt der Landschaft ein eigenthümlich freundliches Gepräge.

„Ueberall, und oft da, wo man es am wenigsten erwartet, stößt man auf Salaschen (Sennhütten, Saláz), Gehöfte, Häusergruppen und Dörfer. Je flacher aber nach der Weichsel hin das Land wird, desto mehr gruppiren sich die zerstreuten Gehöfte zu geschlossenen Dörfern. So sieht man z. B. auf beiden Seiten der Kaisersstraße von Skotschau nach Krakau fast nur geschlossene Dörfer, die oft die reizendste Lage haben, und mit ihren Schlössern und Kirchen einen prächtigen Anblick gewähren. Auf der Südseite der Beskiden ist das Szlamniczathal, fast vom Fuße der Babia Gura an, bis zum Austritte des Baches auf die Arvaer Fläche ununterbrochen mit mehr oder weniger gesammelten Häusergruppen besetzt.

„Die Städte sind meistentheils wohlhabend; die Dörfer im Weichselthale und im niederen Vorgebirge, wo noch außer Waizen alle Getraidearten gebaut werden, nicht arm, im höheren Gebirge aber dürftig, weil hier der Ackerbau nicht für die Bevölkerung ausreichend betrieben werden kann.

„Wer im hohen Gebirge keine Ländereien besitzt, nährt sich von der Viehzucht, die hier ganz vorzüglich betrieben wird, oder durch einen kleinen Handel nach dem Preußischen mit Holz oder Lederarbeit, Strickereien und Webereien, mit Obst und getrockneten Früchten, welche in Ungarn aufgekauft und verfahren werden, oder durch Wilddieberei oder aber er wandert zur Zeit der Erndte aus, und sucht im Preußischen, Krakauischen, oder da, wo es an Arbeitern fehlt, Verdienst. So sieht man oft große Gesellschaften, mit Sensen bewaffnet, nach entfernten Gegenden ziehen." —

Der Volksstamm, der diese Höhen und ihre Thäler bewohnt, ist entweder der von Preußisch-Oberschlesien, Polen mit Deutschen vermischt, oder, im hohen Gebirge und auf der ungarischen Seite, der slawische Stamm der Goralen.

Die ersteren beschreibt der Verf. im Allgemeinen als ein gutmüthiges, aber dem Diebstahl und dem Raub ergebenes Volk, dabei feige und träge. Ihre religiöse Bildung (dem Namen nach sind sie meist Katholiken) ist sehr vernachlässigt; alle Arten von Aberglauben vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Die unver-

*) Wir haben die früheren Schriften nicht gelesen, die den Namen „Adolph von Schaden" tragen; wir hoffen, daß Herr von Schaden, wenn ein Schriftsteller des Namens existirt, sich von dem Verdacht der Autorschaft reinigen wird, den das Titelblatt ihm zuschiebt.

Digitized by Google

nischten Deutschen scheinen wenig vor ihnen voraus zu haben, bis auf den Vorzug größerer Reinlichkeit.

Ein interessanteres Volk sind die Goralen.

„Die Goralen zeichnen sich durch einen schönen und starken Körperbau, durch ein feuriges Auge, durch große Gewandtheit und durch eine äußerst einfache und mäßige Lebensart aus. Während sie ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Viehzucht und Jagd, oder durch einen dürftigen Ackerbau und einen kleinen Handel sichern, besteht ihre Nahrung aus Molken, Milch, Käse, Butter und Kartoffeln, und aus etwas Kraut, (Sauerkohl); Schaafe und Ziegen zu schlachten erlauben sie sich nur im Herbst; Rindfleisch aber und Brot, das sie oft sechs Monate entbehren, betrachten sie als Leckerbissen, und deßhalb darf es bei Hochzeiten und dergleichen nicht fehlen. —

„Die Männer tragen einen Bart, während die Jünglinge ihn scheeren müssen. Von frühster Jugend an im hohen Gebirge, oft wochenlang ohne einen Menschen zu sehen, ihre Heerden weidend, scheuen sie keine Gefahr, weder im Bergsteigen noch auf der Jagd, noch im Kampfe mit den wilden Thieren; daher werden sie tüchtige Krieger. Ihr abgehärteter Körper macht sie jede Fatigue zu ertragen fähig, und ihre Lebensart bereitet sie zum leichten Dienst des Parteigängers vor. In früherer Zeit wurden aus ihnen die Vertheidiger der Jablunkaer Schanzen und der Gebirgspassagen der Beskiden genommen."

„An Entbehrungen jeder Art gewöhnt, kennt der Gorale kein Bett; im Sommer größtentheils im Freien übernachtend, schläft er im Winter auf der Ofenbank, oder dem ungedielten Fußboden seiner Hütte, zunächst dem Feuerheerde, die Arme unter dem Kopfe, nur dürftig von der Gunia bedeckt, unter den Rauchwolken, die vorsätzlich zur Erwärmung des Zimmers zurückgehalten werden. Den Kindern dient der Ofen — der zugleich Backofen ist — oder der Heerd zur Schlafstätte. Dessen ungeachtet sind sie stets heiter.

„Der größere Theil der Goralen ist katholisch, doch rechnen sich auch manche, namentlich in der Umgegend von Teschen, zur protestantischen Kirche. Die sittliche Bildung bei diesem Naturvolk ist größer wie man sie erwarten sollte, und einen vorzüglich angenehmen Eindruck macht die schüchterne Jungfrau. — In der Gnaden-Kirche zu Teschen wohnte ich ihrem protestantischen Gottesdienste und der Kinderlehre bei, und ich sah selten in einer Kirche eine solche Aufmerksamkeit und Andacht, ein solches zutrauliches Anschmiegen der Kinder an den Prediger, und ein so unbefangenes Antworten, wie gerade hier. Leider konnte ich, der Sprache vollkommen unkundig, eben so wenig die Fragen als die Antworten verstehen.

„Zwischen Protestanten und Katholiken findet eine beständige Reibung statt, weil erstere sehr gedrückt sind. Sie bewohnen größtentheils die höheren Gegenden des Gebirges, besonders in der Gegend von Teschen und der Lissa Hora, und wenn man sich ihnen als Protestant zu erkennen giebt, findet man eine freundliche Aufnahme, während ein Katholik vielleicht zum weiter Wandern gezwungen wird."

Die größte Mannigfaltigkeit von Völkerstämmen bieten die Central-Carpathen dar; und das Interesse wird noch dadurch erhöht, daß die einzelnen Stämme ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche unvermischt zu erhalten bemüht sind.

An der Nordseite der Central-Karpathen wohnen hauptsächlich Polen und Goralen. Die Polen scheinen in sittlicher Hinsicht sehr gesunken zu sein; dazu gesellt sich Dürftigkeit und Unreinlichkeit. Auch von unsern speciellen Freunden, den Goralen, ist nicht ganz so viel Gutes zu vermelden, wie von ihren Namensgenossen in den Beskiden. Doch bleiben sie ein originelles Volk, und verdienen auch hier einige umständlichere Erwähnung.

„Die Goralen sind als Helfershelfer der Juden, in deren Solde ein großer Theil von ihnen steht, sehr gefürchtete Schleichhändler. Ihre genaue Kenntniß der Alpenpässe benutzen sie besonders, um den trefflichen und wohlfeilen ungarischen Taback nach Galizien, wo er, des kaiserlichen Tabacksmonopols wegen, auf das Strengste verboten ist, hinüber oder sogar bis nach Krakau oder Preußisch-Schlesien zu bringen. Eben so treiben sie einen nicht unbedeutenden Schleichhandel mit ungarischen Weinen, die sie auf Rechnung der Juden ganz besonders in das preußische Ober-Schlesien einzuschmuggeln bemüht sind. — Von den österreichischen Gränzern werden sie sehr gefürchtet. Im Wirthshause zu Koscielisko traf ich mit einer Gränzer-Patrouille, bestehend aus einem Unterofficier und 8 Mann, zusammen; aber diese Helden waren so in Furcht vor den dort wohnenden Goralen, daß sie ihre Gewehre stets geladen hatten, ihre Waffen nicht ablegten, nie einzeln das Zimmer verließen, und weder ein Glas Wasser, noch irgend eine für sie bereitete Speise eher genossen, als bis der Wirth zuvor davon gegessen oder getrunken hatte.

„Dienen die Goralen, so sind sie ihrem Herrn, dessen Vortheil sie zu dem ihrigen machen, treu und zu allen Arbeiten geschickt. Sehr bemerkenswerth war es mir z. B. daß der Herr von Homolatsch die berüchtigsten Raubschützen seiner Herrschaft, um sie von ihrem Gewerbe abzuhalten, und, wie mich der Oberförster Klein versicherte, mit dem besten Erfolge, als Waldläufer oder Holzheger in seinen Dienst genommen hatte. Ein jeder von ihnen trägt ein Bandelier mit dem großen Wappenschilde seines Herrn, und dies ist sein größter Staat; ja er ist stolz darauf, es tragen zu dürfen, und legt es weder am Tage noch in der Nacht ab. Mit demselben angethan, ist er von seinen Genossen unantastbar, und wer sich an ihm vergreift, bekommt die schärfste Züchtigung durch Stockhiebe.

„Die Goralen sind freilich sehr unwissend in der Religion und gleich den Polen katholisch, aber doch nicht ohne eine gewisse Frömmigkeit. Gewissenhaft halten sie die Fasten, und hoch achten sie den geleisteten Eid und ihren Handschlag, während ihre Nachbaren, die Polen, ihn eben so leicht brechen als leisten. Mein Führer von Bukowina nach dem Fischsee und Javorina begnügte sich, weil Fasttag war, den ganzen Tag mit einem sehr geringen Stücke Haferbrot, und weigerte sich von mir irgend eine Speise anzunehmen.

„Bei ihrer sehr fröhlichen Gemüthsart lieben die Goralen den Gesang und die Musik. Sie sind stets thätig; entweder arbeiten sie in ihrer Wirthschaft, oder sie beschäftigen sich mit Anfertigung ihrer Ackergeräthschaften und Kleidungsstücke, die sie sich größtentheils selbst herstellen, oder anderer Holzschnitzwaaren. Wenn sie etwas verdienen können, scheuen sie keine Anstrengung und keinen Weg. Eben so viel verlangen sie auch von ihren Pferden. Mein Fuhrmann von Koscielisko nach Bukowina fuhr diese 4 Meilen fast fortwährend im Trabe und Galopp, gleichviel ob es bergauf oder bergab ging; selbst meine wiederholten Bitten, seiner Pferde zu schonen und langsam zu fahren, blieben fruchtlos, und stets erhielt ich dieselbe Antwort: „„die Pferde wären es nicht anders gewöhnt.""

An der Südseite des Gebirges hausen Magyaren, Slowaken und Ruthonen. Die Magyaren gehören zu den bekannteren Stämmen, vornehmlich durch ihre Literatur. *)

Ehre den Slowaken! Sie sind „ein kräftiges, schönes, fröhliches und kühnes Volk." Von den Frauen aber berichtet der Verf., sie stehen den Männern weit nach. Gegen den Begleiter des

*) Wir können nicht umhin, auf das Handbuch der Magyarischen Poesie hier aufmerksam zu machen, das zu Anfang dieses Jahres in London erschien, und durch das Dr. Bowring sich ein neues Verdienst um eine wenig gekannte Literatur erworben hat, wie denn überhaupt sein Streben seit Jahren und, die verschiedensten Nationen haben es anerkannt, mit welchem Erfolge, dahin gerichtet ist — „to attend to the neglected, and to remember the forgotten."

Digitized by Google

Verfassers freilich sind die Slowakischen Frauen nicht sehr artig gewesen. „Besonders kunstreich verfertigen die slowakischen Weiber für ihren eigenen Gebrauch und für den Handel eine Art von Ueberzieh-Socken oder gestrickten Halbstiefeln. Doch sind diese größtentheils nur auf einen so kleinen Fuß, wie der ihrige ist, berechnet. Mein Reisegenosse, welcher aber keinen ungewöhnlich großen Fuß hatte, wollte in einer Salasche (Nakosarisko pod Krivany) ein Paar solcher Socken kaufen, allein alle waren für ihn zu klein. Endlich des vielen Suchens müde, sagte ihm die Frau des Hirten: „„Wer Füße wie ein Bär habe, könne freilich ihre Socken nicht tragen.““ —

Interessant sind folgende Züge: — „Man bezüchtigt die Slowaken der Räuberei. Doch nach Allem, was ich darüber erfahren konnte, sollen sich zwar früher einige von ihnen diesem üblen Gewerbe hingegeben haben, jetzt aber sind solche Fälle höchst selten geworden. Auch war ihre Räuberei dem Reisenden und den Kaufleuten nie so gefährlich, wie die in anderen Ländern, denn die Slowaken beschränkten sich nur darauf, sich ohne Arbeit ihre tägliche Nahrung zu verschaffen, die Speisevorräthe der einzeln gelegenen Häuser zu plündern, auf den Salaschen Milch zu trinken, Käse zu essen, Vieh zu schlachten, sich ein Mahl daraus zu bereiten und sich an der Dudelsack-Musik der Hirten und dem Gesange der Hirtinnen zu ergötzen. Aus Erkenntlichkeit theilten sie dafür diesen mit, was sie besaßen. Kam ihnen bei ihren Wanderungen aus einem Thale in das andere ein Reisender in den Wurf, so wurde er freilich seines Geldes und seiner Kostbarkeiten, nie aber seiner Kleider, seiner Freiheit, oder gar seines Lebens beraubt; denn Mord ist unter den Slowaken eine sehr große Seltenheit. Ja man erzählt sich von diesen Räubern die wunderbarsten Geschichten eines gewissen Edelmuthes; wie sie zwar die Heerden der Reichen und Bösen beraubt, aber, nachdem sie das Vieh auf fernen Märkten verkauft, Armen und unverschuldet in Schulden Versunkenen aufgeholfen, arme Bräute ausgestattet hätten, u. s. w. Besonders wurde früher das abgelegene Koscielisko sehr oft, ja einst, als der Oberförster Klein noch dort wohnte (wie dieser mir selbst erzählte), während 14 Tagen von ihnen täglich besucht. Als sie an einem dieser Tage den Oberförster schreibend fanden und ersahen, daß er ihr Erscheinen nach Neumark berichtete, unterschrieben sie den Brief und drangen darauf, daß er ohne Zögerung abgesendet werde, ohne dem Oberförster ein anderes Leid zuzufügen, als seine Speisekammer zu plündern. — Einst trafen sie Gäste, besonders Damen aus Neumark bei ihm, und waren äußerst erfreut, so gelegen zu kommen und an seinem Mittagsmahle Theil nehmen zu können. Gegen Abend bereiteten sie auf der Wiese aus Erkenntlichkeit ein Abendessen aus geraubtem Vieh, ladeten die Gesellschaft höflichst dazu ein, belustigten sie nach dem Essen durch gymnastische und Schießübungen, zwangen sie die ganze Nacht hindurch nach einem Dudelsacke mit ihnen zu tanzen, erlaubten sich aber nicht den geringsten unanständigen Scherz gegen die Damen, sondern bedankten sich am Morgen artig bei diesen für die Ehre, die sie ihnen angethan hätten und beschenkten sie mit allerhand Kleinigkeiten.“

Die Ruthenen, ebenfalls ein slawischer Stamm, theilen sich in Csopaki, Szotaki, Lissaki und Lemaki. Der Verf. hat nur die Csopaki kennen gelernt; auch sollen sie der kräftigste und tugendlichste unter den vier Stämmen sein. „Ihr Familienleben ist patriarchalisch; selten trennt sich ein Glied von der Familie und daher wohnen in einem kleinen engen Häuschen oft dreißig und mehr Personen friedlich bei einander. Der Vater führt das Scepter der Familie; Alles wird von ihm geleitet, sogar die Beschäftigungen der Weiber. Nach den Fähigkeiten seiner Kinder und Schwiegertöchter vertheilt er die Arbeiten. Sein fähigster Sohn, der ihn in der Ackerwirthschaft und in der Leitung des Hauswesens unterstützen muß, erhält nach seinem Tode das Hausregiment, gleichviel ob er der älteste oder jüngste ist. Alles gehorcht seinem Befehle und sein Erscheinen ist schon genug, um kleine Händel in der Familie zu schlichten. Ein anderer Sohn muß den Viehhandel treiben, ein dritter als Fuhrmann in ferne Gegenden ziehen, und sind noch mehrere Söhne vorhanden, so müssen diese entweder mit Eisenwaaren handeln, oder Drotari werden, d. h. das Drahtbinder-Handwerk erlernen und dadurch sich ihren Unterhalt erwerben. Eine oder einige der Töchter oder Schwiegertöchter helfen der Mutter in der Hauswirthschaft, während die andern angewiesen sind, mit der Spindel zu arbeiten, zu weben und das Gespinnst und die Leinwand zu verkaufen. Die Weiber leben besonders häuslich, und nie würde es sich eine Frau erlauben, mit ihren unverheiratheten Schwestern oder Gespielinnen an den Festtagen die Wirthshäuser zu besuchen.“

Das ist nicht mehr als recht und billig. Das folgende gefällt uns besser. „Noch muß ich einer alten und schönen Sitte dieses Volkes erwähnen. Verunglückt Jemand aus ihrem Stamme auf dem Felde oder im Gebirge, oder aber finden sie einen fremden Leichnam, so begraben sie ihn unter Gebet auf der Stelle, auf welcher sie ihn gefunden haben, wälzen große Steine auf sein Grab, und ein jeder Vorübergehende nimmt in der Folge einen neuen Stein, ein Stück Holz oder einen Erdkloß und wirft ihn mit dem Gebete auf das Grab: „„daß der gnädige Gott ihn und einen jeden vor einem ähnlichen Tode beschützen, oder aber, wenn dieser über ihn verhängt sein sollte, bald gutthätige Menschen finden möge, um seinen Körper zu begraben und ihm ein Denkmal zu errichten.““ So sammelt sich denn bald ein großer Grabhügel, der in stetem Wachsen bleibt.“

Auf beiden Seiten der Central-Karpathen wohnen ferner Deutsche, Juden und Zigeuner. Unter den Deutschen zeichnen sich die Zipser Sachsen aus. Man findet unter ihnen noch manchen uralten originellen Brauch. Ihre Kleidung ist abenteuerlich; sie ahmen alles Fremde nach, und, wie es scheint, ohne vielen Geschmack. Die Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten hat sehr abgenommen, besonders durch den Verfall der früher bei ihnen heimischen Religiosität. Man erinnert sich der Bedrückungen, die die Protestanten in Ungarn zu dulden hatten, und denen sie noch immer ausgesetzt sind. Der folgende Zug macht die Folgen derselben anschaulich: „In Arva versagte mir der Wirth des einzigen Gasthauses ein Zimmer, und wollte mich unter den Slowaken, Goralen und Polen, Handwerkern und Fuhrleuten, die bei ihm eingekehrt waren, übernachten lassen. Als er aber durch meinen Bedienten erfuhr, daß ich Protestant sei, wurde ich von ihm mit vielen Entschuldigungen in ein hübsches reinliches Zimmer geführt, welches durch die Bildnisse von Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin geschmückt war.“

Aber es ist Zeit, daß wir von dem Verfasser und den Zipser Sachsen Abschied nehmen. Den letzteren wünschen wir bessere Zeiten — dem erstern aber Muße und schönes Wetter zu einem Ausflug nach den übrigen Theilen der Karpathen — und, wenn es wieder zu den Slowaken gehen soll, einen muntern Begleiter mit einem recht niedlichen, kleinen Fuß.

Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels und der Kolonisirung. Von John Crawfurd. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. H. Fick. Leipzig: Brockhaus, und Brüssel: J. Frank. 1830.

Wenn es irgend einen Punkt giebt, auf den das Streben der neuesten Zeit, auch in ihren

Digitized by Google

verschiedenartigsten Erscheinungen, unabänderlich gerichtet ist, so ist dieser Punkt die Vernichtung des Monopols. Jedem System, das der freien Entwickelung der sittlichen Elemente und der Staatskräfte willkürliche Schranken setzen will, hat die öffentliche Meinung den Krieg erklärt. Die Beschränkung des geistigen Verkehrs ist so verhaßt als die des Waarentauschs. Mit Indignation, ob sie nun laut ausgesprochen, oder ob sie unterdrückt, aber nicht minder tief empfunden ist, wird jede Maaßregel aufgenommen, die dahin geht, das Recht und die Freiheit Aller den Freiheiten und Vorrechten Einzelner zu opfern.

Wir haben dessen kein Hehl, wir freuen uns dieser Richtung. Wenn uns nicht Alles täuscht, so gründet sie sich, nicht sowohl auf eine Rechtstheorie, als vielmehr auf ein Rechtsgefühl. Sie wird unterstützt durch die Erfahrung von Jahrhunderten, die in den Jahrbüchern der Geschichte, in den Verhältnißtafeln der Staatswirthschaft unverkennbar am Tage liegt.

Ein Beispiel umsichtiger, wohlberechneter Opposition gegen den Geist des Monopols liefert die vorliegende Schrift. Sie bezieht sich auf den ein volles Jahrhundert hindurch künstlich — oder wenigstens unnatürlich — niedergehaltenen Handel des britischen Reichs mit Ostindien. Die einfachen Mittel, die der Verf. vorschlägt, um den Wohlstand Indiens zu heben, und die Kolonie dem Mutterlande nützlich zu machen, sind, gänzliche Freiheit des Handelsverkehrs, und unbeschränkte Ansiedlung von Engländern in Indien. Einen schlagendern Beweis für das Verderbliche des entgegengesetzten, jetzt bestehenden Systems hat keine Kolonie je geliefert, als diese indischen Besitzungen.

Der Ton des Verfassers ist bestimmt; er muß es sein, denn er hat es hauptsächlich mit Thatsachen zu thun, über die kein Zweifel statt finden kann. Die Darstellung ist klar, einfach, und überzeugend.

Die Uebersetzung, durch welche die Schrift zuerst auf dem Kontinent eingeführt worden ist, erscheint eben in dem rechten Augenblick, da, bei dem nahen Ablauf des Termins, eine umständliche Diskussion über die Erneuerung der Privilegien der Kompagnie sich vorbereitet.

Die erste Abtheilung des Werkes beschreibt die Folgen des herrschenden Systems, und kontrastirt sie mit den Resultaten des freien Verkehrs. Wir heben einige Stellen der Untersuchung aus, ohne sie mit Anmerkungen zu begleiten. Wo Thatsachen sprechen, wo der Beweis durch wohlverbürgte Zahlen geführt wird, da wird das weitere Raisonnement überflüssig, und tritt zurück vor der entscheidenden Erfahrung.

Die folgenden Sätze enthalten die allgemeine Uebersicht des indischen Handels von 1794 bis auf die letzten Jahre.

„Wir beachten hier zuerst die siegreiche Widerlegung, mit welcher der freie Handel die Anführungen und Vorausagen seiner Gegner niederschlug. Im J. 1794, dem ersten Jahre des vorigen Handelsprivilegiums, führte die ostindische Gesellschaft nach Indien und China, nach officiellem Werthe, für 2,924,829 £ Sterl. aus. Im J. 1814, dem letzten Genußjahre des ausschließlichen Privilegiums der Kompagnie, führte dieselbe bloß 1,699,125 £ Sterl. aus. Demnach hatte sich der Handel in 20 Jahren nicht vermehrt, sondern um 1,225,704 £ Sterl. vermindert. Damit man uns nicht einer unzuverlässigen Berechnung beschuldige, so wollen wir weiter zurückgehen und den Fortgang des Handels der Kompagnie in Zeiträumen von 6 Jahren, von 1790 bis 1814 einschließlich, betrachten. In der ersten Periode betrug die jährliche Ausfuhr der Kompagnie im Durchschnitt 2,520,871 £ Sterl.; in der zweiten 2,362,375 £ Sterl. in der dritten 2,158,288 £ Sterl. und in der vierten bloß 1,740,137 £ Sterl., oder mehr als 30 Procent weniger als in der ersten. Während der ganzen besagten Zeit besaß die Kompagnie ein ausschließliches Privilegium gegen ihre Landsleute; während eines großen Theils derselben wurden die Franzosen, Holländer, Dänen und Amerikaner durch die Waffen Großbritanniens von der Mitbewerbung zurückgewiesen. Sie hatte in dieser Zeit nicht weniger als 40 Millionen eingeborene Unterthanen, und seit Kurzem noch um die Hälfte mehr, und zu der Zeit, wo sie am wenigsten Handel hatte, war sie im vollen Besitz aller französischen, dänischen und holländischen Besitzungen; kurz, sie hatte einen Spielraum des Handelsverkehrs, der auf der einen Seite nur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und auf der andern vom Cap Horn begränzt wurde.

„In den ersten 3 Jahren des freien Handels war der Durchschnittsbetrag des officiellen Werths der Ausfuhr von Großbritannien nach Indien und China 2,864,358 £ Sterl., in den zweiten stieg dieselbe auf 3,002,662 £ Sterl, und in den dritten auf 4,294,487 £ Sterl., wo die Freihändler noch die ungleiche Nebenbuhlerschaft der ostindischen Kompagnie und aller Handelsvölker Europas zu bestehen hatten, während sie gänzlich von dem Markte von China ausgeschlossen waren. Sie hatten sonach in 9 Jahren die indische Ausfuhr um 70 Procent gehoben, weit über das, was je unter der Kompagnie erzielt wurde, und um 146 Procent über das, wozu sie unter der Kompagnie, durch den Geist der Kleinigkeitskrämerei während 21½ Jahre, herabgesunken war.

„Im J. 1814, dem letzten Genußjahre des Privilegiums der Kompagnie, betrug deren sämmtliche Ausfuhr von Großbritannien nach Indien, nach erklärtem Werth, 1,571,245 £ Sterl.; im J. 1823 bloß 458,550 £ Sterl.; in 1824 — 624,780 £ Sterl.; in 1825 — 598,553 £ Sterl.; in 1826 — 990,964 £ Sterl.; und in 1827 — 804,778 £ Sterl. Nach einem Durchschnitt der 5 angeführten Jahre betrug sonach der Handel der Kompagnie, nachdem sie ihr Gebiet so außerordentlich vergrößert und ihre Unterthanenzahl um wenigstens 23 Millionen vermehrt, um 875,720 £ Sterl. oder 55 Procent weniger als 13 Jahre zuvor.

„Richten wir jetzt unsern Blick auf den Fortschritt des Freihandels. Im J. 1824 oder am Ende der ersten 10 Jahre, betrug die Ausfuhr der Freihändler, nach erklärtem Werthe, 2,839,796 £ Sterl., im J. 1825 — 2,574,660; im J. 1826 — 2,625,888 £ Sterl.; und in 1827 — 3,906,006 £ Sterl. Dem Leser wird der Contrast dieses steten Vorwärtsschreitens des gesetzmäßigen freien Handels mit dem immerwährenden Schwanken und allgemeinen Rückwärtsschreiten des Monopolhandels nicht entgehen."

Klassisch ist der Boden von Singapore für die Freunde des Freihandels. „Vielleicht das merkwürdigste Beispiel der glücklichen Folgen des Freihandels bietet uns die Geschichte der kleinen Niederlassung von Singapore, einer kleinen unfruchtbaren Insel, die sich bloß des Vortheils einer bequemen Lage erfreut. Anfangs des Jahres 1819 waren noch nicht 10 Morgen des Urwaldes, der es bedeckte, gelichtet, und die ganze Einwohnerzahl bestand aus ungefähr 300 bettelhaften Malaien, die nicht nur keinen Erwerbfleiß besaßen, sondern auch berüchtigte und gefährliche Seeräuber waren. Wir haben den Betrag ihrer Aus- und Einfuhr in dem am 30. April 1828 geendigten Jahre vor uns liegen und finden deren Gesammtbetrag zu 2,875,800 £ Sterl. angeführt. Die Ausfuhr allein betrug 1,887,201 £ Sterl. und überstieg sonach den erklärten Werth der Ausfuhr der Kompagnie von dem ganzen vereinigten Königreich nach ganz Indien und ganz China, in demselben Jahre, um 88,608 £ Sterl.; wobei wir der Kompagnie allen Vortheil ihrer Civil- und Militärvorräthe einräumen, aber anderseits bemerken, daß sie nicht einen Schilling zum Betrag der Ausfuhr von Singapore beisteuerte. — Unser ganzer Handel in den Meerengen von Malakka betrug im Jahre 1814 nicht ganz 1 Mill. £ Sterl.; jetzt übersteigt er beträchtlich 4 Mill. £ Sterl. — Der Handel von Bombay

Digitized by Google

und dessen Gebietstheilen hat sich auf gleiche Weise außerordentlich vermehrt."

Die Beschränkung der freien Ansiedlung, die Ausschließung europäischer Industrie und europäischen Kapitals, ist für jeden Handelszweig mit den nachtheiligsten Folgen verknüpft. Wir können nur für ein einziges, aber ein schlagendes Beispiel Raum gewinnen.

„Die Baumwollkonsumtion Großbritanniens hat sich in den letzten 10 Jahren beinahe verdoppelt und betrug in 1828 — 732,152 Ballen. Wir wollen jetzt untersuchen, in welchem Grade die britischen Besitzungen in Indien nebst den davon abhängigen Völkerstämmen, bei passenden Boden und Klima, mit 134 Mill. Einwohnern, und 1,280,000 Quadrat-Meilen Gebiet, unter Leitung der ostindischen Kompagnie, zur Beförderung dieser größten und wichtigsten von allen unseren Manufacturen beitrugen. Nach einem Durchschnitt der Jahre 1827 und 1828 war die jährliche Konsumtion Großbritanniens 197,544,880 £, wovon die vereinten Staaten Amerika's 151,831,800 £, Brasilien 17,754,880 £, Aegypten 6,957,600 £, Westindien 9,010,560 £, und Ostindien 11,987,040 £ lieferten. Die hievon zu machenden Schlüsse sind folgerecht, aber zugleich demüthigend. Wir hängen beinahe für 77 Hunderttheile des rohen Materials unserer großen Stapelmanufactur von einem Handelsnebenbuhler ab, von einem Volke, das, der Natur und den Umständen zum Trotz, ein Manufactur treibendes werden will. Die Kolonie eines Volkes, nicht nur weniger civilisirt als das unsrige, sondern von einem der uncivilisirtesten Europa's herstammend, liefert uns von Ländern der südlichen Halbkugel, die an Breitengrad und Klima mit vielen britischen Besitzungen in der nördlichen Halbkugel übereinstimmen, $\frac{1}{100}$ unserer Konsumtion. Aegypten, wo man erst vor 9 Jahren den Anbau ausführbarer Baumwolle begann, versieht uns mit $\frac{1}{100}$ unserer Konsumtion, und die Besitzungen der ostindischen Kompagnie, seit 64 Jahren britischer Oberherrschaft unterworfen, tragen bloß das kleine Theil von $\frac{1}{100}$ zum rohen Material unserer Stapelmanufactur bei. Dieß ist jedoch nur ein Theil des Gemäldes von dem Unheil, welches durch die Ausschließung europäischer Veredlung von Indien, nur allein in diesem Zweige geschieht. Die vereinten Staaten Amerika's versehen uns nicht nur mit der zwölffachen Quantität dessen, was die Besitzungen der Kompagnie liefern, sondern da diese Quantität volle 50 pCt. mehr werth, so beläuft sich der wahre Betrag in Wirklichkeit auf das achtzehnfache. Brasilien versieht uns nicht nur an Quantität mit mehr als 48 pCt. mehr als Indien, sondern da dessen gelieferte Qualität um 75 pCt. besser, so liefert es uns nothwendig an Werth um 160 pCt. mehr. Ja, was noch kränkender ist als alles bisher Erwähnte, Mohammed Ali, Pascha von Aegypten, dessen Baumwolle im Durchschnitt 80 pCt. besser als die indische, liefert uns um 5 pCt. mehr für unsere große Stapelmanufactur als die ehrenwerthe ostindische Kompagnie. Aus den amerikanischen Berichten erhellt, daß in dem am 30. September 1827 endigenden officiellen Jahre die vereinten Staaten nach Großbritannien und Irland 212,707,481 ℔ Baumwolle ausführten, die ungefähr 118,170 Tonnen Schiffahrt beschäftigten. Aus denselben Berichten erhellt, daß von den vereinten Staaten, von Großbritannien und Irland in jenem Jahre 218,519 Tonnen amerikanische, und bloß 99,114 Tonnen britische Schiffahrt ausging. Wenn die Ausfuhr der Baumwolle im gehörigen Verhältniß mit den andern Handelsgütern ist (wie man mit Grund annehmen kann), so würde sie nothwendig 81,297 Tonnen amerikanische, aber nur 36,873 Tonnen englische Schiffahrt beschäftigt haben. Wären anderseits unsere ostindischen Besitzungen im Stande, uns mit der Baumwolle zu versehen, die wir nun von den vereinten Staaten erhalten: so würde sich die beschäftigte britische Tonnenzahl, anstatt 36,873 Tonnen, demzufolge auf 118,170 Tonnen belaufen, und sich sonach weitere Beschäftigung für 81,297 Tonnen bieten. Wie viel britische Schiffahrt beschäftigt also die indische Baumwolle? Gerade 8,900 Tonnen, nach einer möglichst genauen Schätzung. Wenn solche Thatsachen, die kein Scharfsinn oder keine Arglist widerlegen kann, den Kaufleuten, Manufacturisten, Schiffeigenthümern und Grundbesitzern des vereinten Königreichs, kurz Allen, die für die Ehre, Macht und den Wohlstand ihres Vaterlandes Sinn haben, über die auffallend üblen Wirkungen dieses Ausschließungssystems nicht die Augen öffnen, so wissen wir nicht, was es sonst thun soll."

Wir werden in einem zweiten Artikel die Ansichten des Verfassers über freie Ansiedlung von Europäern entwickeln, eine Maaßregel, von der er sich wie uns scheint, mit Recht, die größten Vortheile für Indien verspricht.

Novitäten.

Pölitz: Die Regierung Friedrich August's, Königs von Sachsen. 2 Thle. Leipzig, Hinrichs. 3 Thlr. 12 ggr.

Kestner: Ueber die Frage: wem gehört die Kunst? Berlin, Reimer. 12 ggr.

Mohnicke: Volkslieder der Schweden. 1r Band. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 4 ggr.

Renner: Maria Theresia und Friedrich der Große. (für Militärschulen dargestellt) Glogau, Günther. 6 ggr.

Frühling und Wiemann: Panorama der Elbe von Außig bis Meißen. Mit einem Wegweiser. Pirna, Friese. 1 Thlr. 12 ggr.

Charlotte L.: Damenencyklopädie. 1 Bändchen. Voigt, Ilmenau. 19 ggr.

Schütz: Paganini's Leben, Charakter und Kunst. Mit Portrait. Ilmenau, Voigt. 12 ggr.

Seidel: Gedichte. 2. Aufl. mit 18 Melodieen. Berlin, Mittler. 1 Thlr. 20 ggr.

Handbuch des preussischen Strafrechts. Von einem praktischen Juristen. Leipzig, Lehnhold. 2 Thlr.

Schilling: Musikalisches Handwörterbuch, bes. für Klavierspieler. Stuttgart, Nath. 9 ggr.

Linde: romantische Erzählungen. 2 Bde. Altenburg, Literatur Comtoir. 1 Thlr.

Die Kritischen Blätter sind bestimmt, eine raisonnirende Uebersicht des Neuesten in der Literatur zu geben — in der Art, wie dieß wohl für England durch die Londoner Literary Gazette, für Deutschland aber bis jetzt, wenigstens durch die Literaturzeitungen, noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschließung aller rein wissenschaftlichen Untersuchungen, werden nur solche Werke zur Sprache gebracht werden, für deren Inhalt man bei jedem Gebildeten einiges Interesse voraussetzen darf. Die Redaction wird es sich zum Geschäft machen, die Tendenz eines Buches und den Standpunct des Verfassers mit kurzen Worten zu bezeichnen, und sofort durch Aushebung von Thatsachen, oder durch Mittheilung von Auszügen, den Leser von dem Hauptinhalt und der Art der Darstellung in Kenntniß zu setzen.

Die Journalistik gilt der Redaction für ein viel zu bedeutendes Feld der Literatur des Tages, um nicht von einzelnen Erscheinungen derselben von Zeit zu Zeit Veranlassung zu nehmen, auf den Geist der Journale und das Fortschreiten der öffentlichen Meinung hinzuweisen.

Von ausländischen Werken wird nur dann Notiz genommen werden, wenn sie mit deutscher Literatur und deutschen Verhältnissen in irgend einer Beziehung stehen, oder dafür einen bestimmten Vergleichungspunct darbieten.

Der Begründung von Thatsachen wird natürlich größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als der Beleuchtung von Meinungen. Wenn indessen die letztern von allgemein praktischem Interesse sind, so wird ihnen die gebührende Beachtung zu Theil werden.

Das Feld der schönen und der „unterhaltenden" Literatur versprechen wir nicht, nach allen Richtungen hin abzuschreiten. Aber was anziehend am Wege, und was auf den Höhen erscheint, soll, so viel an uns ist, unsern Lesern nicht entgehen.

Von diesem Journal wird jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. (In London von Koller und Cahlmann, Soho Square.)

Vierteljährliches Abonnement 2 ℛ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

5. Hamburg. Montag, den 2. August. **1830.**

Inhalt.

Moltke: Ueber den Adel ..... Seite 33
Moltke: Ueber Gewerbefreiheit? ..... " 34
Sagern: Mein Antheil an der Politik... " 35
Briefe eines Verstorbenen ..... " 37
Novitäten ..... " 40

Ueber den Adel, und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, Kön. dän. Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, 1830. Perthes und Besser.

Gedanken über Gewerbefreiheit. Von dem Grafen M. v. Moltke, Kön. dän. Kammerherrn u. s. w. Lübeck, 1830. Aschenfeldt.

Man ist es dem Verfasser schuldig, diese beiden Schriftchen, die in verschiedenem Verlag, aber in denselben Tagen ausgegeben worden sind, in ihrer natürlichen gegenseitigen Beziehung zu betrachten. In dem ersten erscheint er als gemäßigter Vertheidiger seiner Kaste; in dem zweiten als warmer Freund des Bürgerstandes. Wer mit solchen Gesinnungen vor das Publikum tritt, der wird es uns nicht verargen, wenn wir den Bürgerkranz, den er sich verdient hat, höher anschlagen, als sein Wappenschild, das uns wenig kümmert, das uns nimmermehr imponiren wird. *)

Wenden wir uns zu der ersten Schrift. Der Verfasser glaubt, daß der Erbadel, wie so manche andere Ungleichheit, die sich vor der Vernunft nicht rechtfertigen läßt, in der Natur der Dinge mit Nothwendigkeit begründet ist. **) Aber er wünscht, daß der Adel auf solche bürgerliche Vorrechte verzichten lerne, die in die politischen Rechtsverhältnisse störend eingreifen, und daß er jene Vorzüge wieder sich aneigne, die seiner Würde den alten Glanz verliehen haben.

Aufgegeben wünscht der Verf. von Seiten des Adels die Steuerfreiheit: denn ihr Grund, der freiwillige Kriegsdienst, ist verschwunden; das Recht der Majorate und Fideikommisse: denn die Willkür des Einzelnen muß nicht künftige Geschlechter binden, und eine gesetzliche Bestimmung kann immer der Zersplitterung des Stammgutes in's Unendliche vorbeugen; endlich, den ausschließlichen Anspruch auf gewisse Aemter: denn das Verdienst muß wenigstens dem Adelsanspruch zur Seite stehen, wenn es ihm auch nicht unbedingt vorgezogen werden soll. Recht gut entwickelt hier der Verf. den großen Vorzug des Bewußtseins der Unabhängigkeit, das der Adel begründen kann. Aber er wird kaum in Abrede stehen wollen, daß der Adel es nicht nothwendig begründet, und daß die folgende Behauptung, in ihrer Allgemeinheit, etwas sehr Gewagtes enthält: — „Wenn der Vicomte Dorte dem Befehl Karls des Neunten zur Ermordung der Hugenotten mit jener edlen und stolzen Erwiderung begegnet: „„Sire, ich habe unter meinen Untergebenen nur gute Bürger und tapfere Soldaten, aber keine Henker gefunden!““ so liegt in dieser Antwort ein Muth und eine Größe, zu welcher sich schwerlich ein Staatsdiener aus den unteren Stufen der bürgerlichen Gesellschaft würde erhoben haben."

Sehr schön und treffend hat der Verfasser nachgewiesen, was die Bedeutung des Adels war, und was allein dessen Würde noch heute erhalten kann. Es ist die männlichstolze Unabhängigkeit, die feinere Bildung, der edle, ritterliche Sinn. Glücklich, wenn des Verfassers Standesgenossen sein beredtes Wort verstehen. Denn, um unsre Ansicht vom Wesen des Adels in wenige Sätze zusammenzufassen — es war eine Zeit, da durch jene Bedeutung der Adel zu einer nothwendigen und natürlichen Auszeichnung wurde. Aber jene Zeit ist nicht mehr. Das Monopol — der ausschließliche Besitz jener Vorzüge — ist verschwunden. Intelligenz und Verdienst und Bildung sind Eigenthum der Plebejer geworden, so gut als der Patricier. Nicht scheu mehr entweichen die Plebejer auf den heiligen Berg; alle sieben Hügel haben sie besetzt; die Tempel, die Schulen, die Tribünen, die Märkte, der Rath der Völker und der Fürsten, was das Leben erhält, und schmückt, und erhebt, zeugt von ihren Leistungen; das Kapitol hat, wie oft, ihre Triumphzüge gesehen! Wie, wenn es keine Würde gäbe, die nicht in diesem Augenblick ein Nichtadelicher bekleidet? So ist's — ob nun die Aristokraten es gerne hören, oder nicht, sie werden es nicht ungeschehen machen; Heldensinn und Bürgerverdienst ohne Ahnen, schmückt, und die Achtung freier Männer schirmt, einen der Throne Europa's.

Aber ist damit die Bedeutung des Adels verschwunden? Wenn die Opfer gebracht sind, die des Verfassers umsichtige Mäßigung anbietet, so wird, so weit wir sehen können, die politische Bedeutung des Adels zu Ende sein. Aber nicht seine sittliche Bedeutung.

Unterscheiden wir indessen wohl die Verhältnisse in verschiedenen Ländern. Werfen wir unsern Blick auf England, das Bollwerk der Aristokratie. Die Unabhängigkeit die die Barone errungen hatten, will das Volk mitgenießen. Durch die Aristokratie war der Krone manches drückende Vorrecht abgerungen. Auch das Haus der Gemeinen war unter solchen Auspicien in's Leben getreten. Aber nicht früher als zur Zeit Karls I. regte sich in mächtigen, wenn auch unsichern, Versuchen zur Selbstständigkeit der Geist des Volkes. Was noch heute das Volk drückt, das ist der Eigennutz geistlicher und weltlicher Aristokratie, der sich hinter wohlverbrieften Privilegien verschanzt. Die Hartnäckigkeit des Oberhauses, sein Widerstreben gegen die fortschreitende Intelligenz, ist sprüchwörtlich. Welcher heilsamen Maaßregel, welcher Reform, die die öffentliche Meinung verlangt, steht nicht das Oberhaus im Wege? Wie soll es anders werden? Eine Revolution wäre ohne Zweifel ein großes Uebel. Und ihr mögt lange warten, bis ein Peer des Reichs ein Linsengericht hinnimmt für seine Primogenitur. Und doch sind Viele, die da glauben, die Kornbill, die abscheulichste Unbill, die je ein großes Volk erduldet, werde nicht fallen als mit dem Oberhause. Wir erwarten bessere Dinge. Wir sind der Ueberzeugung, daß noch einmal ein Oberhaus sich finden wird, das die Kornbill fallen läßt, um nicht selbst zu fallen. Wenn kein besseres Motiv, so wird dasselbe eintreten, das die Emancipation zum Ziele führte — die dringende

*) „Nam genus, et proavos, et quae non fecimus ipsi,
Vix ea nostra puto." ..... —

**) Am schwächsten erscheint uns das Argument, welches den Adel als Stütze des Thrones für nothwendig erklären will; denn es präsumirt die Nothwendigkeit der Monarchie; ein Glaubensartikel, den man, bei aller Achtung für das Princip der beschränkten Monarchie, bei dem aufrichtigsten Wunsche für das Gedeihen monarchischer Staaten, doch in einer blühenden, freien Stadt, und bei täglichem Verkehr mit den Freistaaten jenseits des Weltmeers, wird in Zweifel ziehen dürfen.

Digitized by Google

Anmuthung eines Ministers, der die Revolution fürchtet.

Der Verfasser weiset die übertriebenen Forderungen der Gleichheitstheorie zurück. Aber es giebt zweierlei Arten zu nivelliren. Die eine will das Hohe zum Maaße des Niedrigen herabdrücken; die andre mag auch den Säumigen die höhere Stuffe gönnen, auf der die Vorangeeilten stehen. Die rechte Gleichheit besteht darin, daß Keiner stille steht; daß, wo möglich, in Jedem der Drang sich rege

„immer der erste zu sein, und vorzustreben vor Andern."

In diesem Sinn laßt den Adel mitstreben, wenn er es nicht unter seiner Würde hält. Haben wir den Verfasser mißverstanden, oder will er mit der Ermahnung an seine Standesgenossen etwas Aehnliches sagen? Wenn wir unter ihren Reihen ein solches glückliches Streben bemerken, so verdient es doppelte Anerkennung. Denn es wird erschwert durch den zweideutigen Glanz eines unpopulären Standes.

Der Verf. verkennt nicht die Anforderungen unsrer Zeit. Er bringt ihnen seine unverdächtige Huldigung dar. Die Stelle mag hier stehen, zugleich als Probe seiner Manier. „Wenn wir den Gang der Dinge betrachten, wie er sich im achtzehnten Jahrhundert, durch die Reformation angeregt, bis auf den heutigen Tag gestaltet, so liegt in ihm ein gewisses auflösendes Element, welches allen Institutionen der Vorzeit den Untergang droht, und sie zum Theil schon aus der Reihe der Dinge verwischt hat. Dieser Geist der Neuerungen ist von Vielen als höchst gefährlich geschildert worden, und es ist auch nicht zu läugnen, daß er in der französischen Revolution, deren Folgen kaum zu berechnen sind, durch die empörendsten Experimente, sich, Unheil bringend, zu Tage gelegt. Alle Zeichen aber deuten darauf hin, daß, wenn er zwar hin und wieder in seinem Laufe zurückgeschreckt wird, wenn er mit sehr bedeutenden Hindernissen zu kämpfen hat, er dennoch als in den Gemüthern der Edleren und Besseren tief begründet, unaufhaltsam seinem Ziele entgegenstrebt. Dieses Ziel ist nun die Vervollkommnung in allen Dingen, und wie laut auch von einer gewissen Seite sich das Geschrei erhoben, daß wir auf einem diesem Ziele ganz entgegengesetzten Wege uns befinden, daß es nichts als eigne Thorheit sei, an eine Vervollkommnung zu glauben, während jeder in das Reich der Erfahrung tiefer hineinführende Schritt von diesem Wahn uns heilen müsse, so bedarf es doch nur einer ruhigen Prüfung des Standpunktes, auf welchem wir uns befinden, um uns davon zu überzeugen, daß wir über ein reicheres Maaß des Glückes, sei es von welcher Art es wolle, zu gebieten haben, als es der Vergangenheit, zu welcher so viele sich zurücksehnen und welche allerdings auch ihre Vorzüge hatte, zu Theil geworden ist. Diese Vervollkommnung aber, die auf Einheit dringt, deren Princip geistiger Art ist und in dem Gemüthe eines Jeden, den es ergriffen, den Funken entzündet, der, zum Lichte angefacht, mit dem Gefühl der menschlichen Würde ihn erfüllt, und auf alles das ihm Ansprüche zu geben scheint, was er nach dem Maaße seiner Kräfte zu erreichen vermag, steht sie nicht mit dem Adel in Widerspruch, und wird sie nicht am Ende zu seiner Vernichtung führen? Muß nicht die Sicherheit der Existenz eines Standes gefährdet erscheinen, nachdem die Blendwerke der Veneration mehr und mehr verschwinden, auf welchen größtentheils sein Ansehen beruhte? Wurde nicht die Macht der Geistlichkeit in ihren Grundfesten erschüttert, nachdem sie ihren Stützpunkt in den Gemüthern der Menschen, größtentheils verloren hatte? Auf diese Fragen ist bereits in dem Vorhergehenden schon die Antwort angedeutet. Das Reich der Vorurtheile wird nie ganz zu besiegen sein, noch viel weniger aber die Macht der auf Realitäten beruhenden Vorzüge, und so lange es schützende Gesetze geben wird, und eine Moral, welche in den Gemüthern der Menschen den Einfluß dieser schützenden Gesetze zu einem lebendigen Gefühl erhebt, so lange wird der Adel, seinen wesentlichen Bestandtheilen nach, nichts für sich zu fürchten haben, und nur die einzelnen Glieder desselben werden mit größerer Sorgfalt über sich zu wachen genöthigt sein, welches ihnen selbst nur zum wahren Nutzen gereichen kann, und als eine heilsame Folge der überall lebendigeren Regsamkeit der intellectuellen Kräfte angesehen werden muß."

Mit ungetheiltem Vergnügen haben wir die zweite Schrift des Verfassers über Gewerbefreiheit gelesen. Sie entwickelt in lichtvoller aber bündiger Darstellung die Gründe für die Freiheit der Gewerbe, und gegen die Trennung der städtischen von der ländlichen Oekonomie. Die Schrift enthält nur Resultate und Andeutungen; aber man darf hoffen, daß sie manchen Leser zur selbstständigen Untersuchung führen werden. Wir geben einen raschen Ueberblick über die Argumentation.

Das Zunftwesen, das schon Sully, Colbert, Johann de Wit, Turgot, Roland, Adam Smith, durch ihre Administration oder durch Schriften bekämpft haben, widerstreitet dem Rechte und der Politik. Dem Rechte; denn woher soll dem Staate der vernünftige Grund kommen, die Landdistrikte den Städten zinsbar zu machen, und in den Städten selbst durch kleinliche Beschränkungen die Industrie zu lähmen; die Concurrenz zu mindern, und das Volk von den Launen und der Geschicklichkeit privilegirter Arbeiter in beständiger Abhängigkeit zu erhalten? Wie verträgt sich der Zunftzwang mit der individuellen Freiheit? „Gehört es nicht, fragt der Verf., zu den heiligsten Rechten eines jeden Menschen, daß er über den ihm von der Natur verliehenen Fonds an geistigen und physischen Kräften nach eigner Wahl und freier Neigung disponirt, in so weit er nur durch die Anwendung derselben ein fremdes Rechtsgebiet nicht verletzt? Verdienen diese Kräfte nicht noch eine größere Achtung, als das Eigenthum an andern erworbenen Gütern? *) ..... Von oben herab will man jedem Individuo den Kreis seiner Beschäftigungen gleichsam vorschreiben? Man verlangt von dem Menschen Thätigkeit, und doch nimmt man ihm die Mittel dazu."

Wie der Vernunft und dem Rechte, so widerstreitet der Zunftzwang der Politik und der Erfahrung. Daß das Zunftwesen lästige Streitigkeiten fast unausbleiblich herbeiführt; daß seine ganze Maschinerie mit unvermeidlichen Kosten verknüpft ist; daß bloß in dieser Hinsicht seit der Aufhebung des Zwanges Paris jährlich 800,000 Franken erspart, das ist noch wenig. Aber wenn die Ausfuhr von Manufakturwaaren, die im Jahr 1787 sich nur auf 185,077,100 Livres belief, bis zum Jahr 1826, man weiß unter welchen störenden Verhältnissen, doch bis auf 345,418,600 Livres angewachsen ist; wenn in den Thälern von Locle und la Chaux de Fonds, die vor nicht vollen 80 Jahren von Hunderten bewohnt waren, jetzt 12 — 14000 Einwohner im Wohlstand leben, deren Betriebsamkeit die Märkte von London und Paris mit den schönsten und billigsten mechanischen Kunstprodukten versorgt; wird man unter solchen Verhältnissen dem Zwang das Wort reden wollen, und der Bannmeile, und dem ganzen entsprechenden Apparat eines Prohibitivsystems? Das Geheimniß der Regierung besteht vornehmlich darin, sich alles störenden Einschreitens zu enthalten. Ueber den Versuch die Betriebsamkeit zu wecken, kann leicht die persönliche Freiheit gefährdet, und das Vermögen des Volkes verschleudert werden.

Nicht aller Aufsicht aber von Seiten der Regierung sollen die Gewerbe ohne Ausnahme entzogen werden. Das Interesse der öffentlichen Sicherheit, zumal der Gesundheit, die

---

*) Turgot sagt, wenn mir nicht irren, in dem vom Verf. angeführten Edikt vom Febr. 1776. „La loi entière de la liberté de tout commerce est un corollaire du droit de propriété." Der Satz läßt sich ohne Zweifel auch auf die Freiheit der Gewerbe ausdehnen.

Digitized by Google

Beförderung neuer Erfindungen durch Patente, für eine gewisse Zeit ertheilt, nach deren Ablauf die Erfindung zum Gemeingut wird — dieß sind Rücksichten, welche die Regierung nicht aus den Augen setzen darf. Was die allgemein polizeiliche Aufsicht betrifft, so macht der Verf. auf die französische Gesetzgebung aufmerksam.

Zum Schluß erwähnt der Verf. noch der mächtigen Partei, die mit allen alten Mißbräuchen, mit allen Werken der Finsterniß, auch den Zunftzwang festhalten, oder, wo man ihn aufgegeben hat, zurückrufen möchte. Er schildert mit kräftigem Unwillen die Zwecke „jener immer lauter sich erhebenden Partei, die noch jüngst in dem schönen Frankreich einen wahrhaft Schrecken erregenden Sieg davon getragen, die Selbstständigkeit des Menschen zu ersticken, und ihn in ihren Händen zu einer willenlosen Maschine herabzuwürdigen." Als wär' es eine Prophezeiung, erklingen uns diese Worte, denn in dem Augenblick, da wir schreiben, kömmt uns die Kunde von dem, was sich vor fünf Tagen in Paris zugetragen hat. Was soll man von den Ordonnanzen des 25. Juli sagen? Was Anders, als daß sie einen strafbaren Versuch der Willkür enthalten, von einer dreisten Faktion, die sich nicht scheut, die Monarchie zu kompromittiren. Die Bourbons und die Charte — das war der Willen der Nation. Die Personen, die die Regierung der Charte zu entfremden suchen, sind Verräther an dem Königshause so gut als an dem gemeinsamen Vaterland. Die Nation wird nicht säumen, ihr gutes Recht der Willkür entgegen zu setzen, und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen, ihrer eignen Würde eingedenk, und der Würde des Thrones. Wir vertrauen den Besseren in Frankreich; ihrer Mäßigung, ihrer Ruhe, ihrer Besonnenheit. Und Karl X. wird die ausdrucksvolle Form der Vorstellungen nicht zurückweisen dürfen, die selbst Ludwig XIV. sich gefallen ließ — „Sire — la religion de V. M. a été surprise."

Mein Antheil an der Politik. III. Der Bundestag. Stuttgart und Tübingen, 1830. Cotta.

Der Freiherr von Gagern legt in dieser Schrift der Nation Rechenschaft ab von seinem Antheil an den Arbeiten des Bundestags in den Jahren 1817 und 1818. Dieses Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegen ein anderes Tribunal, als seinen Hof, diese vertrauensvolle Berufung auf die öffentliche Meinung ist eines Staatsmanns würdig. Die Geschichte wird es nicht vergessen, daß er durch die Bestrebungen, die er hier offen darlegt, den Dank der Nation und die Achtung der Zeitgenossen sich verdient hat.

Als niederländischer Gesandter für Luxemburg hielt der Freiherr es für seine Pflicht, gleich in der ersten Sitzung die eigenthümliche Stelle nachzuweisen, welche den Niederlanden im europäischen Staatensystem zukömmt. Er betrachtet sie als einen Zwischenstaat zwischen Frankreich und Deutschland, dessen Charakter und Interesse sich zur deutschen Seite hinneigt. Dafür galten sie den Karolingern; das bedeutete die Vermälung Maximilians mit Marie, der Erbin von Burgund; und eine solche Stellung zählt Blackstone mit Grund zu den Fundamentalideen auch der britischen Politik.

Von welchen Ansichten der Freiherr als Deutscher, bei der Berathung der allgemeinen deutschen Interessen ausging, das beweiset seine Theilnahme an jeder bedeutenden Angelegenheit. Wenn seine Ansichten nicht immer Eingang fanden, so darf man ihrer deßhalb nicht minder ehrenvolle Erwähnung thun; denn eine freisinnige, individuelle Tendenz gesellt sich zu liberalen Instructionen, und die Schwierigkeiten, die ihm im Wege standen, liegen am Tage.

Die Eröffnung des Bundestags war verzögert worden. Man glaubte hoffen zu dürfen, daß in der Zwischenzeit Manches vorbereitet worden sei, was zu einstimmigen und erfreulichen Resultaten führen könnte. Etwas überraschend sind selbst jetzt noch in dieser Hinsicht die Worte eines Kundigen: „Die draußen erwarteten Wunderdinge von diesem Bundestag; die drinnen wußten fürwahr nicht, wie sie das Ding anfangen, wenigstens nicht, wie sie ihre so divergirenden Ansichten ausgleichen, welcher Geist und Wille denn eigentlich dort walten sollten."

Die leitenden Ideen, die er in verschiedenen Vorträgen bald andeutete, bald entwickelte, sind — die Einheit von Deutschland, nicht als bloßer Staatenbund, sondern als Bundesstaat; die Verwahrung gegen jenen unklaren und gesteigerten Begriff der Souverainetät, der sich mit der individuellen Freiheit des Bürgers nicht verträgt; endlich, das Recht der Nation, ihre großen Angelegenheiten im Liche einer heilsamen Oeffentlichkeit verhandelt zu sehen.

In diesem Sinn sprach er für die Garantie der Sachsen-Weimar'schen Verfassung, erfreute sich der Nachfolge von Nassau auf derselben Bahn, und vertraute den von Preußen gegebenen Zusagen.

Gewichtige Worte sprach der Freiherr in der Streitsache zwischen dem Oekonomen Hofmann zu Marburg, und der kurhessischen Regierung. „Meine hochgeehrtesten Herren! Wenn Fremde zum Lobe der deutschen Reichsverfassung sprechen wollten, was sie oft nachdrücklicher als wir selbst thaten, so nannten sie es ein politisches System, wo Fürsten sich die Befugniß Unrecht zu begehen, selbst untersagt, und sich darüber das Wort gegeben haben. Das ist der Ursprung unserer Reichsgesetze. Es waren die Fürsten der damaligen Zeit, die unter Maximilian I. auf den Entwurf und die Verkündigung der Kammergerichtsordnung drangen . . . . . .

Die Behauptung auszusprechen oder anzusprechen, daß alle jene vaterländischen schirmenden Gesetze und altes Herkommen und Hülfe im Begriff der Souverainetät absorbirt, erloschen, und zu Grunde gegangen seien, ist der innern Ruhe und Sicherheit die wir handhaben sollen, die der erste Zweck des Bundes ist, höchst nachtheilig und verderblich; ja, sie führt bis zum Absurden, sobald man nichts Anderes substituirt denkt." Der Verf. schloß mit dem förmlichen und ausdrücklichen Antrag auf ein „wohlgeordnetes, permanentes Austrägal- oder nach gleichen Berechtigungen erkorenes Bundesgericht, was auch sein Name sei."

Die Freude über den wieder gewonnenen Rechtszustand, die erhebenden Erwartungen für die Zukunft, die der Freiherr bei der ersten Vertagung aussprach, rechtfertigt er nun mit den Worten: —

„Hier darf ich besonders mit aufgehobenem Haupt und kühner Stirne fragen, wenn man nun und vorzüglich österreichischerseits in der Art und Weise fortgefahren hätte, wenn man mit der Zeit gegangen wäre, hätte man die Nation nicht besser geehrt und befriedigt? Würde jener dumpfe Mißmuth oder allgemeine Tadel so zugenommen haben? Oder ist selbst Wahrheit und Erläuterung und Ermahnung Neuerungssucht, gränzend an Jacobinismus?

„Später habe ich den Fürsten Metternich an seinem eignen Heerde auf Johannisberg gefragt: War nicht eine frühere Epoche, wo Sie selbst mit dem Bundestag zufriedener waren? — Wohl, verstand ich ihn, aber es sind inzwischen Dinge vorgegangen, die dem entgegengewirkt haben!

„Waren sie so unheilbar?"

Bei Gelegenheit der Reihenfolge, in der doch nichts geringeres niedergelegt war als die Elemente des deutschen Staatsrechts, deren Bestimmungen aber der Oeffentlichkeit nicht übergeben worden sind, äußert sich der Verfasser folgendermaaßen: „Aber warum dieß Geheimniß? Wie soll ich mir es auch jetzt noch in der Ferne nach Ablauf vieler Jahre, entziffern? Wie anders, als aus dem Trieb der Mächtigen, öffentlich gekannte Normen nicht zu wollen; um bei jedem Ereigniß das placet, — oder sic volo et jubeo vordringen zu lassen; oder aber aus dem ewigen Instinkt der Mittelmäßigkeit, immer in Schleier und Dunkelheit zu erscheinen — la

Digitized by Google

nuit tous les chats sont gris — also lieber Alles dahin gestellt sein zu lassen."

Die Sache der Oeffentlichkeit hat der Verfasser noch als Privatmann, mehrere Jahre nach seiner Entfernung vom Bundestag, mit Kraft und Würde vertheidigt. Die Beilage Nr. 2. enthält eine Promemoria an das großherzoglich hessische Staatsministerium, datirt Hornau, den 22. Nov. 1825, einen Aufsatz der dem Freimuth des Staatsmannes, und seinen geläuterten Ansichten Ehre macht, und aus dem wir die bedeutendsten Momente mittheilen: —

„Der Gegenstand meiner Beschwerde ist die Aufhebung der Oeffentlichkeit der deutschen Angelegenheiten am Bundestag, also der Berathschlagungen über das Wohl und Weh der deutschen Nation, und die leichte und sonderbare Art, indem man von der Species zum Genus ging, wie in der Sitzung vom 1. Julius 1824 diese der Gesammtheit so nachtheilige, die europäischen Verhältnisse so störende Abschaffung uralten Gebrauches bewerkstelliget worden ist.

„Die Artikel 13 und 14 der Bundesakte, in so naher Beziehung auf einander, werden in ihrer Wesenheit dadurch erschüttert, und das Recht der Beschwerdeführung, wovon am Congreß soviel die Frage war, mit andern Worten die Verantwortlichkeit, in ihren wesentlichsten und edelsten Bestandtheilen gefährdet und vernichtet.

„Ich habe ein ganzes Jahr, oder den Zeitraum einer jährlichen Sitzung des Bundestags vorübergehen lassen, theils um meine Irritation zu besänftigen, oder in der Hoffnung, die einzelnen Staaten selbst würden die Sache nach näherer Erwägung wieder zur Sprache bringen — und endlich, um andern Körperschaften oder Individuen diesen Vorsprung, diese Initiative zu lassen. Da das nicht geschah, so ist es nun an mir, und sollte es dennoch Ewr. Excellenzien Verwunderung oder augenblickliche Mißbilligung erregen — warum gerade ich, und allein — so erlauben Sie, daß ich Sie an folgende Verhältnisse erinnere.

I. Aus den Staatsakten, die Sie vor Augen haben, geht hervor, welchen Einfluß ich bei dem Congreß zu Wien auf die Fassung des 14ten Artikels der Bundesakte genommen und wie ich den Absatz, der die jenseits rheinische Reichsritterschaft betrifft, gerade so veranlaßt habe.

II. Dieselben Staats- und Congreßakten, die Berichte Ihrer Gesandtschaft müssen Sie überführt haben, wie nachdrücklich und emsig ich die Gleichheit der Rechte der deutschen Staaten, folglich auch die edelsten Rechte, die wahre Unabhängigkeit der großherzoglich-hessischen Krone gegen so mächtige Widersacher, und mit welchem Erfolg ich sie bekämpfte. So daß ich auch die Fassung des dritten Artikels der Bundesakte zu meinen Ehrenzeichen rechnen darf.

III. Es trifft sich aber, wie Ew. Excellenzien sogleich überschauen, daß ich jenseits Rheins, im Großherzogthum Rheinhessen, der Einzige meiner Art geblieben bin, der Einzige also, dem es zusteht, diese aristokratische Sprache zur Behauptung ständischer Rechte, und der althergebrachten Rechte der Nation oder Gesammtheit dort zu führen. Und bei Berechtigungen thut die Mehrzahl nichts zur Sache.

IV. Und als ich mich noch als niederländischer oder luxemburgischer Gesandter am Bundestag befand, war gerade ich es, der in der Sitzung vom 14. Nov. 1816 die Oeffentlichkeit zum Vortrag und alsobald zum Beschluß brachte. Entweder hatte ich damals vollkommen Unrecht, oder heute vollkommen Recht. — Hatte ich etwa zu jener Zeit besondere Waffen? repräsentirte ich einen gefürchteten Hof, gewann ich durch Intriguen und Vorspiegelungen? verschwendete ich die Künste oder die Ornamente der Beredtsamkeit? Nein. Es war genug, weil in unserm Beginnen die Frage vorkommen mußte, an den uralten Gebrauch in den kürzesten Worten zu erinnern; die Schwierigkeiten des Geheimnisses zu berühren, und Jedermann glaubte eine Pflicht zu thun.

„Durch die geheime Behandlung wird die Gleichheit der Rechte der Staaten und ihrer Fürsten bedroht. Dem Einfluß der Macht, der Willkür statt der Intelligenz, der Leitung, wie man es in Wien glimpflicher nennen wollte, wird das große Thor geöffnet; Dinge, denen ich mich mit aller meiner Kraft dort widersetzt hatte.

„Der ganze Begriff der Garantie der Bundesakte, als Theil der Congreßakte, wird dadurch vernichtet; denn die europäischen Mächte werden unfähig, den Gang zu beobachten und zu überschauen!

„Wohl haben die ersten Mächte Gesandtschaften an diesem Bundestag. Sie werden sich nicht wie wir an diesem schmalen residuum begnügen sollen oder wollen. Entweder mag leicht daraus etwas Pflichtwidriges entstehen; oder zwischen denen Mächten, welche durch verwandtschaftliche Bande sich leicht diese Mitwissenschaft verschaffen können, und den andern, denen solche Verbindungen abgehen, entsteht eine schädliche Ungleichheit und nothwendige Eifersucht.

„Und wenn sie es dann erfahren, wozu ich sie allerdings berechtigt halte, Sachen eines bevorstehenden Krieges ausgenommen, was ist alsdann anders der schmähliche Erfolg, als daß die Schreiber zu Paris und Petersburg die großen deutschen Angelegenheiten früher und zusammenhängender wissen, als unsere sämmtlichen Erbprinzen, als die Klasse der Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, oder, um bei unserm Lande stehen zu bleiben, als die Grafen von Solms, von Erbach, von Stolberg, als die Freiherren von Riedesel, Breitenstein, Rodenstein, Gagern, oder der angesehene Kaufmannstand zu Mainz, dem überall doch so viel daran liegt, von dem Zustand der Dinge gute Kunde zu haben.

„Und währenddem diese große und erleuchtete Nation mehr nach den Mustern im Westen strebte, fähiger, aufgeklärter, in Religionssachen einiger und duldsamer, fleißiger ist als eine, währenddem ihr der 13. und 14. Artikel zur Seite stehen; währenddem man ihr Ruhe, Geduld, Ehrerbietung anmuthet — ja in ihr lobt —; strebt man beständig dahin, sie auf orientalische Weise zu modeln; ihren guten Gewohnheiten Abbruch zu thun; geordnete Dinge wieder zu confundiren und den menschlichen Verstand gefangen zu nehmen, statt ihn zur Ehre Gottes zu entfalten. Und wenn das durch falsche Vorstellungen unter so geehrten, tugendhaften, mit Ehre und Lorbeeren geschmückten Monarchen geschieht: — was erst später?

„— — — Allein dem sei wie ihm wolle, diese erleuchtete Nation ist billig genug, den Zustand des Friedens und vollkommener Ruhe zu unterscheiden; auf Unkosten augenblicklicher Unterhaltung sich darüber zu erfreuen, wenn kein Gegenstand großer Spannung vorhanden ist. Das Recht, das ich hier in Anspruch nehme, umfaßt eben alle Zeiten, und die Zeiten wechseln. Und Cicero's Definition ist ganz die richtige: consuetudine jus est id, quod sine lege, aeque ac si legitimum sit, usitatum est.

„Also bitte ich Ew. Excellenzien im Namen des Großherzogs, zu bewirken, daß der vorige Zustand hergestellt werde. Ich will nicht eben sagen, daß ich es hoffe; vielmehr wenn sie das beste Vernehmen mit Oesterreich allem andern vorziehen, oder wenn sie glauben allein zu stehen, so werden sie mich enthören. Ja ich werde sie nicht mißbilligen. — Allein alsdann bleibt nur der Weg an den Bundestag selbst offen. — —"

Zwei Gegenstände von unverkennbar praktischen Interesse, für die der Freiherr beim Bundestag, auch in Comité's thätig war, sind die Auswanderung, und die Ergreifung von Maaßregeln wider die Seeräuberei, über welche die Gesandtschaft der freien Städte Klage geführt hatte. Dem erstern Gegenstand hat der Verf.

Digitized by Google

seitdem seine ununterbrochene Aufmerksamkeit erhalten, und wir haben bereits früher Gelegenheit genommen, seiner Bemühungen mit verdienter Anerkennung zu gedenken. Was den letztern betrifft, so darf man hoffen, daß das Beispiel von Algier eindringlicher wirken wird, als wiederholte Vorstellungen der deutschen Bundesmächte.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich. Geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Zwei Bände. München, 1830. F. G. Franckh.

Dieß Buch wird mit Begierde gekauft und gelesen werden. Es wird die große Mehrzahl von Lesern in den Stand setzen, mit einiger Zuversichtlichkeit von Dingen zu reden, über die man sonst in deutschen Büchern wenig Erhebliches antrifft. Naturscenen, Skizzen aus der guten Gesellschaft, Portraits und Anekdoten von ausgezeichneten Personen, etwas Skandal, etwas Médisance, viel Satyre — Alles bunt durch einander, Alles in einem leichten, piquanten Tone vorgetragen. Daß der Verf. eine gewisse Klasse von Artikeln in den englischen Monathschriften recht gut kennt, daß er sie nachgeahmt, soll ihm keineswegs zum Vorwurf gereichen; das Genre ist in Deutschland so gut als neu; es wird Glück machen.

Der Verfasser — denn die Maske des Herausgebers sitzt ihm doch gar zu lose — giebt sich alle ersinnliche Mühe, uns zu überzeugen, er sei eigentlich ein großer Herr. Fingirter Name — Rücksichten auf Familienverhältnisse — nöthige Auslassungen — und daß nur ja keiner glaube, die Dame an die die Briefe gerichtet sind, habe wirklich Julie geheißen! In Limerick läßt das Volk sich einfallen, der Himmel weiß, warum, er müsse ein Sohn Napoleons sein; ein andermal wird er als Marschall begrüßt. Von München aus, wie es scheint, hat sich ein Gerücht im Publikum verbreitet, der Verf. sei ein deutscher, mediatisirter Fürst. *) Lassen wir das dahin gestellt sein. Unseres Bedünkens ist der Verf. ein Schalk; und zwar ein ganz unterrichteter, ganz unterhaltender Schalk; einer, der sehr Vieles in der Welt gesehen, Vieles beobachtet und Diverses selbst gedacht hat.

Ein Autor, der so viel von seinem Inkognito spricht, muß es sich gefallen lassen, wenn man seine Glaubwürdigkeit auf die Wage legt. Ist die Reise wirklich so, wie sie beschrieben steht, gemacht worden? Ist der Verf. mit den geselligen Cirkeln und mit den ausgezeichneten Individuen, von denen er spricht, wirklich in so vielseitige Berührung gekommen? Ist er nach Derrinane-Abbey von O'Connell eingeladen worden, und von Lady Morgan in Kildare-Street? Wenn dieß nicht der Fall war, so zeugt seine Arbeit von einer Belesenheit, die man wiederum bei keinem Fremden erwarten darf, der nicht mehrere Jahre in England gelebt hat. Neue Züge, die nicht nöthigenfalls aus Journalen und aus der kurrenten Literatur sich hätten zusammenlesen lassen, findet man bei seinen Bildern wenige; aber auch nichts, was auffallend verzeichnet wäre. Die ganze Darstellung hat etwas Frisches, Lebensvolles, Individuelles; einen ganz andern Ton, als die gewöhnliche Sorte von Reisebeschreibungen. Dazu kommen manche einzelne Beweisgründe; wir wollen nur einen einzigen anführen. Wir sind überzeugt, daß der Besuch bei Lady Morgan nicht erfunden ist. Der Verf. fand sie mit einer Arbeit beschäftigt, der sie den Titel geben wollte: „Memoiren von mir und für mich selbst." Nun ist ohne alle Frage aus den Materialien, die der Verf. beschreibt, und mit dem Motto aus Montaigne, das er anführt, nachher das Book of the Boudoir geworden. Es findet sich aber keine Spur davon, daß der Verf. oder Herausgeber die Identität der beiden Arbeiten geahnt hat. Und doch ist das Boudoirbuch länger als ein Jahr heraus, und eine Uebersetzung bereits in demselben Verlag, wie die „Briefe eines Verstorbenen" erschienen. Es wäre sehr listig, wenn man jenes Nichtwissen bloß affektirt hätte, um einen Recensenten irre zu führen; denn einer mußte es ja wohl merken, und seine Entdeckung mit gehörigem Triumph der Welt mittheilen.

Sein Raisonnement hat der Verf. selbst recht gut charakterisirt: J'aime à effleurer les choses, mais pas les approfondir. Es ist aber dessen eher zu viel als zu wenig: und die Betrachtungen neigen sich etwas zu sehr zur Einförmigkeit. Die übertriebene und verkehrte Religiosität giebt viel zu oft den Stoff dazu her. Wir wollen dem Verfasser seinen Deismus nicht verkümmern; aber er läßt sein Licht gar zu häufig leuchten. Manchmal begegnet es ihm, daß er vermeint etwas recht Witziges, und noch öfter, etwas ganz Neues zu sagen, wenn beides nicht der Fall ist. Indessen hat Jeder seine eigene Weise, und der Verf. ist im Allgemeinen viel zu unterhaltend, als daß er uns ordentlich Zeit ließe, ungeduldig zu werden.

Wir beginnen unsere Auszüge mit der Schilderung von Lady Morgan. In der nächsten Auflage des Boudoirbuchs wird die Dame ohne Zweifel sehr böse darüber werden; denn der Verf. erdreistet sich, wie jener Amerikaner, etwas vom vierzigsten Lebensjahr zu erwähnen; und das, schrieb sie schon voriges Jahr, sei „the unkindest cut of all."

„Ich eilte nach der Stadt zurück, um Lady M . . . . . zu besuchen, an welche ich einen Brief mitgebracht und die mir schon früher eine artige Einladung gesendet, die ich jedoch nicht annehmen konnte. Ich war sehr begierig auf diese Bekanntschaft, da ich sie als Schriftstellerin sehr hoch stelle, fand sie jedoch ganz anders, als ich sie mir gedacht. Es ist eine kleine frivole, aufgeweckte Frau, die ohngefähr zwischen 30 und 40 Jahr alt zu sein scheint, nicht hübsch, nicht häßlich, jedoch nicht ohne Prätension für das erste und mit wirklich schönen, ausdrucksvollen Augen. Sie weiß nichts von fausse honte und Verlegenheit, ihre Manieren sind aber nicht die feinsten, und affectiren eine aisance und Leichtigkeit der großen Welt der doch die Ruhe und Natürlichkeit fehlt. Sie hat die ächt englische Schwäche: mit vornehmen Bekanntschaften zu prahlen und für sehr recherchirt gelten zu wollen — in zu hohem Grade für eine Frau von so ausgezeichnetem Geist, und wird durchaus nicht gewahr, wie sehr sie sich dadurch selbst unterschätzt. Uebrigens ist sie nicht schwer kennen zu lernen, da sie sich, mit mehr Lebhaftigkeit als gutem Geschmack, von Anfang an ganz offen hingiebt, und namentlich ihre Liberalität wie ihren Unglauben, letzterer etwas von der veralteten Schule des Helvetius und Condillac, bei jeder Gelegenheit auskramt. In ihren Schriften ist sie weit behutsamer und würdiger als in ihrer Unterhaltung, die Satyre der letzteren ist aber eben so beißend und gewandt als ihre Feder, und auch eben so wenig gewissenhaft, was die strenge Wahrheit betrifft. Du kannst Dir denken, daß mit allen diesen Elementen zwei Stunden sehr angenehm für mich verflossen. Ich hatte Enthusiasmus genug um ihr einiges Angenehme à propos sagen zu können, und sie behandelte mich mit vieler Zuvorkommenheit, einmal, weil ich einen vornehmen Titel hatte, und dann, weil sie mich stets in der Londner Morning-Post als: auf Almack's tanzend, und bei mehreren Feten der Tonangeber gegenwärtig, aufgeführt gefunden

---

*) Ein Kritiker würde mit dieser Hypothese die geheimnißvolle Stelle 2, 96 leicht in Einklang bringen. In Cashel explicirt der Verf. dem katholischen Erzbischof „er sei selbst vor kurzem noch eine Art Bischof gewesen." „Ich erklärte ihm," fährt er fort, „daß ich" . . . . . Folgen sieben und dreißig Punkte, zur Privaterbauung des geneigten Lesers. Der Kritiker würde sie damit ergänzen: — ein deutscher protestantischer Fürst sei zugleich . . summus episcopus.

Digitized by Google

hatte — ein Umstand der ihr so wichtig schien, daß sie ihn mehrmals wiederholte.

„Die Conversation kam einmal auf ihre Werke und sie frug mich, wie mir Salv. R.. gefiele? den habe ich nicht gelesen, erwiederte ich, weil ich, setzte ich, mich, tant bien que mal, entschuldigend hinzu, Ihre Fiktionen so liebe, daß ich nichts Geschichtliches von der genialsten Romanen-Dichterin habe lesen mögen. O das ist auch nur ein Roman, rief sie, lesen Sie ihn in dieser Hinsicht ohne Gewissensbisse. „„Sehr wohl,"" dachte ich, „„wahrscheinlich eben so wie Ihre Reisebeschreibungen,"" hütete mich aber doch es zu sagen. Ach, meinte sie nachher, glauben Sie mir, nur der ennui bringt alles Schreiben bei mir zu Wege, unser Menschen-Loos ist so elend in dieser Welt, daß ich es schreibend zu vergessen suche. (Wahrscheinlich hatte sie der Lord-Lieutenant nicht eingeladen, oder sonst ein Großer ihr faux bond gemacht, denn sie war ganz melancholisch.) „„Welches schreckliche Räthsel ist die Welt!"" fing sie wieder an; „„giebt es einen Gott oder keinen? und wenn er allmächtig ist — und böse wäre! wie furchtbar!"" Aber ums Himmels willen, sagte ich, wie kann eine geistreiche Frau wie Sie, nehmen Sie mir es nicht übel, solchen Unsinn sprechen? — „„Ach! ich weiß längst Alles,"" fuhr sie fort, „„was Sie mir darüber sagen wollen. Gewißheit giebt mir doch kein Mensch!"" Diese Unklarheit bei dem scharfsinnigsten Beobachtungsgeiste war mir, selbst an einer Dame (ne vous en fachez point, Julie,), beinahe unbegreiflich. Lady M . . . .'s Gemahl, früher Arzt, jetzt Philosoph und unbekannter Schriftsteller, übrigens was man im Französischen un bon homme nennt, dabei Gutschmecker und Wichtigthuer, schenkte mir ein Buch von seiner Arbeit, ein ganz materielles philosophisches System enthaltend, das aber dennoch manchen guten Gedanken enthält, und mehr werth ist, als ich dem Autor eigentlich zugetraut hätte. Die Lektüre desselben hat mich heute die halbe Nacht beschäftigt, ich merkte aber wohl an der Haltlosigkeit des Ganzen, daß entweder Lady M. ein gutes Theil davon selbst gemacht, oder wenigstens durch diese unverdauten Ansichten so irre und ungewiß geworden ist, daß sie sich einbildete, „„der liebe Gott könnte zufällig wohl böse sein!"" Die berühmten Leute sind auch Menschen, das weiß der Himmel.

„Abends erzählte mir Lady M . . . ., daß ihr die schlechten, und oft ganz den Sinn entstellenden Uebersetzungen ihrer Werke viel Verdruß machten. So habe man in ihren Briefen über Italien, wo sie von den Genuesern sagt: They bought the scorn of all Europe (wörtlich: sie erkauften sich den Hohn des ganzen Europas) für scorn, corn (Korn) gelesen, und frischweg übersetzt: Génes dans ce tems achetait tout le blé de l'Europe. Dies ist ein guter pendant zu der „„Nation der Haidschnucken."""

Ueber den phantastischen Beckford, den Erbauer von Fonthill, und Verf. von Vathek, finden wir folgende Notizen, die wir etwas reichlicher wünschten:

„Hast du wohl von dem Sonderling Beckford je gehört, ein Art Lord Byron in Prosa, der das prachtvollste Schloß in England baute, seinen Park aber mit zwölf Faß hohen Mauern umgeben ließ, und eben so viel Jahre lang Niemand den Eintritt darin verstattete? Nun dieser Mann verauktionirte plötzlich jenes Wunderhaus, Fonthill Abbey, (dessen großer Thurm, an dem man, die Nächte durch, bei Fackelschein gemauert, bald darauf einfiel,) mit Allem was darin war, und zog nach Bath, wo er eben so einsam lebt. In der Nähe der Stadt hat er abermals einen sonderbaren Thurm, mitten im Felde, gebaut, dem als Dach eine genaue Kopie des diminutiven Tempels in Athen, den man die Laterne des Diogenes nennt, (Denkmal des Lysikrates) aufgesetzt ist. Dahin fuhr ich heute, und konnte mir wohl denken, daß auf diesem Platze die gerühmte Aussicht merkwürdig sein müsse, Einlaß wurde mir jedoch nicht, und ich war genöthigt, bloß mit meinem Phantasiebilde derselben wieder umzukehren. Der Thurm ist noch unvollendet, sehr hoch, und steht in der offnen, grenzenlosen Einsamkeit einer Bergebene, wie ein Gespenst da! Der Besitzer soll früher ein Vermögen von drei Millionen Pfund besessen haben, und noch sehr reich sein. Man erzählte mir von ihm, daß er sich nur sehr selten sehen lasse, wenn er aber zuweilen ausreite, geschehe es folgendermaßen: Ein eisgrauer Haushofmeister reite voran. Zwei Reitknechte mit langen Hetzpeitschen hinter ihm. Dann folgt er selbst, von fünf bis sechs Hunden umgeben. Den Schluß machen wiederum zwei Reitknechte mit Peitschen versehen. So wie, während des Rittes, einer der Hunde sich unfolgsam zeigt, hält die ganze Karavane an, und die Strafe wird sogleich mit der Hetzpeitsche applizirt — dieser Edukationskursus aber während der ganzen Promenade fortgesetzt, bis man wieder zu Hause angelangt ist. Früher hat Herr Beckford einen, zwar sehr seltsamen, aber doch geistreichen Roman in französischer Sprache geschrieben, der auch mit vielem Beifall in's Englische übersetzt worden ist. Ein großer Thurm spielt auch darin eine Hauptrolle, und der Teufel holt zuletzt Alles.

„Noch eine andere drollige Anekdote von diesem Beckford. Als er in Fonthill wohnte, plagte die Neugierde dieses zu sehen, einen benachbarten Lord so sehr, daß er in der Nacht eine Leiter an die hohe Parkmauer legen ließ, und darauf hineinstieg. Er wurde jedoch bald entdeckt, und vor Herrn Beckford gebracht, der ihn, nach Nennung seines Namens, wider Vermuthen, sehr artig aufnahm, selbst am Morgen überall herumführte, hierauf fürstlich bewirthen ließ, und dann erst sich zurückzog, indem er beim Abschied sich dem Lord noch auf das verbindlichste empfahl. Dieser wollte nun, ganz vergnügt, über den so wohl gelungenen Zweck, zu Hause eilen, fand aber alle Thore verschlossen, und Niemand da, sie zu öffnen. Als er deßhalb zurückkehren mußte, und sich im Schlosse Hülfe erbat, sagte man ihm, Herr Beckford ließe ihn ersuchen da herauszugehen, wo er hereingekommen wäre, die Leiter stand noch am bewußten Orte angelehnt. Der Lord äußerte sich zwar sehr anzüglich, es half aber nichts, er mußte sich bequemen, die Stelle seiner verbotnen Entrée wieder aufzusuchen, und die Leiter wieder hinaufzuklettern. Unter Verwünschungen des boshaften Menschenfeindes verließ er, für immer von der Neugierde, Fonthill zu besuchen, geheilt, das verbotene Paradies.

„Als Fonthill verkauft worden war, hielt sich Herr Beckford eine Zeitlang in London auf, wo er in einer Vorstadt verborgen wohnte. In seiner Nähe befand sich der Garten eines seiner Blumenzucht wegen berühmten Handelsgärtners. Dort ging er täglich spazieren, und bezahlte wöchentlich fünfzig Guineen für die Erlaubniß: während seiner Spaziergänge soviel Blumen abzupflücken, als ihm beliebte."

Von Salisbury aus macht der Verf. einen Abstecher nach dem räthselhaften Monument, Stonehenge: —

„Gegen drei Uhr klärte sich der Himmel ein wenig auf, und da ich nur darauf gewartet, eilte ich in den, schon im Voraus besprochnen, Gig zu steigen, und fuhr mit einem alten Hunter im Gallop nach Stonehenge, dem großen Druidentempel, Grabmal, oder Opferaltar. Die Gegend um Salisbury ist sehr fruchtbar, aber leer von Bäumen, und in keiner Art pittoresk. Auch das wunderbare Stonehenge steht nur auf einem weit ausgedehnten kahlen Wiesenhügel. Die feuerrothe Sonnenkugel ohne Wolken, berührte in demselben Augenblick den Horizont, als ich, erstaunt über das unerklärliche Denkmal, das vor mir lag, an den ersten Druidenstein trat, den die untergehenden Strahlen mit schönem Rosa färbten. Kein Wunder ist es, daß dieses Monument vom Volke dämonischen Kräften zugeschrieben wird, denn kaum würde, selbst in unsern Zeiten, mit allen Hülfsmitteln der Mechanik, ein solches Werk zum zweiten-

Digitized by Google

mal zu Stande zu bringen sein. Wie wurde es also einem fast wilden Volke möglich, solche Massen aufzurichten, und dreißig Meilen weit (denn näher befindet sich kein Steinbruch) herzutransportiren? Das ganze bildet einen unregelmäßigen Kranz, theils noch aufrecht stehender, theils umgeworfener, halb in die Erde wieder versunkner Etomlechs (zwei aufgerichtete Steine, über die ein dritter gelegt ist). Mehrere von diesen bestehen aus einzelnen Massen von fünf und zwanzig Fuß Länge und zehn Fuß Breite, wahre Felsen, so daß manche behauptet haben, Stonehenge sei nur ein Spiel der Natur, was jedoch keinem Augenzeugen zu glauben einfallen wird. Ich war nicht der einzige Beschauer. Ein einsamer Fremder wurde mehrmals sichtbar, der, ohne von mir Notiz zu nehmen, schon seit einer Viertelstunde beständig zählend unter den Steinen umherging, und sehr ungeduldig etwas zu betrachten schien. Ich nahm mir daher die Freiheit, ihn, als er eben wieder hervortrat, mit einer Frage über sein sonderbares Benehmen zu stören, worauf er mir auch sogleich höflich erwiederte, „„man habe ihm gesagt, Niemand könne diese Steine richtig zählen, jedesmal käme eine andere Zahl heraus, und dies sei ein Trick (Schabernack), den Satanas, der Erbauer dieses Werks, den Neugierigen spiele. Er habe nun schon sieben mal, seit zwei Stunden, die Erfahrung bestätigt gefunden, und werde gewiß noch närrisch werden, wenn er sie weiter fortsetze.““ Ich rieth ihm daher, lieber davon abzustehen, und sich zu Hause zu begeben, da es ohnedem dunkel werde, sonst könne ihm am Ende Satanas einen viel üblern Streich vorbehalten haben. Er fixirte mich satyrisch, mit ganz unheimlichen Augen, sah sich wie nach Jemand um, rief dann mit einemmal: Good bye Sir, und zog ohne Schatten wie Schlehmil (die Sonne war freilich untergegangen) mit wahren Siebenmeilen-Schritten über die Wiese, wo er unter dem Hügel plötzlich verschwand. Ich eilte nun auch von meiner Seite, mich zur Rückkehr zu rüsten, und trabte bald dem hohen Thurme von Salisbury wieder zu, den schon die Dämmerung verdeckte. Kaum war ich indeß eine Meile scharf gefahren, als der morsche, hohe Sig zusammenbrach, und der Kutscher wie ich selbst, ziemlich unsanft auf den Rasen geworfen wurden. Der alte Gaul aber lief mit der abgelösten Gabel, lustig wiehernd, und in verstärktem Tempo der Chaussee und Stadt zu. Während wir uns mühsam aufrichteten, hörten wir auch Pferdegetrappel hinter uns — es war der Fremde, der auf einem schönen, schwarzen Roß vorbeigalopirte, und mir zurief: Der Teufel läßt schönstens grüßen, verehrter Herr! A revoir! und damit sprengte er, wie ein Wirbelwind, davon. Dieser Hohn war wirklich ärgerlich. O, Sie unzeitiger Spaßmacher, schrie ich ihm scheltend nach, helfen Sie uns lieber, statt Ihrer Fadaisen! Aber nur das Echo seiner Hufschläge antwortete uns durch die einbrechende Dunkelheit. Mein Kutscher lief zwar dem entflohenen Klepper eine Meile nach, kam aber bald unverrichteter Sache zurück. Es half nichts, wir mußten uns entschließen, da auch nicht eine Hütte sich auf unserm Wege befand, die übrigen sechs Meilen zu Fuße zu gehen.“

In Calais sucht der Verf. den verbannten Beau Brummel auf. Mehrere der Anekdoten sind bekannt; indessen wollen wir sie in ihrer Gesammtheit geben, da sie den Patriarchen der Mode in seinem Exil treffend charakterisiren: —

„In die Stadt zurückgekehrt, besuchte ich den berühmten Br. . . . . Ich sehe, Du schlägst vergebens den Dictionnaire historique und des Contemporains auf, und kannst diesen berühmten Namen nicht finden. Hat er sich in der Revolution, oder einer Contre-Revolution ausgezeichnet, ist es ein Krieger, ein Staatsmann? Vous n'y êtes pas. — Er ist viel mehr und viel weniger, wie man es ansehen will. — Mit einem Wort, es ist einer der berühmtesten, und seiner Zeit mächtigsten Dandies, die London je gekannt. Br. . . . . beherrschte einst durch den Schnitt seines Rockes eine ganze Generation, und lederne Beinkleider kamen außer Gebrauch, weil ein jeder verzweifelte, sie in der Vollkommenheit der seinigen nachahmen zu können. Als er aber aus wichtigen Gründen endlich Großbritannien den Rücken kehrte, hinterließ er seinem Vaterlande noch, als letztes Geschenk, das unsterbliche Geheimniß der mit Stärke gesteiften Halsbinden, dessen Unergründlichkeit vorher die Elegants der Hauptstadt so gequält hatte, daß, nach der Literary Gazette, zwei davon aus Verzweiflung wirklich selbst Hand an sich gelegt haben sollen, und ein junger Herzog vor Kummer darüber an einem „„broken heart““ jämmerlich verstarb. Der Anfang dieser Krankheit war jedoch schon früher bei ihm dadurch gelegt worden, daß er, bei einer feierlichen Gelegenheit Br. . . . . schüchtern um sein Urtheil über den eben anhabenden Rock gebeten, dieser aber, ihn nur flüchtig anblickend, mit Verwunderung gefragt hatte: Do you call this thing a coat? (Nennt ihr das Ding einen Rock?) Sein Ehrgefühl blieb hierdurch unwiederbringlich verloren.

„Obgleich nun heut zu Tage es die Kleidung nicht mehr ist, womit man in London den Ton angiebt, so ist doch nur das Wehikel, die Sache selbst aber keineswegs geändert. Den Einfluß, welchen Br. . . . . , ohne Vermögen und Geburt, ohne eine schöne Gestalt, oder hervorstrechenden Geist, bloß durch eine edle Dreistigkeit, einige drollige Originalität, Lust an der Geselligkeit und Talent im Anzug, in London viele Jahre lang auszuüben wußte, giebt noch immer einen vortrefflichen Maaßstab für das Wesen jener Gesellschaft, und da ich Dir in meinen vorigen Briefen Diejenigen hinlänglich geschildert habe, welche jetzt (wiewohl mit weit geringerer Machtvollkommenheit) Br. . . . .'s Stelle einnehmen, so wirst Du vielleicht mit mir einverstanden sein, daß er derselben immer noch mit mehr Genialität sowohl, als größerer Unschuld der Sitten vorstand. Es war eine freiere, mehr ein originelles und zugleich harmloses Ganze bildende Thorheit, die sich zu der jetzigen ohngefähr so verhält, wie die Komik und Moralität in Holberg's Lustspielen zu denen des Kotzebue.

„Der Gewalt der Mode kann man es freilich nur zuschreiben, wenn man es witzig fand, daß Br. . . . . einem Landjunker, der ihn fragte; Do you like green peas? antwortete: I once eat one. Ergötzlicher aber sind seine Streitigkeiten mit dem Prinzen von W . . . . , dem er, zuerst von ihm in die Mode eingeführt, nachher den Scepter derselben aus der Hand wand, und sogar später seinen Vorsatz: to cut the Prince, mit großem Erfolge ausführte. Lange hatte sich Br. . . . . der höchsten Gunst dieser erlauchten Person erfreut, behandelt sie aber zuletzt mit so wenig égard, daß dadurch ein Bruch herbeigeführt wurde. Eines Tags nämlich vergaß er sich so weit, dem Prinzen nach Tisch zuzurufen: Pray G . . . . , will you ring the bell for me! (Bitte G . . . . klingeln!) der Prinz von der impertinenten Familiarität des Avanturier's tief beleidigt, stand gelassen auf und klingelte — als aber der Diener hereintrat, sagte er, mit den Fingern auf Br. . . . . weisend: This person wants his carriage (diese Person verlangt ihren Wagen). Br. . . . . verlor die Fassung nicht, sondern erwiederte lachend: Capital G . . . y! (Bravo kleiner G . . . .!) aber bei Gott, ich vergaß ganz, daß die schöne Herzogin auf mich wartet! Ich mache also aus Spaß Ernst und verlasse euch. So good bye to Y. R. H. Von diesem Augenblick sah ihn der Prinz nicht mehr in seinem Hause. Dies that jedoch ihm selbst in der fashionablen Welt der damaligen Zeit beinahe mehr Schaden als Br. . . . . , der die Sache zu tourniren wußte, als hätte er mit dem Prinzen gebrochen. Er pflegte zu seinen intimen Freunden zu sagen: That fellow has first ruined me in Champaign, won my money afterwards, and now he thinks he can cut me! (Der Bursche hat mich erst in Cham-

Digitized by Google

pagner ruinirt, mir dann mein Geld im Spiel abgewonnen, und nun denkt er, er kann thun als kenne er mich nicht.) Einige Tage darauf wollte es der Zufall, daß Br. . . . . dem Prinzen mit einigen berühmten Modeherren in New Bondstreet begegnete. Dieser that als wenn er ihn nicht sähe, Br. . . . aber näherte sich, mit aller ihm eignen aisance und effronterie, dem Obristen P . . . einem der Gesellschaft, und zugleich einem der damaligen Coryphäen der eleganten Welt und indem er ihm mit jener impertinenten Herablassung, in der er Meister war, die Hand geschüttelt, ergriff er sein quizzing glass, und den Prinzen damit fixirend, flüsterte er dem Obristen allgemein verständlich zu: Who the devil, Colonel, is your fat old friend, you were just talking to? (Wer Teufel, Obrister ist Euer alter fetter Freund dort, mit dem Ihr eben spracht?) Hiermit ließ er die consternirte Gesellschaft stehen, bestieg sein Pferd, und ritt lachend davon. Diese Anekdoten wurden mir aus ganz authentischer Quelle von einem Augenzeugen mitgetheilt, weniger gewiß weiß ich, ob es wahr ist, daß früher, wie man erzählt, bei einem dinner, wo man schon über das Maaß getrunken hatte, der Prinz auf eine sarkastische Bemerkung des neben ihm sitzenden Br., diesem, im halben Rausche, ein Glas Wein ins Gesicht goß. Br., der solches an der Person des Prinzen nicht erwiedern konnte, ergriff sogleich mit großer Geistesgegenwart sein eignes Glas, und es dem andern Nachbar über den Rock schüttend, rief er mit Laune: der Prinz hat befohlen, daß es links weiter gehen soll!

„Noch lange fuhr Br. . . . . nachher fort, in London zu regieren, und seinen hohen Antagonisten zu verdunkeln, ja in dieser selben Zeit war es, wo sein Genie den schönsten Flug nahm, und er, um dem Prinzen, der dafür berühmt war, sein Halstuch in einen unnachahmlichen Knoten zu knüpfen, den empfindlichsten Stoß zu versetzen — den Gebrauch der Stärke und Hausenblasen für die Kravatten erfand. Von diesem memorablen Augenblick an war B.....'s Sieg entschieden, und Jahre lang marterten sich, wie schon erwähnt, die Dandies vergeblich ab, die Halsbinde wie er zu tragen. Endlich vollbrachte das Spiel, was dem Prinzen mißglückt war, nämlich Br. . . . . aus der exclusiven Gesellschaft zu verdrängen. Br. . . . . verlor Hab und Gut, und mußte flüchten — auf seinem Schreibtisch aber hinterließ er dem Vaterland ein versiegeltes Paket. Als man es aufmachte, fand man nichts als folgende, mit großen Buchstaben geschriebene, Worte darin: My friends! starch is the thing. — (Freunde! Stärke ist das Ding.—)

„Und wie große Männer in ihren Werken noch fortleben, wenn sie selbst auch längst verschollen sind, so bleibt auch Br. . . . . 's Stärke noch immer am Halse jedes fashionable sichtbar, und verkündet seinen hohen Genius. Er selbst aber lebt seitdem in Calais, wohin seiner Gläubiger Autorität nicht reicht, und jeder Zugvogel aus der großen Welt, der seinen Weg hier durch nimmt, trägt dem ehemaligen Patriarchen den Tribut einer Visite, oder der Einladung zu einem Diné pflichtschuldigst ab.

„Dies that auch ich, wiewohl unter einem angenommenen Namen. Leider war mir hinsichtlich des Diné's schon ein andrer Fremder zuvorgekommen, und ich kann daher nicht einmal davon urtheilen, wie ein coat eigentlich aussehen müsse, oder ob der lange Aufenthalt in Calais, nebst dem herannahenden Alter, den Anzug des ehemaligen Königs der Mode weniger classisch gemacht haben — denn ich fand ihn bei meinem Besuch noch bei der zweiten Toilette (drei sind deren früh nöthig) im geblümten Schlafrocke, einer Samtmütze mit Goldquasten auf dem Kopf, und türkischen Pantoffeln an den Füßen, sich selbst rasirend, und nachher, mit den beliebten rothen Wurzelstückchen, sorgfältig die Reste seiner Zähne putzend. Das Ameublement um ihn her war ziemlich elegant, ja zum Theil noch ganz reich zu nennen, wiewohl bedeutend fanirt, und ich kann nicht läugnen, sein ganzes Benehmen schien mir damit übereinzustimmen. Obgleich gedrückt von seiner jetzigen Lage, zeigte er indeß noch immer einen ziemlichen Fonds von Humor und Gutmüthigkeit. Sein Benehmen war das der guten Gesellschaft, einfach und natürlich, und von größerer Urbanität als die jetzigen Dandies aufzuweisen im Stande sind. Lächelnd zeigte er mir seine Perücke, die er sehr auf Kosten der englischen rühmte, und nannte sich selbst: le cidevant jeune homme, qui passe sa vie entre Paris et Londres. Er schien hinsichtlich meiner etwas neugierig, frug mich über gesellschaftliche Verhältnisse in London aus, ohne jedoch die gute Lebensart durch irgend eine Art von Zudringlichkeit irgend zu verläugnen, und ließ es sich dann sichtlich angelegen sein, mich zu überzeugen, daß er noch immer von allem, was in der englischen Modewelt wie der politischen vorginge, sehr wohl unterrichtet sei. „„Je suis au fait de tout, rief er, mais à quoi cela me sert il? On me laisse mourir de faim ici. — J'espère pourtant que mon ancien ami, le Duc de W., enverra un beau jour le Consul d'ici à la Chine, et qu'ensuite il me nommera à sa place. Alors je suis sauvé . . . .““ und wirklich die englische Nation sollte billig etwas für den thun, der die gestärkten Halsbinden erfand! Wie manche sah ich in London, mit schwer wiegenden Sinecuren, die weit weniger für ihr Vaterland gethan haben. —"

„Als ich Abschied nahm und die Treppe hinunter ging, rief er mir noch, die Thüre öffnend, nach, „J'espère que vous trouverez votre chemin, mon Suisse n'est pas là, je crains.““ — Hélas! dachte ich, point d'argent, point de Suisse. —"

Wer der Verf. auch sein mag — ein Gelehrter ist es nicht. Diese unsre moralische Ueberzeugung steht so fest, daß wir bereit sind, wenn es dem Herausgeber zur Beruhigung dienen kann, ein Affidavit darüber auszustellen. Wir legen kein Gewicht darauf, daß der Verf. mit seiner deutschen Muttersprache manchmal etwas cavalièrement umspringt. Vielmehr rechnen wir es ihm zum Vorzug — wir hätten bald gesagt, zum Verdienst an, daß er kein Gelehrter ist. Der Ton eines deutschen Gelehrten, wenn er seine Fata in England beschreibt, ist ein ganz eigenthümlich alberner. Es ist der Ton ununterbrochener Verwunderung. In allen Straßen begegnen ihm Superlative; in allen Ecken sieht er stereotype Ausrufungszeichen. Er debütirt damit, daß er sich verwundert, wenn auf der ersten Station hinter Dover von den vielen Menschen, die auf dem Imperial sitzen, keiner den Hals gebrochen hat. Bei Tisch verwundert er sich über die kuriosen Manieren der Leute, und wie sie den Bissen zum Munde führen. Am meisten aber verwundert er sich darüber, daß er so erschrecklich viel Geld ausgiebt. Er tritt in die Paulskirche, und verwundert sich, daß man ihm zwei Pence abnimmt; er eilt zu seinem Freund in der City, der ihm sofort berechnen muß, wie viel das nach dem heutigen Cours, in Konventionsmünze beträgt; und nächstes Jahr läßt er es drucken. Wir für unsern Theil, wir loben uns ein Reisejournal wie das vorliegende, mit dem leichten, degagirten Ton, und den Beobachtungen eines Mannes, der mehr unter Menschen gelebt hat als unter Büchern.

Novitäten.

Gottschalk: Deutscher Fabelschatz. Berlin, Amelang. 1 Thlr. 18. ggr.

Heinrich v. Aue: Der arme Heinrich. Metrisch übersetzt von K. Simrock. Berlin, Lamm. 18 ggr.

Hoffmann: Die Tonkünstler Schlesiens. Breslau, Archenholz. 1 Thlr. 12 ggr.

Klöpper: Wahre und falsche Freiheit im Protestantismus. Greifswalde, Koch. 18 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoëstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

6. Hamburg. Montag, den 9. August. **1830.**

Inhalt.

Briefe eines Verstorbenen ..... Seite 41
Waiblinger: Taschenbuch aus Italien ... " 42
Graba: Reise nach Färö ..... " 45
Salfi: Das italienische Lustspiel ..... " 48

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch u. s. w.

(Zweiter Artikel.)

Wir kommen auf diese Sammlung zurück, um, so weit unser Raum es gestattet, noch einige Federzeichnungen daraus mitzutheilen.

Zuerst der Besuch bei den liebenswürdigen Einsiedlerinnen in Llangollen. Der Verf. kann sie im Jahr 1828 noch gesehen haben; aber der Herausgeber hätte doch bemerken dürfen, daß die beiden Damen seitdem verstorben sind.

„Vor 56 Jahren kam es zwei vornehmen, jungen, hübschen und fashionablen Damen in London, Lady Ellenor Butler und der Tochter des eben verstorbenen Lord Ponsonby, in ihre Köpfchen, die Männer zu hassen, nur sich zu lieben und zu leben, und von Stunde an, als Zweisiedler in eine Einsiedelei zu ziehen. Der Entschluß wurde sofort ausgeführt, und nie haben beide Damen seit dieser Zeit auch nur eine Nacht außer ihrer Cottage geschlafen. Dagegen reist kein Mensch nach Wales, der präsentabel ist, ohne sich einen Brief oder Empfehlung an sie mitgeben zu lassen, und wie man behauptet, interessirt sie „scandal" noch heute eben so sehr, wie damals, als sie noch in der Welt lebten, und ihre Neugierde, Alles, was in dieser vorgeht, zu hören, soll sich ebenfalls gleich frisch erhalten haben. Ich hatte von mehreren Damen zwar Komplimente für sie, aber keinen Brief, den ich zu verlangen vergessen, und schickte daher nur meine Karte, entschlossen, wenn sie meinen Besuch ablehnten, wie man mich befürchten machen wollte, die Cottage zu erstürmen. Rang öffnete aber hier leicht die Thüren, und ich erhielt sofort eine gracieuse Einladung zu einem zweiten Frühstück. In einer Viertelstunde langte ich in der reizendsten Umgebung, durch einen netten pleasureground fahrend, bei einem kleinen geschmackvollen gothischen Häuschen an, grade der Krähenveste gegenüber, auf die mehrere Aussichten durch das Laub hoher Bäume gehauen waren. Ich stieg aus, und wurde schon an der Treppe von beiden Damen empfangen. Glücklicherweise war ich bereits gehörig auf ihre Sonderbarkeiten vorbereitet, sonst hätte ich schwerlich gute contenance erhalten. Denke Dir also zwei Damen, wovon die älteste, Lady Ellenor, ein kleines rüstiges Mädchen, nun anfängt, ein wenig ihre Jahre zu fühlen, da sie eben 85 alt geworden ist; die andere aber, eine große imponirende Gestalt, sich noch ganz jugendlich dünkt, da das hübsche Kind erst 74 zählt. Beide trugen ihr, noch recht volles Haar schlicht herabgekämmt und gepudert, einen runden Mannshut, ein Männerhalstuch und Weste, statt der inexpressibles aber einen kurzen jupon, nebst Stiefeln. Das Ganze bedeckte ein Kleid aus blauem Tuch von ganz besondrem Schnitt, die Mitte zwischen einem Männer-Ueberrock und einem weiblichen Reithabit haltend. Ueber dieses trug aber Lady Ellenor noch Erstens: den grand cordon des Ludwigsordens über den Leib, zweitens: denselben Orden um den Hals, drittens: abermals ditto das kleine Kreuz desselben im Knopfloch, et pour comble de gloire eine goldene Lilie von beinahe natürlicher Größe als Stern — alles, wie sie sagte, Geschenke der Bourbon'schen Familie. So weit war das Ganze in der That höchst lächerlich, aber nun denke Dir auch beide Damen wieder mit der angenehmsten aisance, und dem Tone der großen Welt, de l'ancien régime, verbindlich und unterhaltend ohne alle Affektation, französisch wenigstens eben so gut sprechend, als irgend eine vornehme Engländerin meiner Bekanntschaft, und dabei von jenem wesentlich höflichen, unbefangenen und, ich möchte sagen, naiv heitern Wesen der guten Gesellschaft damaliger Zeit, das in unserm ernsten, industriellen Jahrhunderte des Geschäftlebens fast ganz zu Grabe getragen worden zu sein scheint, und mich bei diesen gutmüthigen Alten wahrhaft rührend ansprach. Auch konnte ich nicht ohne lebhafte Theilnahme die ununterbrochene und doch so ganz natürlich erscheinende zarte Rücksicht bemerken, mit der die Jüngere ihre schon etwas infirmere ältere Freundin behandelte, und jedem ihrer kleinen Bedürfnisse sorgsam zuvorkam. Dergleichen liegt mehr in der Art, wie es gethan wird, in scheinbar unbedeutenden Dingen, entgeht aber dem Gefühlvollen nicht."

In Dublin sah der Verfasser unter Anderm die Druckerei der Banknoten. „Das Lokal ist schön, und diente ehemals zum Versammlungsort der beiden Häuser des so sehr zurückgewünschten irländischen Parlaments. Am sehenswerthesten ist die Druckerei der Banknoten. Eine prächtige Dampfmaschine treibt das Ganze, und eine zweite kleinere daneben füllt auch die Kessel mit Wasser und die Oefen mit Kohlen, so daß hier für Menschen beinahe nichts zu thun übrig bleibt. Im ersten Zimmer wird die Druckerschwärze bereitet, in den nächsten Sälen erhalten die Banknoten, mit großer Schnelligkeit, ihre verschiedenen Ornamente und Zeichen. Nur ein Mann ist bei jeder Druckermaschine beschäftigt, und während er die leeren Papiere, Eins nach dem Andern, unter den Stempel bringt, markirt sich in einer verschlossenen Büchse daneben die Quantität der bedruckten Noten. Im nächsten Saal werden sie numerirt. Dies geschieht auf einem kleinen Kasten, und die Maschinerie in diesem Behältniß numerirt von selbst, wie durch unsichtbare Hände, von 1 — 100,000. Der dabei beschäftigte Arbeiter hat nichts weiter zu thun, als die hervorkommenden Zahlen mit Druckerschwärze zu betupfen, und die Noten in gehörige Ordnung zu legen. Das Uebrige verrichtet die Maschine allein.

„Jede Note, die nach der Ausgabe wieder zur Bank zurückkehrt, wird sogleich zerrissen, und dann noch sieben Jahre aufgehoben, ehe man sie verbrennt. Bei dieser letzten Operation bildet sich, aus dem Papier und der eigens komponirten Druckerschwärze, ein Residuum von Indigo, Kupfer, und dem Papierstoff, welches wie Metall aussieht, und glänzend alle Farben des Regenbogens spielt. Natürlich gehören viele Centner Noten zu einem Loth dieser Substanz, von der ich mir ein schönes Stück verschaffte."

Hier ist wieder ein schlagender Beweis, daß der Verf. kein Gelehrter ist. Denn ein solcher würde uns bei der Gelegenheit nimmermehr den Sermon über die Nichtigkeit von irdischem Geld und Gut erlassen haben; ein neumodischer, ästhetischer Gelehrter hätte unausbleiblich den Shakspeare dazu citirt: —

. . . . . „but even now worth this,
And now, worth nothing" . . . . . .

Uebrigens müssen wir der Wahrheit zur Steuer gestehen, daß unsre gröbern Organe bei solchen Schlacken, die uns mehrmals als Kuriositäten, nicht als Seltenheiten gezeigt worden sind, von dem gerühmten Glanz der Regenbogenfarben

Digitized by Google

nichts entdeckt haben. Ob wohl die Dubliner Noten das vor denen der Londoner Bank voraus haben mögen?

Auch die Eisenwerke in der Gegend von Chepstow (Monmouthshire) hat der Verfasser auf der Rückreise gesehen.

„Ich stieg aus, um eins der Zimmerwerke zu besehen. Es wurde nicht, wie gewöhnlich, von einer Dampfmaschine, sondern von einem ungeheuren haushohen Wasserrade getrieben, das wiederum drei oder vier kleinere in Bewegung setzte. Dieses Rad hatte die Kraft von achtzig Pferden, und die reißende Geschwindigkeit, mit der es sich drehte, der grausende Lärm, der im Moment, wo es angelassen ward, ertönte, die Funken sprühenden Feuerheerde rund umher, wo das Eisen glühte, und die halb nackten schwarzen Figuren dazwischen, die mit Hammern und Keulen wild hantirten, und die rothzischenden Tafeln umherwarfen — es paßte Alles vortrefflich zu einem Bilde der Schmiede Vulkan's.

„Die Manipulation beginnt damit, daß geschmiedete Eisenbarren oder Stäbe von einem halben Zoll Dicke und acht Fuß Länge, unter ein selbst agirendes Messer gehalten werden, das sie in Fußlange Stücke schneidet, mit einer Grazie und Leichtigkeit, als leisteten sie nicht mehr Widerstand wie frische Butter. Das abgeschnittene Stück wird sogleich einem andern Arbeiter zugeworfen, der es in ein höllisches Feuer schiebt, wo es in wenigen Augenblicken glühend wird. Er holt es dann mit einer Zange wieder heraus, und wirft es, eine Station weiter, auf den sandigen Boden. Hier hebt es ein Dritter auf, und schiebt es unter eine Walze, die es nach mehrmaligem schnellen Umdrehen in eine viermal größere und eben so viel dünnere Platte verwandelt. Diese Platte geht nun denselben Weg wieder ins Feuer zurück, wird dann von Neuem gewalzt, und so fort, bis sie so dünn wie Papier ist. Nun werden die Platten erst in die ihnen bestimmte definitive Form geschnitten, hierauf geschlagen, und gereinigt, welches noch einmal Feuer, nebst gewissen andern Zuthaten, erfordert. Dann kommen sie in ein zweites Haus, wo sie in Vitriol und Sand gewaschen, nachher in das mit Fett flüssig erhaltene Zinn getaucht, und zuletzt von Weibern mit Kleie sauber gereinigt und so schön polirt werden, daß man sich darin spiegeln kann. Eine solche Fabrik ist wie eine Welt im Kleinen. Man sieht, hier wie dort, das Höchste und Niedrigste zugleich bestehen, und doch auch den mühsamen Durchgang eines Jeden durch alle Grade, und wie nach und nach das Grobe zum Feinsten wird.

Das erste Datum im ersten Band ist von Cheltenham; das letzte englische Datum im zweiten von Dover. London selbst wird eigentlich nur im Vorbeigehen berührt, oder, nach dem Kunstausdruck, brûlé. Die folgenden oder vorhergehenden Bände werden also wohl von der großen Babel ein Mehreres enthalten; auch wohl von Frankreich, das nur in wenigen nicht sehr bedeutenden Briefen am Schluß des zweiten Bandes erwähnt ist. Denn die Vorrede belehrt uns, daß „ein ungünstiges Geschick auch gewissermaaßen jetzt noch die Erscheinung dieser Briefe verfolgt," indem „besondere Umstände die hier nicht erläutert werden können," den Herausgeber nöthigen, „das Werk, gegen alle Gewohnheit, mit den beiden letzten Theilen zu beginnen, die nun zu den ersten werden müssen." *) In einer Note wird dazu ein witziger Kommentar geliefert, und den Recensenten eine paßliche Scherzrede an die Hand gegeben. Wir bitten um die Erlaubniß, sie verschweigen zu dürfen; wollen übrigens gerne dem Herausgeber den Ruhm lassen, den der alte Jöcher in seiner Einfalt dem Shakspeare beilegte; „Er hatte eigentlich ein scherzhaftes Gemüthe; konnte aber doch auch sehr ernsthaft sein."

Die beiden ersten — oder letzten — Bände sollen zur nächsten Messe nachfolgen. Auch gut; laß sie kommen; wir werden auf unserm Posten sein.

Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1830. Herausgegeben von **Wilhelm Waiblinger**. Zweites Buch: Neapel und Rom. Mit acht Kupfern und einem radirten Blatt von Krafft. Berlin, Reimer. (Versandt im Laufe des July.)

Unsere Leser werden uns gerne die umständlichere Kritik dieses Taschenbuches erlassen, wenn wir ihnen sagen, daß es die letzten Arbeiten eines frühe Vollendeten enthält. Vielleicht werden sie uns erlauben, noch eines beizufügen. Die Kunde von seinem Hintritt hat den Erwartungen, mit denen wir, einem großen Theil des deutschen Publikums uns anschließend, seinen künftigen Leistungen entgegen sahen, plötzlich ein Ziel gesetzt: sie hat es uns wehmüthig empfinden lassen, daß ihm nicht vergönnt sein sollte, das Mangelhafte früherer Versuche zu überwinden, die Zweifel engherziger Freunde zu lösen, die Schmähungen seiner Feinde auszulöschen, und der deutschen Literatur ein dauerndes Denkmal seines Geistes zu schenken; sie hat uns insbesondere noch persönlich, unerwartet wie sie uns aus weiter Ferne zukam, und nach einem früheren, in den letzten Jahren unterbrochenen, freundschaftlichen Verhältniß zu dem Dichter, schmerzlich berührt. —

Unter den Kunstbeilagen, deren Stoff der Dichter selbst zu wählen, und zu komponiren pflegte, während er die Ausführung deutschen Künstlern in Italien übertrug, wird dießmal besonders das radirte Blatt von Krafft interessiren. Es war eine glückliche Idee, den deutschen Künstlern die Gelegenheit zu geben, jedes Jahr eine Art Stammbuch nach der Heimath gelangen zu lassen. *Wir hoffen, daß Reimer das Taschenbuch nicht wird fallen lassen; und daß er namentlich mit der Wahl eines tüchtigen Herausgebers auch die weitere Ausführung dieser Idee wird zu verbinden wissen.

Unter den prosaischen Aufsätzen ist ohne Zweifel die Novelle **Francesco Spina** der bedeutendste. Das Lokale ist mit der Gewandtheit, die nur die eigene Anschauung geben kann, benutzt, und das Charakteristische in der Zeichnung der Individuen und der Ausführung der Situationen erinnert auf jedem Blatte daran, daß das Leben unter einem Volke des Südens die Materialien dazu an die Hand gegeben hat. Wir heben eine raisonnirende Episode aus — die einzige, die den raschen Gang der Erzählung unterbricht, und in der ein Kunsturtheil auftritt, das auch nach vielfacher und verdienstlicher Beleuchtung desselben Gegenstandes nicht zu spät kömmt. Es bezeichnet zugleich das Fortschreiten des Dichters auf einer Bahn, auf der die schöpferische Phantasie dem besonnenen Urtheil begegnet, und der scheinbare Widerspruch der beiden durch poetische Empfindung sich löset: —

„Diese Albanergegenden, sagte Henriette, können wohl den Paradiesen um Neapel wenig nachgeben?

„Wer mag das entscheiden, antwortete Emil! Diese haben allerdings den Vesuv, einen reizenden Meerbusen, eine südlichere Vegetazion, und die Schönheiten der Inseln voraus, aber das Albanergebirg hat dafür einen höchst ernsten Charakter, der sich gern in die zarteste Anmuth, in die jungfräulichste Lieblichkeit verkleidet. Ich weiß nicht, ob die Vergleichung nicht zu kühn ist, aber unser latisches Arkadien kommt mir immer gegenüber von Parthenope wie die altitalienische strenge Malerschule gegen die Volk-

*) Diese verkehrte Ordnung der Bände erinnert an die Memoiren eines bekannten und gewandten Abenteurers. Ueberhaupt dürfte Manchem beim Durchlesen des Buches hie und da für einen Augenblick der Verdacht aufsteigen, es sei der „selige Ferdinand" der hier spukt. Aber vielleicht würde es sich eben so wenig durch das Kompliment geschmeichelt fühlen, als der wirkliche Verfasser; auch halten wir die Vermuthung für ungegründet.

Digitized by Google

endung und Verschmelzung sinnlicher und geistiger Schönheit vor, welche von Raffael an bis zu Guido in der Kunst herrschte. Jene stellt mit wenigen Mitteln ihren Gedanken dar, höchste Einfalt ist ihr Charakter, sie giebt nur eben so viel, als nöthig ist, um ihre Idee zu versinnlichen, und auch wo Fülle und Reichthum an Gedanken ist, verfährt sie doch noch sparsam und ordnet alles dem Geist einer frommen Mäßigung unter. Erkennen Sie darin die Schöpfung unsers Latiums? Erkennen Sie im Schwunge der Kunst, da sie aus ihren unermeßlichen Ueberflüssen mit reichern Mitteln schöpfte und sich zur vollkommenen Schönheit ausgebar, endlich in Reiz, in Ueppigkeit, in Weichlichkeit ausschweifte, den Meerbusen von Neapel?

„Henriette zog ein Buch hervor und sagte lächelnd: womit vergleichen Sie denn diesen? Ist er nicht unvergleichlich?

„Unvergleichlich ist nichts, außer Gott, antwortete Emil, und selbst dieser muß sich bei sinnlich ungebildeten Völkern, in der Sprache der Poesie, und sogar im Glauben so vieler Christen höchst anthropomorphistische Vorstellungen gefallen lassen. Glauben Sie aber nicht, daß Ihr Shakspear nicht recht gut verglichen und geradezu der Kritik unterworfen werden könne.

„O schön, Emil, fiel die Miß lebhaft ein, womit wollen Sie ihn denn vergleichen?

„„Mit Aeschylus, mit Michel Angelo Buonarotti und Caravaggio.““

„Ich lasse mir Aeschylus gefallen, aber —

„„Von Michel Angelo wird er an Größe vielleicht übertroffen, gewiß aber weit von Aeschylus. Es ist interessant eine solche Zusammenstellung zu verfolgen. Haben Sie einige Minuten Geduld. Die Gedichte des Aeschylus sind so voll gewaltiger Götterfurcht, so voll erhabenen Menschenstolzes, voll riesenmäßigen Kampfes, voll schrecklich wahrer Ideen, sind so ausschließlich dieser gigantischen Frömmigkeit und der Ehre des Vaterlandes geweiht, daß sich Shakspear nicht mit ihm messen kann. Aber es haben beide wieder so viel gemein, im Guten wie im Unvollkommenen, eine solche wunderwürdige Aehnlichkeit in Gedanken, und besonders im Ausdruck, da wo dieser ans Schwülstige streift, daß ich Ihnen ganze Reden aus dem Aeschylus aufweisen will, die Shakspear gewiß Wort für Wort ebenso geschrieben hätte. Aber ich glaube, daß dieser im Großen, Schauerlichen nicht so einzig ist, daß jener den Menschen als Ideal viel kolossaler und göttlicher darzustellen wußte, daß aber Shakspears Unerreichbarkeit eben darin besteht, weil ers nicht that, weil er den Menschen, wie er ist, wie er irrt, wie er verkehrt im Erhabenen wie im Lächerlichen erscheint, weil er den individuellen Menschen darstellte. An Kenntniß des Herzens, in der Kraft, so recht die Physiognomie eines Charakters zu zeichnen, an Wahrheit und Tiefe der ganzen Figur und jedes einzelnen Gliedes hat ihn noch kein dramatischer Dichter übertroffen. Das ist sein Element, sein Unübertreffliches, und eben darin könnte man ihn mit Buonarotti vergleichen, dessen entschiedenstes Streben gleichfalls eine solche umfassende Kenntniß und Darstellung des Menschen in allen denkbaren pöysischen Situationen war. Nun wählten sich beide noch gerne das Große, das Ungeheure, das Seltsame, nun haben beide noch eine so gewaltsame Eigenthümlichkeit, daß sie überall hervortritt, daß trotz aller Mannigfaltigkeit und allem Reichthum des Stoffs und des Gedankens wenigstens in der Behandlungsweise, im Ausdruck die oft ausschweifende, oft barocke, immer aber sonderbare Individualität des Meisters sichtbar wird; nun gleichen sie sich in der derben Wahl der Formen, im Mangel geschmackvoller Auswahl; ihren mächtigen ungezügelten Geist vermochte oft im Einzelnen in der Darstellung, die Grazie, die Mäßigung, die künstlerische Zucht und Keuschheit nicht zu beherrschen, sie sind immer wahr und groß, aber häufig ungefällig für den an vollkommene Reinheit der Formen gebildeten Sinn; was beim Dichter ein unzartes schwülstiges Bild, oder ein roher Ausdruck ist, das ist beim Bildner eine häßliche schlappe Brust, wenn jener besonders in seinen jugendlichen Werken den natürlichen Weg der Verständigung, die gerade schlichte Sprache flieht, und Phantasie und Gemüth, von keiner Charis gezügelt, in Wildheit ausartet, so zwingt der Letztere seine Figur in ungeheure Bewegung und Verkürzung, und es geht somit bei Beiden die unbefangene Natur, die holde Einfalt, die wahre Schönheit verloren. Wenn Shakspear auch umfassender ist, als Michel Angelo, wenn er auch trotz seines wilden Charakters, das Liebliche, Zarte, Anmuthige, Liebe und Leidenschaft darzustellen vermag, wenn Letzterer keine so unsäglich tiefe Gefühlspoesie, wie Romeo und Julie, kein so lustiges Phantasiespiel, wie den Sommernachtstraum, wenn er ferner keinen Fallstaff aufzuweisen hat, so find' ich dafür in Shakspear auch nicht die riesenhafte Einfalt, den alttestamentlichen Geist, die Propheten und Sibyllen, die Schöpfungsgeschichte der Sistina. Dagegen ist Buonarotti im jüngsten Gericht wieder ganz Shakspear.““

„Ich bin ziemlich zufrieden, versetzte Henriette, insoweit Sie zwischen diesen beiden Aehnlichkeit aufsuchen wollen, aber was hat denn Shakspear mit Caravaggio gemein?

„Sehr vieles, liebe Henriette! Ein Element, das seine beiden übrigen Nebenbuhler entbehren, das Komische, die treue Darstellung menschlicher Verkehrtheit, Sinnlichkeit und Niedrigkeit! das sprechende Kolorit, die herrlichen Wirkungen von Lichtern und Schatten, denn darin ist Caravaggio Meister, aber verübeln Sie mirs nicht, wie sich beide an sinnlicher Wahrheit, an Charakteristik, im Ausdruck niedriger Affekte und Individuen, Gesinnungen und Handlungen gleichen, so auch in einer absichtlichen Wahl unvollkommener, oft häßlicher Formen. Wenn Ophelien und Desdemonen die unzüchtigsten Vorstellungen bestecken, wenn der liebevollen Julia eine Amme zugegeben ist, so bewirkt mir das denselben Eindruck, wie wenn Caravaggio in der Grablegung Christi Physiognomien aus der Hefe der Menschheit darstellt. Mit Einem Wort, Shakspear, wie Buonarotti sind zu original, zu seltsam, zu eigenthümlich, als daß sie jene reine griechische Schönheit hätten erreichen können, welche, wie das lauterste Wasser, ohne Geschmack ist, aber sie sind so gewaltige ehrfurchtgebietende außerordentliche Naturen, daß es besser ist, geduldig von ihnen anzunehmen, was sie geben. Jenes allzu schroffe und individuelle Hervortreten ihrer Originalität und die daraus entsprungenen Fehler des Rohen, des Schwülstigen, des Ungraziösen und darum des Geschmacklosen gar noch als Tugenden anbeten zu wollen, das wäre eine Thorheit, die uns in den Verdacht brächte, daß wir das Gute von dem Schlimmen nicht unterscheiden könnten. Nein, lassen Sie uns in der Reinheit und Mäßigung, so im Geist, wie in der Form, ewig das Höchste und Vollkommenste, die wahre Schönheit erkennen!

„Damit ergriff Emil die Hand der Geliebten, und erhob sich.“

Das Mährchen von der blauen Grotte hat uns weniger angesprochen. Wir schreiben aber dieß mehr auf Rechnung des Stoffes als der Darstellung; und, vielleicht noch richtiger, auf die des individuellen Geschmackes, den wir Niemanden aufdringen wollen.

Die Skizze eines Wegweisers durch die Umgebungen Roms, durch die benachbarten Gebirge bis in die Abruzzen wird deutschen Wanderern auf klassischem Boden willkommen sein. Verständige Nachweisungen, und die Rücksicht auf die Verschiedenheit der Zwecke und Neigungen, sind dabei nicht vernachlässigt.

Der letzte Aufsatz giebt Proben der Improvisationen von Rosa Taddei, unter den Arkadiern Licori Partenopea. Wir entlehnen einige der einleitenden Bemerkungen über die Improvisation der Italiener.

„Es möchte mancher Versklauber über den Alpen glauben, daß ein solches Improvisiren durchaus Charlatanerie sei, auf nichts als Betrug und Täuschung beruhe, und daß eine Dich-

Digitized by Google

terin der Art nicht ohne äußerste Anmaßung auftreten könne. Ein solcher aber würde weder das italienische Volk, noch seine Sprache, noch überhaupt irgend Poesie kennen. Bekannt ist, welche glückliche Gabe, welchen Hang zur Dichtkunst selbst der römische Pöbel hat. Er hat eine Art von volksthümlichem Rezitativ, das äußerst biegsam ist, immer variren, sich ausdehnen und zusammenziehen kann, je nachdem sich dem Sänger Reime und Gedanken mehr oder minder schnell auf die Zunge drängen. Dieß Rezitativ kennt jeder Vasallo, jeder Straßenjunge, und nun unterhält man sich auf der Straße, auf dem Spaziergang, im Cancelletto, in der Osterie Stundenlang mit einem Wechselgesang, der allerdings eine fröhlichere geistreichere Unterhaltung ist, als die Klagen über Steuern und Schultheißen, womit unser Volk seine traurigen Abende hinzieht. Er ist ein Dichter, heißt es, und darunter versteht man immer einen Improvisatore, denn das ist im Begriffe unzertrennlich, das Dichten oder Improvisiren selbst aber nennt man geradezu cantare. Wir sehen demnach, daß ein gewisses poetisches Talent dem italienischen, besonders dem römischen Volke angeboren, natürlich, daß es eine eigenthümliche Aeußerung seiner Natur ist. Wenn nun schon im Gesange eines Bauern dichterische Ausdrücke, Bilder und Wendungen unverkennbar sind, man sich über die Leichtigkeit und Gewandtheit wundern muß, mit der er laut denkt und reimt, so wird doch gewiß dem Dichtertalent, wo es in höherm Grade, wo es gebildet und entwickelt auftritt, eine natürliche Herkunft nicht abzusprechen sein. Es ist nicht zu läugnen, daß gewisse Kunstgriffe damit verbunden sind, daß ein gebildeter Improvisatore ein völliges Studium verfolgen, sich mit Mythologie und Geschichte, wie mit den italienischen Klassikern vollkommen bekannt machen, daß er sogar ganze Reden, Darstellungen von allen möglichen Affekten, Sinnsprüche und Sentenzen im Vorrathe haben muß; aber was ist mit all' dem zu beginnen, wenn die schnellverbindende Phantasie, das feine Gefühl, die vollkommene Gewalt der Sprache, die besonnenste Denkübung nicht vorhanden ist, um auch nur das Gelernte richtig vorzutragen und zusammenzureihen! Aber es ist nicht bloß das: es giebt wirkliche Dichtertalente, die zwar im Besitz jener Hülfsmittel sein müssen, aber in eigentlicher poetischer Thätigkeit als wahrhaft Begeisterte, und wenn einmal ihre Geister jenen höhern Aufschwung gewonnen, nur als blinde Organe der gereizten, unaufhaltsam fortarbeitenden Seelenkräfte erscheinen. Davon hat uns Rosa Taddei, hat uns Sgricci überzeugt, und wenn wir später der Fesseln erwähnen, die dem Improvisatore noch vom Publikum angelegt werden, so wird ein transalpinischer Versklauber denselben wahrhaft bewundern.

„Eine Tragödie zu improvisiren, worin gegenwärtig Sgricci von Arezzo der berühmteste ist, das scheint für uns Deutsche anfangs eine Unmöglichkeit. Wir wissen, wie lange Geburtsschmerzen unsere ersten dramatischen Autoren gelitten, wissen, wie lange Schiller seinen Wallenstein in sich trug, wir wissen, welch reifes Studium, welche anhaltende Ueberlegung die Struktur einer Tragödie nöthig macht, und sprechen darum einem Improvisatore jede Möglichkeit ab, ein auch nur mittelmäßiges Werk aus dem Stegreif zu liefern. Aber wir bedenken dabei nicht, wie verschieden eine italienische Tragödie von einer deutschen ist. Nehmen wir den größen Dramatiker Italiens, Alfieri, zur Hand, so werden wir bald unsere Meinung ändern. Seine Tragödie ist so einfach in der Intrigue und in der Anlage, in Akten und Personen, daß es uns denselben Genuß verschafft, ob wir sie vorlesen, oder aufführen hören. Das Personale beschränkt sich auf vier oder fünf Individuen, jeder Aufwand und Pomp der Scenerie ist verbannt, die drei Einheiten sind hier in der Heimath, es fällt nicht einmal der Vorhang, und die ganze Tragödie ist kaum so lang, als Ein Akt des Don Carlos. Lesen wir oder sehen wir die Werke Alfieris auf der Bühne, und langweilen uns die unablässigen Deklamationen, und die hochtrabenden Darstellungen von Affekten, so finden wirs wohl möglich, daß ein Werk der Art an Einem Abend entstehen konnte, wenn wir einmal von der Virtuosität des Dichters überzeugt sind; wie wir denn in der That im Jahr 1827 den gefeierten Sgricci auch eine Tragödie hier haben improvisiren hören, die sich noch überdieß durch die reine toskanische Sprache auszeichnete.

„Wie nun aber das lyrische Gedicht seiner Natur nach Erzeugniß, Aeußerung und Sprache des momentanen Gefühls, und auch, wenn's am Pult geschrieben wurde, eine Art von Impromtu ist, so muß es uns nur desto lebhafter ergreifen, wenn wir's von einem begeisterten Munde, im Gefolge des Gesanges, unmittelbar aus der schöpferischen Seele kommen sehen, eben weil dieß seine wahre Natur, seine ächte Entstehungsweise ist. Und darum ist eine Akademie von unsrer Taddei auch etwas wahrhaft Ergreifendes, Herzerhebendes, und verfehlt die Wirkung selbst auf Gemüther nicht, welche sonst keine entschiedenen Freunde der Poesie sind. Wir haben noch von allen Fremden, die sie hörten, ihr Lob vernommen, diejenigen aber, denen wahres Gefühl und Urtheil in der Poesie beiwohnt, versichern hören, daß sie einen unvergeßlichen Abend gehabt, und daß es ihre Vorstellung durchaus überstiegen habe. Die Italiener aber nehmen während des Gesanges thätigen Antheil, indem sie die Reime mit ihr zu finden suchen, und wenn ihr eine schwere Stelle, ein schöner Gedanke, ein glücklicher Schluß gelungen, wird allgemeines Entzücken laut. Nur die Partie Sgriccis achtet sie weniger, und vielleicht nur, weil jener den Eintrittspreis auf etliche Scudi, und diese auf so viel Paoli setzt."

Von den hundert Gedichten aus Neapel mögen zwei hier eine Stelle finden. Das erste gewinnt nun eine gedoppelte Bedeutung. Wer den Lebenden gekannt — wer an seiner bessern Natur gezweifelt, und auch wer trotz des tausendzüngigen Gerüchtes nicht daran verzweifelt — der wird nicht ohne Rührung das Wort des Hingeschiedenen vernehmen. Waiblinger hat „menschlich, jugendlich gefehlt;" er hat schwer gebüßt. Aber die Gemeinheit hat nur sich selbst verklagt, indem sie den ersten Stein erhob gegen den, der sich nicht mehr vertheidigen konnte. *) Klingt nicht das Folgende wie eine Ahnung dessen, was geschehen sollte?

„Viele vermeinen, ich kenne sie wohl, engbrüstigen Herzens,
Daß ich dem Guten verlernt, Werk und Gefühle zu weihn.
Weil ich nicht bin, wie sie, so bin ich die Beute des Abgrunds,
Weil ich Sie kenne, der Sohn, der sich vom Vater verirrt.
Weil ich mich und And're getäuscht, ein sträflicher Sünder,
Der die schreckliche Schuld büße mit knirschendem Mund,
Weil mich Jugend verführt und Leidenschaft mich geblendet,
Weil ich die zehrende Gluth noch in so Vielen entfacht,
Weil mich, dem stürzenden Bergstrom gleich in den schäumenden Felsen,
Unglück einst in die Nacht sittlicher Klippen geführt,
Weil es keinem gelang, am Gängelband mich zu leiten,
Weil mich der Widerstand wilder gereizt und empört,
Weil keine mächtige Kraft mit der Uebergewalt des Verstandes
Mich in gefährlicher Bahn kühn zu regieren gewußt,
Weil ich mir selbst verdanke, was ich gedacht und errungen,
Und die Wahrheit erkannt, die im Verbotenen liegt,
Weil ich zu oft und feurig geliebt, und aus jeglicher Liebe

*) Ein elender Notizenschreiber schmähte sein Andenken, kurz nach seinem Tode, in einem Winkel des Feuilleton einer oberdeutschen politischen Zeitung, und erdreistete sich zugleich, einen von Waiblinger's Lehrern schändlich zu verläumden. Es ist aber, an einem andern Orte, die gebührende Erwiederung auf die Lüge nicht ausgeblieben: und es ist wahrlich nicht um die Redaktion jenes Blattes zu obligiren, daß wir sie nicht namhaft machen. Wir wollen auch für die Schonung nicht ihren Dank haben, und bedienen uns dieses Weges, um den Empfang eines rekommandirten Briefes zu bescheinigen, und uns ihre fernere Korrespondenz zu verbitten.

Digitized by Google

Mir das neid'sche Geschick eine Tragödie schuf,
Ja ist's möglich, o Musen, weil ihr die Gabe zu singen,
Weil ihr mir Kraft und Talent, Fleiß und Empfindung verliehn,
Darum verwünschten sie mich; und da ich endlich entwandert,
Da ich dem Schlendrian endlich die Schulter gekehrt,
Und dem Dienste der Musen, dem frei'n, selbst Freuden des Herzens,
Lieb' aufopfernd und Glück, mich aus der Heimath verbannt,
Hätten sie selbst noch gejubelt, wenn mich am Tiber Jugurtha's
Hungertod noch ereilt, hätten dem Himmel gedankt—
Aber still, der Abend ist schön, die Lüfte sind golden,
Ruhig und eben das Meer, nimm denn, o Barke, mich auf!"

Das zweite Gedicht schildert die Rückkehr — wir hätten bald gesagt, die Heimkehr nach Rom. Wir schließen, wie wir begonnen; — warum sollte es nicht im erfreulichsten Sinne wahr werden, was der Dichter in den letzten Zeilen gehofft! *)

„Welche Pein bereitet ihr mir, pontinische Sümpfe,
Immer so nahe zum Ziel, bleib' ich immer so fern!
Keine Ruh erquicket mich mehr. Schon schwebt mir im Rücken
Cirees blumiger Berg, und das Latinergebirg.
Mählig dämmert es auf! Es schwimmt im Kanale der Büffel,
Und mit gewaltigem Stab folgt ihm im Boote der Hirt.
Bleiche Menschen begegnen mir nur, und es wächst mit der Nähe
Stündlich die Ungeduld, bis ich Velletri erreicht,
Und heimkehrender Frauen erhab'ne römische Schönheit
Und Albanische Tracht wieder den Wandrer entzückt.
Eine Nacht noch verstreiche in rastlos glühendem Sehnen,
Aber das Morgenroth grüß' ich auf Cynthia's Berg,
Wandle begeistert die Vignen hinan, und die schatt'ge Olmata,
Sehe, wie wieder das Meer meine Campagna besäumt.
Und in Albano bin ich. Da pocht das Herz mir in Schlägen
Süßer schmerzlicher Angst. Götter des ewigen Roms,
Haltet die taumelnden Sinne mir fest, noch heftiger beb' ich,
Als da zum erstenmal Rom vor den Augen mir stand.
Denn was in Jahren voll wechselndem Glück, voll Freuden und Leiden
Mir ein launig Geschick aus dem Olympe gesandt,
Alles durchfühl' ich wieder! Und nun erhebe Sankt Peter,
Ueber der sonnigen Stadt duftigem Streifen dich nur!
Hoff' ich ja doch, daß vielleicht auch mich Roms bleibende Hoheit
In der flüchtigen Zeit dauernd zu bleiben gelehrt."

*) . . . . . „Si qua fata aspera rumpas,
Tu Marcellus eris!" . . . . . .

Tagebuch, geführt auf einer Reise nach Färö, im Jahre 1828, von Karl Julian Graba, Advokaten in Kiel, mehrerer naturhistorischen Gesellschaften korrespondirendem Mitgliede. Hamburg, 1830. Perthes und Besser.

„Nach Färö reise ich aber nicht zum zweitenmale." Mit diesen Worten schließt das Tagebuch; und man wird es dem Verfasser nicht verdenken. Denn eine starke Aufgabe wär' es, zum zweitenmale sich vier Monate zu ennuyiren unter den guten Färingern. Zum erstenmal hat es der Verf. gethan, nicht, wie die Sévigné sagt, einzig und allein pour l'amour de Dieu — auch nicht den Färingern, sondern zunächst der Ornithologie zur Liebe. Wenn indessen der Verf. es so zufrieden ist, daß er die Reise gemacht, wie seine Leser (auch die Nicht-Ornithologen) Ursache haben es zu sein, daß er sie beschrieben, so wird er es nicht bereuen. Denn er hat, ganz abgesehen von dem naturhistorischen Werth seines Tagebuches, eine Reihe unterhaltender und belehrender Skizzen gesammelt aus einem unbekannten Lande.

Wohl ein unbekanntes Land: denn Färö — wo liegt Färö? Wo ist es auf den Karten, in den Handbüchern zu finden? Färö wohl nirgends — aber die Faroer Inseln zwischen 61° 26′ und 62° 25′ nördlicher Breite, und dem 9ten und 10ten Grade westlicher Länge (vom Pariser Meridian). Faroer bedeutet die fernen Inseln — darum verwirft der Verf. mit Recht die deutsche Benennung als die unpassendste von allen.

Der Ornithologie zu lieb riß der Verf. sich aus den Armen der Heimath, und — des kalten Fiebers los, machte von Kopenhagen die Reise auf einem der zwei Schiffe, die von der „Direktion des königlichen Alleinhandels" nach Färö des Jahrs fünfmal expedirt werden, und ließ sich auf den fernen Inseln, von aller europäischen Kommunikation abgeschnitten, von Heimweh plagen, stieg in tiefe Schluchten nieder, erklimmte schauerliche Felswände, und kreuzte auf offenen Booten zwischen den benachbarten Inseln, bis der Hektor, Kapit. Lindved, wieder erschien, um ihn der Heimath wieder zuzuführen. Aber so groß auch sein Enthusiasmus für die Ornithologie sein mag, so geht ihm doch keineswegs der Sinn ab für die Eigenthümlichkeiten des Volkes: und die muntere Laune des Vogelfängers

. . . . . „allbekannt
Bei Alt und Jung im ganzen Land"

hat selbst das Heimweh nicht ganz ausgelöscht. Bei mehr als einer Gelegenheit hält der Verf. den Färingern, ihrer Gastfreundschaft, der Reinheit und Einfalt ihrer Sitten, eine Lobrede. Wir stellen einige der Züge zusammen, die sich zerstreut in seinem Buche finden.

„Dieses war mein erster Besuch bei einem Bauern, und nicht anders sind alle übrigen während meiner Anwesenheit auf dieser Inselgruppe ausgefallen. Bei jedem fand ich zuvorkommende Höflichkeit, mit dem Bestreben, dem Gaste auf jede Weise zu dienen. Das Beste was das Haus enthält wird ihm vorgesetzt, jeder Dienst bereitwillig geleistet, und durchaus ohne alles Interesse. Wenn ich eine Nacht oder mehrere Tage die Gastfreiheit eines Bauern genossen hatte, schenkte ich der Frau oder Tochter ein seidenes Halstuch oder einige Ellen Band, und doch traf es sich einmal, daß der Wirth ernsthaft fragte, was soll denn das kosten Herr? Als ich ihm antwortete davon sollte nachher die Rede sein, wenn er mir erst gesagt, was ich ihm zu bezahlen hätte, schütteite er mir treuherzig die Hand und meinte, das wäre doch zu viel. Es war sehr bald auf allen Inseln bekannt geworden, daß Fremde angekommen wären, welche Bäume pflanzen wollten; mithin wußten die Leute, die uns zuerst sahen, gleich wer wir waren. Deßungeachtet wurden wir jedesmal, wiewohl ohne Zudringlichkeit ausgefragt: wer und woher wir wären, ob Aeltern oder Verwandte noch lebten, ob wir verheirathet wären u. s. w.; dann kam die Rede gerne auf Bäume, und ob es möglich sei hier welche zu pflanzen, zuletzt auf Politik. Wenn der Färinger das wußte, was er wissen wollte, kam die Reihe des Fragens an mir, *) und hier erhielt ich stets so genaue und verständige Antworten, wie ich sie schwerlich bei einem Bauer im übrigen Europa erhalten würde. Dabei zeigen die Leute ein so anständiges und feines, nichts weniger als bäurisches Betragen, daß ich lieber einen ganzen Tag mich mit einem Färinger als mit einem gewöhnlichen deutschen Bauer unterhalten will. Sie verlangen aber auch, daß man gegen sie höflich ist und auf ihre Fragen gehörige Antworten giebt.

„Noch muß ich hier des Empfanges und Abschiedes erwähnen, der mir zu Theil wurde, wenn ich die Gastfreiheit in Anspruch nahm. Sobald der Färinger sieht, daß ein Fremder dem Hause sich naht, kommt er ihm vor demselben entgegen, reicht ihm die Hand und sagt: Willkommen, führt ihn dann in das Haus, geht stillschweigend zur Branteweinflasche, schenkt ein Glas voll ein, trinkt etwas davon, schenkt es

*) Kleine Nachlässigkeiten dieser Art hat der Verf. nicht immer vermieden.

Digitized by Google

wurden voll und überzeugte es mit einem nochmaligen Willkommen. Die Frau und die Tochter kommen ebenfalls auf den Fremden zu und geben ihm einen Kuß.

„Bei einem Bauern kehrten wir ein, um Kaffee zu trinken. Zuerst kam die Wirthin, eine junge hübsche, erst kürzlich verheirathete Frau, auf den Pastor Gad von Thorshavn zu, gab ihm einen Kuß und bewillkommnete ihn, darauf zu Christiansen, der sich diesen Willkommen gefallen ließ, dann zu mir. Ich wich indessen dem Kusse aus und grüßte, wie es der Amtmann thut, der nie küßt. Die Enthaltsamkeit wurde auch reichlich belohnt, denn gleich darauf kam die Mutter des Mannes herein, eine Muskatnußphysiognomie, die ihren Willkommen more solito gleichfalls brachte. Mit wahrem Entzücken erinnere ich mich noch jetzt des Essiggesichtes, welches Christiansen nach dem Kusse zeigte.

„Der Färinger arbeitet gerne und fleißig, ohne aber Arbeit zu suchen; dies erlaubt sein Stolz nicht. Nie bietet der Dienstbote dem Brodherrn seine Dienste an, nie bittet jemand den Eigner eines Bootes darum, ihn mit auf die Fischerei zu nehmen, lieber hungert er. Wer einen Dienstboten haben will, muß zu diesem kommen und ihn fragen, ob er dienen will; wenn er auf die Fischerei ausfahren will, muß er seine Gehülfen aufsuchen und es ihnen anzutragen, für einen Theil des Fangs mit auszugehen. Ein Stück Stockfischkloß, ein Gerstenbrod und das gefüllte Wasserfaß begleiten ihn auf die See, wo er oft 24 Stunden lang von Regen und Wellenschlag durchnäßt, in steter Gefahr vom Sturme überfallen zu werden, arbeitet, um vielleicht einen Hellefländer nach Hause zu bringen, der alsdann unter die vier Fischer, (so viele gehen in der Regel zusammen aus), den Eigner des Bootes und die Kirche, welche ihren Zehnten haben will, getheilt werden muß. Wenn der Fang glücklich ist, so kann der Einzelne wohl einen Thaler verdienen, aber wie selten ist dies der Fall, und wie selten erlaubt die stürmische See auf Fischfang auszugehen. Mehr wie zweimal in der Woche konnten wir nicht leicht frische Fische erhalten, und dies in der besten Jahreszeit.....

Der Pastor Sörensen schickt einen Diener zu seinen Leuten, welche im Moore arbeiten, und läßt ihnen sagen, sie sollten dies und jenes thun. Die Färinger lassen antworten: sie verständen den Ausdruck „sollten" nicht, wenn es ein Befehl sein sollte, so würden sie ihn nicht befolgen, sollte es aber eine Bitte sein, so würde das Verlangte gleich geschehen. Aergerlich hierüber geworden, ließ Pastor Sörensen ihnen sagen: sie möchten es ansehen, wie sie wollten. „Dann, war die Antwort, würden sie es als Bitte betrachten, und diese gerne gewähren. Am Morgen kam ein Boot an, welches von Waagoe hierher verschlagen und 36 Stunden auf der See zugebracht hatte. Zufällig erfuhr der Pastor Sörensen, daß der mitgenommene Proviant lange nicht ausgereicht hatte, und die Leute in 24 Stunden keinen Bissen zu sich genommen hatten. Um Essen zu bitten, waren sie zu stolz und hungerten lieber."

Nun noch einige von den Scenen, die der Verfasser recht mit Liebe schildert. Zuerst der Vogelberg.

„In einer tiefen, grauenvollen Schlucht, von 1000 Fuß hohen unersteiglichen Felswänden umgeben, angelangt, machten wir Halt. Hier war der Vogelberg. Wohin man sah, nichts als Vögel und Vögel. Tausende von Lummen und Alken trieben in kleineren und größeren Gruppen um das Boot, sahen uns neugierig an, verschwanden auf einmal unter dem Wasser, um ganz nahe wieder aufzutauchen. Grylllummen konnte man mit den Rudern erreichen; Seehunde reckten ihre Köpfe hoch über das Wasser, die Störung dieses Asyls nicht begreifend; Skuen stießen auf Lunde und Riddas, mormon fratercula und larus tridactylus, die sie im Fluge auf den Kopf treffen und tödten. Hier suchte eine unglückliche dreizehige Meve, die kurz vorher so glücklich gewesen war, einen Fisch gefangen zu haben, mit klaglichem Geschrei Schutz vor einer sie von allen Seiten kneipenden Raubmeve, unter einem Schwarme ihres gleichen. Die benachbarten Bewohner der Felsen, und die auf dem Wasser treibenden verrathen bei dieser Scene einige Unruhe, wagen aber nicht, dem gefürchteten Feinde die Stirne zu bieten. Die Luft ist durchkreuzt von ab- und zufliegenden Alken, die ihr Geschäft des Brütens beginnen; so hoch, daß man Bienen an den Felsen vorbeifliegen zu sehen glaubt, und so niedrig, daß man mit Stöcken nach ihnen schlagen könnte, schwirren sie umher. Doch jetzt einen Blick auf die Niederlassung, das eigentliche Domicilium dieser Kolonie. Auf etwas über die See hervorragenden Felsen sitzen glänzende Scharben, ihre langen Hälse nach allen Richtungen wendend, über sie einige Skuen, ängstlich von oben betrachtet. Dann kommt die Linie der dreizehigen Meven. Nest an Nest in einer Reihe längs der ganzen Breite des Felsens, und Nest über Nest, sieht man nur Köpfe brütender Vögel.

„Etwas höher oben auf kleinen Absätzen oder Hammern des Felsens stehen die Alken und Lummen unter einander vermischt in Parade aufgestellt, als ob weiße Brust der See zugekehrt, Mann an Mann, daß kein Hagelkorn durchgehen könnte, stand gegen die unwillkommenen Besucher oder die Nachbarn sich vermessend. Einzelne Paare, welche einen kleinen Platz allein eingenommen hatten, fächelten mit den Flügeln und liebkoseten den Gefährten, verschämt herumtrippelnd, und den Gatten mit dem Schnabel beschwichtigend. Schaaren derselben flogen ab und zu, und doch wußte jeder dieser Tausende seinen Platz genau zu finden. Freilich gab es mitunter einige Unordnung. Hier standen einige so Brust an Brust; plötzlich kommt ein Alk angeflogen, drängt sich auf seinen Platz und stößt einige Seitenverwandte herab. Den obersten Platz nehmen die Lunde ein, weniger sichtbar, doch durch das Ab- und Zufliegen sich verrathend. Betäubend ist der Lärm an einem solchen Vogelberge; nicht daß man das Wort seines Nachbaren verstehen könnte. Die gräuliche Stimme der dreizehigen Meve übertönt alles, dazwischen hört man das eintönige „orr" des Alken und das „rrrrrrr" der Lummen mit allen Vocalen verbunden. Nachdem ich lange genug dem Treiben dieser Massen zugesehen hatte, wirkte der Reiz, eine noch mit einer Elster versehene Scharbe zu bekommen, die 60 Schritte von unserm Boote entfernt auf den Klippen saß, zu stark auf mich. Es knallte. Was aus der Scharbe geworden ist, weiß ich nicht, denn der Effekt war zu stark. Die Luft versinsterte sich von den aus ihrer Ruhe aufgestörten Vögeln. Viele Tausende entleiben der Schlucht mit entsetzlichem Getöse und breiteten sich fächerförmig über die See aus; wohin wir aus unserer Stellung sahen, konnten wir nur fliegende Alken, Lummen und Meven erblicken. Verwundert kamen die Papageitaucher aus ihren Höhlen hervor, betrachteten die ungewohnte Verwirrung mit komischen Geberden und stießen ein langsames „orr" aus. Larus tridactylus blieb größtentheils ruhig auf dem Neste. Sämmtliche Scharben stürzten wie getroffen vor Schreck in das Meer. Allmählig kehrten alle wieder auf ihre Plätze zurück und begannen ihre Verneigungen und Höflichkeitsbezeugungen zu erneuern."

Ueber den Vogelfang auf Färö im Allgemeinen giebt der Verf. umständlichere Notizen, von denen wir folgendes ausheben: —

„Fast sämmtliche Seevögel sind Nahrungsmittel auf diesen Inseln, mit Ausnahme der Meven, Raubmeven und der Cormorane. Alle übrigen, insbesondere die Alken, Lummen, Lunde, werden sowohl frisch gegessen, als auch eingesalzen und getrocknet. Im Mai leben die Bewohner mancher Insel von den Eiern der Seevögel und der Lunde. Nur die Noth kann aber den Menschen zwingen, nicht allein diese schlechte Speise zu genießen, sondern den meistentheils gefährlichen Vogelfang zu unternehmen. Um einige dieser erbärmlichen Mahlzeiten muß der

Digitized by Google

Knecht des Königsbauers sich über 100 Faden an einem Seile herablassen, auf Felsen gehen, wo der Raum, den die Füße einnehmen können, kaum einen Fuß breit ist, von der See aus Klippen ersteigen, wobei ein Fehltritt oder das Losbröckeln eines Steines augenblicklichen Tod herbeiführt. Leider werden auch alljährlich mehrere Menschen ein Opfer dieses gefährlichen Gewerbes, daher der Färinger, der in den Vogelberg fährt, von allen seinen Bekannten feierlich Abschied nimmt auf Nimmerwiedersehn. Ich war natürlicherweise sehr begierig darauf, Augenzeuge dieses Vogelfanges zu sein, und bot den Leuten mehrmals Geld an, daß sie mir an der Linie Vögel aus dem Berge holen sollten; allein für Geld setzt der Färinger sein Leben nicht in Gefahr, und erst im Juni, als ich auf Store Dimon war, glückte es mir, daß der Kongsbonde seinen Knechten befahl in den Berg zu gehen. Man fängt hier die genannten Seevögelarten auf dreierlei Weise, mit der Linie, vom Boote aus, und mit der Fleistange. Die letztere Methode ist die einfachste und nicht gefährlich, erfordert aber doch einige Geschicklichkeit."

„Die gewöhnlichste und die reichste Ausbeute gewährende Weise ist die, durch Herablassen am Seile zu den Nestplätzen in den großen Vogelbergen zu gelangen. Ein drei Zoll dickes, 600 bis 1200 Fuß langes Tau wird am Gürtel des Vogelmannes (Fuglemand) befestigt. Außerdem hat er einen Sitz, der aus breiten, zusammengenäheten wollenen Bändern besteht, welcher ebenfalls an dem Stricke befestigt ist. Am Rande des senkrechten Felsens wird nun ein Stück Holz gelegt, damit der Strick von dem Gestein nicht zerschnitten werde, und über dieses lassen sechs Mann den Vogelfänger an der Bergwand herabgleiten. Neben dem dicken Tau läuft eine dünne Linie herab, mit welcher den oben Stehenden, die ihren Gefährten bald aus den Augen verlieren, Zeichen gegeben werden. Es soll eine eigene Geschicklichkeit, welche nicht viele auf Färö besitzen, dazu gehören, das Herumdrehen des Taues zu verhindern. Der Unerfahrene wird in der Luft wie ein Kreisel herumgewirbelt und verunglückt dann leicht. Sobald der Mann zu den Absätzen gelangt ist, wo die Vögel nisten, löst er das Tau ab und befestigt es an einen Stein, damit es nicht entschlüpfe, und nun beginnt seine Arbeit. Wenn er die Vögel getödtet hat, welche er mit den Händen ergreifen kann, nimmt er seine Fleistange zur Hand, und fängt die Vorbeifliegenden in dem Netze mit großer Geschicklichkeit, so daß er bei stillem Wetter leicht mehrere Hunderte zu dem Boote, was unter dem Felsen liegt, hinabwerfen kann. Oftmals trifft es sich, daß der Absatz, wo die Vögel nisten, in einer kleinen Höhle auf einem Hammer befindlich ist, der nicht über den Felsen hervorragt, sondern sich in diesen vertieft. Dann versetzt sich der Vogelfänger vermittelst seiner Fleistange in eine Perpendikelschwingung, bis er einen solchen Schwung erhalten hat, daß er festen Fuß fassen kann. Er ist auf solche Weise im Stande, sich eine Schwingung von 40 bis 50 Fuß zu geben. Sollte der Absatz noch tiefer liegen, so befestigt der Mann sich eine zweite Linie, die er zu dem Boote herabläßt, durch welche er einen Schwung von 100 Fuß erlangen kann. Nach vollbrachter Arbeit ziehen die Gefährten ihn wieder herauf. Diese Art des Vogelfangs ist bei weitem die gefährlichste. Selbst die größte Vorsicht kann es doch oft nicht vermeiden, daß der Strick nicht reißen könnte; es kann ein Stein sich losreißen und den Unglücklichen zerschmettern, was während meiner Anwesenheit auf Widerøe sich zutrug; der Mann kann bei der Schwingung den festen Standpunkt verfehlen und gegen die Felswand geschleudert werden; er kann auf den Felsabsätzen das Gleichgewicht verlieren und in die See stürzen; mit einem Worte, es ist die gefährlichste Beschäftigung, die man sich denken kann. Bei nicht sehr hohen Felswänden befestigt der Färinger seinen Strick auch wohl nur an einen Pflock, und läßt sich ohne fremde Hülfe herab.

„Die Lunde, mormon fratercula, werden mit weniger Gefahr aus ihren Löchern mit der Hand, oder mit einem Haken gezogen, doch pflegt der Weg zu ihnen gefährlich zu sein. Ich bin zweimal auf einem Felsabsatze in den Vogelberg gegangen, der etwa ein Fuß breit war, unter mir eine senkrechte Felswand von 600 Fuß, und über mir eine solche, an welche ich mich zur Noth mit der Schulter lehnen konnte. Doch solchen Weg betritt der Färinger mit einer Sicherheit, die nur beständige Uebung hervorbringen kann."

Der Verfasser wohnte einem großen Wallfischfang bei, den er umständlich beschreibt.

„Der Wind wehte ziemlich heftig aus Nordost, es war so kalt, daß ich stark einheizen mußte, daher wollte ich den Tag zum Präpariren der Bälge anwenden, und dachte nichts weniger, als höchstens durch das Keifen einer Nachbarin, die keinen Vorbeigehenden ungeschoren ließ, oder durch das Gerassel der Handqueeren, gestört zu werden, als um 9½ Uhr mit einemmale von allen Seiten der laute Ruf: Grindadud erscholl. Dieses Wort bedeutet: ein Boot hat einen Haufen Wallfische entdeckt und verfolgt, welches es durch das Ausstecken einer Jacke an den Mast zu erkennen gegeben hat. In einem Augenblicke war ganz Thorshavn in Bewegung, aus allen Kehlen erscholl der freudige Ruf Grindadud, und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Wallfischfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten, hier liefen welche zu den Booten, dort einer mit Hvalwaaben, (den Wallfischemessern), dort trabte eine Frau ihrem Manne mit einem Stücke Skiaerpekiöd nach, daß er nicht verhungere, Kinder wurden über den Haufen gerannt; vor Eifer fiel einer aus dem Boote in die See. In Zeit von 10 Minuten stießen 11 Achtmannsfahrer vom Lande, die Jacken wurden ausgezogen, und gerudert, daß die Fahrzeuge wie ein Pfeil dahinschossen. Wir verfügten uns zum Amtmann, dessen Boote und Leute in Bereitschaft waren, und gingen mit ihm erst auf die Schanze, um von hier zu sehen, wo die Fische seien. An dem südlichen Ende von Naalsoe erblickten wir durch unsere Tubus zwei Boote, die Grindabud signalisirt hatten; jetzt stieg eine hohe Rauchsäule bei Arge auf, gleich darauf eine auf dem Field bei dem Boigdelag Naalsoe, überall flammten Signale, Booten wurden zu allen benachbarten Boigdelags abgesandt; der Fiord wimmelte von Fahrzeugen. Als wir nun auch alle Naalsoer auf den Kriegsschauplatz zueilen sahen, bestiegen wir die Jacht des Amtmanns, und hatten bald alle übrigen eingeholt. Jetzt erblickten wir die Wallfische, um welche von allen Booten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde. Zwischen 20 und 30 Boote, denen wir uns angeschlossen hatten, umringten, jedes etwa 100 Schritte von einander entfernt, den Haufen und trieben ihn langsam vor sich her, dem Hafen von Thorshavn zu. Der vierte Theil aller Fische war ungefähr sichtbar; bald tauchte der Kopf hervor und spie seinen Wasserstrahl aus, bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, unter die Fahrzeuge durchzuschwimmen, so wurden Steine und Stücke Blei an Schnüre befestigt in das Wasser geworfen; schossen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder abbrachen. Wo Unordnung vorfiel, wo einige Boote sich zu weit vordrängten oder Fehler begingen, dahin ließ der Amtmann sich rudern, was so schnell geschah, daß schwerlich ein Pferd im gestreckten Galopp es mit der Jacht aufgenommen hätte. Als die Fische dem Eingange des Hafens nahe waren, und nicht leicht mehr entrinnen konnten, eilten wir der Stadt zu. Der Strand wimmelte von Menschen, die dem ergötzlichen Geschäfte des Mordens zusehen wollten. Wir wählten uns einen guten Standpunkt aus, von wo wir alles ganz in der Nähe betrachten konnten. Je näher die Fische dem Hafen und dem Lande kamen, desto unruhiger wurden sie, drängten sich auf einen Haufen dicht zusammen, und achteten wenig mehr des Steinewerfens und

Digitized by Google

Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog sich der Kreis der Boote um die unglücklichen Schlachtopfer, immer langsamer zogen sie in den Hafen hinein die Gefahr ahnend; jetzt als sie in den Westervaag gekommen waren, der ungefähr nur 250 Schritte breit und doppelt so lang ist, wollten sie sich nicht länger als eine Heerde Schaafe treiben lassen, und machten Miene umzukehren. Nun nahte der entscheidende Augenblick. Unruhe, Besorgniß, Hoffnung, Mordlust, zeigte sich in den Gesichtern aller Färinger. Sie erhoben ein wildes Geschrei; alle Boote stürzten auf den Hafen zu, und stachen mit ihren breiten Harpunen diejenigen Fische, welche dem Boote nicht so nahe waren, daß der Schlag ihres Schwanzes dieses hätte zerschmettern können, wohin sie treffen konnten. Die verwundeten Thiere stürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts, der ganze Haufe folgte, und rannte auf den Strand des Westervaags. Nun begann ein fürchterliches Schauspiel. Alle Boote eilten den Wallfischen nach, fuhren blindlings unter sie und stachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande standen, gingen bis unter die Arme in das Wasser zu den verwundeten Thieren, schlugen ihnen eiserne Haken, an welche ein Strick gebunden war, in den Leib oder die Blaseröhre, und nun zogen drei bis vier Mann den Fisch vollends auf das Land und schnitten ihm die Gurgel bis auf den Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitschte das sterbende Thier die See mit seinem Schwanze, daß das Wasser weit umher stob; das crystallhelle Wasser des Hafens war blutroth gefärbt und Blutstrahlen wurden aus den Blaseröhren in die Luft gesprützt. So wie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blutarbeit die Färinger bis zur Wuth und Tollkühnheit. An 30 Boote, 300 Menschen, 80 getödtete und noch lebende Wallfische, befanden sich auf einem Raume von wenigen Quadratruthen. Geschrei und Toben überall; Kleider, Gesichter und Hände vom Blute gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Färinger den Cannibalen der Südsee; kein Zug des Mitleidens äußerte sich bei dem gräßlichen Gemetzel. Als aber ein Mann durch den Schlag des Schwanzes eines sterbenden Fisches niedergestreckt, und ein Boot in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Akt dieses Trauerspiels mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete Fische bedeckten den Strand, nicht ein einziger war entkommen. Sobald das Wasser erst mit Blut gefärbt, und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den Sterbenden getrübt ist, so werden die noch lebenden erblindet und taumeln im Kreise umher. Entrinnt auch zufällig einer in das klare Wasser, so kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück.

„Nach einer Stunde Ruhe, wurden die Körper neben einander gelegt, von den Taratoren geschätzt und ihre Größe mit römischen Zahlen in die Haut eingeschnitten. Diese wird eben so wie das Land berechnet, weil die Vertheilung nach der Größe des Landbesitzes an jeden Eigenthümer geschieht. Eine Mark hat 16 Gülden, ein Gülden 20 Skind. Die Vertheilung geschieht noch eben so, wie sie vor undenklichen Zeiten vorgenommen ist."

Bei dieser Vertheilung scheint, nach der Angabe des Verfassers, ein sehr bedeutender Theil für die Regierung in Anspruch genommen zu werden: der indessen wiederum an die Bauern, welche Land vom Könige gepachtet haben, zu einem so niedrigen Preise verkauft wird, daß man es als Geschenk betrachten kann.

Ueber die Verwaltung von Färö sind die Nachrichten des Verfassers nicht ganz genügend. Aufgefallen ist uns besonders ein Umstand, der offenbar von den ungünstigsten Folgen begleitet sein muß, und der von einer gewissen Gleichgültigkeit der Regierung zeugt für das, was den fernen Inseln frommen kann. Die Prediger sind meist junge Leute, die, wenn sie sechs Jahre in Färö *ausgehalten haben*, auf die beßten Stellen in Dänemark Anspruch machen können. Wie soll, bei einer solchen Einrichtung, jenes gegenseitige Vertrauen zwischen dem Prediger und der Gemeinde begründet werden, das nur da ins Leben treten kann, wo ohne alle Nebenrücksichten, die Liebe zum Berufe dem redlichen Streben Kraft und Erfolg verleiht?

Daß das jetzige System des königlichen Alleinhandels etwas sehr Gehässiges hat — daß es hart ist, wenn die armen Färinger alle ihre Bedürfnisse um 100 Procent höher anschlagen müssen, als man sie z. B. von Schottland aus erhalten könnte, das giebt der Verf. selbst zu. Aber wir können die Besorgnisse nicht verstehen, die ihm das Gedeihliche eines freien Verkehrs verdächtig machen. Er meint, man würde es den Färingern zur Bedingung machen müssen, daß sie den Handel, wenn er ganz frei gegeben würde, mit eigenen Schiffen treiben sollen. Uns scheint es vor allem nothwendig, daß die Färinger die beßten Waaren zu den billigsten Preisen erhalten; gleichviel ob auf eigenen Schiffen (bis jetzt haben sie keine) oder auf fremden; und ein Handelsgebot würde eben so wenig förderlich sein, als ein Handelsverbot. Laissez faire, laissez passer!

Versuch über das italienische Lustspiel, von Salfi.

(Nachlese zu dem Artikel in Nr. 2.)

Alfieri's Lustspiele sind in Deutschland weit weniger bekannt als seine Trauerspiele. Der Verfasser giebt folgende strenge, aber nicht zu strenge Kritik derselben: —

„Wer hätte wohl geglaubt, daß auch Vittorio Alfieri, so düster im tragischen Styl, sich in seinen letzten Jahren mit dem Komischen würde beschäftigt haben? Entweder aus Ermüdung auf dem Kothurne, oder weil seine Galle nöthig hatte, sich auf anderm Wege Luft zu machen, dichtete er gegen sechs Lustspiele, denen er das Epigraph vorschrieb: Giovine piansi: or, vecchio omai, vo' ridere. Auch übersetzte er einige griechische und lateinische Lustspiele, und es war Aristofanes, den er in seinen Originalstücken sich nachzuahmen bestrebte, Historisches und Wirkliches mit Erdichtetem und Allegorischem vermengend. Vier darunter; L'uno, I pochi, I troppi und L'Antidoto sind völlig politisch. Man irrt, wenn man sagt, daß diese Possen oder Lustspiele keine Beziehung auf Ereignisse ihrer Zeit haben: sie sind ein treues Gemälde der Meinungen und politischen Reformen, die in des Autors Tage im Schwunge waren; und wenn er ihnen solche Formen gab, die auf unsere Zeit nicht mehr passen, so bewog ihn dazu die Nothwendigkeit, einige Wahrheiten zu bemänteln, die er sonst nicht ohne Gefahr hätte aussprechen können. Er stellte die Wirkungen des Absolutismus, der Oligarchie, Demagogie und der Freiheit dar, und malte dann unter den Namen und Ereignissen einiger antiken, griechischen oder römischen Personen die ihnen gemäßen Laster der modernen Adeligen, der reich und insolent gewordenen Plebejer, und jener neuen Liebhaber der Freiheit, die, so viel sie sich auch bereichern, doch nie vom Zusammenscharren ablassen. Seine beiden andern Lustspiele sind La Finestrina und Il Divorzio. Die Handlung des ersten spielt in der Hölle, wo der Verfasser die gewöhnliche Nachsicht der drei Richter zeigt, die manche ins Elysium senden, welche sie, hätten sie recht in deren Gewissen hineingelesen, in den Tartarus hätten hinabstürzen müssen. Endlich im Divorzio unternimmt er die Schilderung der Sittenverderbniß des entarteten heutigen Italiens, die er italesk nennt. — Diese Lustspiele zeugen mehr von Anstrengung als Kunst, und haben fast nur den Ruhm, Alfieri anzugehören."

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETET

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

7. Hamburg. Montag, den 16. August. 1830.

Inhalt.

Vetterlein: Klopstock's Epigramme....Seite 49
Horst: Deuteroskopie..... " 51
Crawfurd: Der freie Handel..... " 54
Die Charte von Frankreich..... " 56

Klopstock's Epigramme. Gesammelt und erläutert von C. F. R. Vetterlein. Leipzig, 1830. A. Lehnhold.

Ob es sich der Mühe lohnt, diese Epigramme aus der Vergessenheit, in die sie, mit so manchen zerstreuten Ueberresten einer vorübergegangenen Periode versunken waren, hervorzuziehen? Wir glauben, ja; denn sie enthalten die Ansichten eines ausgezeichneten Denkers; sie zeichnen in bestimmten Zügen seine geistige Persönlichkeit; sie laden ein zur Vergleichung der Ideen des Denkers mit den Leistungen des Dichters. Ja; denn sie schildern eine Periode, während welcher die große Umgestaltung unsrer Literatur sich theils vorbereitete, theils vollendete. Ja; denn sie fordern uns auf, die Parallele zwischen den Irrthümern jener Zeit und den Thorheiten der gegenwärtigen zu ziehen.

An den erläuternden Anmerkungen des Herausgebers wissen wir nichts auffallend Gutes zu rühmen, aber auch nichts auffallend Schlechtes zu tadeln. Einen raisonnirenden Kommentar zu liefern, war seine Absicht nicht. Dem Gegebenen wäre mehr Geschmack zu wünschen, und mehr Leben. So wie es ist, erhebt es sich wenig über die Mittelmäßigkeit der meisten alten Scholiasten; eines betrübten, wenn auch nicht unnützen Geschlechtes in der Reihe der Literatoren. Für Schulen möchten solche Scholien genügen; aber in den Schulen wird man Klopstock's Epigramme nicht lesen. Indessen sind wir dem Herausgeber dankbar für die Idee, die ihn zu der Sammlung bestimmte, und für den Fleiß mit dem er sie ausgeführt. Wir werden uns die Freiheit nehmen, von der Sammlung den Gebrauch zu machen, für den wir uns von den Lesern unsrer Blätter einiges Interesse versprechen dürfen.

Die Zeilen, die als Vorrede den 22 Epigrammen aus der Gelehrtenrepublik voranstehen, bezeichnen die Tendenz der sämtlichen hier mitgetheilten Sinngedichte.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt,
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Was bei den meisten der vorliegenden Epigramme, ob sie nun „zum Brennen oder zum Erleuchten" da sind, zuerst auffällt, das ist die vernachlässigte Form, und die Armuth an Phantasie. Bei einigen ist die metrische Form entschieden störend; und es sind gerade diejenigen, die am meisten gesunden Verstand und richtige Erfahrung aussprechen. Zum Beispiel die Vermahnung an akademische Lehrer, die übrigens an manchen der „dumpfen Säle, groß und klein" angeschrieben werden dürfte, die „in Parade dastehen" — wo? das werden Andre anders, aus eigener Erfahrung, ergänzen.

Wenn du Wissenschaft lehrst, und sie nicht mit lebender Anmuth
Vorträgst, gehet der Jüngling, der hört, zu dem lieberen Buche.
Schneller lernt er sie dort, und besser, weil er sie froh lernt.
Aber es kann auch kein Buch den erfreuenden Lehrer verdrängen,
Der, mit Beredsamkeit sprechend, den horchenden Jüngling begeistert.
Er bereitet sich vor, bis, wer gefällt auf dem Schauplatz.
Dieß hat er oft zwei Stunden gethan, um eine zu lehren.

Es ist bemerkenswerth, wie Klopstock der Bedeutung der Form sich bewußt war; wie er von der ansprechenden, gefälligen Darstellung die Würdigung des Geistes nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern auch bei der Nachwelt abhängig macht; und wie selten er doch selbst in seinen prosaischen Arbeiten den rechten Ton getroffen hat. In einem spätern Epigramme sagt er:

Beide waren sich gleich am Geiste; aber der eine
Kannte die Sprache nicht. Diesen wird auch der Enkel nicht kennen.

Er selbst hat übrigens weniger mit der Sprache gerungen, als mit der Verbindung der Ideen und Empfindungen; es macht ihm weniger Schwierigkeit, den richtigen Ausdruck für den einzelnen Gedanken zu finden, als die Gedanken zu einer leicht verständlichen Folge aneinanderzureihen. Er setzt ein Raisonnement voraus, das er für den Leser nachzuholen verschmäht; eine Stimmung, die er nicht angiebt; er verlangt von dem Hörer das geübtere Ohr, das die Tonart unterscheidet, auch ohne daß die Note des Grundtons angeschlagen ist.

Wird man diesen Mangel durch das Monopol der Dunkelheit entschuldigen wollen, das hergebrachtermaaßen dem Odendichter zusteht? Klopstock würde es kaum für sich in Anspruch genommen haben. Denn eben diese Dunkelheit, das Abgerissene, Unzusammenhängende, das was den Leser kalt läßt, oder ihn ängstigt, kümmert ihn so wenig, daß man beinahe schließen sollte, er sei sich des Nachtheils nicht bewußt gewesen, der daraus für seine Arbeiten entspringen mußte. Er predigt immer nur die richtige und gefällige Einkleidung des einzelnen Gedankens, als ob es damit gethan wäre. Zum Beispiel im 68sten Epigramm: —

Du, Gedanke! bist der Gebieter. Die folgsame Sprache
Ist dir getreu und hold. Sie ist der edelsten Worte
Geberin, ist der engsten, bedeutendsten Wortvereinung
Geberin in dem Gedicht. Ihr dient mitsingend der Wohlklang,
Ihr mitsingend das Sylbenmaaß. Doch wenn einer der letzten
Herrscher wird, so verwundet die Sprache dieser Empörer;
Bleich durch den Dolchstoß sinkt sie; mit ihr der entmerkte Gedanke.

Klopstock's Verehrung für die deutsche Sprache hat etwas Zartes, Ritterliches, was dem Dichter sehr gut ansteht, und was auch der Kritiker nicht anders als mit Achtung erwähnen darf. Mit Freude haben wir in der Sammlung das berühmte Epigramm wieder gefunden, „Unsere Sprache."

Daß keine, welche lebt, mit Deutschland's Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannichfalter Ur-Anlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

Klopstock betrachtete die Sprache als das eigenste Eigenthum des deutschen Volkes. Jeden Zug, den er im Volkscharakter ehrt, erkennt er in der Sprache wieder. Das folgende „Er und Sie" ist mehr sinnreich als treffend; aber es bleibt, selbst in der Uebertreibung, poetisch.

Mana, der Gott (wir nennen den Mond ihn) glaubte, die Sonne
Wär' eine Göttin; denn sie dächte ihm das schönste Gestirn.
Warum unsere Väter so fabelten? Weil sie die Weiber
Mehr verehrten, als sonst irgend ein anderes Volk.
Väter, empfanget den Dank der Enkel, daß Euch in den Weibern
Etwas, so Zukunft sah, etwas vom Göttlichen war.

Digitized by Google

Jahren denn fort, Ausländer, den Mond zu beſte'n, und die Sonne
Er zu nennen; Ihr habt niemals die Liebe gekannt.

Kein Wunder, wenn er zu jeder Zeit bereit war, für die Geliebte manchen Strauß auszufechten. Am härteſten, und in Wahrheit, unverdient hart, hat er Goethe angelaſſen, weil dieſer ſich unehrerbietiger Geſinnungen gegen die Widerſtrebende ſchuldig gemacht hatte. Goethe's Epigramm iſt bekannt; aber wir ſetzen es her, weil es die Größe der Verſchuldung, und die Bitterkeit der Rache in's rechte Licht ſetzen wird.

Vieles hab' ich verſucht; gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt;
Widerſtändig jedoch, und nichts gelernt und geleiſtet;
Nur ein einzig Talent brachte' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Der Herausgeber hat dieß Epigramm in ſeinen Scholien mit einer ſo liebenswürdigen Naivität kommentirt, daß wir der Verſuchung nicht widerſtehen können, einen Theil ſeiner Rede abzuſchreiben, unſern Leſern, wie wir hoffen, zu nicht geringer Erbauung und Belehrung. „Ich für mein Theil," ſagt Herr Vetterlein, „geſtehe, daß ich Goethen in dieſem Epigramm anfangs nicht recht verſtand. Er erklärt die deutſche Sprache für den ſchlechteſten Stoff, das unbrauchbarſte Material eines Schriftſtellers, und will es gleichwohl in dieſer Sprache als Styliſt zur Meiſterſchaft gebracht haben. Kann das bei einander beſtehen? Ich fragte einen geſchickten Maler, wenn er, von Anfang an, keine andre als ſchlechte Pinſel und Farben, und ſtatt guter Leinwand nur Löſchpapier gehabt hätte, ob er es in ſeiner Kunſt je zur Meiſterſchaft würde gebracht haben? Er lachte über meine Frage. — Allein bald glaubte ich G. zu verſtehen. Denn ſpricht er hier nicht als Dichter, als epigrammatiſcher Dichter in Laune? und iſt einem ſolchen die Hyperbel nicht ſtets natürlich und erlaubt geweſen?" Ein zweiter Daniel fürwahr, ein Daniel in der Kritik, der Herr Vetterlein. Die Frage ſowohl (unſre Leſer werden ja nicht ſo unartig ſein, und darüber lachen, wie der Maler) als auch das Verſtändniß, zu dem er bald darauf gelangte, macht ſeinem Scharfſinn unendliche Ehre.

Klopſtock freilich hat ſoweit nicht geſehen. Denn er nimmt den Spaß in vollem, furchtbarem Ernſt, und ſetzt ſofort, wie Hr. Vetterlein wiederum ſehr richtig bemerkt, Nachſtehendes in's Novemberheft des berliniſchen Archivs der Zeit (1796.): —

Die deutſche Sprache an Goethe.

Goethe, Du dauerſt Dich, daß Du mich ſchreibeſt? Wenn Du mich kennteſt,
Wäre dieß Dir nicht Gram; Goethe, Du dauerſt mich auch!

Dieſelbe Animoſität gegen Goethe blickt auch anderwärts durch; namentlich aber in dem merkwürdigen Epigramm vom alten und neuen Fauſt, das den Beweis liefert wie wenig Klopſtock in ſeiner Einſeitigkeit ein fremdes Streben zu würdigen, wie wenig er in den Geſchmack und das Urtheil der Nation einzugehen wußte.

Was man erzählt vom Doktor Faust,
Iſt weiter nichts, als Lug der Mönncherei.
Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen brauſte,
Wie Windsbraut ſauſte
Vom Doktor Fauſt,
Iſt — bei den Alten! — lediglich
Kraftmänniglich
Verwünſcht Geſchrei
Der traurigen Genierei.
Ob's Alte oder Neue beſſer ſei,
Zu ſchlichten, wär' Bockmeilerei.

Nun hat freilich Böttiger, wohl wiſſend zu welchem Anſehen man durch die Künſte des Friedens gelangen kann, es verſucht, auch dieſem Epigramm die Spitze zu nehmen. Böttiger erklärt, und Hr. Vetterlein beruhigt ſich dabei, dieſes Epigramm ſei erſt (ſoll heißen ſchon) 1785 gedichtet, alſo 10 Jahre vor Erſcheinung des vollendeten Fauſt von Goethe, und könne ſich daher nicht auf dieſen beziehen. Nun weiß aber Böttiger recht gut (denn was giebt es auf der Erde, oder über der Erde, oder unter der Erde, was Böttiger nicht wüßte?) daß der Fauſt als Bruchſtück ein Bändchen (das achte) der kleinen Ausgabe von Goeſchen, mit der Jahrszahl 1790, füllt.

Sollte aber einer oder der andere unſerer Leſer ſich ungern entſchließen, in vollem Ernſte daran zu glauben, daß Klopſtock Goethe's Dichterwerth ſo verkannt, ſo wollen wir zum Ueberfluß, ein unverdächtiges Zeugniß aufführen, das bis jetzt in Deutſchland ſo gut als unbekannt geblieben iſt. William Wordsworth erzählt in einer der Abhandlungen, die er der letzten Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke beigefügt hat, er habe es mit angehört, wie Klopſtock Bürger'n ein Lob zuerkennt, das er Goethe'n und Schiller'n abgeſprochen: daß er nämlich ein ächter Dichter ſei, und einer der wenigen in Deutſchland, deren Werke auf die Nachwelt kommen werden.*)

Dieß erinnert uns an ein Urtheil Klopſtock's, das gleichfalls von Böttiger, es mögen wohl zwölf bis fünfzehn Jahre her ſein, in der Minerva zur Sprache gebracht worden iſt. Böttiger bemerkt, es gehe ein Gerücht, daß Klopſtock Shakſpeare nicht nach Verdienſt gewürdigt, oder wohl gar entſchiedene Abneigung gegen ihn an den Tag gelegt habe: er ſpricht die Hoffnung aus, daß einer von Klopſtock's Freunden dieſe Sage widerlegen möge. Wir wiſſen nicht, ob das geſchehen iſt; aber unſeres Bedünkens, iſt die Frage durch das 36ſte Epigramm genügend beantwortet, und als erledigt zu betrachten.

Darſtellung ohne Schönheit.

Warum wan Shakſpeare mit der Bewundrung lieſ't,
Ihn, deſſen Gegenſtand ſo ſelten Schönheit iſt?
Weil er, was er auch wählt,
Mit Leben beſeelt;
Was würd' er ſein, hätt' er dieß Leben
Der Schönheit gegeben?

Es trifft ſich, daß wir dieſem Sinngedicht ein anderes (65.) auf Michel Angelo zur Seite ſtellen, und dabei an die Parallele erinnern können, die wir im letzten Blatt aus Waiblinger's letzter Novelle gegeben: —

Schreckendes darf der Künſtler, allein nichts Scheußliches bilden.
Angelo, hat Dich vielleicht der Zeichner Tucca belogen?

Vielleicht das beſte Epigramm in der vorliegenden Sammlung, von allen, die ſich auf poetiſche Kritik beziehen, iſt das folgende:

Aufgelöſ'ter Zweifel.

„Nachahmen ſoll ich nicht, und dennoch nennt
Dein lautes Lob mit immer Griechenland?"
Wenn Genius in deiner Seele brennt,
So ahm' den Griechen nach: der Griech' erfand.

Bei dem großen Werth, den Klopſtock der Form beilegt, iſt es natürlich, daß ihm auch der Ausdruck des geſprochenen, oder geſungenen Gedichts nicht gleichgültig ſein konnte. In mehreren Epigrammen kömmt er darauf zurück. Wie faſt alle Epigrammatiker, eifert er wider ſchlechte Vorleſer, und künſtelnde Sänger. Künſtelei jeder Art, ſo wenig er ſelbſt davon frei geſprochen werden kann, iſt ihm verhaßt. Entſchieden feindſelig iſt er gegen die Kritik geſinnt; nicht nur gegen die Kritik ſeiner Zeit, ſondern überall gegen die fertigen Theorieen, nach denen über ein Kunſtwerk abgeſprochen wird. Der Eindruck den das Gedicht auf diejenigen hervorbringt, die keine Kritiken drucken laſſen, gilt ihm mehr als die „von der Preſſe verheißene" Unſterblichkeit.

Langſam reift die Entſcheidung der Nachwelt über ein Kunſtwerk.
Aber was bringet ſie öfter zur Reife? Iſt es der Ausſpruch
Derer, die ſchreiben? oder iſt es der Redenden Urtheil?
Ueberlebt hab' ich die Unſterblichkeiten nicht wenig,
Welche die Preſſe verhieß, und der Ungedruckte verlachte.

Sehr bitter ſpricht er über die Anonymität der Recenſenten, ein Vorrecht, auf das man für

*) The poetical Works of W. Wordsworth. London, 1827. II., 378.

Digitized by Google

sich selbst verzichten kann, ohne es darum so unbedingt zu verdammen.

Schamlos scheint Dir zu sein, wer sich nicht nennt, wenn er meistert;
Sei doch billig, und schmäh' seine Bescheidenheit nicht.
„O, ich habe mich gröblich geirrt; denn wie könnte wohl schamlos
Der sein, welcher sogar seines Namens sich schämt."

Es hat uns immer geschienen, daß es sehr schlecht mit der Kritik bestellt sein muß, wenn man nur von der Furcht des Recensenten, für das Gesagte verantwortlich gemacht zu werden, gute Kritiken erwarten darf. Laßt den lieber ganz schweigen, der ohne ein solches Motiv unwürdiger Künste sich schuldig machen würde. Unbefangen, frei, und würdig wird er doch niemals schreiben, wenn er auch durch Nennung seines Namens sich selbst die Möglichkeit des schlimmsten Vergehens abschneidet: so wenig als man Mäßigung und Vernunft von dem erwarten darf, der nur die Furcht vor dem Censor vor Augen und im Herzen hat.

Klopstock spricht ohne Zweifel aus eigner, bitterer Erfahrung von der „grausamen That", die er in dem folgenden Epigramme schildert: —

Dein Gedicht hat edle Gestalt. Halbsehend den Plan, fälscht
Ihn der Kritler, und ihr sind nun die Glieder verrenkt.

Steht es nun heutzutage besser mit der Kritik, als zu Klopstock's Zeit? Wir wollen hoffen, daß es besser wird; daß es besser geworden ist, möchten wir nicht versichern.

Zwei Erscheinungen sind noch zurück, die in den Epigrammen besprochen werden: die Kantische Philosophie, und die französische Revolution. Wenn wir sie zusammenstellen, so haben wir ein Sinngedicht im Auge, das sehr treffend ist, wenn auch, wie der Herausgeber bemerkt, ein Anachronismus darin vorkömmt.

Aendernd den Bau des Staates ward man in Frankreich, in Deutschland
Ahmte man nach, und ward, ändernd ein Lehrgebäu, toll.

Wir wollen es zufrieden sein, und selbst gegen den Vorwurf der Nachahmung nicht protestiren, wenn uns nur die Kantische Philosophie, oder irgend eine Philosophie noch einmal solche Früchte tragen wird, wie die Revolution sie endlich für Frankreich gebracht hat.

Sehr schlimm sind vorerst die Kantianer weggekommen. Es ist zu hoch am Tage, um sie noch in Schutz nehmen zu wollen.

„Ihr versteht ihn nur nicht, den Meister." — Daß dieses der letzte
Winkel der Ausflucht sei, dieses versteh'n wir, Gesell.

Aber so wenig als die Nachtreter hat er den Meister selbst geschont: man wird gleich sehen, mit welchem Unrecht.

Nehmt ihm, was lange bekannt, zu oft und bestimmter gesagt ist,
Nehmt's Unerklärbare mit: aber nun bleibt ihm auch nichts.
„O Du Blinder, wie falsch, was zu sagen Du wagtest!" Ich habe
Gröblich geirrt, weil ihm eure Bewunderung bleibt.

Nichts ist bekannter, als die bittere Täuschung, mit der Klopstock die werdende französische Revolution betrachtete, und die er nie vergessen hat. Das folgende enthält sein spätestes Glaubensbekenntniß über diese Dinge.

Je scharfsinniger denkt der Geist der Franzosen, je toller
Treiben mit ihm sein Spiel Leidenschaft und Phantasie.
Denn es erfindet nun für die beiden herrschenden Mächte
Gründe, die scheinbar sind, desto leichter der Geist.
„Aber sie sind gleich wohl Republikaner." Mit Dir treibt
Noch, wie ich sehe das Wort ohne die Sache sein Spiel.

Sammeln wir nun noch einige Züge der geistigen Persönlichkeit, wie sie in der vorliegenden Sammlung angedeutet sind, und wie sie in den übrigen Werken des Dichters am Tage liegen. Ihm stand ein Reichthum von hohen und klaren Gedanken zu Gebot, von tiefen und ergreifenden Empfindungen. Aber sie stehen vereinzelt da, einer fern vom andern, wie seine Geister, wenn sie auf einen einsamen Stern treten im weiten Raum; und er versteht es nicht immer, den Weg des Lichtes zu wandeln, der Welten mit Welten verbindet. Was ihm die Natur versagt, das hinreißende, das umfassende, das in sich abgerundete Raisonnement, darin hat er sich am häufigsten versucht. Denn auch als Dichter raisonnirt er, fast ohne Unterlaß.

Selten hat ein Dichter so viel raisonnirt, und dabei so wenig ansprechend raisonnirt, wie Klopstock. Wie trocken ist nicht das Meiste, was er über Sylbenmaaß, und Rechtschreibung, und Wortfügung gesagt hat. Und wenn nicht trocken, wie gesucht und abenteuerlich! Der natürliche Fluß der Gedanken ist ihm so fremd, wie der leichte Fluß der Empfindung. Und der Strom des aufgeregten Gefühls, wie selten behauptet er auch nur in einer kurzen Ode sein Recht, ohne von Zweifeln und Fragen gehemmt zu werden, die dem poetischen Genuß wahrlich nicht förderlich sind. Selbst in der Messiade, die noch am meisten von wirklicher Beredsamkeit entwickelt, gelingt es dem Dichter häufiger uns zu erschüttern, als hinzureißen. Es ist ausgemacht, daß es jetzt unter uns ebensoviel, wenn nicht mehr, aufrichtige Bewunderer von Pindar giebt, als von Klopstock. Und doch hat man keine lesbare Uebersetzung des Pindar. Wenn dieß Verhältniß von den Bewunderern der Oden gilt, so darf man mit größter Bestimmtheit versichern, daß Voß' Homer ohne Vergleich häufiger gelesen wird, als der Messias.

Wir reden von der gegenwärtigen Zeit. Die Wirkung ist uns nicht unbekannt, die Klopstock auf seine Zeitgenossen hervorgebracht hat. Der Schauplatz seines Wirkens in den Tagen seines Ruhms, die Wohnung, in der Fremde von allen Nationen ihre Huldigung dem Dichtergreise darbrachten, die Ruhestätte selbst mit der Linde, wo er, man weiß, mit welchem Geleit, bestattet wurde, und die noch jetzt kein Reisender vorübergeht — dieß Alles liegt uns zu nahe, als daß wir es einen Augenblick vergessen könnten. Zu einer Zeit, da am Horizonte der vaterländischen Literatur nur eben die frühesten Gestirne aufdämmerten, war das Leuchten seines Geistes, wie ein Meteor, vor den Augen des Volkes aufgegangen. Es macht der Nation Ehre, daß sie das Hohe und das Tiefe seines Geistes erkannt. Es ist wahr, er verstand es nicht, die Geister zu begreifen die ihm folgten, und aus denen das jetzige Geschlecht leichter und ohne Mühe den poetischen Genuß schöpft. Aber das Große, was in ihm lebte, wird nicht untergehen mit der Bewunderung seiner Zeitgenossen. Ein Blitz aus heitrer Höhe, ein Strahl aus dunkler Nacht, hatte er die Geister angeregt. Selbst diejenigen, die er verkannt, weil sie seine Bahn nicht verfolgten — weil er „gesondert stand, und nur sich selber gleich" — werden sie es läugnen wollen, daß sie ihm so viel verdankt, als sein Mißkennen und sein hartes Urtheil aufwiegt? Was seinen Werken bei der Mehrzahl im Wege steht, das wird sie der Minderzahl unschätzbar erhalten. Um sie liebzugewinnen, muß man mit ihm dichten, mit ihm denken. Sie werden fortbestehen, ein seltnes Vermächtniß eines Dichters an die Nachwelt: nicht als ein Mittel zum Genuß, sondern als Quelle tiefer Wahrheit, als Quelle poetischer Begeisterung.

Deuteroskopie ꝛc. Von Georg Konrad Horst, Doktor der Theologie, Großherzoglich-Hessischem geistlichen Geheimenrathe. Erstes Bändchen. Frankfurt a. M., 1830. Wilmans.

„Hast Du, Lieber," vielleicht so eben die Seherin von Prevorst zu Ende gelesen, — versteht sich in der zweiten Ausgabe? Und wirst du durch Feuer und durch Wasser dafür gehen, daß ein silberner Löffel tout droit durch die Luft spaziert ist, ohne alles menschliche Zuthun! Bist du mit Geistern aller Art ganz vertraut geworden, und hast du nur noch das eine an ihnen auszusetzen, daß sie den guten Leuten in Schlo-

Digitized by Google

wenschitz das Ihre wegtrinken, *) die Rasirmesser wegnehmen, vielerlei Dinge an den Kopf werfen und sich auch sonst nicht ganz appetitlich aufführen?

Dann wandre auch getrost an der Hand des geistlichen Geheimenraths durch die Schauer der Hochlande, durch die Wunder der Hebriden. Vergiß nicht, bei deinen guten Freunden, von der letzten Nummer her, vorzusprechen, in Färö, bei denen die Männer jeden Fremden mit der Branntweinflasche empfangen, und die Weiber mit einem Kuß — denn Mutter Natur hat ihnen, zum Lohn für ihre Gastfreundschaft, nicht nur den Abfall des „königlichen Alleinhandels" gegeben, sondern eine gute Portion Sehergabe in den Kauf. Vor allem aber laß dich nicht durch den griechischen Titel des Buches abschrecken; denn Deuteroskopie bedeutet weder mehr noch weniger, als was wir Alle kennen — das andere Gesicht, second sight.

Sir Walter Scott hat des Verfassers Zauberbibliothek bei dem englischen Publikum eingeführt, durch einen Artikel im Foreign Quarterly Review: und der Verfasser hat ihm, zum schuldigen Dank für die Aufmerksamkeit, sein neuestes Buch dedicirt.

Das Buch hat ein großes Verdienst: es giebt ein ordentliches System aller Arten von Ahnungen, von Weissagungen, und von Erscheinungen des andern Gesichtes. Wir wollen es zur Privaterbauung unsrer Leser hersetzen, so wie der Verf. es aus Martin's Beschreibung der Hebriden zusammengestellt, und mit einem Kommentar versehen hat.

1) „„In dem anderen Gesicht macht die Erscheinung (d. h. wie wir hinzu setzen, die symbolische Anschauung und Vergegenwärtigung der erscheinenden Sache vor den Augen des Geistes eines Sehers) einen solchen lebhaften Eindruck bei dem Seher, daß er in dem Augenblick nichts anders sieht, und an nichts anders denkt, als an das Gesicht, so lange es währt. Und alsdann, wenn die Erscheinung vorüber ist, erscheinen die Seher melancholisch und tiefsinnig, oder aufgeräumt und fröhlich, je nachdem der Gegenstand des Gesichts gewesen ist, das sich ihnen vorgestellt hat.""

2) „„Bei Erblickung des Gesichts sind die Augenlieder aufgehoben, und die Augen sehen starr und in einem weg, bis die Erscheinung nach und nach verschwindet," wie es von dem Verf. (Herrn Martin) nach seiner Versicherung sehr oft selbst auf den Inseln ist gesehen und beobachtet worden.

3) „Auf der Insel Skye befindet sich ein Seher, von dem ein Freund Herrn Martin als Augenzeuge versicherte, daß, wenn er ein Gesicht sähe, der innere Theil seiner Augenlieder sich so weit ein kehre, daß er solche nach Verschwindung des Gegenstandes des Gesichts mit seinen Fingern wieder herab ziehen müsse, bisweilen aber lasse er sich dieselben auch von einem Dritten herab ziehen, welche Operation er noch bequemer finde.

4) „Oefters ist die Gabe des anderen Gesichts ein erbliches Naturgeschenk. Aber nicht immer ist dieß der Fall. Herr Martin kannte verschiedene Eltern, welche das andere Gesicht hatten, und ihre Kinder nicht, und umgekehrt Kinder, welche damit begabt waren, während es deren Eltern nie besessen hatten. So werde dasselbe auch durch keinen freiwilligen Pact erlangt, denn er (Martin) habe nach genauester Untersuchung niemals von einem Einzigen in Erfahrung bringen können, daß das andere Gesicht auf irgend eine Weise willkührlich könne erlangt, oder einem Anderen mitgetheilt werden.""

„Die Erblichkeit desselben betreffend, so behauptet Herr John Aubrey, Mitglied der Königl. Gesellschaft, der durch besondere Abgeordnete das Vermögen des anderen Gesichtes auf den Inseln untersuchen ließ, um die Freidenker damit zu widerlegen, in seinen Bemerkungen über das second sight dagegen, daß die Gabe desselben fast ohne Ausnahme erblich von Vater und Mutter, oder auch nur vom Vater allein, oder der Mutter allein, auf die Kinder übertragen werde, und man wenige (also doch einzelne?) Beispiele vom Gegentheil finde.

5) „„„Der Seher, oder Visionär weiß weder den Gegenstand, noch die Zeit, noch den Ort des Gesichts zum Voraus, bevor es erscheint, und einer und derselbe Gegenstand wird öfters von verschiedenen Personen, welche in größerer, oder geringerer Entfernung von einander wohnen, zu der nämlichen Zeit auf ähnliche, oder völlig gleiche Weise sinnbildlich und symbolisch gesehen.""" Hierauf fährt Herr Martin fort: „„„Die rechte Weise, von der Zeit und den Umständen der erscheinenden Gegenstände zu urtheilen, gründet sich auf Erfahrung und Observation. Denn zuweilen sind dritte Personen mit Geist und Vernunft, welche die Eigenschaft des anderen Gesichts nicht besitzen, geschickter von der Bedeutung der Gesichte zu urtheilen, als ein Seher, der erst ein Neuling ist, und die sinnbildlichen Beziehungen seiner unwillkührlichen Anschauungen noch nicht gehörig zu deuten versteht.""

„Da bei den Visionen die einzelnen Repräsentationen, oder Vorstellungen aus Bildern, Gegenbildern und bedeutungsvollen Zeichen bestehen, und mithin symbolischer Art sind, so ist dies sehr begreiflich.

6) „„„Je nachdem ein Gegenstand bei Tage, oder bei Nacht erscheint, darnach richtet sich das frühere, oder das spätere Eintreffen, oder der wirkliche Erfolg der (symbolisch) voraus gesehenen Sache.""

„Wenn dieser Umstand von Herrn Martin genau, wiederholt, und mit historischer Zuverlässigkeit beobachtet worden ist, so ist er, da sich unseren Einsichten nach kein hinlänglich motivirender natürlicher Grund davon angeben läßt, eben so seltsam, als schwer zu erklären. Inzwischen ist soviel gewiß — selbst im Reiche des Wunderbaren kann es keine Wunder geben, als welche in der natürlichen Wechselwirkung zwischen Ursache, Wirkung und Erfolg ihren Grund haben. In dieser Voraussetzung liegt der stärkste Reiz, dem Wunder durch Erforschung der Natur das Wunderbare zu entziehen. —

7) „„„Wenn eine Sache des Morgens frühe, was nach Herrn Martin jedoch sehr selten der Fall ist, gesehen wird, wird solche schon in wenig Stunden nach dem Gesicht in Erfüllung gehen: wenn zu Mittag, wird die Erscheinung noch denselben Tag eintreffen: wenn des Abends, wahrscheinlich die Nacht: sind die Lichter bereits angezündet, ebenfalls in der Nacht. Es trägt sich, setzt Herr Martin hinzu, das Gesehene jedesmal um so viel Wochen, Monate und bisweilen Jahre langsamer, oder später zu, als die Stunde in der Nacht gewesen, zu welcher das Gesicht ist gesehen worden.""

„So berichtet Herr Martin, und zwar mit der Versicherung, daß sich auch diese Beobachtung auf vielfache, zum Theil von ihm selbst gemachte Erfahrungen gründe. Wir sind so billig, unseren Lesern, wenn sie keine natürliche Gründe zur Erklärung dieses psychischen Problems aufzufinden im Stande sind, zu erlauben, von diesen arithmetisch miraculösen Verhältnissen zu glauben, oder nicht zu glauben, was ihnen gut dünkt.

8) „Die Gesichte, oder Erscheinungen sind fast immer und nur mit einzelnen, in der Natur der Sache begründeten Ausnahmen, zum Beispiel wenn ein Fremder gesehen wird, der die Inseln zu besuchen kömmt, von symbolischer Art und Beschaffenheit. Zum Beispiele wenn ein Leichentuch um einen Menschen herum geschlagen gesehen wird, ist es ein sicheres Anzeichen des Todes. Und zwar nicht bloß des Todes im Allgemeinen, sondern das Sinnbildliche eines solchen Gesichtes hat noch nähere und recht specielle Bestimmungen. Die Zeit nämlich wird nach der Höhe des Tuchs um die Person beurtheilt. Wenn solches nicht über die Mitte des Leibes geht, steht der Tod nicht vor einem Jahre, auch vielleicht noch ein paar Monate darüber zu erwarten. Bei den meisten Erscheinungen

*) Seherin I, 41; II, 207.

Digitized by Google

aber wird solches gegen das Haupt zu wahrgenommen, und dieß gilt dann auf den Inseln für ein zuverläßiges Vorgesicht, daß der Tod in wenig Tagen, wo nicht Stunden vor der Thüre sei, wie, setzt Herr Martin hinzu, die tägliche Erfahrung dieß denn unwidersprechlich beweis't. Martin beruft sich dabei auf Beispiele, da die Personen, welche auf die angegebene Art im Gesicht waren gesehen worden, sich noch vollkommen wohl und bei bester Gesundheit befanden. Ja, er beruft sich sogar auf das Beispiel eines seiner eigenen Bekannten, dessen Tod von einem Seher in einem solchem Symbol war vorausgesehen, und auf's genaueste bestimmt worden. Dieses Gesicht, setzt Herr Martin hinzu, ward aus leicht begreiflichen Gründen nur sehr Wenigen, aber mit großer Zuverläßigkeit wissend gethan. Herr Martin, welcher Einer aus dieser Zahl war, hatte nach seiner Versicherung nicht im geringsten Acht darauf, weil sich jene Person in demselben Augenblick noch frisch und gesund befand, bis der wirklich erfolgte unverhofte Tod derselben ihn zu seinem Erstaunen von der Gewißheit der Vision überzeugte. Jener Seher lebte in der Gemeinde St. Maria, so in Skye am meisten nordwärts liegt.

„Anstatt eines Leichentuchs wird zuweilen, aber seltener, auch wol ein Sarg, oder eine Todtenbahre vor dem Hause, oder innerhalb der Wohnung eines bald Sterbenden gesehen, oder der Seher sieht einen Leichenzug vorüber ziehen, oder einen Stuhl als leer, indem derjenige, welcher sterben wird, eben darauf sitzt u. s. w.

9) „Jemand mit Blutflecken an der Stirne oder im Gesicht, oder mit einem Dolch, oder Messer in der Brust sehen, ist ein Vorzeichen von der baldigen gewaltsamen Ermordung desselben. Sieht man dagegen Jemandes eigene Waffen, dessen Schwert, Dolch ꝛc. blutig, so ist dieß ein Zeichen, daß derselbe auf gewaltsame Weise Blut vergießen werde. Wenn Jemand im Gesicht mit einem Kind auf dem Arm erblickt wird, auf dessen Arm, Brust, oder Kopf Feuerflocken, oder auch nur einzelne Funken Feuer fallen, oder von dem Tropfen Blutes herab träufeln, so bedeutet dieß den baldigen Tod des Kindes.

„Wenn ein Neuling, bemerkt hiebei Herr Martin, das heißt, wie er hinzu setzt, Einer, der das andere Gesicht noch nicht lange überkommen hat, zur Nachtzeit außerhalb seines Hauses eine Erscheinung sieht, und alsdann einem Feuer (oder Licht) plötzlich näher kömmt, so fällt er gemeiniglich sofort in Ohnmacht."

„Dieser Umstand ist meines Erachtens sehr beachtenswerth, und scheint einen Fingerzeig auf die pathologische Beschaffenheit des Zustandes bei solchen Neulingen in der Deuteroskopie zu geben. Man sieht klar daraus, daß dessen Empfindungen in dem Augenblick des Gesichts auf's höchste und ekstasenartig gesteigert sein müssen, während bei der Pupille eine ungemeine Empfindlichkeit gegen das Licht vorhanden ist. Dieß alles aber deutet auf Zustände oder Erscheinungen des krankhaften Somnambulismus. So ist z. B. bei Dr. Hippert S. 33 ff. von einem Mädchen die Rede, welche an krankhaftem Somnambulismus litt. Bei diesem schienen die Augenlieder beisammen, jedoch nicht gänzlich geschlossen zu seyn, und sie äußerte eine so außerordentliche Empfindlichkeit gegen das Licht, daß sie bei ihren Paroxysmen sogar keine Gegenstände zu nennen im Stande war, „wenn solche vom Feuer, oder Licht völlig bestrahlt waren," bezeichnete solche hingegen ganz richtig, wenn sie in Schatten gestellt, oder nur sehr geringe beleuchtet wurden. Sogar erkannte sie ihre Bekannten besser an ihrem Schatten, als wenn sie ihre Personen selbst betrachtete." „Wenn sich die Paroxysmen bei ihr einstellten, welches zu allen Tageszeiten geschehen konnte, so war Niedergeschlagenheit und Schläfrigkeit, und eine sehr verminderte Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke vorhanden; die Augen befanden sich halb geschlossen; die Hornhaut war so verdunkelt, oder von einem so glasartigen Ansehen, wie bei Menschen, die in Ohnmacht liegen; zugleich nahmen in dem Verhältniß, in welchem sich die Empfindungen in dem Grad ihrer Lebhaftigkeit entweder verminderten, oder in gewisser Art verschwanden, die Vorstellungen und inneren Intuitionen an Stärke zu u. s. w." Man vergleiche hiemit aus obigem Gesichtspuncte, was Martin, den wir nun wieder wollen reden lassen, weiter von dem Zustand solcher Neulinge in der Deuteroskopie bemerkt.

„Einige befinden sich, fährt Martin fort, gleichsam unter einem Haufen von Leuten, während sie dergleichen Gesichte sehen."

„Dieß zeugt deutlich, setzen wir hinzu, von einer außerordentlichen, an die Ekstase grenzenden Erregung von Vorstellungen und innerlichen Anschauungen, bei nachlassender Empfindlichkeit gegen wirkliche Eindrücke, oder gänzlichem Verschwinden äußerlicher Wahrnehmungen, daher bei Neulingen der Art, wie's scheint, dergleichen verworrene Intuitionen und ein gewisses Deliriren, wie solches gerade beim nicht magnetischen, gleichsam verwilderten und ungeregelten Somnambulismus auch öfters statt findet. „Und nach solchen Erscheinungen, sagt Martin weiter, fühlen sich die Seher sehr erschöpft, gerathen in einen Schweiß, und beschreiben die Leute, welche sie gesehen haben, und wenn sich einige von ihren Bekannten darunter befanden, so nennen sie solche mit Namen." — Dieß erinnert in der That mehr oder weniger an gewisse, ohne weiteres für fabulös erklärte Zustände, oder Erscheinungen in dem früheren europäischen Hexenglauben. Es verdient aber als historisch wichtig ausdrücklich bemerkt zu werden, daß keiner der verschiedenen Zustände bei der schottischen Deuteroskopie, so viel wir wissen, je mit Hexerei in Verbindung gedacht worden ist, wie wir bereits oben erinnert haben. „So ist es, setzt Martin noch einmal hinzu, jedoch besonders nur bei Neulingen im anderen Gesicht der Fall. Alle diejenigen, welche das andere Gesicht haben, sehen diese Erscheinungen nicht allezeit auf ein Mal, ob sie schon zu gleicher Zeit beisammen sind. Wenn aber Einer, der die Eigenschaft des anderen Gesichts hat, seinen Mitgenossen, der ein Seher ist, mit Vorsatz oder absichtlich anrühret, alsdenn sieht es der Andere eben sowohl, als der Erste."

„Da der nicht magnetische Somnambulismus selbst eine Krankheit des Nervensystems, oder der Sensibilität als Bedingung seines Seins und Aeußeres voraus setzt, und bei ihm sich die verschiedenen Lebensfunctionen in dem zum Sinne gesteigerten Gemeingefühl vorzugsweise als Sinn äußern: so ließe sich auch diese seltsame Erscheinung wohl hieraus erklären, wenn man den hier angedeuteten Gesichtspunct zur Erklärung der schottischen Deuteroskopie fest halten wollte. Inzwischen entscheiden wir bei einer so dunkelen Sache durchaus nicht. Auch die Sympathie und eine aufgeregte Phantasie vermögen, wie wir sofort im folgenden zweiten Paragraphen dieses Abschnitts mit den nöthigen Beispielen und Parallelen aus dem wirklichen Menschen- und Völkerleben sehen werden, Außerordentliches, ja Unglaubliches zu bewirken.

10) „Wenn, um Beispiele anderer Art der schottischen Deuteroskopie zu geben, und die sich auf die verschiedenen Zustände des thätigen Lebens beziehen, „wenn eine Weibsperson, fährt Martin fort, einem Manne zur linken Hand stehend im Gesichte gesehen wird, so gilt's für ein gewisses Anzeichen, daß solche einst seine Frau werden wird, sie möge im Augenblick der Erscheinung mit einem Anderen verehelicht sein, oder nicht. Wenn zwei, ja drei Weibspersonen auf ein Mal einer Mannsperson zur linken Hand stehend gesehen werden, so wird diejenige davon, welche ihm am nächsten steht, zuerst dessen Frau werden, und alsdann die Anderen, sie mögen nun zur Zeit des Gesichts alle drei, oder die Mannsperson allein, ledig, oder verheirathet seyn."

Digitized by Google

„Dieß ist von Neuem eine ungeheuere, die entferntesten Zufälligkeiten anticipirende Symbol-Intuition, zu deren Erklärung eine fast wunderthätige Wirksamkeit von innerer Ahnungs- und Divinationskraft bei dem Deuteroskopen angenommen werden müßte. Die Herren Martin, Aubry, Bond ꝛc. versichern indeß, daß auch diese Aeußerung des anderen Gesichts durch viele, und darunter ganz frische Beispiele erwiesen sei, und — so sei die Wahrheit der Sache denn bei diesen Autoren! Aber wie ihm sei — als Volksglaube existirte eine solche National-Eigenthümlichkeit doch nun einmal sicher und gewiß, und schon dieß ist merkwürdig genug, und die Frage nicht leicht zu beantworten: Wie kam man ursprünglich auf dergleichen Annahmen und zu solchem Volks-Glauben?

11) „Bisweilen stellen sich den Sehern im anderen Gesicht Häuser, Gärten, Bäume ꝛc. an Orten dar, da sich im Augenblick der Erscheinung keine befinden. Ein solches Vorgesicht wird alsdann für ein untrügliches Anzeichen gehalten, daß dergleichen künftig noch an jene Orte kommen werden, wovon Martin namentlich von der Insel Skye ein Beispiel anführt.

12) „Eine andere Aeußerung des second sight, und die allein eine reine individuelle Anschauung und nicht symbolischer Art ist, war die folgende: „daß man Fremde, welche die Inseln zu sehen kamen, nach ihrer Natur, ihren Physiognomien, ihren Kleidern ꝛc. sahe, bevor sie wirklich ankamen. Herr Martin sagt: Die Seher sehen einen Menschen, der auf die Insel, oder in ihr eigenes Haus kommen soll, oft eine ziemlich lange Zeit vorher. Und wenn der Fremde dem Seher nicht persönlich bekannt ist, so wird er eine so lebhafte Beschreibung von dessen Gestalt, Manieren, Kleidung ꝛc. machen, daß bei der erfolgten wirklichen Ankunft desselben alle Stücke mit des Sehers Ausspruch überein stimmen. Ist aber die erscheinende Person eine von des Sehers Bekannten, so kann er aus deren Gesicht und Mienen abnehmen, ob solche in einer guten, oder bösen Absicht kommt u. s. w." Hierauf versichert Herr Martin, daß er selbst bei seiner Reise nach den Inseln von Sehern beiderlei Geschlechts also sei gesehen worden, und zwar, als er wohl noch hundert Stunden von ihnen sei entfernt gewesen. Einige, oder vielmehr die Meisten, welche ihn auf diese Weise sahen, hatten ihn niemals zuvor persönlich gesehen, und es habe sich völlig zufälligerweise zugetragen, daß er an verschiedene jener Orte gekommen sei. Endlich erzählt er, daß ihm Herr Daniel Morison, ein Prediger, berichtet habe, wie ungemein geneigt und herzlich er selbst einst auf der Insel Rona von den Einwohnern sei empfangen worden, die ihm mit den Worten entgegen gingen: Gott grüß Euch, Wandersmann! Gott grüß Euch! Ihr seid uns herzlich willkommen dahier. Denn wir haben bereits die Erscheinung eurer Person bei uns gehabt, nämlich nach der Weise des anderen Gesichts.

13) „Zuletzt auch Kinder, welche mit dem Vermögen des anderen Gesichts geboren sind, sehen die Erscheinungen desselben eben sowohl, als große und erwachsene Personen. Dies sähe man daraus, daß die Kinder laut aufschrieen, ja vor Schrecken und Angst außer sich kämen, wenn sich in dem nämlichen Augenblick den ordentlichen (erwachsenen) Sehern irgend eine furchtbare, oder abschreckende Erscheinung darstellte, zum Beispiel ein Leichenzug, ein da liegender todter Körper, oder irgend eine andere fürchterliche Erscheinung. Martin versichert, daß dieser Fall einigemal in seiner eigenen Gegenwart mit einem Kinde statt gefunden habe. Ja, selbst Hunde, Pferde und Kühe nähmen öfters an den Gesichten der Seher Theil, und zeigten durch ihr Zittern, Davonrennen und auf andere Weise, daß sie dasselbe sähen, was gerade der Seher auch erblickt.

„Aber wenn Kinder, noch mehr, wenn Hunde, Pferde und Kühe an den Repräsentationen des anderen Gesichts Theil zu nehmen vermögen; so scheint sich jeder Versuch einer natürlichen Erklärung desselben aus Clima, Boden, Lebensweise, Nervenreiz, Erregbarkeit, Sympathie und sympathetischer Mittheilbarkeit, krankhaftem Somnambulismus ꝛc. von selbst aufzuheben. Kann man bei der schottischen Deuteroskopie vernünftigerweise äußerliche sichtbare Erscheinungen annehmen, und welche außer dem inneren Anschauungsvermögen des Sehers als etwas äußerlich Reelles, sichtbar Dargestelltes vorhanden wären? Von dieser Façon aber müßten sie ohne Zweifel sein, wenn sie auch von Pferden, Kühen und Hunden gesehen werden könnten."

So weit der Verfasser. Und unser eignes Glaubensbekenntniß über diese Dinge? Es ist ebenso ehrlich als unphilosophisch. Non liquet; oder, in den Worten Napoleon's, die uns neulich ein ausgezeichneter Militair wiederholt hat, der Gelegenheit hatte, die Seherin von Prevorst zu beobachten: ça peut être ou non; oder, in mehr volksthümlicher Phrase: „Es kann sein; es kann nicht sein; es kann doch sein."

Ansicht über den freien Handel und die freie Kolonisirung. Von John Crawfurd. Uebersetzt von Dr. Fick.

(Zweiter Artikel.)

Wir holen aus diesem, an Thatsachen reichen Werke einige Auszüge nach, für die wir in unserer ersten Notiz keinen Raum gewinnen konnten.

Der Verfasser kontrastirt die Grundsätze, nach welchen die russische Regierung in ihren Kolonien verfährt, mit dem Systeme der ostindischen Kompagnie.

„Die Russen verfahren nach den unserer indischen Regierung gerade entgegengesetzten Grundsätzen, und offenbar verdanken sie diesem Verfahren ihren glücklichen Erfolg. Die der russischen Oberherrschaft unterworfenen Völkerschaften betragen ungefähr 17,000,000 Menschen und sind über einen Flächenraum verbreitet, der ⅓ der bewohnbaren Erdfläche gleichkommen mag, und wo sich dem Verkehr viele außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Rußland, gleich Großbritannien und der Türkei, verdankt ohne Zweifel die leichte Behauptung seiner Herrschaft größtentheils der Verschiedenheit der Völkerstämme, Religionen, Gebräuche, und den endlosen Abstufungen der Civilisation, welche unter den ihrer Herrschaft unterworfenen Menschen vorkommen. Es kommen unter ihnen ungefähr 60 verschiedene Völker mit ebenso vielen Sprachen vor; und was Religion anbetrifft, so finden wir die christliche und mohamedanische, mit allen ihren Secten; es giebt Juden, Hindoos, Feueranbeter und Anhänger des Dalai Lama. Die Gesammtkraft, der kriegerische Geist und der rohe Sinn für Unabhängigkeit sind jedoch unter den eroberten Unterthanen Rußlands weit größer als in der Großbritannien unterworfenen indischen Bevölkerung. Fügen wir hiezu noch die, in Vergleich mit England geringeren, Hülfsquellen Rußlands, oder, was auf dasselbe hinaus kommt, dessen geringere Civilisation und größere Entfernung von seinen Hülfsquellen, oder, was diesem gleich, dessen geringe Mittel des schnellen Verkehrs mit seinen fernen Eroberungen: so werden wir uns mit einmal überzeugen, daß die Aufgabe Rußlands, seine Herrschaft zu behaupten, weit schwieriger und riesenmäßiger ist als die unserige bei der Behauptung unserer indischen Besitzungen.

„Ist es durch Erschaffung von Monopolen, durch Ausschließung der besiegten Völker von allem Antheil an ihrer eigenen Regierung, durch Vertrauung der Verwaltung in die Hände einer kleinen Schaar von Freunden des Monopols, die man auf Gerathewohl aus den Eroberern wählte; ist es durch Verhinderung der Niederlassung und Kolonisirung russischer Kaufleute, damit nicht russische Kaufleute durch ihre Gewaltthätigkeit Aufruhr erregen oder durch ihre Rohheit und Unsittlichkeit dessen Baschkiren, dessen Buriäten und Kalmucken verderben mögen — daß Rußland mit so außerordentlich glücklichem

Digitized by Google

Erfolge eine so ungleichartige Masse unterjochter Völker in ruhiger Unterwürfigkeit erhält? Was Monopole anbetrifft, so bestehen deren bloß zwei in dem ganzen russischen Gebiete, nämlich das der scharfen Spiritus und das des Salzes. In allen andern Dingen ist die Industrie und der Handel vollkommen frei, und man macht keinen Unterschied zwischen den Siegern und den Unterjochten. Ausschließung von Aemtern ist ganz unbekannt. In Rußland ist jedes Amt jeder Klasse von Unterthanen offen, ja, man läßt sogar bei der Mehrzahl derselben Ausländer zu. Doch wollen wir der russischen Regierung nicht als Tugend anrechnen, was bloß Sache der Nothwendigkeit ist. Die Pflichten der Verwaltung sind ernst und schwer, und daher haben hier Talent und Brauchbarkeit oft den Vorzug vor Begünstigung. Wären die Tataren ebenso lenksam und ebenso gute Abgabenentrichter als die Hindoos, so zweifeln wir nicht, daß der russische Autokrat und seine Minister bald eine Civiladministration für Sibirien oder Kamtschatka, gleich der englischen für Hindostan, mit 4 oder 5000 £ Sterl. Gehalt, aufstellen würden.

„Was die Ansiedlung betrifft, so weiß Jeder, daß es die Politik Rußlands ist, dieselbe nicht nur nicht zu unterdrücken, sondern aufs entschiedenste aufzumuntern. Da die russische Regierung sich kein Vorrecht des Patronats vorbehalten und keine Territorialeinkünfte zu verschleudern hat, so zeigt sie auch keine ungegründete Eifersucht gegen russische Unterthanen. Im Gegentheil bedient sie sich der Kolonisirung als des wohlfeilsten, sichersten und wirksamsten Mittels, ihr Ansehen in entfernten Besitzungen aufrechtzuerhalten. Diese Bahn hat sie seit drei vollen Jahrhunderten mit einer bekannten Sicherheit, mit Glück und Vortheil systematisch verfolgt. Man findet russische Ansiedler von Wologda und Woronesch bis Kamtschatka und zur chinesischen Tatarei. Aber die Liberalität Rußlands beschränkt sich keineswegs auf eingeborene Russen oder russische Unterthanen. Man kann von der russischen Regierung sagen, daß sie die ganze Welt zur Ansiedlung in ihrem Gebiet einlade und sich ebenso wenig vor Fremden als vor ihren eigenen Unterthanen fürchte. Unter diesen Kolonisten findet man Servier, Albanesen, Wallachen, Moldauer, Polen, Deutsche, Franzosen, und sogar Engländer und Hindoos! Die Deutschen allein betragen fast eine halbe Million. Hat das Mißverhalten dieser Kolonisten die unterjochten Eingeborenen zur Empörung getrieben? — Haben sie die einfachen Sitten derselben verdorben, oder sich nach ihrer Ansiedlung als müssige und brauchbare Eindränger beurkundet? Ganz das Gegentheil — sie haben im Herzen Siberiens blühende Städte begründet, durch Bergbau die nützlichen und edlen Metalle jenes Landes zu Tag gefördert, die wüsten Ufer der Wolga gelichtet, angebaut und bevölkert, und durch die Einführung des Seidenwurms, des Weinstocks und des Olivenbaums der Krimm einen neuen Charakter und ein neues Aussehen gegeben. Dies sind die wohlfeilen, natürlichen und wirksamen Mittel, wodurch die russische Regierung wilde, ungeregelte, oft 3000 (engl.) Meilen von ihrer natürlichen Grenze entfernte Horden von Barbaren nicht nur in Zaum hält, sondern auch deren Civilisation befördert, deren Gebiet cultivirt und veredelt und zugleich seine eigene Macht ausdehnt und befestigt. Wie würden die Angelegenheiten Rußlands jetzt stehen, wenn es, statt dieses Weges, unsere Politik in Indien befolgt hätte? Welche Figur würden die Russen gemacht haben bei der Behauptung ihrer Herrschaft über solche Länder wie Astrachan, Siberien, die Krimm, Georgien, oder über die kürzlich von Persien erhaltenen Provinzen — hätte der Czar seine Macht einer vereinten Stockgesellschaft von in St. Petersburg wohnhaften russischen Kaufleuten übertragen, ihr Ansehen durch ein Handelsmonopol mit China aufgesteift und ihnen das ausschließliche Recht verliehen, Thee, nun ein Lebensbedürfniß in Rußland, an seine übrigen Unterthanen zu verkaufen?"

Noch eine Stelle, die das Nachtheilige des herrschenden Systems sowohl für das Mutterland, als auch (was man auch sagen mag) für Indien selbst anschaulich macht.

„Vor dem Jahr 1814 haben sowohl England als Indien durch das von uns befolgte Beschränkungssystem bedeutend gelitten, aber England ohne Zweifel am meisten. Der Kredit des brittischen Volkes war, zum Gebrauche Indiens, mit einer Schuldenlast, nach der niedrigsten Berechnung, von wenigstens 34 Mill. £ Sterl. belastet worden. Die Bewohner Englands bezahlten, zuvor wie noch jetzt, wegen eines Monopols, das, wie man uns oft sagte, zum Vortheil Indiens ist, eine jährliche Auflage von 2 Mill. £ Sterl., und deren Handel war dafür aus der halben Welt verwiesen — Alles zum angeblichen Besten der Bewohner Indiens. Welchen Vortheil England als Entschädigung für diese ungeheuren Opfer erhielt, möchte wohl schwer zu bestimmen sein. Unter dem alten Beschränkungssystem (und die Verhältnisse haben sich noch nicht wesentlich geändert) waren sonach die Hauptmachtheile der Verbindung auf der Seite Englands, obgleich wir weit entfernt sind, zu glauben, daß Indien entsprechenden Gewinn davon zog. Die angeführte Behauptung, daß die Ansiedlung von Engländern in Indien, deren Ankauf von Ländereien, Einführung von Kapital, Künsten, Industrie und nützlichem Beispiel den Bewohnern jenes Landes schädlich seien, ist ein Irrwahn, den wir bereits hinlänglich beleuchtet haben. Die Bewunderer der alten Ordnung der Dinge, die, als sie im Besitz der Regierung waren, aus den Stapelartikeln des Landes Monopole schufen, und die selbst auf den indischen Märkten ein Recht des Vorkaufs ausübten, sind seither so weit gegangen, zu behaupten, daß die Einführung wohlfeiler brittischer Manufakturen eine schmerzliche Beschwerde für die Einwohner sei. Wie eine Provinz, die nach der Natur der Dinge keine Manufakturen erzeugende ist, möglicherweise gekränkt werden kann, wenn sie von dem Mutterlande, das im hohen Grade Manufakturen erzeugend ist, ungefähr um ½ des Preises, für den sie die Provinz für sich selbst machen könnte, Manufakturwaaren erhält, ist uns unbegreiflich, und um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Einfuhr wohlfeiler Manufakturwaaren von einer sehr vermehrten Ausfuhr der rohen Erzeugnisse jeder Art, welche jene Provinz hervorbringen kann, begleitet war. Es besteht jedoch eine Ungleichheit in den Abgaben, die England und Indien, jedes von des andern Manufakturwaaren erhebt, und dies hat Veranlassungen zu einigen leeren Deklamationen gegeben. Die von brittischen Baumwollwaaren in Indien erhobene Abgabe ist 2½ Procent, während die von indischen Baumwollwaaren in England erhobene Abgabe 10 Procent beträgt, welches einen Unterschied zu Gunsten der brittischen Manufakturisten von 74 pCt. ausmacht, ohne Zweifel ein toller Umstand; aber es muß hinzugefügt werden, daß der Unterschied, zufolge des außerordentlichen Mißverhältnisses der Kosten beider Arten von Manufakturen, fast ganz unwirksam wird — kurz, daß der Unterschied der Abgabe ein todter Buchstabe ist. Sollte der Unterschied wirklich als ein Bonus von der Einfuhr indischer Manufakturwaaren gegeben, statt ihnen namentlich auferlegt zu werden, so könnten sie unmöglich als Consumtionsartikel eine große Verbreitung in diesem Lande gewinnen. Wir führten letztes Jahr für mehr als 2 Mill. £ Sterl. Baumwollwaaren nach Indien aus, nämlich, wir versehen die Indier für ungefähr 3 Mill. £ Sterl. mit Waaren, die sie in den guten alten Zeiten wahrscheinlich gegen 9 Mill. gekostet haben würden. Wer leidet durch dieses Verfahren Schaden? Die Antwort ist: die indischen Weber, die sonst der Kompagnie ihr Kleid lieferten, und bei deren Arbeitserzeugnisse die Kompagnie eine Art Vorkaufsrecht ausübte. Diese Weber, aufs höchste einige Tausende an Zahl, stellen sonach die 100 Millionen Menschen zugefügte Unbill vor! Aber ist auch wirklich wahr, daß selbst diese Personen durch die ihren

Digitized by Google

übrigen Landsleuten verliehenen offenbaren Wohlthaten gekränkt worden sind! Wir glauben, es ist leicht zu beweisen, daß dem nicht so ist. Die in 1814, das heißt ehe der freie Handel zu ihrem Nachtheil gewirkt haben konnte, nach England eingeführten Baumwollgüter betrugen 2,028,126 Stück; in 1828 bloß 435,513 Stück. Der Verlust an Markt durch den Freihandel in 14 Jahren für den indischen Weber beträgt sonach jährlich 1,646,585 Stück, was nach den Zollhauslisten gegenwärtig auf 798,119 £ St. geschätzt werden kann. Baumwolle ist jedoch nicht das einzige Material, welches die Weber in Indien beschäftigt. Die Menge der in 1814 eingeführten Stücke indischer Seide (chinesische ausgenommen) war nur 76,550; in 1828 betrug sie 163,906, also eine Vermehrung von 87,356 Stück, jedes Stück 1 £ Sterl. werth. Dies vermindert den Verlust des indischen Webers bis auf 709,763 £ Sterl. Außerdem versieht jetzt der Freihändler den indischen Weber für seinen Webstuhl mit einem ihm in früheren Zeiten unbekannten Material, nämlich Baumwollgespinnst. Mit Einschluß der in- und ausländischen wurden letztes Jahr von dieser Waare für nicht ganz 400,000 £ Sterl. ausgeführt, was den Marktverlust des indischen Webers bis auf 309,763 £ Sterl. vermindert. Es läßt sich vernünftigerweise annehmen, daß die weitere Masse rohen Erzeugnisses, die der englische Markt von Indien nimmt, und die nur allein in den drei Artikeln Baumwolle, Indigo und Zucker (Mauritius ausgenommen) in 1828 den Betrag von 1814 um mehr als 1,600,000 Pfund überstieg, Indien einigermaaßen entschädige für die nicht sehr beträchtliche Summe, um welche die Consumtion der indischen Manufakturwaaren in diesem Lande abgenommen hat. Nach dem von der Ausfuhr des Baumwollgespinnstes gegebenen Bericht und der verminderten Darstellung des Verlustes der Weber würde es uns nicht sehr überraschen, die Leiden Indiens von dem Unheile des freien Handels von den letzteren auf die Baumwollspinner übertragen zu sehen, in welchem Falle die Vertreter von ganz Indien sich nothwendig auf eine Handvoll alter Weiber beschränken würden!"

Grundgesetz, oder konstitutionelle Charte des Königreichs Frankreich. Nebst mehreren darauf bezüglichen Anhängen. Hamburg, 1830. Hoffmann und Campe.

Als wir vor vierzehn Tagen zuerst auf die französischen Angelegenheiten anspielten, war uns nur eben die erste Kunde von dem Gewaltstreich zugekommen. Wir hofften Alles von der Freiheitsliebe des Volkes und von seiner Mäßigung; wir vermeinten bei Karl X. auf einigen Sinn für das eigene Interesse zählen zu dürfen. Solche Verblendung hatten wir nicht erwartet: aber auch nicht einen so glorreichen Ausgang. Das französische Volk hat sich mit Ruhm bedeckt. Ein solcher Kampf, ein solcher Sieg, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Hier war kein Kampf der Meinungen, der streitenden Interessen; kein Sieg einer Partei, sondern ein Sieg des guten Rechts, der Würde des Volkes, des klaren Bewußtseins, daß vom Volk alle legitime Gewalt ausgeht. Man hat kein Gesetz verletzt; keine Rücksicht aus den Augen verloren; man hat das Eigenthum geehrt; noch mehr: man hat das Unglück mit zarter Schonung behandelt. Welches Volk hat ein gleiches Ereigniß in seinen Jahrbüchern aufzuweisen? Und — damit wir zuerst der Bürgertugend die verdiente Huldigung darbringen — einer Tugend vor deren ruhigem Verdienst der Glanz des Purpurs verbleicht, und der Schimmer der Kronen erlischt: — Ehre dem Nestor der Revolution, den drei Menschenalter unter den Vorfechtern ihrer Freiheit bewundert haben: Ehre dem General Lafayette.

Kein hartes Wort über Karl X. soll hier stehen. Seine Verblendung mag die rührende Rechtfertigung des unglücklichen Lear für sich in Anspruch nehmen.*) Aber es ist Bürgerblut geflossen. Wer hat es zu verantworten? Wer anders, als die Elenden, die die Würde der Nation in ihren Deputirten beleidigt? Wer anders, als die Verräther, die nach den Freiheiten des Volkes die frevelnde Hand ausgestreckt? Zur Sühne fordern die liberalen Blätter ihr Blut. Wir hoffen, die öffentliche Meinung wird es nicht verlangen. Wir wollen uns erklären.

Wenn wir nicht glaubten, daß eine geläuterte Philosophie überall die Todesstrafe verwirft — daß ein geordneter Rechtszustand ihrer nicht bedarf — so würden wir vielleicht sagen: hier ist ein todeswürdiges Verbrechen. Aber wir würden dennoch hinzufügen: es ist einer großen Nation würdig, Barmherzigkeit zu üben an armen Sündern; würdiger, als ein rückwirkendes Statut einschreiten zu lassen. Und wir sehen nicht ganz klar, wie das Letztere vermieden werden sollte. Kein Gesetz definirt das Verbrechen der Minister; keines bestimmt die verwirkte Strafe. Wären sie in diesem Augenblick noch *gefährlich*, so gestehen wir, daß die Rücksicht nicht eintreten dürfte. Aber wird es nicht gut sein, zu zeigen, daß das Maaß der Verachtung das Maaß des Abscheus noch überwiegt?

*) ..... A man,
More sinned against, than sinning.

Aber die *verbesserte Charte* mag alle Schrecken des Gesetzes waffnen gegen den wiederholten Versuch des Verbrechens. Hätte ein bestimmtes Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister bestanden, es ist zehn gegen eins, daß die Revolution nicht nothwendig geworden wäre. Die Verweigerung der ungesetzlichen Steuern, die konstitutionelle Anklage würden mit Nothwendigkeit einen Ministerwechsel und, was dasselbe ist, einen Wechsel des Systems, herbeiführen.

Die Revolution ist beendigt. In dem Augenblicke, da wir schreiben, trifft über London, die Nachricht von den Verhandlungen vom 7ten d. M. ein.

Die Kammer hat ihre Aufgabe nicht verkannt. Es ist klar, daß die Mehrzahl der Franzosen die Republik nicht gewollt hat. Die Aufgabe der Deputirten hat sich also darauf beschränkt, die Gefahren abzuwenden, die unter der Charte, *wie sie war*, die konstitutionelle Monarchie bedrohten. Die Erfahrung der letzten funfzehn Jahre hat die Kammer bei ihren Beschlüssen geleitet. *)

Die Presse ist frei; ein Geschwornengericht wird in Fällen von Preßvergehen und von politischen Vergehen entscheiden; die Charte selbst und die Sicherheit des Staates, ist unter den Schutz der Nationalgarde gestellt. Die Verantwortlichkeit der Minister, die Verhältnisse der erblichen Aristokratie, ein populäres Wahlgesetz, und die in der Addresse näher bezeichneten Punkte werden den Gegenstand eigener Statuten ausmachen.

Ueber die Thronfolge war in der Charte nichts bestimmt. Es blieb also der Berathung und den Wünschen Frankreichs freies Feld. Daß die Mehrzahl sich eher für einen Mann, den die Schule des Unglücks gebildet hat, als für den Zögling der Jesuiten entscheiden würde, war voraus zu sehen.

Die Revolution ist beendigt; möge es die letzte gewesen sein! Die Verhandlungen vom 7ten August werden eine Epoche bilden in den Annalen der französischen Freiheit. Der schönste Triumph der Freisinnigen war ein Triumph der Mäßigung, der Entsagung. Die Minderzahl der Bürger, die republikanisch gesinnt ist, hat ihre individuellen Ansichten und Wünsche der öffentlichen Ruhe, und der würdigen Stellung des Reiches, nach außen hin, zum Opfer gebracht.

*) Wir hoffen, daß die Verlagshandlung der Uebersetzung der Charte durch Beifügung der Resultate des 7. August, in einer zweiten Auflage, neuen Werth geben wird.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

8. Hamburg. Montag, den 23. August. 1830.

Inhalt.

Grün: der letzte Ritter.....Seite 57
Asper: Die homöopathische Verschlimmerung " 60
Görres: Drei Vorträge über die Weltgeschichte..... " 61
Novitäten..... " 64

Der letzte Ritter. Romanzen-Kranz von Anastasius Grün. München, 1830. F. G. Franckh.

Der Verfasser ist offenbar ein junger Dichter: aber ein Dichter. Was ihm noch abgeht, das werden wiederholte Versuche ersetzen, und ein geübteres Ohr, und, wenn er uns den Ausdruck nicht übel deuten will, fortgesetzte Studien; was uns noch stört, das wird die Feile wegglätten,*) ein geläuterter Geschmack wird es verbannen; was uns an seinen Dichtungen erfreut, die Fülle, das Neue, das Ueberraschende der einzelnen Bilder, die uns entgegentreten, und jenes „Streben nach dem Edleren" das der Dichter für sich in Anspruch nimmt, das erfreut uns zugleich als ein Pfand des Fortschreitens auf einer wenig, und von den Wenigsten mit Glück betretenen Bahn. Es ist bemerkenswerth, daß Süddeutschland, die früheste Heimath der historischen Romanze, in unsern Tagen ihre zweite Blüthe an's Licht gefördert hat; dort wohnen, durch Abstammung, durch verwandte Studien, durch gleiches Streben, und zumeist durch Freundschaft verbunden, die beiden Dichter; die man leicht als die Meister der Dichtungsart unter den Zeitgenossen erkennen wird:

„Von dorther tönt ein gemüthlicher Klang zartfühlender, heimischer Lieder;" **)

und es mag als gute Vorbedeutung gelten, daß in einer benachbarten Provinz auch dieser „Romanzen-Kranz" gewunden ist.

*) Im Ausdruck sowohl als auch in der metrischen Form ist noch Manches, was eine sorgsamere Feile ohne Zweifel entfernt haben würde. Wir schämen uns, unsre Leser von Daktylen und Anapästen zu unterhalten. Aber warum hat es der Verfasser sich nicht selbst gesagt, daß bei dem gewählten Versmaaße, der Gebrauch des Daktylus die äußerste Vorsicht erfordert; daß der Anapäst in der zweiten Hälfte der Verse im Allgemeinen weniger zulässig ist als in der ersten; daß er wiederum in dem zweiten Fuße dieser zweiten Hälfte seltener eintreten darf, als im ersten, und am seltensten im dritten?

**) Worte des sonst scharfen und etwas vornehmen Kritikers in der „verhängnißvollen Sabel."

Der letzte Ritter, den der Dichter feiert, ist der Kaiser Maximilian, dem der Freiherr v. Hormayr zuerst, und nicht mit Unrecht, den Ehrennamen zuerkannt. Maxens Leben, von des Herrschers Wiege, bis zur Heimkehr vom letzten Sieg, ist reich an poetischen Momenten. Der Dichter hat sie in einzelnen Bildern dargestellt, und damit weit besser gethan, als wenn er die Form des größeren, zusammenhängenden, epischen Gedichtes gewählt hätte — eine Form, die wir verzweifeln jemals wieder mit Glück durchgeführt zu sehen. Wenn, wie dieß hier der Fall ist, die poetische Einheit des Planes die einzelnen Romanzen verbindet; wenn das Interesse weder durch Ungleichartiges zerstreut, noch durch Einförmiges ermüdet wird, so ist ein „Romanzen-Kranz," unsres Bedünkens, dem Epos unbedingt vorzuziehen. Dazu kömmt noch der Vorgang der orientalischen, und der ältesten deutschen Poesie; und warum sollten wir nicht auch der Iliade ihr Recht wiederfahren lassen, und sie lediglich als eine Sammlung von Rhapsodieen betrachten, die gar keinen Anspruch machten auf die ungefügige und unvollkommene Verbindung zum Epos, die das Geschrei der Kritiker nach der von ihnen diktirten Einheit verlangt? Wie, wenn das Epos überall nur eine von den Kritikern erfundene Gattung wäre — wenn ein bloßes Mißverständniß den Begriff in die Poetik eingeführt — wenn dieß Mißverständniß allein spätere Poeten veranlaßt hätte, die Gattung zu begründen, in der sie dem Homer nachzuahmen vermeinten? Es kann hier nicht der Ort sein, diese Idee weiter zu entwickeln: aber wer sie prüfen will, der vergesse nicht, erstens die Jahrhunderte, die zwischen Homer und Aristoteles liegen, und zweitens, die Langeweile, die die meisten epischen Dichter nach Homer dem Leser (so wie die Menschen jetzt sind) verursachen.

Die historische Romanze macht ganz eigenthümliche, und, man darf es nicht verhehlen, hochgespannte Anforderungen, an die Phantasie. Bei allen übrigen Dichtungsarten bescheiden wir uns, daß zu uns, Lesern des neunzehnten Jahrhunderts, ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts spricht. Nicht so bei der historischen Romanze. Sie führt uns auf ein fremdes Gebiet. Sie versetzt uns inmitten der „Tage die nicht mehr sind." Unsre Verhältnisse, unsre Bildung, unser Raisonnement, unsre Sprachweise selbst sind ihr fremd. Nicht nur daß sie uns Gestalten vorführt, und Handlungen beschreibt, die einer früheren Zeit angehören. Der Dichter selbst, seine Persönlichkeit, gewinnt einen idealen Charakter. Nicht als Dichter tritt er vor uns auf, sondern als Sänger. Ist das vorwaltende Interesse ein dramatisches? Er lebt und webt unter den handelnden Personen. Ist es ein lyrisches? Die Empfindung, die er aus ihrer Seele singt, reißt ihn hin. Er zieht nicht bloß den Vorhang auf, er steht mitten auf der Bühne: wir sind die Zuschauer. Freilich aber nicht wir, mit unsern Systemen von gestern, mit unsern Moden und Manieren von heute. Auch uns muß der Zauberstab berühren, er muß uns, mit unsern gealterten Begriffen, verjüngen. Was der Sänger sieht, was er singt, was ihn zu Lust und Leid bewegt, muß auch uns ergreifen. Er hat seine Sache schlecht gemacht, wenn wir nicht mit ihm fühlen, was ihn erfreut oder ängstet, wenn wir noch fragen —

„Was ist ihm Hekuba? Was ist er ihr?"

Oder in der Schulsprache: Des Romanzendichters Aufgabe ist nicht, wie die des Dramatikers, die Objektivität in der Darstellung; sondern die Subjektivität; nur nicht, wie die des Lyrikers, die eig'ne Subjektivität, sondern eine fremde, idealische.

Diese Illusion zu erreichen, ist schwer; sie festzuhalten und durchzuführen, am schwersten. Es wird eine Beweglichkeit der Anschauung erfordert, eine Lebendigkeit der Darstellung, eine Art der Beredsamkeit, die uns mit unserer Reflexion nicht zu Athem kommen läßt. Oder aber ein ruhiges und behagliches Ausmalen einer Scene, das uns die Gegenwart vergessen macht.

Und genügt diesen Anforderungen, was der Dichter uns gegeben hat? Wir haben die Antwort bereits angedeutet. Wir finden die Keime vieles Trefflichen, das Unterpfand einer höheren Vollendung. Die ins Einzelne gehende Kritik, die mehr den Autor zu bemeistern, als dem Publikum den allgemeinen Ueberblick zu erleichtern unternimmt, ist dem Zwecke dieser Blätter fremd. Wo der Geschmack und das leicht zu gewinnende Urtheil entscheiden muß, da genügen Andeutungen und Proben. Und es ist unsre Art nicht, zu thun, wie alle Welt thut, wenn sie recensiren will — die Proben im eigenen Raisonnement zu ersäufen.

Digitized by Google

Zuerst eine erzählende Romanze: der Besuch des „treuen Narren" bei seinem Herrn, der in strenger Haft sitzt zu Brügge.

Einst als in tiefem Sinnen Max durch's Gefängniß schritt,
Pocht's an die Thür' und nahet mit schüchtern leisem Tritt,
Vermummt in die braune Kapuze, den Rücken gebückt und krumm
Stand jetzt ein Mönch im Zimmer und sah sich bedächtlich um:
„Gott ist ein Brillenschleifer, hat Gläser hell und blaß,
Wir Menschen sind die Käufer; der Eine sieht trüb durch's Glas,
Den Andern kneipt's in die Nase, rein zeigt's dem Dritten und Klar;
Die grüne Hoffnungsbrille bring' ich, sein Knecht, euch dar. —"
„„Macht's kurz, Herr Pater! — doch seltsam, verzeiht, und zürnet nicht,
Mir dünkt die Kutte passe zu eurem Schalksgesicht,
Wie Lenz und starrer Winter, wie Lachen und Weinen zugleich,
Wie eine Rose, blühend am Pfaffenkäppleingesträuch.""
„Errathen, mein lieber Max, der von der Rosen ist da,
Eu'r Kunze steht euch rettend im Mönchsgewande nah! —"
„„Willkommen, Bursche, willkommen, du edles, treues Blut!
Doch sprich, wie um die Kapuze gabst du den Schellenhut?""
Da fliegt an den Hals des Königs der lust'ge Pater jetzt,
Ei wie er ihm Brust und Hände mit warmen Thränen netzt!
Sein Antlitz, frisch und fröhlich, blickt aus der Kutte empor,
Wie'n rothes Alpenröslein aus schwarzer Erd' hervor:
„Was Wunder? Ein Mönch und Schalksnarr ist kein so selten Paar,
Verspürt ein Mönch das Jucken, so kratzt sich meist der Narr,
Sie trinken aus einem Glase, und theilen Bett und Gemach;
Ihr folgtet nicht dem Narren, gebt nun dem Mönche nach.
Ich kam euch zu befreien. Schon längst bei kalter Nacht
Schwamm ich durch das Gewässer das diese Mauern umwacht,
Da klatschten die Schwäne die Flügel und schnatterten so grell,
Als wäre jeder aus ihnen ein flämischer Rebell.
Drauf in Francisci Kloster ging ich zum feisten Wardein,
Der trinkt euch zu Ehren täglich ein halbes Fuder Wein,
Er hat, nebst Gruß und Segen, euch dieses Kleid beschecrt
Und einen gesattelten Frater und ein psalmirend Pferd.
Nach Middelburg nun eilet zu Kaiser Friederich,
Dieß Brieflein euch zu bringen sandt' er von dannen mich,
Sein Heer fliegt euch zur Rettung mit Sturmesungestüm,
Die Herrn von Baiern und Sachsen und Brandenburg mit ihm.
Wir tauschen Rock und Würde, schnell scheer' ich's Haupt euch glatt,
Einstweilen nehmt die Haarkron' zu gold'ner Krone Statt,
Wie soll'n die Flämmlinge schauen, wie will ich vor ihnen mich winden,
Wenn sie den König suchen und einen Narren finden!"
Da sprach gerührt der König: „„Dank dir, du treuer Kumpan!
Ich weiche nicht von hinnen. Gar klug zwar ist dein Plan,
Doch ziemt wohl einem König solch Fastnachtsmummenkleid?
Nur Segel sei ihm Klugheit, doch Ruder Frömmigkeit!""
„Gemach, mein lieber König! da fällt mir ein Mährchen ein:
Es gingen Fromm und Klug einst in eine Schenke hinein,
Der Fromme schenkt manierlich in beider Gläser den Wein,
Der Kluge aber possirlich säuft beide Gläser rein. —
Du bist zu fromm, mein König, für dieses Flämmlingsgezücht,
Komm', nimm die Kutt', ich wette sie läßt dir so übel nicht!
Schnell, Frater Maximiliane, zeigt der Tonsur euch werth,
Auf, tapfrer Franziskaner, wohlauf, zu Pferd, zu Pferd!"
„„Spar' deinen Athem, Bursche!"" so braus'te Max jetzt drein,
„„Das Wort, das ich gesprochen, steh' fest, wie Marmelstein!
Ich schwur den Eid, zu bleiben, und 's ist ein Königseid!
Leb' wohl, getrost mein Treuer, die Rettung ist nicht weit.""
Noch flehte Kunz, — vergebens! sein Blick hat flehentlich,
Darauf verzog's ihm die Lippen, halb bitter, halb weinerlich,
Und zwischen den Zähnen murrt' er: „Ach, gleich ja dacht' ich's mir:
Wer nun den König suchet, trifft einen Narren hier."

Die folgende Romanze „die Schweiz" ist an neuen Bildern reich. Sie steht an der Spitze von vier historischen Bildern, „Ritter und Freie" überschrieben. Die Begeisterung des Dichters für die Schweizerfreiheit bildet einen nicht ganz erklärlichen Kontrast mit dem bittern Hohn, mit dem er der Volksbewegungen in den Niederlanden erwähnt. Es scheint, daß er die Freiheit der Städte, und die Bürgerherrschaft für etwas absolut unpoetisches nimmt. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten; auf jeden Fall kann er eines für sich anführen: er spricht im Sinn der Zeit, in der das Ritterthum mit Eifersucht die wachsende Macht der Städte betrachtete.

Was treibt euch wohl, ihr Fürsten, stets in die Schweizergaun?
Wollt einmal doch im Leben ein freies Land ihr schaun?
Wollt ihr das Zepter tauschen um einen Hirtenstab?
Ha, oder wollt ihr finden in freier Erd' ein Grab?
Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's, gleich einem Buche, geschrieben von Gotteshand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sankt Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.
Wißt ihr was drinn geschrieben? O seht es strahlt so licht!
Freiheit! steht drinn, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht,
Es schrieb sie ja kein Kanzler, es ist kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rothes Siegel brennt.
Seht dort den mächt'gen Felsberg, der Mönch heißt er im Land,
Der freie Aar umkreist ihm der kahlen Stirne Rand,
Fels ist die graue Kutte, Schnee seiner Scheitel Zier,
Das Weltall seine Zelle, das Sternzelt sein Brevier.
Ist wo ein Mönch, bleibt sicher die Predigt auch nicht aus,
Der spricht im Lawinendonner, im rauschenden Quellengebraus,
Freiheit! das ist sein Spruchtext; ihr Herrn will's euch nicht freun?
Der Pater ist ein Ketzer, sie sperr'n ihn einst noch ein!
Seht dort im weißen Schleier anfragt der Jungfrau Haupt,
Als Bräut'gam hat ihr der Morgen mit Rosen die Stirn' umlaubt,
Mit bunten Blumen hat sie gestickt das grüne Gewand,
Dran spielen rauschende Quellen, wie'n flatternd Silberband.
Ob ihr wölbt sich zur Kuppel der Lüfte blauer Strom,
Der spitzen Gletscher Reihe rings scheint die Orgel im Dom;
Fürwahr, mich däucht, wo Jungfrau und Orgel zusammenkam,
Blies da Musik und Sang aus, das wäre wundersam.
Horch wie ihr Lied an Herzen so herrlich, kräftig pocht!
Freiheit, Freiheit! so singt sie, daß jeglich Herzblut kocht;
Beim Himmel, niemals sangen der Erde Töchter so schön,
Es müssen Gottes Engel im Chore sie umstehn!
Ihr Herrn, will's euch nicht munden? ihr hört wohl keinen Klang,
Weil kein Kuirat, kein Säbel, euch's um die Ohren sang,
Im Schweizerland doch lies't man gern jenes Riesenbuch,
Und horcht dem Lied der Jungfrau, und merkt des Pred'gers Spruch.
Im Schweizerland da springen die Quellen frei empor,
Frei schweben die segelnden Wolken und singender Vögel Chor,
Frei blickt vom Firn die Gemse auf krachende Wetter herab,
Und freie Weste flüstern um freier Helden Grab.
Viel tausend Schweizer stehen auf hoher Alpenwand,
Und schaun in's Land hernieder, und drücken Hand in Hand,
Und schwören, in Tod und Leben zu stehen kühn und treu,
Und schwören, in Tod und Leben zu bleiben stark und frei!

Ein Schlachtstück, ebenfalls aus den Schweizerkämpfen.

Digitized by Google

Wer ist's der dort vor Allen durch's Schlachtgedränge brauft,
Wie die gewalt'ge Windsbraut an stöhnende Fichten sauft?
So kühnbegeistert kämpfet ein Freier nur! — O nein!
Das ist der Fürstenberger, der ficht vor seinen Reihn.
Im flatternden schwarzen Mantel mit einem Kreuze weiß,
Strömt wie ein wandelnd Sargtuch ein Mann aus der Schweizer Kreis;
Das ist von Zug der Dechant. Gelobt sei Jesus Christ!
Willkommen Ihro Hochwürden, willkommen zu dieser Frist.
Sonst schwang er nur den Wedel, geweihten Wassers voll,
Daß jedes Haupt der Gläub'gen im Odm von Weihbronn quoll;
Ha, wie er's Schwerdt jetzt schwinget, wie's Blut dran niederlaufet,
Das ist der Wedel und Weihbronn womit die Freiheit tauft.
Seht dort den blut'gen Helden, kühn streitend auf Leichenhöhn,
Wie auf dem Fels die Eiche im Morgenrothe stehn!
Ein Schweizer nur kämpft also, — ein Schweizer ist es nicht! —
Das ist der Fürstenberger; hei, wie so gut er ficht!
Horch wie das Horn so gräßlich des Zuger-Hirten schalle!
Sturm, Sturm! ruft kräft'gen Tones der Schiffer aus Unterwald;
Ha Schützenvolk aus Uri, du zielest weit und gut!
Ei Solothurner-Winzer, die Traube gibt schon Blut!
Was weht da für ein Banner vor Allen hoch daher?
Im purpurrothen Felde ein grimmer, schwarzer Bär!
Ja, biedres Bern, du wähltest dein Banner klug und gut,
Dein grimmer Bär, der watet jetzt tief im rothen Blut.
Dort mit gespaltnem Haupte sinkt Einer auf den Grund,
Seht, selbst im Tod schwebt Lächeln noch um des Helden Mund;
Nur Freie lächeln sterbend: ein Schweizer ist's! —
O nein!
Der Fürstenberg ist's, lachend in Schmerz und Todespein.
„Ihr schweizerischen Schnitter, ihr schneidet bis auf's Blut!
Ihr schweizerischen Dresscher, ihr dreschet derb und gut!"
Er stöhnt's und stirbt inmitten der Leichen seiner Schaar,
Im Tod noch treu ihr Herzschild, wie er's im Leben war.
Wie Garbenbünde liegen gefällt die Ritter schon,
Ihr Führer in der Mitte als purpurrother Mohn;
Auf's öde, wüste Saatfeld blickt still das Abendroth,
Die Schnitter aber schweigend verzehren ihr Vesperbrod.
Seht dort das graue Beinhaus, das ist der Freiheit Schenke,
Da häufte sie als Aehren die bleichenden Gebeine;
Wenn einst der erste Morgen des ew'gen Lenzes naht,
Erstehe in Früh' auch wieder, o Freiheit, deine Saat!

Viele einzelne Bilder verdienten wohl der Auszeichnung; wir müssen uns begnügen, nur wenige hier auszuheben. Marx steht vor Wien — das erste Wiedersehen nach der Haft in Flandern: —

Wohl steht er jetzo wieder den hohen Riesendom,
Die Mauerkoloss' und drüben den blauen Donaustrom,
Der um die Stadt der Treue die schimmernden Fluthen schmiegt,
Wie eines Magus Schlange zur Nacht vor'm Schatze liegt.

Bei dem folgenden schönen Bilde stören nur die etwas disparaten Züge zu Ende der ersten Strophe: —

„„Vor manchem Pfeile schirmet das Weib des Geliebten Herz,
Erst wenn es ausgestürmet, weint sie dem eignen Schmerz;
So winkt zu Siegesbahnen dem Heer des Helden Hand,
Erst die erfochtnen Fahnen sind seiner Wunden Verband.
So gleichen Beide dem Baume, der, wenn es hagelt und stürmt,
In seinem schatt'gen Raume den bangen Wandrer schirmt;
Erst wenn die Stürme schweigen, die Lüfte wieder blau,
Dann schüttelt er von den Zweigen den eignen Thränenthau.""

Wir schließen mit einer Stelle des Epilog — Marens Gruft — bei welcher wir aber das Moderne und den Sermon gegen die Gleichgültigkeit, der dem Ton der Romanze nicht gut ansteht, nicht loben können.

„Und Helden aller Zeiten und Kön'ge mancher Länder
Umstehn im Kreis das Grabmal, gehüllt in Erzgewänder,
Noch jetzt voll Kraft und Wohlklang, wie einst ihr Arm und Herz!
Erstarrt ist unverwelklich ihr Lorbeer selbst zu Erz.
Ihr Helden ernster Miene, was hat euch herberufen
Zur feierlichen Runde an dieses Denkmals Stufen?
Wollt ihr die ew'gen Zeugen von Marens Ruhme sein?
O dann entweicht! — er selber ist sich genug allein!
Wollt ihr sein Grabmal schirmen als treuer Wächter Heer,
In seines Volkes Mitte schläft solch ein König gut!
Ihr ehrnen Hochgestalten, Stamm der Vergangenheit,
Wollt ihr Gericht wohl halten ob unsrer neuen Zeit!? —
Soll ich euch Rede stehen? soll ich hier Kläger sein?
Der Sohn die Mutter schmähen? — Laut schwör ich's, nein, o nein!
An's Herz will liebeflammend der Gegenwart ich fliegen,
In ihre Arme stürzen und schweigen in ihren Zügen!
Wir leben schöne Tage, von Ruhm und Glück verklärt,
Wir haben edle Fürsten, der ewgen Palme werth!
Wir lauschen hohen Sängern im deutschen Liederhain,
O würd' ich werth, zu schreiten dereinst in ihren Reihn!
Und selbst die alte Freiheit, wir sahn's, wie sie erstand!
Zwar war sie längst begraben, lang in den Sarg gebannt,
Doch aus den Grabesbanden hat sie sich aufgerafft:
Da sie als Geist erstanden, focht sie mit Geisterkraft!
Sie kämpfte hier auch herrlich in den Tyrolerpaun,
Da ward zum Schwerdt die Pflugschar, um Fesseln zu zerhaun,
Das Lodenwamms zum Panzer, zur Burg jed' Halmendach,
Der Hirt' empfing am Schlachtfeld den heiligen Ritterschlag.
Und Friede ward's dann, Friede, wie keiner je wird blühn,
Weil auch in solchem Kampfe die Erde nie wird glühn;
Doch wo sind all die Blüthen, die damals sich verjüngt?
Wo sind die reichen Früchte, die uns der Friede bringt?
Nur einzeln, sparsam sprießen sie hier und dort hervor,
Statt daß ganz Deutschland stünde im vollen Segensflor,
Ein Lenz voll üpp'ger Blüthen, dem Früchte sich vermählen,
Ein Herbst voll goldner Früchte, dem auch nicht Blüthen fehlen! —
Träg unter'm Baum des Lebens liegt unsrer Zeit Geschlecht,
Halb Schalksnarr und halb Weiser, halb König und halb Knecht;
Da liegt und schläft es reglos, und scheint sich nur zu regen,
Um sich zur andern Seite zu neuem Schlaf zu legen.
Ob's stürmt, ob's licht, ganz sorglos, — geschützt vom schatt'gen Baum, —
So ruht's und pflückt die Früchte der reichsten Aeste kaum,
Träg über seinem Haupte rollt düstrer Wolkenzug,
Und dumpf und langsam klappert der Eulen matter Flug.
Erschallt Posaunen der Wahrheit, damit es auferwacht
Flammt auf, ihr Sonnen des Lichtes, erhellt die Grabesnacht!
Wie die Natur im Lenze am meisten wirkt und schafft,
So wirk' und walt' im Frieden des Menschen Schöpferkraft!
Begeist'rung, Himmelstochter, laß dich zur Erde nieder
Und schwing' ob unsern Häuptern dein siegreich Banner wieder;
Bann' ihn hinweg den Unhold, den Dämon unsrer Zeit,
Dieß schlafriglahme Scheusal, genannt: Gleichgültigkeit!
Den Dämon mit dem Antlitz aus starrem Stein gepräge,
Der träg' im gleichen Takte die Hände klatschend schlägt,
Ob nun der Fürsten Bester dem treuen Volk sich zeige,
Ob ein geschminkter Gaukler die Bretterbühn besteige!
Ihr edlen deutschen Fürsten, erfaßt mit milder Hand
Den Zauberstab, den schönen, Lieb' und Vertraun genannt!
Ein Volk, das für den Fürsten gern Gut und Blut gegeben,
Wie könnt' es jemals dürsten nach seinem Blut und Leben?!
Ihr edlen deutschen Völker, laßt uns auf oben baun,
Von Thronen und aus Sternen glänz' uns das Wort: Vertraun!
Das Zauberwort, das Herzen zu Opferglueh entzündet,
Die Menschen an die Götter, an Fürsten Völker bindet!"

Digitized by Google

Die homöopathische Verschlimmerung. Ein romantisches Gemälde von Iwan Asper. Leipzig, 1830. W. Lauffer.

Eine ganz gute Idee; aber äußerst mittelmäßig ausgeführt. Hahnemann's Grundsatz, Gleiches mit Gleichem zu kuriren, den Teufel auszutreiben durch Beelzebub, wird auf Lebensverhältnisse, auf Affairen des Herzens angewandt.

Zwei Freunde ziehen von der Universität ab, das medicinische Doktordiplom in der Tasche. Haben sie die Medicin studirt? Keineswegs — der eine nicht, weil er sanguinischen, der andere nicht, weil er phlegmatischen Temperamentes ist. Um indessen das Examen zu machen — um, wie das Diplom besagt, die „Atlasbürde" auf die rüstige Schulter nehmen zu können — haben sie in der Eile dem Vater der Homöopathie, dem Apostel der Verdünnerung, sich in die offnen Arme geworfen. Offenbar meint der Verfasser, Hahnemann's System sei in wenigen Wochen zu erlernen. Die Homöopathen mögen ihm bedeuten, daß er sich gröblich irrt. Sie mögen ihn belehren, daß die Homöopathie denselben scharfen Blick, dasselbe angestrengte Studium, dieselbe Erfahrung erfordert, wie jede andere Heilart; daß sie mit nichten eine leichte Kunst ist; denn

„Mit Schweiß bedeckt hat ihre Bahn ein Gott,
Und viele Arbeit vor sie hingelegt,"

Die beiden Freunde indessen nehmen die Sache leichter. Sie machten Halt, in einem Dorfe, wo ihre Wege sich trennen. Sie machen sich Quartier in einem ganz anständigen Kruge, lassen sich gut bewirthen, und prellen den Wirth, (der die Homöopathie auch kennt, und zwar aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen), auf welche Weise, das mögen die Wißbegierigen im Buche selbst nachlesen.

Der Phlegmatikus ruft in dem Augenblick, da sein sanguinischer Freund sich zur Ruhe begeben will, mit Pathos aus: —

„Herr Bruder, ich habe da noch einen gescheuten Einfall, laß ihn dir mittheilen, ehe wir uns legen."

„Gebe der Himmel, daß er dieß ist," antwortete Jener, „denn ich bedarf der Ruhe. Darum mach's kurz und laß hören."

„Du wirst ihn und mich bewundern, und Dein mattes Gehirn an der Originalität des Gedankens wieder auffrischen," prahlte Arsäus. „Du meinst es doch ehrlich mit der homöopathischen Bekehrungsschule, und denkst daran ehrlich zu halten Dein Leben lang?"

„Wozu diese Frage!" murmelte unwillig Jener. „Frage den Unglücklichen, der mit dem Tode ringt, ob er das einzige Mittel, das Leben zu retten, verschmähe!"

„Nun gut, so höre," fuhr Jener fort. „Ich meine, Jeder, der es ehrlich mit der Homöopathie meint, müsse das Grundprincip derselben mit voller Consequenz auch in seinem äußern Leben durchführen, und auch auf diese Weise die Aechtheit desselben zu documentiren bemüht sein. Schon haben wir Beide, ohne daß wir es vielleicht geahnet, durch das Gesetz der Aehnlichkeit unserm zerrütteten Leben wieder aufgeholfen, denn was wäre aus uns geworden, hätten wir nicht Similia similibus unsere durch lockere Burschenstreiche aller Art, die, ohne Ruhm zu melden, in unsern Nachkommen wohl nicht zu häufig sich wiederholen dürften, auf negativem Wege erworbene Unwissenheit durch die Seichtigkeit der homöopathischen Heillehre neutralisirt, die auf den Namen einer Wissenschaft wohl schwerlich jemals Anspruch machen wird."

„Zur Sache, wenn's beliebt," unterbrach Alexis gähnend den Schwätzer; „was Du so eben gesagt, wird uns wohl niemals zur Ehre gereichen."

„Die Ehre wird noch kommen, Bruder," bemerkte mit Unwillen dieser. „Wir werden noch dereinst leuchten wie Jupiter und Uranus —"

„Oder spurlos verschwinden, wie Sternschnuppen," grollte Alexis. „Doch nun heraus mit Deinem genialen Einfalle, oder ich gehe zu Bette."

„Die gräfliche Nichte, die wir vor Kurzem abfahren sahen," begann weiter Arsäus, „und die, wie verlautet, die Kunst unsers Meisters auf eine harte Probe zu stellen gedenkt, hat mich durch die ungezwungenste Ideenassociation von der Welt auf das interessanteste Kapitel unsers zukünftigen Lebens, nämlich auf's Heirathen geführt. Nun ist zwar, wie erfahrene Ehestandspraktiker behaupten wollen, das Heirathen ein reiner Glückswurf, nichts desto weniger ist es bei mir beschlossen, dem Glück den Daumen auf's Auge zu drücken —"

„Wird nicht nothwendig sein, Bruder," warf Alexis, aufmerksamer geworden, dazwischen, „denn das Glück ist bekanntermaßen nicht nur bloß einäugig, sondern stockblind."

„Und," fuhr Jener fort, ohne durch diese Bemerkung sich stören zu lassen, „wenn ich es noch dahin bringe, nur ein Mädchen zur Frau zu nehmen, das geistig sowohl als körperlich mir vollkommen ähnlich, das Glück meines Lebens auf ächt homöopathische Weise zu gründen vermag."

„Die Wittwen hast Du vergessen, Arsäus," bemerkte Alexis, „es könnte sich finden —"

„Sie gleichen den nach allöopathischer Sitte erzeugten Arzneikrankheiten, sind daher nur selten noch kurabel, mithin von aller Bewerbung meinerseits völlig ausgeschlossen," erwiederte Arsäus. „Bist Du nun ein ächter gläubiger Homöopath," fuhr er fort, „und denkst Du des Meisters Wort treu zu verfechten bis an Dein Ende, so versprich mir, ein Gleiches zu thun, und kein Mädchen zu heirathen, das nicht im Aeußern und Innern Dir selbst vollkommen ähnlich, dem Glück Deines Lebens die Krone aufsetzen kann."

„Sollten wir aber ein solches nicht finden?" erinnerte, nachdenkend geworden, der Zweite.

„Dann fahren wir ohne Umstände als Junggesellen zur Grube," erwiederte, rasch einfallend, Jener. „Besser gestorben, als verdorben."

„Und die homöopathische Verschlimmerung in solcher Ehe? Sie kann und wird schwerlich ausbleiben," bemerkte klagend und scherzend Alexis.

„Möge sie kommen," antwortete Jener, „sie ist uns der Bürge, daß der Glückswurf gelungen, und geht bald und auf immer vorüber."

„Zwar suche ich das Geniale in Deinem Einfalle vergebens," hob, nach langem Nachdenken, Alexis an, „doch ist er barock, wie nur wenige. Nun wirst Du zwar längst gemerkt haben, Bruder, daß nicht wahre innige Ueberzeugung, sondern nur die Noth mich zur Homöopathie geführt, und daß ich zu dem Glauben an die gerühmte Unfehlbarkeit derselben mich nicht zu erheben vermag, dennoch, und weil mein verfehltes Leben auf solche Weise doch vielleicht noch einigen Reiz gewinnt, möchte ich, sollte mir dereinst die Möglichkeit und Lust zum Heirathen kommen, Deinem Vorschlage mich bequemen, und, gehe es auch, wie es wolle, nur ein mir möglichst ähnliches Geschöpf zur Frau nehmen.

„So lebe unsere Zukunft, Alexis! und laß uns diesem Vorsatze treu bleiben unter allem Wechsel des Lebens," sprach begeistert Arsäus, und stürzte den letzten Becher hinunter.

„Aufsehen erregt die Erscheinung gewiß," bemerkte Alexis seufzend. „Vielleicht ist es das einzige, das wir in der Welt machen."

„Juvat fortuna audaces!" frohlockte Jener, „nur dem Muthvollen gehöret die Welt, dem Zweifler gehöre die Hölle. Ich gehe zu Bette."

Und das Resultat? Es ist in dem Motto angedeutet, das dem Bändchen voransteht: —

„Nur wo das Strenge mit dem Zarten
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Alexis, der talentvolle und gewandte, beginnt unter günstigen Anzeichen seine Praxis. Die Kenntnisse, die ihm noch abgehen, erwirbt er sich durch angestrengtes Studium. Er wird zu einem angesehenen Kranken gerufen. Den Vater kann er nicht kuriren, aber er heirathet

Digitized by Google

die Tochter. Ein wahres Ideal von einem Mädchen: geistvoll, gebildet, dabei mit einem Anstrich von Schwärmerei. Kann er sein gegebenes Wort besser ehren, als wenn er sie zur Königin seines gleichgestimmten Herzens wählt? Daß sie Latein versteht, ist noch das Geringste, was sich von ihr rühmen läßt. Das Schlimmste aber ist, daß auf ihrem Tische, neben Horaz und Byron auch ein Boccacio zu finden ist. Es muß ihr also wohl die Erklärung eines Sprachlehrers nicht zu Gesicht gekommen sein, daß Boccacio keine Lektüre für Damen ist.

Die homöopathische Verschlimmerung bleibt nicht aus. Alexis findet gar bald, daß seine Thekla ihm nicht aus Neigung ihre Hand gegeben hat, sondern aus Pflichtgefühl, aus Rücksicht auf die Wünsche ihres Vaters. Ihr Herz aber gehört noch einem frühern Geliebten, den in der Blüthe seiner Jahre das unerbittliche Schicksal dahin gerafft, und den ihre Trauer überlebt. Alexis wird erstaunlich eifersüchtig auf den todten Nebenbuhler. Die Ruhe ist gestört, die schönen Tage sind zu Ende.

Indessen trifft es sich, daß Alexis an das Krankenbette des Justizraths von Abel gerufen wird, dessen Gattin Therese „dem Wittwenschleier mit ruhiger Ergebung entgegenharrt." Die gute Seele! Sie drückt dem Justizrathe die Augen zu. Mit welchen Gefühlen? „Zwar konnte sie sich nicht verhehlen, daß der würdige Mann, welcher als Arzt und Freund auf eine so vortreffliche Weise die körperlichen sowohl, als geistigen Quaalen des Gatten zu lindern, dem Tode den Stachel des Bitteren und Schmerzhaften zu nehmen verstand, und sie bei dem Verluste des Irdischen und an sich Vergänglichen mit meisterhaften Troste auf das Ewige und Unvergängliche hinwies, ihrem Herzen nichts weniger als gleichgültig sei, allein Liebe und Pflicht lagen im hartnäckigen Kampfe mit einander, der bloße Gedanke, daß neben dem in der Blüthe der Jahre langsam dahingeschiedenen Geliebten noch irgend ein anderer Erdensohn in ihrem Herzen wohnen könne, erschien ihr als sündhafter Frevel, und sie ging als Sieger aus dem gefährlichen Streite. Alexis war ein viel zu großer Kenner des menschlichen Herzens, als daß er da keck und verwegen hätte auftreten sollen, wo nur zarte Hinneigung inniges Mitgefühl, und leise, behutsame Hindeutung auf seine Hoffnungen, langsam zwar, aber desto gewisser zum Ziele führen konnten; nach wie vor der theilnehmende Freund, Berather und Tröster, schien er in dem Wunsche, Theresen die trauervolle Einsamkeit nach Möglichkeit zu erheitern und ihren tiefen Schmerz in sanfte Wehmuth aufzulösen, seine höchste Seligkeit zu finden." Später wagt er es schon, etwas stärker aufzutreten; aber die Treffliche stellt ihm vor, wie sündhaft es wäre, sich sofort von seiner untadeligen Gattin zu trennen um ihretwillen. Da stirbt Thekla's alter Vater. Neue zarte Andeutungen von Alexis' Seite; von Theresens neuer Edelmuth, neues Entsagen. Aber ihr Edelmuth soll noch überboten werden. Un beau matin läßt Thekla anspannen, und geht auf und davon, Niemand weiß, wohin. Sie läßt einen Brief zurück, indem sie dem Gatten ihren Entschluß kund thut, seinem und Theresens Glücke nicht länger im Wege stehen zu wollen. „Der Regierungsrath W..... in S.... wird in meinem Namen auf unsere Scheidung antragen. Lebe wohl, nimm meines Herzens heißen Dank für die Thräne des Mitleids, die vielleicht jetzt aus deinem Auge fällt, und vergiß mich!" Alexis liest — und ruft, mit der Beredsamkeit der Verzweiflung, dem eintretenden Dienstmädchen entgegen — „wo ist die Frau?" Das Dienstmädchen erschrickt, denn sie weiß nicht, wo die Frau Doktorin ist. Alexis erfährt es auch nicht: aber er tröstet sich.

Jahre waren verflossen, und an der Seite der treu geliebten Gattin, seiner Therese, wandelt Alexis in Pyrmont. Der kleine Arthur, das erste Unterpfand ihrer glücklichen Liebe, wird auf einem Spaziergang von einer fremden Dame — so erzählt wiederum das Dienstmädchen — zu sich gerufen, und mit vielem Interesse emporgehoben. Darauf hat die Dame ihn wieder niedergesetzt, und ist davongegangen. Es muß ja wohl Thekla gewesen sein. Denn auch Alexis hat geglaubt, sie in einer Dame auf der Promenade erkannt zu haben. Sie ist es wirklich gewesen. Einige Zeit darauf bringt die Post einen Brief, mit einem Dokumente beschwert, das von zwei Notarien der freien Stadt Bremen unterzeichnet ist. Dort ist Thekla gestorben, hat ihr übriges kleines Vermögen dem kleinen Arthur vermacht, und brieflich überaus zärtlichen Abschied genommen von Alexis und Theresen. Trauer — Schmerzgefühl — Allgewalt der Zeit — Nachhall — Ende.

Sehr rührend, ohne Zweifel. Aber Arsäus? Bei dem ist die homöopathische Verschlimmerung an der Seite einer phlegmatischen Gattin noch weiter gegangen. Sie hat ihn bis nach Hamburg geführt — in's Elend: denn Hamburg „war von den Strahlen der homöopathischen Sonne noch keineswegs erleuchtet und erwärmt." Er hat angefangen alle Welt zu rasiren, ist aber bald Hungers gestorben. Wird Keiner der homöopathischen Doktoren, die mit Alexis und Arsäus zugleich die Universität verlassen haben, hier auftreten, um zu beweisen, daß man in Hamburg an der Homöopathie nicht Hungers stirbt? Wir wollen den September abwarten; vielleicht bringt er uns Eisen oder den Andern.

Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge, gehalten an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Von J. Görres. Breslau, 1830. J. Max & Co.

Wenn ein unbezweifelt geistreicher Mann, dabei durch ein ernsteres Streben längst von der Mehrzahl der Schreibenden gesondert, allmälig immer entschiedener von den Wortführern der Zeitbildung sich lossagt, und, den alten Propheten gleich, auf unbetretenen Pfaden die Richtung „nach der Wüste" nimmt; wenn er dann, nach längerem Schweigen, wieder auftritt, und ohne Rückhalt den Stab bricht über die Lieblingsansichten und Bestrebungen dieser Zeit; wenn er, nicht selten in wunderlich klingender Rede, und mit wenig verständlichen Worten, das Volk vermahnt „dem Bösen zu entsagen und seinen Werken"; wenn er den Zünftigen der Wissenschaft, die er früher geehrt, den Krieg macht auf ihren eignen Gebieten, wenn er sie in Kombinationen zu verwickeln und in Labyrinthe zu ziehen sucht, in denen der Faden des Raisonnements gewaltsam abgerissen, und die Leuchte der Spekulation ausgelöscht wird: in solchen Fällen ist es die erste Pflicht der Kritik, wenn sie etwas mehr sein will, als Sylbenstecherei, zu thun, was an ihr ist, um dem Redner ein ruhiges Gehör zu verschaffen. Daß Keiner das Ungehörte verwerfe, Keiner das Halbgehörte verdamme. Denn wird wohl ein Redner endlosen Mißverständnissen, und tausendstimmiger Verhöhnung sich aussetzen, wenn er nicht glaubte, reden zu müssen? Wird er nicht lieber schweigen, als beides den Unverstand der Unwissenden und den Hochmuth der Gelehrten reizen, wenn er glaubte schweigen zu dürfen? Wenn fremde Eigenliebe schwer beleidigt wird und die eigne dadurch nicht, oder doch nur in weit geringerem Maaße geschmeichelt sein kann, so ist dieß ein sicheres Zeichen des Ernstes. Achtung dem Ernste, bei allen Besseren! Und wenn bei solchem Ernste das Treiben vieler Gebildeten, und vielleicht der meisten Männer der Wissenschaft, schonungslos angegriffen wird — nicht mit Waffen kleinlicher persönlicher Chikane, sondern mit Waffen des weit- und tiefblickenden Geistes — so erkennen wir darin eine natürliche Reaktion gegen die Leerheit des Alltags-

Digitized by Google

lebens, und gegen die Flachheit oder die Exceſſe der Spekulation. Ehre einer ſolchen Reaktion, mag ſie auch, und müßte ſie auch wiederum einſeitig werden, bei allen Verſtändigen!

Wir haben geglaubt, dieſe Andeutungen vorausſchicken zu müſſen, indem wir die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer für eine Schrift von Görres in Anſpruch nehmen. Selbſt bei den mündlichen Vorträgen hat er es für nöthig erachtet, einen geharnſchten Prologus vaturanzuſtellen. Seine Vorträge ſind mit ungewöhnlichem, und, wenn man Privatberichten trauen darf, mit lautem Enthuſiasmus von Hunderten von Zuhörern aufgenommen worden. Aber welcher Unterſchied zwiſchen dem geſprochenen Wort und dem geſchriebenen! Und doch ſind auch hier noch Spuren des Lebens, das ein reicher und freier Geiſt der ſtrengeren, wiſſenſchaftlichen Behandlung nicht entziehen wird. Gleich zum Anfang des erſten Vortrags ſpricht der Redner das Bewußtſein aus, daß er den zweijährigen Kurſus der Weltgeſchichte zum zweitenmale beginnt, nicht mit veränderten Anſichten, aber mit geförderter Einſicht, mit dem Ueberblick, den die einmal durchlaufene Bahn gewährt. „Nicht zweimal mag derſelbe Menſch denſelben Strom durchſetzen!“ Stillzuſtehen, mit dem Gewonnenen ſich begnügen, in träger Ruhe ſich deſſen zu erfreuen, iſt der Tod — fortzuſchreiten, weiter zu ſtreben, neu zu prüfen, iſt das Leben der Wiſſenſchaft.

Der Redner eilt zum Mittelpunkte ſeiner Weltanſicht. Ein neues höchſt treffendes Bild erläutert ſie, im Gegenſatz zu herrſchenden Begriffen.

Nehmt die Erſcheinungen der Naturwelt hin, wie die Sinne ſie, ungeprüft, Euch überliefern. Iſt nicht die Erde, auf der Ihr ſtehet, Kern und Mittelpunkt des Ganzen? Bewegt ſich nicht um die Erde — ſo urtheilt unbefangen das äußere Auge — das weite Himmelsgewölbe, mit ſeinen glänzenden Wundern? „Alle, die den ſinnlichen Schein zur Grundlage ihrer wiſſenſchaftlichen Gebäude nehmen, urtheilen einſtimmig: die Erde ſei die eigentliche Mitte des ganzen Weltgebäudes, um das Unbewegliche drehe alles Bewegliche ſich in ſtetem Kreislauf um, auch der Himmel gehorche dieſem Geſetze, und ſei durch das Band der Nothwendigkeit an die Herrſcherin gebunden, die von der Tiefe aus über die Höhe gebiete.“ Wie die Himmelskunde fortſchreitet, ſo häufen ſich dieſer Anſicht die Schwierigkeiten. Den Planeten werden Kreiſe angewieſen, und Kreiſe in den Kreiſen, und Kreiſe um die Kreiſe, ein ſeltſames Gewirre von „Cykloiden und Epicykloiden“, bis die urſprüngliche Einfalt der Lehre in einer Künſtlichkeit ſich verlor, „die alle Anſchauung verwirrte, und unter der jeder ordnende Verſtand erlag.“

Aber ſchon lange vor dem ſtill forſchenden Copernicus, lange vor dem abſchwörenden und doch glaubenden Galilei, war das Wort ausgeſprochen worden — „und ſie bewegt ſich doch!“ Dieſe Lehre hatte den rechten Mittelpunkt des Sonnenſyſtems gefunden, und der Erde ihre untergeordnete Stelle angewieſen; lange von den Meinungen des Scheines und des Irrthums zurückgedrängt, trat ſie endlich ſiegreich hervor, und entwirrte die verſchlungenen Bahnen der kreiſenden Weltkörper im Lichte der Wiſſenſchaft.

So ſtehen zwei Anſichten der Geſchichte ſich gegenüber. Aus dem Naturgebiet ward der Zwieſpalt der Anſchauung in's geiſtige hinübergetragen. Die eine Anſicht ſieht nur die allmälige Entwickelung der Dinge aus dem Chaos, durch dunkle Kräfte gefördert; allerlei Geſtalten, vom Chryſtall bis zur freieren Pflanzenform, von der Regung des Thieres bis zum Bewußtſein des Menſchen, thun ſich hervor, wie der dunkle Naturtrieb es heiſcht, nicht wie eine obwaltende Intelligenz es leitet und lenkt; ſei es Ungefähr, ſei es Schickſal, es iſt eine blinde Macht, die dieſer Anſicht als der Dinge Urgrund, als Anfang, Fortgang und Ende alles Vorhandenen erſcheint.

Anders, weit anders, die Anſicht, zu welcher der Redner ſich bekennt. Ihm ſteht „der Sonne am Himmel gleich, das lichtſtrahlende Auge der Vorſehung geöffnet über der Welt und der Geſchichte: immer wachſam lenkt es mit einem Blicke den Lauf der Ereigniſſe, und ſein Licht, ſich ſpiegelnd in denen, die da guten Willens ſind, rundet ſich brechend in jenen Bogen des Friedens, der über den alten Waſſern liegt.“ Eine ewige Idee prägt ſich aus in Allem was da lebt und webt; ein ewiger Plan umfaßt in ſich die Regungen der einzelnen Kräfte, die mit Perſönlichkeit und freiem Bewußtſein den Weltplan, ſelbſt wenn ſie ihn zu hemmen vermeinen, fördern müſſen. Dieß iſt, was der Redner das göttliche Princip in der Geſchichte nennt.

Man kann dieß Princip anerkennen, man kann in der Naturphiloſophie ſo wenig Beruhigung finden, als der Verf. darin gefunden hat; und man wird ſich doch der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß der Verf. die Anſicht, die er beſtreitet, als Karrikatur gezeichnet hat. Unſere Leſer mögen ſelbſt urtheilen.

„In Mitte der neugebildeten Geſellſchaft erhebt ſich bald phyſiſche und geiſtige Kraft, und eine um die andere ſucht der Herrſchaft ſich zu bemeiſtern, jene, indem ſie durch Ueberredung oder Waffengewalt die Schwäche gewinnt, dieſe, indem ſie auf die feige Furcht in der Menſchenbruſt den Aberglauben begründet, und ſo erbauen Tyrannen ihre Herrſchaft auf gewaltthätiger Uſurpation und Prieſter ihre Kirche auf dem Betrug. Und es breiten die beiden Mächte ihre Herrſchaft weiter und weiter aus; Schwertesmacht eint die Stämme zu großen Völkern um einen Thron zuſammen, und derſelbe Glaube hält ſie in der Verbindung feſt, die bald durch die gleichen Mittel über viele Völker ſich verbreitet. Nicht lange, und es entzweien ſich die Selbſtherrſcher mit den Theokraten; an den Gränzen ihrer gegenſeitigen Gebiete entzündet ſich zuerſt der Streit und wühlt ſich mehr und mehr in die Tiefen ein; heftige Kämpfe der hadernden Mächte erſchüttern die Jahrhunderte; an einander müſſen ſie ihre Kraft zerſchellen, damit das unterdrückte Recht Freiheit und Luft gewinne. Und das Befreite erhebt ſich groß und ſtark, und bewaffnet zuerſt den Verſtand gegen den Aberglauben, der anfangs unter höherer Sanction, bald auf eigene Hand die Paniere hebt, und in der Wiſſenſchaft Fuß vor Fuß dem Glauben ſeinen Beſitzſtand abgewinnt, und keck das Höchſte in die Verneinung niederzieht. Die Staatsgewalt mit den Völkern gegen das Prieſterthum, das iſt die Loſung in dieſem Streite; der Sieg entſcheidet ſich für den Stärkeren: das religiöſe Element wird vom politiſchen unterjocht, und die Kirche einſtweilen noch als eine Anſtalt der höheren Polizei geduldet. Der Staat, von aller Irrung durch ſogenannte höhere Kräfte glücklich abgewendet, erbaut ſich nun auch bloß auf materiellen irdiſchen Intereſſen; Geld und Papier und mechaniſch lenkbare Bewegungskräfte ſind die Elemente, aus denen er ſich zuſammenſetzt; das Geſetz des Hebels wird Grundgeſetz in aller Verfaſſung, die Schule übernimmt das Prieſterthum, in dem aller Cultus als Calcül erſcheint. Aber der Uebermuth gährender Kräfte läßt durch die Formeln ſich nicht bemeiſtern, noch der Lauf der Entwickelung ſich in ſeinem Gange hemmen. Wie zuvor die Prieſter mit den Herrſchern, ſo zerfallen nun die Völker mit der Gewalt; phyſiſche Kraft bewaffnet gegen die abſtracte Alleinherrſchaft der Menge, die Schule ſchlägt ſich zu der ſtärkeren Macht, die ihr freieren Spielraum geſtattet, die Reſte des Prieſterthums machen mit dem Staatsbegriff gemeine Sache, und neue Kämpfe erſchüttern die Jahrhunderte. Es kann aber nicht anders ergehen, die Mehrzahl muß zuletzt der Minderzahl Meiſter werden, und wenn nun der letzte Herrſcher am letzten Prieſter ſich zerſchlagen, dann iſt die goldene Zeit herangekommen, das alte urſprüngliche Chaos iſt wieder hergeſtellt, aber es iſt nun mit Selbſtbewußtſeyn im menſchlichen Geiſte aufgenommen, und dieſer ſchwebt ein ſchöpferi-

Digitized by Google

scher Athem über ihm, und construirt Welten, physische wie geistige, nach eigenem Wohlgefallen, und dieses sich selbst formende Formlose ist allein der Gott, der am Schlusse aller Geschichte als ihr Ziel und Ende steht; keinem andern darf sie ihre Huldigung bringen, denn jeder andere ist ein Gebilde der Phantasie, durch eine Luftspiegelung hervorgebracht, die sich auf keinen reellen Unterwurf zurückbezieht."

Möge der Verf. den Philosophen nachweisen, der in Rede oder Schrift auf dieses Ziel hingestrebt. Daß es mit Bewußtsein und Absicht von irgend einem geschehen, wird er selbst nicht behaupten wollen. Aber wie konnte es sich ereignen, daß einem Manne von des Verfassers Scharfsinn, mit Gaben ausgestattet wie er, um „die Geister zu prüfen" — daß ihm so ganz die Erfahrung entgangen ist, wie groß der Unterschied zwischen dem Buchstaben des Systems, mit feindseliger Konsequenz verfolgt, und dem Geist der Lehre, in warmer Begeisterung aufgefaßt. Die Naturphilosophie hat eine Lücke; welches System hat sie nicht? Die Lücke besteht in dem Mangel eines bestimmten Princips, das den Menschen mit unwiderstehlicher Kraft dem Höheren zuwendet. Diesen Mangel, der Geist der Männer, von denen die Lehre ausging, hat ihn ersetzt. Sie haben es nicht gefühlt, daß ihrer Theorie das Princip abging; denn sie trugen es im innersten, von der Reflexion unberührten, Mittelpunkt ihres Wesens. Jene Kraft, die sie ablängneten, oder doch nicht anerkannten, ihr ganzes Wirken gab davon Kunde. Jene Verwandtschaft mit dem Höheren, deren Spuren sie bezweifelten, hatte ihren Stempel ihrem geistigen Handeln aufgeprägt. Der Durst nach Wahrheit, die Verfolgung der Wahrheit, wohin sie auch führen mag, das offene Verkünden des für wahr Erkannten, was auch sein Loos sein mag, sind lauter Beweise eines den Menschen erhebenden und adelnden Princips, das ihrer Lehre fremd war, aber nicht ihrem Leben.

Mag der Verf. wider die Gedankenlosigkeit eifern, und wider die Flachheit in der Behandlung der Geschichte; mag er seines Glaubens sich erfreuen, und seine würdigere Ansicht Andern mittheilen, im Tone der unerschütterlichen Ueberzeugung; aber daß er uns nicht Männer von ausgezeichnetem Geist und reinem Streben, als Repräsentanten eines diabolischen Princips darstelle; daß er nicht den Beifall der ihnen zu Theil geworden, als das Wohlgefallen der Menge ausdeute an der Lehre des Chaos und der moralischen Oede.

Der zweite Vortrag hat weniger Eigenthümliches; desto mehr aber der dritte, über die Perioden der Geschichte. Befremdlich wird es zuerst erscheinen, die Schöpfungsgeschichte nach ihren sechs Tagewerken weitläuftig abgehandelt, und die Begebenheiten bis zur Sündfluth als Urgeschichte aufgeführt zu finden, der überall eine symbolische Bedeutung untergelegt wird. So viel des Schönen und Treffenden auch die Phantasie des Redners an diese Data zu knüpfen gewußt hat, so wird man doch keinen Augenblick sich darüber täuschen, daß nach solchem Plan angelegt die Weltgeschichte zum Vehikel einer philosophischen Theorie werden muß. Mit manchen geistvollen Denkern theilt der Verf. die Ansicht von wir wissen nicht welcher hochwichtigen symbolischen Bedeutung, die den ältesten Urkunden der Hebräer zukommen soll, und bei welcher diese Urkunden nur als Text für eine willkührlich ihnen angepaßte Theorie gelten konnten.

Wir halten diese Untersuchungen, bei allem Anziehenden, was sie haben, für höchst unfruchtbar: wir eilen zu dem, was für unsre Leser mehr Interesse haben wird, zu der Stellung, die der jetzigen Zeit in dem Plan der Weltgeschichte zuertheilt wird. Zwei Perioden der christlichen Weltzeit sind abgelaufen; die eine schließt mit dem Streit zwischen dem geistigen und dem sinnlichen Princip der Religion, zwischen Christenthum und Muhammedanismus; die zweite mit dem Streit zwischen Staat und Kirche, der das Mittelalter erschüttert hat.

„So hat uns die große Strömung der Geschichte durch alle ihre Umläufe und Rückkehren bis zur Gegenwart hingeführt; zwei Perioden der christlichen Weltzeit sind verlaufen, in die dritte, die seit geraumer Zeit schon eingetreten ist, finden wir uns selber aufgenommen, und rasch sehen wir das Werk sich fördern, das ihr zu vollenden aufgegeben worden. Alle Elemente der alten Gesellschaft vollends zu zersetzen, das alte Naturgepräge an ihr gänzlich zu verwischen und auszutilgen und nach einem neuen mathematischen sie umzuprägen, und die also umgestaltete nach neu erdachten Abstractionsgesetzen in mechanisch künstlichen Formen wieder zu vereinigen, darauf ist dies Bestreben hin gerichtet, und es wird nicht ablassen, bis die in ihm wirksamen Kräfte das Werk bis zum Eingang einer neuen Weltzeit hingetrieben, wo dann höhere an ihre Stelle treten, und den Fortschritt der Gestaltung in ein anderes Gebiet hinüberspielen. Bis dieser Uebertritt auf unterster Stufe sich vollbracht, wird die neue Weltzeit, die unsere Väter vor vielen Menschenaltern in allmähliger Vorbereitung eintreten gesehen, durch viele andere Menschenalter, die gezählt sind und gewogen und gemessen, aber dem Blicke der Sterblichen verhüllt, hinströmen, bis sie endlich, wenn die anberaumte Frist vergangen, zu ihrem Ablaufe gelangt. Drei andere Zeiten werden alsdann diesen, die die Vergangenheit erfüllen, in ferner Zukunft folgen, wenn anders der Strom der Geschichte im alten Bette beschlossen bleibt, und das ihrem früheren Verlaufe aufgeprägte Gesetz seinen Einfluß sich bewahrt. Auch diese Welttage sind, wie die vergangenen, gemessen und gewogen und gezählt, ob aber nach Jahrhunderten, Jahrtausenden, Myriaden oder noch höherem Maaßstab, das ist das Geheimniß, das die lenkende Macht sich vorbehalten, die den Lauf der Zeiten aus den Tiefen der Ewigkeit entsendet, und sie wieder zurücknimmt, wenn es ihr gefällt. Wenn aber immer und in welcher Weise diese Rückkehr sich vollbringt: sie ist der ferne verhüllte Zielpunkt der Geschichte, wo, was von einem ersten, gleich verhüllten Anfang ausgegangen, dann durch den Verlauf der Zeiten in die Fülle des Daseins sich ausgebreitet, zuletzt im Ende aller Dinge, wie sie in diesem Verlaufe sich ausgestaltet, zur andern Pforte des Durchgangs gelangt, und damit den ganzen Umlauf abschließt und vollendet. Und wie nun jenes große Gesicht über dem Ursprung des Alls im Buche der Genesis im Beginne aller Geschichte steht, und in der Pforte des Ausganges in weltumgreifenden Akkorden den Ursprung der Dinge singt, nachglänzend im Lichte jener Morgenröthe der Jahrhunderte, in die sich die aufdämmernde Nacht der Ewigkeit in der Offenbarung der Gottheit zuerst aufgeschlossen, so ist jenes andere große Gesicht an das Ende der Tage hingestellt, im Halle der Posaune alle Dissonanzen der Zeitlichkeit angebend, aber zuletzt in dem großen beruhigenden Akkord versöhnend, eben wie auch alle zerstreuten Lichtstrahlen des sinkenden Tages sich wieder zur Abendröthe der scheidenden Jahrhunderte sammeln, die in den Wipfeln des wiederhergestellten Edens spielt."

Was wir gegen diese Darstellung einwenden müssen, ist zweierlei. Einmal ist weder in der vorstehenden Andeutung, noch in der längern und sehr bittern Charakteristik unsrer Zeit, die Tendenz derselben erschöpfend angegeben. Das Umgestalten der geselligen Verhältnisse, das Fortschreiten in der Mechanik der Staatskunst wie jeder andern Kunst, ist keineswegs die einzige Aufgabe, die wir in der Zeit ihrer Lösung zueilen sehen. Vielmehr — und dieß ist der zweite Einwurf — sind Keime des Besseren unverkennbar zur Entwickelung gekommen, von denen der Redner schweigt, und durch welche der Uebergang zu einer bessern Zeit einfach, natürlich, und nothwendig vermittelt werden muß, während der Redner die jetzige Zeit für in sich abgeschlossen zu halten, und die Rettung

Digitized by Google

von außen her, sei es durch Offenbarung, oder wie es wolle, zu erwarten scheint.

Für Jünglinge, die im Verlauf von wenigen Jahren in's Leben eintreten sollen, scheint uns eine solche Lehre bes Harrens und Hoffens viel zu wenig Anregendes zu enthalten. Kein Fingerzeig weiset darauf hin, was in der Richtung unsrer Zeit einer festeren Begründung, welche Keime der Kräftigung, welche Bestrebungen vornämlich des thätigen Zusammenwirkens der Freisinnigen bedürfen. Aber dieselbe Gerechtigkeit, die wir für seine selbstgewählten Gegner in Anspruch genommen haben, soll auch ihm selbst, so viel an uns ist, nicht vorenthalten werden. Mag sein Vortrag an diesen Mängeln leiden; des Mannes tiefer, sittlicher Ernst, kann nicht anders, er muß seinen Zuhörern sich mittheilen, und muß Früchte tragen, die nicht der Spekulation allein angehören werden, sondern dem äußeren Wirken, nicht der Schule allein, sondern dem Leben. Wir würden es bedauern, wenn der Redner nur für seine äußerst scharfsinnig und tiefgedachten Spekulationen über die sittlichen Verhältnisse der Urwelt zu begeistern wüßte. Aber wir sind überzeugt, daß er in seinen Zuhörern eine Gesinnung wecken und erhalten wird, dem Edeln, dem Großen, dem Schönen aller Zeiten und Völker befreundet, ernsteren Richtungen mit Liebe zugewandt, der Freiheit würdig, und, wie er selbst, unerbittlich gegen die Flachheit und Gemeinheit.

Zum Schluß die treffende Charakteristik der deutschen Volksstämme, denen seine verschiedenen Zuhörer angehören.

„Aus vielen Stämmen des gemeinsamen Vaterlandes ist der Verein gemischt, der sich, um meine Worte zu vernehmen, hier um mich versammelt hat; an Alle sollen sie mit gleichem Ernst und gleicher Liebe gerichtet sein, mögen sie daher auch, von Allen mit Ernst und Liebe aufgenommen, an Allen fruchtbar sich bewähren! Durch des Königs Ruf in die Mitte Baierns hingeführt, sind es Baiern, die mich zunächst und zu allermeist umgeben; ihren Sinn und ihre Art habe ich die vergangenen zwei Jahre hindurch geprüft, und probehaltig und widerhaltig zur Genüge sie gefunden. Auf weitgedehnter, in zwei Richtungen sich abdachender Landhöhe, überall von noch höheren Bergen, im Süden selbst von den Alpen begrenzt, haben die Altbaiern seit anderthalb Jahrtausenden und längerhin sich angesiedelt, und die Bergluft, die sie so lange her geathmet, hat sie beinahe zum Bergvolk umgewandelt. Nicht gewandt, aber stark auftretend, nicht behende, aber fest anfassend, erscheinen sie minder beweglich, nicht weil es an innerem Leben fehlt, sondern weil die derb gefügte Masse stärker als wohl andere widerstrebt. Weniger leicht ergreifend, sind sie dafür um so beharrlicher; dauernder Hingebung und fortgesetzter Anstrengung fähig, haftet bei ihnen, was sich nicht so leicht erworben, dafür um so fester wie ein schwerer Boden, bei dessen Bearbeitung viele Rosse im Pfluge gehen, der aber dafür mit um so reicherer, vollerer Ernte die Mühe lohnt. So war es bei denen, die vorübergegangen, so wird es, denke ich, an denen sich bewähren, die an ihrer Stelle eingetreten. Schwaben sehe ich neben ihnen, in fügsamerer Masse gemilderte Heftigkeit, und eine Gemüthskraft, die in den engeren Kreisen des Lebens sich gern gefällt, aber, wo die Gelegenheit es fordert, zu allem Großen sich leicht erschließt: das ist ihres Stammes Art, so haben sie in der Geschichte des Vaterlandes sich zu aller Zeit erwiesen, seit sie in ihre Heimath an der nach ihnen genannten Alpe eingewandert, und haben in allen Jahrhunderten der Kirche, dem Staate, dem Kriege, der Kunst und Wissenschaft herrschende Geister hervorgebracht. Leicht werden auch sie einer größeren, umfassenderen historischen Ansicht sich entgegenwenden. Schweizer dann, ihre nächsten Stammverwandten, die kriegerischen Hirten des Mittelalters, die aus ihren Alpenthälern keck auf's Blachfeld in die Schlacht hinausgezogen, und den geharnischten Rittern den Sieg abgewonnen, ohne die alte Einfalt zu verlieren. Wohl ist seither durch weitgeöffnete Pforten manches Verderben zu ihnen eingezogen; aber der alten Tüchtigkeit ist das Eingedrungene immer noch nicht ganz Herr geworden: denn ein Volk, das hoch von der Bergeshöhe in weitem Gesichtskreis niederschaut, kann sich dem Engen und Gemeinen selbst in den Wissenschaften nie unbedingt ergeben. Franken folgen dann weiterhin, mir gar wohl bekannt, weil ich ihnen selber angehöre. Was sie einst gewesen und bedeutet, ist in den Geschichten des Vaterlandes aufgezeichnet; wie das klassische Alterthum jedes Uranfängliche ogygisch genannt, so hat die Erinnerung neuerer Zeit nichts Früheres als Altfränkisches anzugeben gewußt, und das Wort hat Zeugniß abgelegt, daß der Stamm vor allen andern auf sein Alterthümliches zu halten verstanden. Seither sind die Fluthen der Zeiten abspülend, wegschwemmend, zerstörend über ihre Heimath hingegangen, und haben mit einer Nagelfluth der neuesten Bildung sie bedeckt. Da sind die Spuren älteren Wesens und früherer Bedeutsamkeit dann ausgetilgt; eine leichte, bewegliche, wandelbare Sinnesart ist an die Stelle früherer Beharrlichkeit getreten, und es will sich anlassen, als wolle ein neues Geschlecht neue Zeitrechnung von den neuesten Bewegungen her datiren. So vergeßlicher Sinnesart, wenn sie diesen Vorträgen naht, wird es zuträglich sich erweisen, wenn sie aus ihnen die Ueberzeugung gewinnt, daß Alles, was groß und bedeutsam gewesen, in der Weltgeschichte seine Wurzeln bis in ihre ersten Anfänge zurückgetrieben, und daß jede Richtung, die auf die Dauer bestehen will, sich nie von dieser Pfahlwurzel ablösen darf. Einige aus dem tieferen Norden haben sich wohl auch herzugefunden; dort ist der Verstand das Vermögen, dem man von je die sorgsamste Pflege zugewendet, und weil dies Bemühen nicht ohne Erfolg geblieben, ist man nur allzusehr geneigt, in dieser Weise allein alles Heil zu suchen, und jene geistige Bewegung, die aus dieser vorherrschenden Verstandesschärfe ausgegangen, an die Grenze der alten Nacht und des neuen Tags zu setzen; wenn die, welche solche Ansicht hegen, hinhören wollen auf die Stimme, die, immer aus dem vollen Ganzen redend, aus der Geschichte spricht, dann werden sie, ohne darum, was in ihrer Weise tüchtig ist, aufzugeben, das Enge und Befangene in ihr ablegen, und damit, indem sie eine höhere Freiheit der Ansicht sich gewinnen, durch ihre Art wieder anderer entgegengesetzter Einseitigkeit begegnen."

Novitäten.

Heeren und Ukert: Geschichte der europäischen Staaten. 3. Lieferung. Hamburg, F. Perthes. 4 Thlr. 8 ggr. Enthält:
- Menzel: Geschichte des preußischen Staates. 1r Band.
- Leo: Gesch. der italiänischen Staaten. 4r Band.

Hoffmann: Fundgruben für Geschichte, deutsche Sprache und Literatur. 1r Theil. Breslau, Goß & Comp. 2 Thlr.

Goß: Erinnerung an den Reichstag zu Speier im Jahr 1529. Breslau, Goß & Comp. 12 ggr.

Orell (E. v.): Altfranzösische Grammatik. Zürich, Orell & Comp. 1 Thlr. 16 ggr.

Hammer: Geschichte des osmanischen Reiches. 6r Band. Pesth, Hartleben. 3 Thlr. 18 ggr.

Palacky: Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber. Gekrönte Preisschrift. Prag, Borrosch. 1 Thlr. 8 ggr.

Fabrikation der Rauchtabackspfeifen, Diätetik für Raucher, Schnupfer, und Biertrinker. Ulm, Ebner. 22 ggr.

Schicksale und Galanterien eines türkischen Israeliten. Ulm, Ebner. 22 ggr.

Verfertigung der Strohhüte, und Bereitung des Feuerschwamms. Ulm, Ebner. 22 ggr.

Maulbeerbaums- und Seidenraupenzucht. Ulm, Ebner. 20 ggr.

Heise und Cropp: Juristische Abhandlungen, und Entscheidungen des Oberappellationsgerichts der freien Städte. 2r Band. Hamburg, F. Perthes.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

9. Hamburg. Montag, den 30. August. **1830.**

Inhalt.

Weber: Blicke in die Zeit..... Seite 65
Wenzig: Slawische Lieder..... " 67
Birch-Pfeiffer: Erzählungen..... " 69
Lübeck und seine Merkwürdigkeiten..... " 72
Novitäten..... " 72

Blicke in die Zeit, in Hinsicht auf National-Industrie und Staatswirthschaft, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, und vornämlich des Preußischen Staats. Von Dr. Friedrich Benedikt Weber, Professor in Breslau. Mit 16 Tabellen. Berlin, 1830. Nicolai.

Von allen Seiten her ertönen Klagen, daß es schlimmer werde in allen Dingen. Bricht hier ein Handelshaus nieder, und dort ein andres? Der Handel im Großen, im Allgemeinen, muß stocken. Findet ein Fabrikant keinen Absatz für seine Waare? Die Industrie muß darnieder liegen. Wird ein Grundstück unter dem Preise weggegeben? Die Landwirthschaft in toto muß zu Grabe getragen werden. Amen, spricht der Nachbar dazu.

So ist es gewesen, so wird es sein. Ganz abgesehen von jenen Künsten der Uebertreibung, die man in Zeitungsberichten und auf Börsenplätzen heimisch weiß, ist des wirklichen Jammers, der unzweideutigen individuellen Noth, genug, um zu unaufhörlicher Klage betrübten Anlaß zu geben. Aber auch zu allgemeinen Klagen? Hier liegt für den Staatsökonomen die Aufgabe, die er in's Auge fassen, die er im Lichte der Erfahrung prüfen soll.

Diese Aufgabe umfaßt in ihren Verzweigungen mehr als die Philosophen sich träumen lassen. Handel und Industrie, mit jenem materiellen Getriebe, das das Auge des Metaphysikers gleichgültig läßt, oder vielleicht beleidigt, greifen in ein andres Gebiet hinüber. In der Wagschale, die ihr Steigen oder Sinken bezeichnet, liegen viele der besten geistigen und sittlichen Interessen. Zufriedenheit und Ruhe, Ordnung und öffentliche Sicherheit, sind durch ihr Gedeihen bedingt. Der Luxus ist von aller neueren Bildung unzertrennbar. Und an den Boden der Landwirthschaft, an den freien Austausch seiner Produkte knüpft sich die Möglichkeit der physischen Existenz. Wer mit Gleichgültigkeit an diesen materiellen Dingen vorübergeht, der wird dem Vorwurf der Gedankenlosigkeit nicht entgehen. Es ist noch der leichteste, der ihn treffen kann. Wer aber mit täuschenden Worten, mit allgemeinen unerwiesenen Klagen das Land überschüttet, der trübt nicht nur einer Klasse von Staatsbürgern, er trübt der ganzen Gesellschaft, muthwillig oder leichtsinnig, ihre Aussichten für die Zukunft.

Es ist nicht das erstemal, daß der Verfasser solchen übereilten Klagen eine Reihe von Thatsachen — von Zahlen — als bündige Widerlegung entgegengestellt hat. In einer früheren Schrift bereits hat er ihren Ungrund im Allgemeinen dargethan.*) Denn darin besteht das hauptsächliche Verdienst des Verfassers, daß er durch einzelne Klagen, deren guten Grund er nicht bezweifelt, sich nicht irren läßt, sondern durch Zusammenstellung von Resultaten, durch Ausmittlung der Verhältnißzahlen den Gang der Dinge im Großen und Allgemeinen verfolgt. Diese neueste Schrift dient als Fortsetzung und Ergänzung jener frühern. Die mitten inne liegenden Jahre haben ihren Beitrag zur Geschichte des Staatshaushaltes geliefert. Die Resultate sind wiederum im Allgemeinen erfreulich: und in keinem Theile so beunruhigend, daß sie zu jener lauten Klage über Verschlimmerung berechtigen könnten, die uns jedes Mittel zur Hebung dessen, was jetzt darniederliegt, zur Entfernung dessen, was von oben auf die freie Entwickelung drückt, in ihrer Verzweiflung abschneiden will.

Denn eine große Lehre, welche die Erfahrung immer lauter und allgemeiner predigt, hat sich auch in den Resultaten der vorliegenden Untersuchung bewährt. Handel und Industrie, es ist wahr, haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die kein Gesetz im Augenblick zu heben vermag; Unfälle und gewaltsame Störungen können eintreten, vor denen kein System der Verwaltung sie schützen wird; aber ihr gefährlichster Feind ist der Zwang — jener Zwang, der unter dem Anschein des Wohlwollens sie erdrückt, der sie fesselt wo er sie leiten, sie zurückdrängt, wo er sie fördern will.

*) Gedanken über die Unbill, Noth und Klage unsrer Zeit. Berlin, 1826. (Anonym.)

Die erste Abtheilung des Werkes beschreibt die Verhältnisse der Produktion, der industriellen Behandlung, und des Austausches der Produkte: und liefert also die Materialien zu der neuesten Geschichte der Nationalindustrie. Sie beschäftigt sich mit den Mitteln des Nationalwohlstandes, dessen Resultate die zweite Abtheilung in einem Ueberblick über die Bevölkerung, das Armenwesen, und das Finanzsystem verschiedener Staaten, und andere „Zeichen der Zeit" zusammenstellt.

Die Materialien sind mit großem Fleiß aus authentischen Quellen, wenn nur irgend solche sich vorfanden, gesammelt, und mit Ruhe und Umsicht kommentirt. Das Werk wird seinen Weg in die Hände der Nationalökonomen, und gebildeter Kaufleute von selbst finden. Es enthält eine Masse von Notizen, die für denjenigen von höchster Wichtigkeit sind, der in dem Handel etwas mehr sieht, als einen Tausch, bei dem jeder auf seine Weise zu seinen Procenten gelangt. Wir wählen zur Mittheilung in diesen Blättern den Abschnitt über den deutschen Buchhandel.

„Anlangend 1) Deutschlands Buchhandel, so hört man freilich auch über ihn jetzt ungemein viele Klagen: allein, wenn wir sehen werden, daß an Büchern jetzt im Ganzen jährlich eher mehr, denn weniger, geschrieben, verlegt, gedruckt, und also gewiß auch mehr verkauft wird, als ehemals, so liegt der Grund dieses Klagens, — sofern es einen solchen hat, — auch hier wiederum, wie beim Handel überhaupt, (— außer dem, daß allerdings manche Zweige der Literatur jetzt weniger beliebt, und kultivirt sind, als sonst —) ganz hauptsächlich doch nur darin, daß sich nur gar zu Viele in den, von demselben zu ziehenden, Ertrag und Gewinn, wie wir gleich näher zeigen werden, theilen müssen, welcher, an sich, und im Ganzen, mit dem Umfang des Geschäfts selbst, gegen die frühern und ältern Zeiten, sehr gewachsen und gestiegen sein muß.

„Wenn Bergius in seinem Neuen Cameralmagazin Bd. I. p. 348 im J. 1768 rechnet, daß, angenommen, daß in zehn Jahren 1000 neue Bücher à 2 Rthlr. gedruckt, und von jedem 1500 Exemplare verarbeitet würden, dieß, an Honorar, Buchdrucker- und Buchbinderkosten 3 Mill. Rthlr. in Umlauf bringen würde; so stellt sich gegen diese, an sich nicht eben bei-

Digitized by Google

fallswerthe, und umsichtige Berechnung jetzt eine ganz andre dar, wenn wir annehmen, daß jetzt in Deutschland allein jährlich wenigstens 3000 Artikel in beiden Leipziger Büchermessen erscheinen, die, jeder im Durchschnitt zu 10 Bogen, und nur von jedem ebenso 1000 Exemplare gerechnet, an Bogenzahl 50,000,000 Bogen geben, deren Honorar-, Druck-, Verschleifs- und Buchbinderkosten wir nur auf 1 Ggr. pro Bogen anschlagen wollen; wo sie denn schon einen jährlichen Umlauf von $2\frac{1}{12}$ Millionen Rthlr., oder genau von 2,083,333 Rthlr. 8 gGr. liefern, aber, nach dem Ladenpreis gerechnet, denselben auf die Summe von circa vier Mill. Rthlr. steigen lassen: *) wie wir denn nachher auch sehen werden, daß man den jährlichen Umsatz auf den zwei Leipziger Büchermessen allein wirklich zu 3 Mill. Rthlr. annimmt; ungerechnet noch den, nachher, p. 501 erwähnten, viel größern jetzigen Umsatz an Zeitungs- und Zeitblättern in specie in Europa, (wenigstens so weit er nicht auch durch den Buchhandel geht,) von 10 Mill. Rthlr. im Ganzen. Zu bemerken ist dabei freilich, daß Leipzig jetzt der einzige Stapelplatz nicht nur der gesammten deutschen, sondern auch der vorzüglichsten außerdeutschen, französischen, englischen, italienischen, spanischen, und nordischen Literatur ist, da Frankfurt a. M. die frühere Meßqualität für den Buchhandel nicht mehr besitzt. **)

Zwar behauptet nun Herr Buchh. Perthes

Ueber den deutschen Buchhandel, und die äußern Verhältnisse der deutschen Literatur, in Pölitz Jahrbüchern der Staatskunde ꝛc. 1829. St. I. p. 29, f.

daß aller deutscher Büchervertagshandel seit dem Jahre 1801 gar nichts mehr eingebracht habe; und allerdings hört man, wie schon gesagt, der Klagen über den Verfall des deutschen Buchhandels, die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit seines fernern Bestehens, und über den Ausfall fast alles, davon zu ziehenden, Gewinns ꝛc. beinah überall, und in allen Buchhandlungen sehr viele, und sehr laute. Dennoch aber wird noch alle Jahre eine gleiche, ja zuweilen eher eine größere, als kleinere Quantität neuer Artikel gedruckt *), als selbst in der Zeit des florisantesten Buchhandels im vorigen Jahrhundert, (— wo man übrigens, wie wir uns wohl erinnern, doch auch genug über ihn geklagt hat, —) und, wenn auch allerdings die wissenschaftlichen Werke in diesem oder jenem Fache jetzt oft nur schlechten Debit haben, so wird doch von Romanen, und Schauspielen, Kinder- und Schulschriften, Brochüren, Sammlungen der Schriften der ersten, ja selbst mancher, eben nicht classischen, doch bei der Messe beliebten, belletristischen Schriftsteller eine ungeheure Masse von Exemplaren abgesetzt, und der Buchhandlungen werden immer mehrere und mehrere; wie denn deren vor 50 Jahren in Deutschland nur 223 waren, jetzt aber 827 gezählt werden. **)

„Nach einem, in einem öffentlichen Blatt gefundenen, Verzeichniß der in den zwei Leipziger Büchermessen in den Jahren 1814—1828 in Deutschland erschienenen Bücher, (excl. Musikalien, Landkarten, und Schriften, die noch künftig herauskommen sollen,) wurden daher gezählt,

1814	2529	1822	4233
1815	2750	1823	4309
1816	3197	1824	4511
1817	3532	1825	4836
1818	3781	1826	4704
1819	3916	1827	5108
1820	3958	1828	5654
1821	3997	1829	5341

„Nach meiner Abhandlung

Ueber die Ueberladung der deutschen Literatur, besonders bis zum Herbst 1806, und die dagegen zu nehmenden Maaßregeln, in dem Correspondenzblatt der Schles. Gesellschaft für vaterländische Cultur, Jahrgang V. Heft 2. No. 17 — 21. (Breslau 1815. 4.)

zeigte sich's, daß, und wie sehr die Masse alles Gedruckten, jene oben ausgeschlossenen Artikel mit inbegriffen, in Deutschland allerdings schon im letzten Zehntheil des vorigen Jahrhunderts zuzunehmen angefangen hatte, und in den ersten 6 Jahren des jetzigen soweit, und so gewaltig gewachsen war, daß fast jeder Ostermeßcatalog zwischen 3 und 4000, und jeder Michaeliscatalog zwischen 2000 — 2500 Artikel aufbrachte, — wie sie indeß aber auch nach dem unglücklichen Preußischen Kriege von 1806, und während der französischen Occupation Deutschlands, und der Kriegsjahre 1813 — 14 sich wieder sehr, und soweit, daß jährlich nur gegen 3000 Artikel erschienen, vermindert hatte. Wie sie dann aber von da an auch wieder annahm, und immer höher und höher wieder stieg, bis sie wieder dem Maximum der Zeit vor 1806 gleich kam, zeigte die vorstehende Scala der Jahre 1814—1829. Schon mit dem J. 1817 trat denn, um noch Specielleres anzugeben, die Zahl von 314 deutschen Buchhandlungen zur Leipziger Ostermesse mit 3000, und zur Michaelismesse mit 1400, Summa mit 4400, und das J. 1827 trat schon mit 5000, das J. 1828 aber zur Ostermesse mit 3883 und zur Michaelismesse mit 2610, Summa mit 6493 gedruckten Artikeln aller Art auf: und zwar befanden sich unter den ersteren 382 noch künftig herauskommen sollende, 557 ausländische Commissions-Artikel, 57 Landkarten, Musikbücher und Spiele, 195 Romane, 37 Schauspiele, 78 in deutschem Verlag erschienene ausländische Schriften. — Die Meßcataloge des laufenden Jahres enthielten, der erste, von der Ostermesse, 3160 fertige, und 365 künftig herauskommen sollende Artikel von 365 Verlagshandlungen, der zweite, von der Michaelismesse, aber 2181 Artikel, excl. 348 künftig erscheinende. *)

„Leipzig allein hatte im Jahre 1827 nicht weniger, als 22 Buchdruckereien mit 424 Gehülfen und 121 Lehrlingen, 128 Pressen und 1 Druckmaschine; und bedruckte jährlich circa 8087 Ballen Papier, oder 40,435,000 Bogen; ferner zählte es 60 eigne Buchhandlungen, und mehr als 450 auswärtige Buchhändler haben dort ihre Commissionaire; und beide Büchermessen Leipzigs machen, wie schon oben gesagt, jährlich einen Bücherumsatz von 3 Mill. Rthlr. Eine einzige Buchhandlung zahlte in der Ostermesse 1827, außer dem bedeutenden Tausch, durch

*) Wenn Hr. Wolfgang Menzel in seinem Buche „Die deutsche Literatur, Stuttgart, 1828," Th. I. p. 2 sagt, daß nach einem mäßigen Ueberschlag in Deutschland jährlich zehn Millionen Bände neu gedruckt werden, so weiß ich nicht, welche Berechnung dabei zum Grunde liegt? Ich vermuthe, daß von 5000 jährlich erscheinenden Artikeln jeder zu zwei Bänden, und jeder Band zu 1000 Exemplaren dabei gerechnet ist.

**) Das Gerücht, daß die Preußische Regierung eine neue Büchermesse, mit fast unbeschränkter Preßfreiheit, in Naumburg an der Saale errichten wolle, ist wohl nur — Gerücht. Die Sache wäre auch schwerlich auszuführen: und was würde diese vollkommne Preßfreiheit auf der Messe helfen, wenn die auf dieser verkauften Bücher sie nicht auch in den Ländern, wohin sie gehen, wiederfänden?

*) Der Meßcatalog wird jetzt immer stärker; und wenn er sonst zur Ostermesse 16—18 gGr. kostete, und zur Michaelismesse 6—8 gGr., so nimmt die Verlagshandlung jetzt, wegen seiner stärkeren Bogenzahl, 1 Rthlr. und 16—18 gGr. resp.

**) J. Wolf: Ueber den deutschen Buchhandel, München 1829, gr. 8. (einer, zur Kenntniß des jetzigen Betriebsganges desselben, der daran gerügten Mängel und Gebrechen, und zu deren Abhülfe gemachten Verbesserungsvorschläge, ausgesprochenen Wünsche, und getroffenen Anstalten, worüber reiche literarische Notizen beigebracht sind, sehr interessanten, Schrift,) p. 86 waren im Jahre 1778 nur 223, 1822 aber schon 566, 1823 — 611, 1824 — 640, 1826 — 677, 1827 — 775 und 1828 — 827 deutsche Buchhandlungen.

*) Im Jahre 1787 nahm man 6000, den Namen nach bekannte, Schriftsteller in Deutschland an; Hr. Menzel a. O. aber meint, daß jetzt (1827) gegen 50,000 Menschen wohl in Deutschland leben möchten, die ein Buch, oder mehr geschrieben haben: — welches mir jedoch etwas zu viel gerechnet zu seyn scheint.

Digitized by Google

eigenen Verlag, 40,000 Rthlr. für ausgenommenes Sortiment aus. Zwei Buchhandlungen bestellten allein 1500 Exemplare von Walter Scott's Leben Napoleons; und die Gebrüder Frankh in Stuttgart ließen nach ihrer eigenen Erklärung in der Ostermesse 1828 von ihrer kleinen Ausgabe von Walter Scott's Werken, das Bändchen zu 2 gGr., binnen zwei Jahren 1,725,000 drucken, und setzten sie fast ganz ab.*) Von Schillers Werken, fünfter Auflage in 13 Bändchen in 12, wurden 60,000 Exemplare, à 4 Rthlr. 16 gGr., gedruckt und abgesetzt; und eben jetzt kündigt die Cottaische Buchhandlung in Tübingen eine neue Ausgabe derselben in einem einzigen Bande zu 4 Rthlr. 12 gGr. an, die gewiß gleichen Absatz finden wird. Von Goethe's Werken gilt Dasselbe: — eine einzige Breslauer Buchhandlung brauchte von der letzten Ausgabe nach geschlossener Subscription 300 Exemplare. Von der fünften Auflage des Conversations-Lexikons setzte die Brockhausische Buchhandlung in Leipzig binnen vier Jahren von 1819 — 23 an 30,000 Exemplare ab, und hat seitdem noch zwei Auflagen, jede von zwölf starken Bänden, gemacht; so daß jetzt von den gesammten Originalauflagen nahe an 90,000 Exemplare des Werkes im Publikum verbreitet sind, und eine ganz neue, achte Auflage wieder nöthig ist. Von der neunten Auflage der Stunden der Andacht vom Jahre 1824, in acht Bänden, oder auch in Bibelformat in zwei Bänden, auf ordinairem Papier zu 2 Rthlr. 16 gGr., wurden 50,000 Exemplare von der Sauerländerschen Buchhandlung in Aarau ausgegeben, ungeachtet der mehreren bedeutenden Nachdrücke dieses Werks.

„Die Zahl der Lesenden ist in Deutschland jedenfalls sehr groß, und viel größer, als eine Angabe dafür rechnet, die ich in Mallinkrodt „Bemerkungen über den deutschen Buchhandel ꝛc. Dortmund, 1815. 8." fand; wornach in Deutschland 10,000 Lesegesellschaften, und höchstens eine Million Familien gerechnet werden, die mehr, als den Kalender, lesen, und Bücher kaufen, um zu lesen; bei den **) das Bedürfniß wissenschaftlicher Werke unter etwa 80,000 Professoren, Geistliche und Schullehrer, 40,000 Rechtsgelehrte und administrative Beamte, 6000 Aerzte, und 20,000 Militairs und ebensoviel Landwirthe vertheile."

*) Nach ihrer neuesten Erklärung, Aug. 29, haben sie im Ganzen drei Millionen Bändchen innerhalb drei Jahren davon geliefert.

**) So heißt es wörtlich im Texte. Was der Verf. geschrieben hat, vermögen wir nicht zu errathen. Ueberhaupt verdient das Uebermaaß von heillosen Druckfehlern, sowie das schlechte Papier, eine Rüge.

Wir begleiten diese Notizen mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Buchhandel.

Die Spekulation des Buchhändlers hat das Eigenthümliche, daß sie auf der einen Seite ein geistiges Bedürfniß — daß sie Urtheil und Geschmack des Publikums mit in ihre Berechnung ziehen muß, während sie auf der andern Seite von einer Menge von materiellen Interessen abhängt. Besonders auffallend hat der Einfluß der äußern Verhältnisse des Handels auf den Buchhandel sich gezeigt bei der Handelskrisis die vor einigen Jahren in England eintrat. Constable's Fall, der den Verfasser des Waverley mit traf, war eine große Kalamität für die Literatur. Wir erinnern uns sehr lebhaft des Eindrucks, den, ganz kurz nach den „kommerciellen Revulsionen" von 1825, eine Nummer der Literary Gazette in allen literarischen Kreisen hervorbrachte, indem sie die unerhörte Thatsache meldete, daß die ganze Woche hindurch in London kein einziges neues Buch an's Licht getreten war. We are mending, hieß es im nächsten Blatt. Und wer hatte zuerst sich wieder hervorgewagt? Colburn mit einem Roman, und Priestley mit — Bekker's Plato, Preis zehn Guineen.

Wir wissen recht gut, daß eine solche Hemmung in dem deutschen Meßkatalog nicht fühlbar werden kann, weil es in der Natur der Sache liegt, daß die verschiedenen deutschen Provinzen mehr oder weniger unabhängig von einander, wie jedes andere Geschäft, so auch das der Literatur fördern, während in London der englische Verlag sich koncentrirt, und London für den Edinburgher Verleger genau dasselbe ist, wie Leipzig für den Berliner oder Stuttgarter. Aber es bleibt darum nicht minder richtig, daß die Spekulation im Einzelnen durch die Konstellationen des Handels im Allgemeinen vielfach bedingt ist.

Ein Zug, den der Verf. an einem andern Orte berührt hat, ist die Animosität der Buchhändler gegen die „wohlfeilen Sedezausgaben." Sie erklärt sich leicht aus der Mühe, die sie im Sortimentshandel machen, während der Vortheil nur dem Verleger zufällt, und — vergessen wir es nicht — dem Publikum. Frankh wird nicht erwarten, daß wir ihm eine specielle Lobrede halten werden; er hat wohl zum mindesten ebensoviel an sein eigenes Interesse gedacht, als an das Interesse des Volkes. Aber es wird doch immer eine Auszeichnung bleiben, die auch die Literärgeschichte nicht vergessen wird, der Erste gewesen zu sein, der mit Erfolg eine in England allgemein beliebte und nützlich erfundene Art des Verlags in Deutschland eingeführt, und Werke, die man mit Bestimmtheit unter die Mittel der heutigen Civilisation zählen darf, aller Welt zugänglich gemacht hat.

Die Hauptsache, die man auch jetzt noch nicht allgemein in Deutschland versteht, ist das Erscheinen eines kleinen Theils zur Zeit. Daß in England unter dem Volke Werke klassisch geworden sind, die bei uns nur die Gebildeten kennen, ist das Verdienst der Ausgaben, die bogenweise geliefert und verkauft werden. Der Arbeiter geht Sonnabends nach dem Strand, und kauft sich um zwei Pence — was soll es seyn? — einen Bogen von Langhorne's Plutarch. Er kann sich die vollständige Sammlung der Lebensbeschreibungen auf diese Weise anschaffen; und, so lächerlich unsre grundgelehrten Landsleute es finden mögen, der Arbeiter liest seinen Plutarch, und lernt etwas aus seinem Plutarch. Von dieser bis jetzt noch unter uns verlachten und nur eben geduldeten Gattung der Literatur versprechen wir uns im Verlaufe der Zeit, die erfreulichsten Resultate. Ohne den Buchhandel, wie er jetzt ist, mit seinem wissenschaftlichen, aristokratischen Charakter umzugestalten, wird sie ihm eine Art von Vertrieb an die Seite setzen, dessen Folgen nicht zu berechnen sind. Wir erfreuen uns dieser Aussicht; weil wir die Ueberzeugung haben, die man uns freilich nicht überall verzeihen wird, daß Schriftsteller und Verleger, daß Buchdrucker und Papierfabrikanten, und in einem weitern Kreise, daß Handelsleute und Staatsmänner da sind um des Volkes willen.

Slawische Volkslieder. Uebersetzt von Joseph Wenzig. Halle, 1830. Renger.

Wieder ein Beitrag zur Kunde eines wenig gekannten Volksstammes. Und zwar ein recht erfreulicher; denn nächst der Geschichte, in deren Umrissen die Hauptzüge des Nationalcharakters am bestimmtesten hervortreten, wüßten wir nicht, was uns über das Gemüth eines Volkes befriedigenderen Aufschluß geben könnte, als seine alten Lieder.

In dem schätzbaren Vorwort macht der Uebersetzer aufmerksam auf den Unterschied jener Lieder, die aus dem Volke selbst hervorgegangen sind, die bewußtlos und absichtslos die Spuren der Nationalität in sich tragen, und der späteren Versuche volksthümlicher Dichter, die mit künstlerischem Bewußtsein den Ton des Volkes zu treffen wissen. Er hat den beiden Dichtungsarten Namen gegeben, die uns nicht gefallen wollen: die erstere bezeichnet er als Natur-Volkspoesie, die andre als Kunst-Volkspoesie.

Digitized by Google

Aber sehr richtig sagt er von seinem Standpunkt aus: „während sich der Natur-Volksdichter aus der Eigenthümlichkeit seines Volkes gar nicht heraus denken kann, muß der Kunst-Volksdichter allen Fleiß anwenden, um sich in die darzustellende Eigenthümlichkeit hinein zu denken.“ Nur hätte er diejenige Gattung nicht übersehen müssen, die zwischen den beiden mitten inne steht. Wir wollen als Beispiele die Dichtungen zweier ausgezeichneten Volkssänger nennen, die unsres Wissens, noch nirgends zusammengestellt und in ihrem gegenseitigen Verhältniß gewürdigt worden sind: wir meinen den Schotten Burns, und den Breisgauer Hebel. Burns steht eben auf der Grenze. Er gehörte dem Volke an; er fuhr fort, unter dem Volke zu leben; er war der literarischen Bildung nicht fremd, aber die Sphäre in der er sich mit Freiheit bewegte, war eine andre; und wenn die Gesellschaft, der er sich anschloß, vielleicht, unglücklicherweise für seinen Geschmack, mehr von der Rohheit als von der Einfalt des Volkes hatte, so erklärt sich dieß wiederum aus dem Unbehagen, das ihn in den Kreisen anwandelte, denen seine Erziehung und frühere Lebensweise zu ferne lag. Wenn man ein wirklich tiefes Gemüth, und eine Wahrheit der Empfindung, wie man sie selten trifft, zu diesen Verhältnissen hinzudenkt, so ergiebt sich leicht die Individualität, die ohne alles sichtbare Bestreben dem Volkston am natürlichsten sich anschließt. Weit mehr zu verwundern ist es, daß Hebel diesen Ton nicht verlernt hat. Hebel hatte eine gelehrte Bildung genossen; er war Kirchenrath und Prälat in Karlsruhe. Wahrlich ein sonderbarer Titel für einen Volksdichter. Einzig in ihrer Art bleibt daher jene Einfalt, jene gemüthliche Stimmung, jene unvergleichliche Laune, mit welcher der Mann bis an's Ende als alemannischer Dichter und als Hausfreund dem Volk als einer aus seiner Mitte, und den Gebildeten als ein überraschender Fremdling, als ein Ueberläufer aus ihren Reihen erschien.

Was der Uebersetzer gegeben hat, gehört ganz seiner Gattung der Natur-Volkspoesie an. Seine Charakteristik der verschiedenen slawischen Völkerschaften wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein; sie mag, auch als Ergänzung der Bemerkungen, die wir aus Sydow's Karpathenreise neulich entlehnten, hier eine Stelle finden.

„Freilich nahm Böhmen später seit Boleslaw I. an Gewicht immer mehr zu, und erhob sich unter Ottokar II. auf den Gipfel seiner Macht; dennoch tönt keine Stimme aus diesen Tagen in unser Ohr, obwohl niemand behaupten wird, daß die mannigfaltigen Kämpfe voll Gefahr und Ruhm, die weiten Heereszüge, das innere Gedeihen des Landes für ein slawisches Herz klanglos dahin geschwunden seien. Denn zeigt sich der Charakter des Deutschen in sinniger Spekulation, so hat die Natur dafür die Weihe zur Dichtung über das Haupt des Slawen gegossen. Ihm entflieht keine merkwürdige Stunde, ohne daß er sie mit den Blumenketten seiner melodischen Sprache fesseln möchte, und, indem er sich dem erregenden Gegenstande leicht anschmiegt, findet er ewigen Anreiz zu Gesängen. Aber die fanatische Fackel des Hussitenkrieges mit allen den Gräueln, welche gleich Hagelwolken und Blitzen über das herrliche Land dahin fuhren, hat, was in Böhmen geleistet worden war; vernichtet. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge öffnete Böhmen seine Pforten der deutschen Seite desto mehr, und die jetzt entkeimende Bildung, welche, obwohl fremdartig, trotzdem auf den Volksgeist fruchtbar eingewirkt hätte, blieb leider dem unglückseligen Wahne Preis gegeben, daß es besser sei, in den alten Sprachen, als in der Muttersprache zu schreiben. Wie manche brave Dichter hätten wir zu nennen, wären ihre Schöpfungen, statt im Lateinischen und Griechischen, im Böhmischen vorhanden, und wir klagen mit dem übrigen Europa das gewaltthätige Vorurtheil an, welches dem Guten stets Hindernisse in den Weg legt. Nach solchen Schicksalen bereitete sich Böhmen allgemach unter mehr oder minder günstigen Einflüssen zu seinem gegenwärtigen Zustande vor. Umgürtet von Gebirgen und Wäldern kehrte der Inwohner in sich zurück, bebaute seine gesegneten Felder, trieb die Heerden auf die Weide, indem er trostbegierig den lustigen Vögeln ihre Lieder ablauschte, und vergaß endlich unter vergnüglichen Tänzen, bei einem Becher Gerstensaftes das, was ihn betroffen hatte. Aus dieser Gemüthsstimmung sind die meisten neueren böhmischen Natur-Volksdichtungen entsprossen; fast überall herrscht eine unschuldige Fröhlichkeit, begleitet von einem schalkhaften Zuge, welcher den Schmerz selten hohe Wellen treiben läßt, und das Charakteristische des Ganzen bildet. Die Phantasie erhält sich in den mittleren Regionen, und die Laune ergötzt uns oft mit ihrem anmuthigen Spiele. Aus älteren Ueberbleibseln weht ein eigener, schauerlicher Hauch. Der Versbau ist regelgerecht und geglättet, die Sprache nett und zierlich. Da sich die Böhmen durch ihre Anlage zur Musik auszeichnen, so trifft man bei ihnen besondere Weisen, von welchen man sagen kann, daß die Melodie dem Dichtenden eher im Inneren geklungen, als ihm das Wort auf die Zunge kam. Es lohnt bei einigen nicht der Mühe, sie zu übersetzen, bei anderen wird es unmöglich. Ein wackerer Tonkünstler, welcher sie volksthümlich in sich aufgenommen verstände, würde hier schöne Früchte ernten.

„Von den Mähren, welche seit der Auflösung Großmährens mit Böhmen in ein Reich zusammen schmolzen, und dieselbe Sprache sprechen, gilt gerade nichts Unterscheidendes, daher ich ihre Lieder an die Böhmischen gereiht.

„Die Slowaken dichten eigenthümlich. Sie machen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Ungarns aus, genießen der nämlichen Verfassung und Vorrechte, und ihr Charakter blieb demzufolge viel unverschrter. Ihre Gesänge tragen in Gehalt und Form nicht den Stempel der Verfeinerung, wie die Böhmischen, erquicken hingegen durch die rührendste Natürlichkeit und Treuherzigkeit, welche oft drollig wird. Ihr Gemüth ist immer feurig und tief bewegt, und der Schmerz, wie die Lust, hat darin feste Wurzel geschlagen. Um dieß zu begreifen, braucht man nur einen slowakischen Leinwandhändler zu sehen, wie er redet und sich dabei geberdet, mit dem derben, gedrungenen Gliederbaue, dem offenen Gesichte, dem runden, breiten Filzhute, den langen Haaren, dem weißen Obergewande, das, wie eine römische Toga, bis an die Knöchel reicht, und den weißen Pluderhosen, sein Bündel auf den Rücken geschnürt. Selbst der schwächlichere und abgeartete Drahtbinder liefert ein schickliches Bild, wenn man ihn mit seinen engen Lederhosen und dem übergeworfenen, kurzen, braunen Rocke betrachtet, wie er einher geht, und sich im Aeußeren erhält. Das asiatische Heimathland erwärmt mit seiner Sonne noch den Slowaken, und schwebt ihm in Bildern und Vergleichungen, in den Namen ehemaliger Gottheiten und außereuropäischer Bäume u. s. w. gleichsam wie in einem Traume vor; man wird an mehreren Orten ganze Jahrhunderte zurück versetzt, und erblickt das Volk in seinen ältesten Sitten. Die Sprache ist der Böhmischen außerordentlich ähnlich, hat jedoch den Vorzug einer größeren Weichheit, und welcher entzückende Wohllaut athmet erst da durch die Gefilde Ungarns, wenn sich die slowakischen Mädchen bei ihren Arbeiten zu wechselseitigen Gesängen vereinen. Ich weise übrigens auf die Slowakischen Volkslieder in zwei Theilen, Pesth bei J. Th. Trattner 1826 und 1827, woraus sich meine Bemerkungen ganz bestätigen. Schade, daß die Ungarn dahin trachten, die Slowaken zu übernationalisiren, und ihren Zweck eben nicht auf das lobenswertheste fördern. Siehe die Böhmische Zeitschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, 2ten Jahrgang, 3tes Heft 1828, Prag.

„Die Winden, in Unter-Steiermark, Kärnthen und Krain zu Hause, gehören außer ihrer

Digitized by Google

Sprache kaum mehr zu den Slawen. Mitten unter Deutschen, haben sie sich größtentheils nach ihnen bequemt. Volkslieder, solche nämlich, welche etwas taugen, sind bei ihnen in geringer Zahl und zwar gereimt, und die Art, wie sie abgesungen werden, ähnelt den österreichischen Melodieen.

„Die Russen, vor und nach dem Joche der Mongolen, ein selbstständiges, herrschendes Volk, stechen durch ihre Dichtungen hervor. Zeitig zur Bewunderung des Großen gewöhnt, und dadurch zur Ausübung desselben tauglicher gemacht, unterhalten sie sich gerne mit Gegenständen, welche den Mann in seiner Thatkraft zeigen. In den erotischen Liedern zollt die Geliebte ihrem Geliebten meistens den Titel des wackeren Jünglings, auch dann, wenn sie Ursache hat, auf ihn zu zürnen; ein Beweis, daß sie sich den Mann ohne jene Eigenschaft nicht leicht vorzustellen im Stande ist, und daß es sie im Herzen freut, wenn sie ihn, gleichviel ob in der Wirklichkeit oder in der Einbildung, als handelnd glänzen sieht. Den Jüngling finden wir häufig in Situationen, wo er Thaten vollbringt, oder wo auf sie hingedeutet wird, ja er selbst pflegt sich wacker zu heißen. Man liest an solchen Stellen im Originale das Beiwort dobroj, und dürfte es am besten durch „tüchtig" übertragen; denn auch der in moralischer Hinsicht Schlechte, wie das Roß, wird dobroj genannt. Ich habe, dem Russischen gemäß und des Wohlklanges wegen, das Wort „gut" gebraucht, weil seine Bedeutung mehr umfaßt, und was ist bei sämmtlichen Völkern die früheste Bedeutung des Guten? Ueberhaupt halte ich das dobroj bei Menschen und Rossen, und mehrere andere Eigenschaften im Russischen für eben so allgemeine Beiwörter, wie wir deren in den Homerischen Gedichten häufig zählen. Von den dunkeln Waldgebirgen, den unbebauten, wüsten Steppen, von dem kalten Nebel, welcher das Land in einen Schleier einhüllt, hat die Phantasie der Russen den Charakter des Melancholischen, und mit dem Orientalismus befreundet, schweift sie im Ernsten ins Kolossale, im Scherzhaften ins Karikirte hinaus. Ist es allen Volksdichtungen eigen, daß sie gerne mit Naturbildern beginnen, so beobachte man, wie sich ihrer die Russen bedienen. Sie wählen und entfalten ganze Naturscenen, und fügen dann mit desto glücklicherem Erfolge die Anwendung des Bildes hinzu. Ihre Dichtungen sind, während sich die Böhmen und Slowaken dem Reime weit eher bequemten, bis auf Katharina II. reimlos verfaßt, und der meistens einsylbige, im Vane abwechselnde Vers rauscht, da die Sprache weich und voll ist, angenehm und wie ein breiter Strom dahin. Unter Katharina II. sproßte die, durch Peter den Großen vorbereitete, europäische Aufklärung empor, und die Russen reimten, verloren aber in ihren Poesieen an Werth, weil sie dem Französischen Geschmacke huldigten.

Wir heben einige der Lieder aus. Es wird unnöthig sein, unsre Leser zu bitten, daß sie nicht durch zu hohe Erwartungen sich den Genuß einfacher und charakteristischer Züge aus dem Volksleben, wie es ist, selbst stören mögen.

Das Thema der beiden ersten ist ein sehr beliebtes, und nicht eben schlechter ausgeführt, als in bekannten schwäbischen oder schweizerischen Liedern.

Der Schreiber. (Böhmisch.)

O Mütterchen, o sieh doch nur
Den Schreiber im Wagen drin,
Er trägt die Feder hinter'm Hut,
Fährt wie ein Kaiser hin.

Er hält in der Linken das Papier,
In der Rechten die Feder fein:
Er schreibe mich wohl, er schreibt mich wohl,
Noch in sein Herzchen ein.

Auftrag. (Mährisch.)

Weiße, weiße Gänse,
Wie ihr hochhin fliegen,
Wie ihr weithin sehet!

Drehet euch im Kreise
Ob dem Hof des Treuen,
Künder meinem Treuen,
Daß sie kommen mögen,
Werde, werde freien!

Mögen um mich kommen
Schnell wie vierzig Röslein,
Und mit fünfzig Wagen!

Die Räder von Pfefferkuchen
Die Wagenkörbe von Zucker,
Die Röslein in blankem Golde,
Im Scharlachkleide der Holde,
Die Peitsche mit Gold durchflochten —
Es hat sie mein Liebster gekochen!

Das folgende ist russisch, und bewegt sich in jenen klagenden Tönen, die wir durch eine berühmte, über ganz Europa verbreitete Volksmelodie zuerst kennen gelernt, und seitdem beinahe allen in russischen Liedern wiedergefunden haben.

Jünglings Kummer.

Sprich, warum o Täuber, sitzest du so traurig,
Sitzest du so traurig, ohne alle Freude?
„Ach wie soll dem Täuber lustig sein zu Muthe,
Lustig sein zu Muthe, und wie wär' ich fröhlich?
Ach am Abend war noch meine Täubin bei mir,
Meine Täubin bei mir, saß mit mir vertraulich,
Saß mit mir vertraulich, pickte mit mir Hirse,
Und am lichten Morgen lag sie todt, die Täubin,
Lag sie todt, die Täubin, tief vom Schuß getroffen,
Tief vom Schuß getroffen, von dem Schuß getödtet.
Tödtete die Täubin der Bojarenjäger,
Der Bojarenjäger des Bojarenhofes,
Des Bojarenhofes, schoß sie mit der Büchse."

Sprich, warum o Jüngling, sitzest du so traurig,
Sitzest du so traurig, ohne alle Freude?
„Ach wie soll dem Jüngling lustig sein zu Muthe,
Lustig sein zu Muthe, und wie wär' ich fröhlich?
Ach am Abend war noch meine Holde bei mir,
Meine Holde bei mir, saß mit mir vertraulich,
Saß mit mir vertraulich, trank vom Meth und Weine,
Trank vom Meth und Weine, gab mir das Versprechen,
Gab darauf die Hand mir, daß sie mein nur würde.
Ach und nun verlobt man sie an einen Andern,
Sie an einen Andern, und vermählt die Holde.
Ach es drückt mich nicht so, daß man sie verlobet,
Daß man sie verlobet, daß man sie vermählet;
Nur das Eine drückt mich, daß sie nahe bleibet,
Daß sie nahe bleibet, daß der Hof am Hofe,
Daß der Hof am Hofe, daß der Zaun am Zaune,
Daß der Zaun am Zaune, daß ihr Thürchen hofwärts:
Auf dem Hofe geht sie, gleich dem Schwane schwimmend,
Gleich dem Schwane schwimmend, mir zum Herzensjammer."

Endlich soll auch den Kosacken ihr Recht werden — schlimmen Gästen zwar in civilisirten Ländern, aber denen wir viel Glück zu Schiffe wünschen, und alles Gute zum Lohn für ihre Rechtgläubigkeit, so lange sie auf das Gebiet der Mutter Kamissenka sich beschränken, und nicht andre Leute zu ihrer Rechtgläubigkeit anhalten wollen.

Die Kosacken zu Schiffe.

Dort bei Caricin um etwas höher,
Dort bei Saratow um etwas niedrer,
Geht und fließt die Mutter Kamissenka,
Hinter sich her steile, schöne Ufer,
Steile, schöne Ufer, grüne Wiesen,
Und sie mündet in die Mutter Wolga.
Auf dem schnellen Flusse Kamissenka
Fahren hin, und fahren hier zwei Barken,
Schöne zwei, bewaffnete zwei Barken,
Drin ein Wald von Piken und von Fahnen.
Auf den Barken sitzen schmucke Rudrer,
Schmucke Rudrer, donische Kosacken,
Nebst Grebenskern und nebst Zaporogern;
Tragen sammetene Zobelmützen,
Graue Kaftane mit rother Wolle,
Astrachan'sche Gürtel, halb von Seide,
Bunte Hemdelein mit goldnen Kragen,
Grüne Saffianstiefel, krummen Absatz,
Harresstrümpfe, rings besetzt mit Franzen,
Und sie singen, fröhlich fahrend, Lieder,
Und erheben den rechtgläub'gen Zaren,
Den rechtgläub'gen Zaren, Kaiser Peter.

Ob der Uebersetzer aus dem Böhmischen, Slowakischen u. s. w. richtig und treu gedollmetscht hat, werden unsre Leser besser zu beurtheilen wissen, als wir selbst; daß seine Uebersetzung lesbar und fließend ist, darüber haben sie, nach diesen Proben, längst entschieden.

Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Leipzig, 1830. Focke.

Die interessanteste von diesen drei Erzählungen ist ohne Zweifel die zweite — der Rubin.

Digitized by Google

Lord Byron ist unter den handelnden, redenden, und schweigenden Personen der Novelle. Zwar ist mit lobenswerther Bescheidenheit sein Name nicht genannt, und selbst der Ort, wo die Geschichte spielt — Nizza — ist nur angedeutet. Aber Byron's Persönlichkeit ist so oft und immer mit stehenden Zügen, portraitirt, nachgebildet, nachgeahmt und nachgeäfft worden, daß es einem damit ergeht, wie mit Friedrich dem Zweiten. Wie ähnlich! sagen wir Alle, wenn ein gewandter Schauspieler ihn auf der Bühne portraitirt; und doch hat Keiner von uns Allen den großen König mit Augen gesehen.

Was soll Byron in den Bädern von Nizza? Er soll erstens dem geneigten Leser etwas imponiren, aber zugleich als ein ganz traktabler Byron erscheinen, just wie der Löwe des Herrn v. Aken, wenn man ihn nur „zu nehmen" weiß; zweitens soll er durch eine schöne Griechin sich prophezeien lassen, daß er einst für Griechenland kämpfen, und ruhmvoll sterben wird; und zwar ist die Prophezeiung in fünffüßigen Jamben abgefaßt, wie die Reden der Geister in Musäus' Volksmährchen. Wir finden die Idee Byron's nicht sehr würdig. Was er für Griechenland gethan — den Schritt der ihn mit sich, und mit der Welt ausgesöhnt — darf man wohl aus einem edleren Motiv erklären, als aus der Erinnerung an ein Abenteuer mit einer bis zum Wahnsinn leidenschaftlichen Person. Es thut uns Leid, es sagen zu müssen; aber die Anlage und Ausführung der Novelle erscheint uns unweiblich und unzart. Die schöne, räthselhafte Griechin vergißt die heiligsten, furchtbarsten Schwüre, um einen Augenblick dem schönen, räthselhaften Fremdling anzugehören; und sofort, um den Bruch der Treue zu büßen, saugt sie das Gift aus dem verhängnißvollen Rubin. Etwas widerlich und unschön ist es auch, wenn die Dame, zum Schluß ihrer Bekenntnisse und pièces justificatives noch den Shawl abnimmt, den sie beständig um das Haupt geschlungen trägt, und es dem Lord anschaulich macht, wie die gräßlichen Türken ihr einsmal — die Ohren abgeschnitten.

Und was soll man zu der Nebenfigur sagen, zu der bleichen Marquise S***? Der bleichen Marquise ist die Aufmerksamkeit nicht entgangen, mit welcher der Lord die Griechin im Kursaal betrachtet hat. Ihr Plan ist gemacht. Sie spielt die Griechin auf der Maskerade; verschleiert im purpurrothen Shawlkleide verlockt sie den Lord in die Mondnacht hinaus; küßt ihn sehr heftig; er aber, wie er den Betrug merkt, entläßt sie mit der Bemerkung, sie sei ein sehr hübsches Weib, und wahrscheinlich ganz ausnehmend in ihn, den Lord, verliebt; übrigens aber sei sie es nicht, die er gesucht habe. Die bleiche Marquise verfällt in ein hitziges Fieber; ein junger deutscher Arzt, der eine unbeschreiblich einfältige Figur macht, übrigens aber den Löwen auch zu nehmen weiß, beredet den Lord, ihm an ihr Krankenbett zu folgen, um ihr durch einen Blick das Leben zu fristen. Schämt sie sich etwa ihres Betragens, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen? Man höre. „Als später auf tausend Zungen ein hochberühmter Name schwebte, rief Mancher aus der ehemaligen Badegesellschaft — „„ich hab' ihn in N**** gekannt;"" die bleiche Marquise S*** aber flüsterte — die Hand fest auf das blutende Herz drückend — „„ich hab ihn geliebt!""

Die erste Erzählung, die Tänzerin, ist ziemlich unbedeutend. Wir wollen es der Verfasserin auf ihr Wort glauben, daß es „nicht Dichtung" ist, was sie uns gegeben. Die Materialien können sich leicht einmal im Leben so zusammengefunden haben. Aber man könnte auch hier wünschen, daß es der Verfasserin gefallen hätte, den etwas zweideutigen Stoff hie und da um ein weniges zarter zu halten. Bei ihrem entschiedenen Talente der Darstellung, und bei ihrer Gewandtheit, könnte ihr dieß auch nicht schwer geworden sein.

Die dritte und letzte Erzählung — eine Skizze aus dem Leben Katharinens II. von Rußland — ist sehr gut erzählt, und die Charaktere sind vorzüglich gut gehalten. Auch wird eine strengere Kritik an dieser Erzählung weniger zu rügen finden. Wir heben eine Scene aus, die sich durch sich selbst erklärt.

„Zum dritten Male schon schlich die Fürstin Sch—b—w auf leisen Sohlen über das Parquet von Perlmutter, das die Vorzimmer der Kaiserin ziert, und fragte mit gedämpfter Stimme die diensthabende Kammerfrau: „„noch immer nicht zurück?""

„„Noch immer nicht!"" — entgegnete diese, mit sorglichem Blick von der Stickerei aufsehend — „„Aber was haben Sie denn heute, Prinzessin? Sie sind so ängstlich, scheinen betrübt, was kann denn Ihrer Jugend Rosentage trüben?""

„„Ach"" — seufzte die Prinzessin, und warf sich in die Sammtpolster des Sopha's — „„wenn Sie wüßten!""

„„Ja, das ist es eben,"" — entgegnete die Gräfin Romaniew — „„wenn ich wüßte! Ich weiß nun aber einmal nichts, und kann mir auch nichts denken. Sollte Gott Amor Ihnen vielleicht einen Streich gespielt haben? Ja, da müßten Sie sich mit dem allgemeinen Weltschicksal trösten, etwas Besseres wüßte ich Ihnen wahrlich nicht zu sagen.""

„„Ach, wer denkt an die Liebe"" — schmähte die Prinzessin — „„ich gewiß nicht.""

„„Nun denn"" — fuhr die Gräfin fort — „„so möchte ich doch begreifen können, worüber Sie klagen. Sie sind achtzehn Jahr alt, schön wie Hebe, geistreich wie Minerva, angebetet wie Venus. Sie sind die einzige Erbin einer enorm reichen Tante, Sie sind geliebt von der Kaiserin, sind jetzt schon Pallast-Dame — mein Himmel, was soll Ihnen denn das Glück noch bieten?""

„„Wäre die böse Tante in Gottes Namen denn schon hinübergegangen"" — flüsterte die Prinzessin mit Thränen in den Augen — „„ihr Geiz bringt mich zur Verzweiflung!"".

„„Aha, da also wäre der wunde Fleck"" — lachte die Gräfin — „„darum suchen wir die Kaiserin, Geld!""

„„O pfui doch"" — unterbrach sie die Prinzessin — „„Gold!""

„„Nun also, es klingt freilich nobler, Gold brauchen wir? Nun, da könnte ich vielleicht helfen.""

„„Wie"" — rief die Prinzessin, wischte schnell die Thränen aus den großen, schwarzen Augen, und sah sie mit leuchtenden Blicken an — „„ach, Gräfin, das würde ich Ihnen nie vergessen, dann dürfte ich auch der Kaiserin nichts sagen, und das wäre herrlich! Seit Lanskoy's Tode habe ich sie nicht mehr lächeln sehen, ihre erhabene Stirn ist stets umwölkt, und ihre Laune —""

„„St."" — warnte die Gräfin — „„nun, was brauchen wir denn, so ein 500 bis 1000 Rubel?""

„„Gott bewahre"" jammerte die Prinzessin — „„viel mehr, viel mehr!""

„„Nun, wie viel denn"" — fragte die Romaniew erschrocken; sehr kleinlaut flüsterte die Prinzessin: „„20,000 Rubel!""

„„Gerechter Himmel!"" rief die Gräfin, und die Nadel fiel ihr aus der Hand — „„was wollen Sie denn mit all dem Gelde machen?""

„„Ich habe gewettet —""

„Eben rauschte der prächtige Potemkin herein; seine hohe Gestalt strahlte im Glanze der schönsten Uniform, sein stolzes Haupt wiegte sich wohlgefällig unter der Last des Casquets, auf dem ein ungeheurer Reiher, von einer Brillant-Schleife gehalten, prangte, wie in Rußland keine zweite aufzuweisen war."

„Erschrocken winkte die Prinzessin der Gräfin Schweigen zu, und spielte, gleichgültig lächelnd, mit der Pagode, die vor ihr auf einem kleinen Tischchen stand; der Fürst grüßte, warf sich dann nachlässig in einen Sopha, und fragte, wie vorhin die Prinzessin: „„noch nicht da?""

„„Noch nicht"" entgegnete die Gräfin.

Digitized by Google

„„Das ist kaum möglich, vor einer Viertelstunde kamen ja die Pferde schon zurück, wo sollte sie — ach, wahrscheinlich bei Lanskoy's Graf! Unerträgliche Empfindelei der Weiber! Im diesem einzigen Punkte läßt Katharinens großer Geist sich zum Gewöhnlichen herab. Sechs Monde ist er todt — mein Gott, wie kann man nach solch einer Ewigkeit noch irgend eines geschiedenen Günstlings gedenken!““

„„Eines solchen wohl!““ meinte die Prinzessin, und streifte mit einem raschen Blick Potemkins Gesicht, der augenblicklich erröthete — „„Katharinens Geist bleibt auch hierin groß““ — fuhr sie fort — „„daß er echte Treue von eigennütziger Anhänglichkeit sehr scharf zu trennen weiß. Lanskoy liebt in ihr die Frau, und Katharina war zu lange daran gewöhnt, nur die Kaiserin in sich angebetet zu sehen, als daß sie nicht mit Wehmuth das Andenken eines so seltenen Freundes feiern sollte.““

„Potemkin drehte mit raschem Finger den dunkeln Bart, lächelte etwas höhnisch, und sagte dann mit einer nachlässigen Bewegung des Kopfes: „„Ah, mein kleiner Eigensinn, auch hier? Ja, ja, das läßt sich denken, daß solche Redmandit unter ihrem Höchsteigenen Schutze steht. Sie lieben Männer wie das Pagodchen dort, mit dem Sie sich eben so zierlich unterhalten. Allerliebst! Sehen Sie, wie er nickt, Sie nippen mit dem Rosenfinger, und ja, ja, ja! sagt der Göttermann, bis er einschläft, und ihn das niedliche Fingerchen wieder zu seinem Tagewerk erweckt.““

„Die Prinzessin kniff die Unterlippe ein klein wenig zusammen, trommelte auf der Malachitplatte des Tisches, und schwieg. Die Gräfin aber, um dem Gespräch schnell eine andere Wendung zu geben, fragte nach den Fortschritten bei der Einrichtung des Taurischen Palais, und meinte, vor einem Jahre würde wohl keine Hoffnung sein, sich darin bewirthen zu sehen.“

„„In zwei Monaten gebe ich das glänzendste Fest darin, das Petersburg jemals sah““ — schwor der Fürst. Die Prinzessin lächelte schon wieder ein wenig höhnisch. „„Haben Sie Lust zu wetten?““ — fragte er rasch; die Prinzessin erglühte über und über. — „„Ach, ja so, meine Wette von gestern habe ich ja noch einzuholen; nun, wie steht's?““

„„Sie werden Sie augenblicklich erhalten““ stotterte sie ärgerlich, und stand auf.

„„Einen Vorschlag, liebliche Agraffine““ — rief Potemkin — „„Sie können Ihrer Verlegenheit auf die angenehmste Weise von der Welt entledigt werden. Sie geben mir einen Kuß, und die Wette ist abgethan.““

„„Ihre Indiscretion, mein Fürst,““ — rief die Prinzessin, indem sie hinauseilen wollte — „„ist mit nichts auf Erden zu vergleichen, als mit Ihrer Eitelkeit.““

„Doch eben traten vier Mohren ein, und — „„die Kaiserin!““ — riefen die Damen aus einem Munde, und stellten sich, die Erhabene zu empfangen, an den Eingang.

„Heiter, wie der Tag, strahlte heute Katharinens entwölkte Stirn. Sie blickte freundlich um sich, begrüßte gnädig lächelnd den erstaunten Potemkin, und reichte der überglücklichen Prinzessin die Hand, welche sie seit Monden nicht in solcher Stimmung gesehen hatte. Doch plötzlich flog ihr forschender Blick von der Prinzessin auf Potemkin, und von diesem wieder auf die Prinzessin zurück.“

„„Was hat es hier gegeben?““ — fragte jetzt die Kaiserin — „„meine reizende Agraffine ist purpurroth, und schreit verstimmt, und Du““ — sie wandte sich zu Potemkin — „„bist ungewöhnlich aufgeregt; nun, was habt Ihr mit einander?““

„„Ach, Ihro Majestät““ — seufzte die Prinzessin — „„der Fürst wollte, ich habe““ — sie stockte, und drückte wiederholt Katharinens Hand an ihre Lippen.

„„Nun?““ — fragte diese mit lang gedehntem Ton, indem sie die Jagdhandschuh abzog, und der Gräfin hinüberreichte — „„Du weißt, ich liebe Antworten, die kurz und bündig meiner Anforderung genügen, die Deinige ist zwar sehr kurz, aber um Räthsel zu lösen, habe ich weder Muße noch Lust — also?““ Ein seltsamer Blick aus ihrem forschenden Auge ruhte eine Sekunde lang auf Potemkin, der ruhig lächelnd mit der Gerte spielte, die er mit gewohnter Galanterie der Kaiserin abgenommen hatte.

„„Ihro Majestät““ — stammelte die Prinzessin, — „„Vergebung, ich kann wirklich nicht vor dem Fürsten —““

„„Das klingt ja seltsam!““ meinte Katharina, und ihr Blick, der auf Potemkin ruhte, wurde durchdringender.

„„Ich sehe schon““ — begann dieser nachlässig zu der Prinzessin herabblickend — „ich muß unserer kleinen Dame aus der Noth helfen; wahrscheinlich kommt sie, um an die immer offene Schatulle Ew. Majestät zu appelliren, sie hat gestern etwas verwegen mit mir gewettet, und da ich sie in diesem Augenblick ein bischen boshaft daran erinnerte, zeigte mir ihr schnell auflodernder Aerger, daß sie gerade daran nicht erinnert sein wollte.““

„„Nun, was beträgt denn diese Wette, die Dich so außer Fassung bringt?““

„Und wie vorhin stotterte die Prinzessin kleinlaut: „„20,000 Rubel!““

„„Wie?““ — fragte die Kaiserin, und eine lichte Wolke zog über ihre klare Stirn — „„was war es denn, das Dich in Deiner Armuth zu solcher Wette verleiten konnte?““

„Eine dunkle Purpurröthe ergoß sich über das blühende Antlitz der Prinzessin. Boshaft lächelnd weidete Potemkin sich an ihrer Verlegenheit, dann begann er.

„„Da muß schon wieder ich aus der Noth helfen, denn Sie selbst werden es doch nimmermehr hervorbringen. Der liebenswürdige Eigensinn Ihrer reizenden Agraffine, ihr geringes Quantum Eitelkeit, und ihr höchst pikanter Leichtsinn kosten Ew. Majestät heute wieder 20,000 Rubel. Wir standen gestern nach der Tafel am Fenster, und die Prinzessin erschöpfte sich wie gewöhnlich in beißendem Witz, zu dessen Zielscheibe zu dienen mich Glücklichen eben gestern die Reihe traf; da trabt von der chinesischen Brücke herauf die Wache, welche von Petersburg kommend, ablöste. Ein junger Officier, den ich vor vier Wochen in die Garde aufnahm, reitet voraus, und starrt mit trübem Blick auf den Sattelknopf. Der Prinzessin beliebt es, ihn zu bemerken, und ihn bildschön zu finden, in diesem Augenblick hebt er den Kopf, sein Blick streift aufmerksam die Fenster des Saals, doch, als hätte er nicht gefunden, was er suche, blickt er wieder melancholisch vor sich nieder. Die Prinzessin ist außer sich über die schönen Augen und eitel genug — nehmen Sie es nicht übel, ich bin ein zu wohl erfahrener Weiberkenner, um dieß nicht augenblicklich in ihren Zügen zu lesen — sich einzubilden, er werde, überrascht von ihrem Liebreiz, sich noch einmal umsehen.““

„„Das ist ungezogen und unwahr!““ unterbrach ihn die Prinzessin rasch. „„St!““ — winkte die Kaiserin — Potemkin fuhr fort:

„„Warum wetteten Sie so schnell? Ich sagte, der ist Stahl und Eisen, glauben Sie, daß er noch einmal heraussieht, ehe er die Wache erreicht? Gewiß, ruft Agraffine mit Zuversicht. Ich wette — Nein — lache ich zurück. Was Sie wollen — zürnt Agraffine, und ihr liebliches Gesicht überzieht sich dunkelroth von Aerger, als ich sage: 20,000 Rubel, er sieht nicht mehr herauf! — Es gilt! ruft sie triumphirend, und — der Abscheuliche sitzt wie festgeschmiedet auf seinem Pferd, und langt ohne eine Wendung des Kopfes vor der Wache an. Habe ich meine Wette nicht ehrlich gewonnen?““

„„Ohne Zweifel!““ — entgegnete Katharina — „„aber wer soll sie bezahlen?““ — Die Prinzessin stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Kaiserin fuhr fort, als hätte sie es nicht bemerkt: „„Ich bin es wahrlich müde, Agraffinens Thorheiten durch die Finger zu sehen,

Digitized by Google

als Vormünderin darf ich das gar nicht; Prinzessin, dießmal helfen sie sich selbst.""

„„Nun?"" lächelte Potemkin boshaft.

„„Ihro Majestät"" — rief die Prinzessin listig — „„ich könnte mir schon helfen, wenn ich wollte; der Fürst hat mir einen Kuß als Ablösungssumme angetragen; aber ich ziehe es vor, meine Wette zu bezahlen, und finde dieß weit mehr nach meinem Geschmack.""

„Die Kaiserin stutzte, und jetzt war die Reihe des Erglühens an Potemkin. „„Da muß ich doch wohl am Ende für Dich bezahlen"" — meinte sie, und schritt mit einem sonderbaren Blick auf Potemkin nach ihrem Cabinet

„„Boshafte!"" schmähte Potemkin, als sie verschwunden war — „„das sollen sie mir büßen!""

„Die Prinzessin lächelte mit schlecht unterdrückter Schadenfreude: „„Haben Sie dieß nicht längst, und am meisten heute um mich verdient?""

„In diesem Augenblick trat Katharina in die Thüre, winkte der Prinzessin, und drückte ihr ein Papier in die Hand, dann streichelte sie ihr die schönen Wangen und flüsterte: „„Nicht mehr wetten, Agraffine, Du kostest mir zu viel Geld, bezahle schnell! — Adieu, Freund Potemkin,"" — rief sie mit seltsamer Miene dem erstaunten Günstling zu — „„auf Wiedersehn!"" — und verschwand in ihr Cabinet.

„Dieser stürzte mit wüthenden Blicken und klirrenden Schritten hinaus, unter der Thüre noch rief er: „„Das gedenke ich Ihnen, Prinzessin!""

„Jene aber hatte die Anweisung entfaltet, und jubelte laut: „„100,000 Rubel! O die göttliche Kaiserin!"" fiel der verstummten Gräfin stürmisch um den Hals, und eilte hinaus, den Stickrahmen und ein Kästchen farbiger Genille an der seidenen Schleppe hinter sich herziehend."

Schließlich bemerken wir, daß Madame Birch-Pfeiffer wohl thun wird, wenn sie wieder Novellen schreibt, entweder sich zu einer etwas weiblicheren Darstellung zu bequemen, oder wenigstens einen Männernamen auf den Titel zu setzen. Mit Interesse wird man ihre Erzählungen immer lesen; und bei einem Theile des Publikums, dem gerade diese Manier willkommen ist, werden sie vielleicht Furore machen.

Lübeck und seine Merkwürdigkeiten. Ein Handbuch für Fremde und Einheimische. Mit einem Grundrisse der Stadt. Lübeck, 1830. F. Aschenfeldt.

Ein Fremdenführer, wie die meisten Fremdenführer sind; nicht eben viel besser, und gewiß nicht viel schlechter. Aber es hätte sich leicht dem Buch ein anderes Interesse geben lassen, wenn der Verf. wenigstens etwas umständlichere Nachrichten über die frühere, glänzendere Periode der alten Stadt aufgezeichnet hätte. Kompilirt mußte einmal werden; warum bloß trockene Materialien kompiliren, und die anziehenderen verschmähen? Es scheint, daß der Verf. mit Absicht über jene Periode flüchtig hinwegeilt. Wozu das? „Der Gewinn," spricht er, „blieb den Einwohnern, daß sie lernten genügsam sein und zufrieden mit dem Loose, was ihnen die Vorsehung warf. Sie denken mit Liebe und Hochgefühl der Vergangenheit, und genießen mit Frohsinn und Dankbarkeit der Gegenwart." Wir lieben diese Resignation nicht. Wir hoffen, daß sie nicht die Gesinnung der Bürger des Nachbarstaates ausdrückt. Diese Art von Zufriedenheit steht dem Fortschreiten, dem Anstreben zu höherem Wohlstand im Wege, das einer freien Verfassung, und dem belebenden Einfluß eines freien Verkehrs, und der natürlichen Anregung durch das nahe gelegene Meer entspricht.

Wir entlehnen einige Data aus dem Buche, die für unsere entfernteren Leser mehr Interesse haben dürften, während man sie in diesen Gegenden als bekannter voraussetzen darf.

„Einwohner faßte Lübeck, nach neueren Berechnungen, 25,600; freilich kein Vergleich mit einer Zeit, wo, nach der Sage, die Pest in fünf Monathen 90,000 Einwohner verzehren konnte und doch noch die Hälfte der Bevölkerung übrig ließ." Auffallend und betrübend sind die Verhältnißzahlen, die der Verfasser von den letzten zwanzig Jahren mittheilt. Es waren

	im Jahr 1809.	im Jahr 1829.
geboren	954	712
gestorben	725	788
getraut	286	224

Erfreulicher sind die Angaben von den Jahren 1828, die wir aus einer andern Quelle hier beifügen.

	Geboren.	Gestorben.	Getraut.
1823	742	665	205
1824	743	658	234
1825	741	626	242
1826	779	758	247
1827	781	713	249

Die Zahl der Wohnhäuser wird auf 3614 angesetzt, von denen aber manche unbewohnt sind, oder zu Packhäusern benutzt werden. Lübeck besitzt 72 Seeschiffe (im 16ten Jahrhundert zählte es über 300); 90 Stecknitzschiffe, 8 Oldesloer Böte und viele Ballast- und Holzschiffe betreiben die Flußfahrt. Die Staatsschuld beträgt 5 Millionen, die Staatseinnahme etwa 780,000 ℔.

Ueber die berühmten Kunstwerke, die sich in den Lübecker Kirchen finden, hat der Verf. nur sehr dürftige Notizen gegeben. Er erwähnt nur eben ihr Dasein; und doch reicht auch dieses hin, um den alten Wunsch in uns auf's neue zu wecken, die nahe gelegene Stadt mit ihren Herrlichkeiten von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Aber wie soll man dahin gelangen? Wie, in aller Welt, so lange die Landstraße in dem Zustande verbleibt, den man uns beschrieben hat? Wir andern Fremden, zumal wir Schwaben, die wir überall schwerer von Begriff und dabei an gute Landstraßen gewöhnt sind, können es nicht verstehen, wessen Interesse es sein soll, sie so zu erhalten, wie man sie uns von allen Seiten schildert. Ehrenwerthe und glaubwürdige Leute, welche die Wagniß bestanden haben, versichern uns, daß sie entweder wirklich dabei um's Leben, oder doch nur eben mit dem Leben davon gekommen sind. Wer nach Lübeck reisen will, der macht erst sein Testament; zum mindesten läßt er eine von zwei Notaren unterzeichnete Vollmacht in Freundes Hand zurück. Wir haben es selbst mit angesehen, wie ein Naturforscher ein Kistchen mit Naturalien einem Russen mit Furcht und Zittern einhändigte, der es über Petersburg nach Moskau zu bringen versprochen hatte; nicht vor dem Weg von Petersburg nach Moskau ist mir bange, aber der Steindamm, rief er bewegt aus, der Steindamm! Seit der Zeit sind wir immer in der tödtlichsten Angst vom Montag bis zum Mittwoch, weil wir besorgen, daß unsere Blätter auf der Tour ihr junges kritisches Leben einbüßen werden. Wir möchten unsern Abonnenten in Lübeck rathen, unser Blatt eher durch den Buchhandel zu beziehen; sie werden es wahrscheinlich später auf weiten Umwegen, aber doch sicher erhalten und ohne Fährlichkeit.

Aber wir setzen unser Vertrauen auf die neue Landstraße. Wann wird sie angefangen werden? Wann wird sie vollendet sein?

Novitäten.

Hornisch: Handbuch für das deutsche Volksschulwesen. 2. umgearb. Auflage. Breslau, Goß & Comp. 1 Thlr.

Gluß-Blotzheim: Handbuch für Reisende in der Schweiz. 6. verb. Auflage. (1 Karte.) Zürich, Orell & Comp. 20 ggr.

Gerle: Prag und seine Merkwürdigkeiten. 2. verb. Auflage. Prag, Borrosch. 1 Thlr.

Koßler: Adelgund, ein Trauerspiel. Heilbronn, Drechsler. 12 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hofstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

10. Hamburg. Montag, den 6. September. **1830.**

Inhalt.

Pirch: Reise in Serbien..... Seite 73
Danz und Heldmann: Rechtsfälle.... " 76
Feronia..... " 77
Belani: Fünf Tage auf dem Brocken.... " 78
Notizen..... " 80

Reise in Serbien im Spätherbst 1829.

Von Otto von Pirch, Premier-Lieutenant im Königl. Preußischen ersten Garde-Regiment. Zwei Theile. Berlin, 1830. Dümmler.

Wer kennt nicht die schönen serbischen Lieder, die zuerst von Goethe in die Literatur eingeführet, und später in den Nachbildungen von Talvj (Therese Jacobi) und Bowring überall gelesen, überall bewundert worden sind? Wer, der sie kennt, wünscht nicht das Land und Volk, das solche Gesänge Jahrhunderte lang treu bewahrt, aus seiner Dunkelheit hervortreten, und seine Stelle unter den Grundfesten der europäischen Bildung einnehmen zu sehen?

Der Premier-Lieutenant von Pirch — derselbe, dessen scharfsinnige Mittheilungen über Kaspar Hauser das Publikum mit so vielem Interesse aufgenommen hat — giebt uns eine äußerst unterhaltende, äußerst belehrende Beschreibung seiner Reise in Serbien, im vergangenen Spätherbst. Daß er aus eigner Anschauung spricht, daß er uns häufiger mit Lebensbildern unterhält als mit Reflexionen; daß er selbst dasjenige was er gesehen und erlebt, höher anschlägt als was er gelesen und gesammmelt, bürgt dafür, daß er zu reisen und zu erzählen versteht. Aber eben so großen Werth legen wir darauf, daß er die Reise aus dem Stegreif gemacht hat. „Auf einer Reise durch Ungarn nach Italien begriffen, erfuhr ich in Pesth den Friedensschluß von Adrianopel. Der lange gehegte Wunsch, Serbien kennen zu lernen, wurde nun ausführbarer.“ Er macht sich auf den Weg, und sieht Serbien im günstigsten Augenblick. Alle Gemüther sind aufgeregt durch erhebende Hoffnungen; der Glaube der Vorväter, die Bestrebungen der Männer, die Träume der Jugend sollen wahr werden. Es kann nicht fehlen, eine Reise durch ein Land, in einem solchen Augenblick unternommen, muß gedoppeltes Interesse finden.

Das Buch wird bald in Aller Händen sein; wie wir hören, ist auch schon eine Uebersetzung in das Englische eingeleitet. Wir wünschen mit unsrer Anzeige nicht zurück zu bleiben, und geben schon diese Woche einige Scenen, die unsern Lesern darthun werden, was sie zu erwarten haben; wir behalten uns vor, in der nächsten Nummer die zerstreuten Züge zu einem Bilde des Kulturstandes, und zu einer Skizze der politischen Verhältnisse von Serbien zu sammeln.

Wir entlehnen zunächst Einiges über den Fürsten Milosch und seine Umgebungen.

„Gegen eilf Uhr wurde die Glocke zum Mittagessen geläutet. Alles versammelte sich in der Tscherdake, dem Vorplatz des obern Stockwerks im Hauptgebäude. Die Diener reichten das Waschwasser, dann ging man in ein einfaches Eßzimmer, wo nach fränkischer Sitte gedeckt war.

„„Sie werden alles hier ganz patriarchalisch finden,““ sagte mir Dawidowitch, als wir eintraten. — Er hatte Recht.

„Der Fürst saß an dem obern Ende der Tafel; ein Jeder entblößte das Haupt, der kleine Mijajlo sprach das Tischgebet. Dann überreichte die Fürstin ihrem Gemahl ein Glas Rakija. Der Fürst hielt eine kurze Rede, deren Inhalt Glückwünsche für die Anwesenden und für das Volk war. Dann wurde Platz genommen. Der Fürst nahm einen hohen thronartigen Sessel am obern Ende der Tafel ein; zu beiden Seiten seine Söhne; an der Seite des ältern ich, dann Dawidowitch, an der Seite des jüngern der Archimandrit, dann Gospodar Waso; dann folgten die andern Herren. Die Fürstin und das Fräulein standen zu beiden Seiten des Fürsten; ich war so überrascht, sie nicht an der Tafel Platz nehmen zu sehen, daß ich mich mit Verlegenheit niedersetzte. Sie bedienten während der Tafel den Fürsten und seine Söhne, — so will es die altserbische Sitte; noch hat die Fürstin, seit sie verheirathet ist, nie mit ihrem Gemahl an Einem Tische gegessen. In vielen serbischen Häusern jedoch, namentlich in denen der Brüder des Fürsten, wird diese Sitte nicht mehr so strenge beobachtet. — Nun erst verstand ich, was Dawidowitch mir beim Eintritt ins Eßzimmer sagte.

„Sobald alles saß, leerte, der Reihe nach, jeder der Anwesenden ein Glas Rakija, und sprach dabei einige Worte, die dem Fürsten und dem Volke galten.

„Die Tafel war mit so schönem Tischzeug gedeckt, als man bei uns hat. Man ißt von zinnernen Tellern, weil das Porzellan hier schwer zu ersetzen ist; mit silbernen, in Wien gearbeiteten Messern und Gabeln, die mit des Fürsten Namenszug bezeichnet sind; silberne Becher mit Wappen des Fürsten, und schöne geschliffene Gläser waren aufgesetzt.

„In der Ecke des Zimmers war ein zweiter Tisch aufgestellt. Hier wurde die Suppe aufgetragen; die Fürstin legte dieselbe vor, brachte dem Fürsten, und sandte dann den andern Herren; Fräulein Jelisaweta brachte den Brüdern, dem Archimandriten, auch wohl einem der andern Herren, wenn eben etwas fehlte.

„Die andern Speisen wurden zerlegt auf die Tafel gestellt, und ein jeder nahm, wie es ihm gefiel. Brod und Käse machte den Anfang, dann folgte eine Reissuppe, Rindfleisch, gekochter Kuheuter, gebratenes Lammfleisch, gebratene Hühner, Alwa (ein türkisches Gericht von Weizenmehl, Honig und Schmalz, das sehr gut ist und eine solche Lieblingsspeise der Türken ausmacht, daß sie demjenigen, der zum erstenmale ein neues Kleid an hat, neckend ein Alwalük, Geld zur Alwa, abfordern. Der Alwadschija trägt in den türkischen Städten diese Speise zum Verkauf umher). — Dann wurden gebackene Fische, aus der Morawa, aufgesetzt; eine saure Büffelmilch mit gerösteter Semmel, und eine Torte machten den Beschluß. Zweierlei Brod wurde zu den Speisen gegeben, warmes Kukuruzbrod, und Brod von Waizenmehl. Für den Fürsten und mich wurde weißer Wein von Semendria aufgesetzt, für die andern Herren rother Wein. Niemand trank mehr, als eine halbe Bouteille; der Fürst giebt selbst das Beispiel der größten Mäßigkeit.

„Die Unterhaltung war lebendig und heiter. Alle nahmen Theil daran, ohne einen Augenblick den Rang des Fürsten zu vergessen. Als das Serviren der Speisen im Gange war, trat auch die Fürstin näher, und nahm Theil an dem Gespräch.

„Der Fürst fragte mit so vielem Interesse nach den finanziellen Einrichtungen in meinem Vaterlande, daß ich wohl sah, wie vorzugsweise diese Gegenstände ihn interessiren. Dann wandte sich das Gespräch auf militairische Gegenstände.

Digitized by Google

Man bat mich um Auskunft über einzelne Schlachten der Kriege Napoleons; es giebt serbische Uebersetzungen von den Beschreibungen jener Kriege. Mit besonderer Lebhaftigkeit wünschte man eine Beschreibung von der Persönlichkeit und dem Aeußern des Fürsten Blücher. — Man sprach von den frühern Feldzügen zwischen Preußen und Oesterreich. Ich sagte dem Fürsten, er habe vor der Schlacht von Poscharewaz dasselbe Mittel angewendet, seine Krieger zu begeistern, wie Friedrich der Zweite vor der Schlacht von Leuthen, nämlich durch das Anerbieten, daß alle diejenigen, welche kein Vertrauen mehr zu der Sache hätten, vor der Schlacht zurücktreten und unbeschadet heimkehren möchten. — Ganz einfach sagte der Fürst hierauf: „es bleibt nichts übrig, man muß es so machen." Hierauf erzählte er sehr anziehend von den Mühen und Entbehrungen seiner Kriege. Es war kein Augenblick während dieses Mahls, der für den Fremden nicht das höchste Interesse gehabt hätte, und es war alles so natürlich und ungezwungen, daß man sich in dem Kreise von Männern wohl fühlen mußte, die so viel erlebt, erlitten und erkämpft hatten.

„Die Tafel dauerte eine Stunde. Als sie aufgehoben war, hielt der Archimandrit ein kurzes Gebet, nach welchem Alle wieder in die Tscherdake hinaus traten; es liegt nicht in der Neigung der Serben, viel im Zimmer zu sein. Das Waschwasser wurde gereicht; man trank noch ein Glas Wein, dann folgte der Kaffee. Der Fürst setzte sich, und ließ mich neben sich Platz nehmen. Er sprach mit Bescheidenheit und Würde von der Politik der großen Mächte, von der Mäßigung Rußlands, von der schönen Rolle, die Preußen übernommen. Es ist bemerkenswerth, wie klar die Serben über den Friedensschluß von Adrianopel sehen, und wie sie ihn als heilbringender für sich betrachten, als die Einnahme von Constantinopel. Eine Theilung der europäischen Türkei unter die christlichen Mächte wäre für sie das Unheilbringendste gewesen, denn es hätte sie ihrer Selbstständigkeit beraubt.

„Ich führte eine Dose mit dem Portrait unsers Königs. Die Augen des Fürsten fielen darauf; er nahm sie, legte sie an die Brust und dann an den Turban, Zeichen der Verehrung ehe er sie näher betrachtete.

„Als nun Herr Dawidowitch meines Wunsches erwähnte, das Land kennen zu lernen, sagte der Fürst: man müsse sich überlegen, wie mir ein guter Reiseplan zu machen, und mir passende Begleitung geben, da ich der Sprache nicht mächtig sei. So war ich zwar abhängig geworden, aber ich hatte alle Ursache, mich wohl dabei zu befinden.

„Hierauf stiegen wir in den Hofraum hinab, wo der Fürst sich Pferde vorreiten ließ. Dann fuhr er mit dem Archimandriten in ein nahes Kloster, um das Vorwärtsschreiten eines neuen Baues in Augenschein zu nehmen, den er angeordnet hatte.

„Unterdessen zeigten mir die Herren die Einrichtung des Konaks. Es ist die Neigung des Fürsten, alles um sich her in der äußersten Tüchtigkeit und Nettigkeit zu sehen. Da die landwirthschaftlichen Angelegenheiten seine Lieblingserholung sind, so hat er bei allen den Orten, wo sich Konaks befinden, auch Felder, Weingärten und Viehzucht, und führt die Aufsicht über diese Gegenstände selbst, so lange er sich an dem Ort befindet.

„Was die Bauten anbetrifft, so läßt er die, für ihn selbst und seine Umgebung bestimmten Gebäude, ferner die Kirchen, deren er viele in den letzten Jahren wieder erbaute, und die Schulhäuser, nach seiner eigenen Angabe aufführen; sie sind alle einfach, sauber, das Auge ansprechend. —

„Das Leben des Fürsten ist sehr regelmäßig. Im Sommer steht er kurz vor Anbruch des Tages, im Winter um sechs Uhr auf, und tritt bald nachher aus seinem Zimmer in den Hof hinaus. Hier stehen seine Umgebungen bereit, seinen Morgengruß zu empfangen. Dann beginnt er ein Gespräch, fast ohne Ausnahme in der heitersten Laune, und nicht sogleich von ernsten Gegenständen. Diese kommen erst nach und nach an die Reihe, bis zu den wirklichen Geschäftsverhandlungen. Die Herren der Kanzlei, wenn sie bei diesen letztern nicht betheiligt sind, begeben sich während dessen in die Geschäftszimmer, um die schriftlichen Arbeiten zu beginnen.

„Der Fürst kann weder lesen noch schreiben, dennoch leitet er den ganzen Gang der Geschäfte, und ist, beim Diktiren oder der Anordnung einzelner Aufsätze, der Sprache in einem Grade mächtig, die seine Umgebungen oft in Erstaunen setzt. Außer der serbischen Sprache versteht er das Türkische vollkommen, spricht es aber niemals. Jeder eingehende Brief wird ihm vorgelesen; er entscheidet darüber, und die Antworten, so wie die schriftlichen Befehle und Anweisungen an die Kuesen, werden von ihm selbst angeordnet. Die Concepte werden ihm vorgelesen, er ändert, wählt andere Ausdrücke oder genehmigt sie; wichtige Sachen werden in der Reinschrift noch einmal vorgetragen, dann untersiegelt und unterschreibt einer der Sekretaire in seinem Namen. Jeder der Sekretaire hat die Befugniß, eingehende Briefe zu erbrechen, und Namen und Siegel des Fürsten zu unterfertigen. Ueber alle ein- und abgehende Sachen wird ein laufendes Journal gehalten, worüber jeder der Sekretaire die Einsicht und Kontrolle hat, welche dadurch eine gegenseitige ist. Die auswärtigen Geschäfte, welche Dawidowitsch bearbeitet, sind völlig getrennt von den übrigen. Die andern Sekretaire haben keine bestimmte Branchen. Wer da ist, arbeitet. Es sind auch keine bestimmte Stunden für den Vortrag beim Fürsten, die Geschäfte werden jeden Augenblick abgemacht, die Sekretaire sind den ganzen Tag anwesend, speisen mit dem Fürsten und wohnen im Konak. Erst in der letztern Zeit hat Dawidowitsch eine etwas freiere Stellung erlangt.

„Sechs Uhr Abends ist der Augenblick, wo die Ruhe eintritt. Nur in den dringendsten Fällen werden dann noch Geschäfte vorgebracht. Der Fürst setzt sich nun zu einem Kartenspiel, das sehr niedrig ist und keine Aufmerksamkeit erfordert; während dessen werden ihm die Zeitungen vorgelesen. Man hat die Petersburger Zeitung, die Augsburger allgemeine Zeitung, den österreichischen Beobachter, und den Constitutionnel, welche sämmtlich ziemlich schnell anlangen. Wir hatten in Poscharewaz am 15. Oktober die allgemeine Zeitung vom 3., und den Constitutionnel vom 1. Oktober.

„Um acht Uhr wird zu Abend gegessen, um neun Uhr, im Sommer wohl früher, legt man sich nieder.

„Der Fürst ist fast den ganzen Tag im Freien, selbst im Winter. Sein kräftiger Körper läßt ihn gleichgültig gegen das Wetter, und seine Lebhaftigkeit dauert im Zimmer nicht aus. Alle Wohngebäude sind so eingerichtet, daß man auch in der heißesten Zeit im Freien und im Schatten sein kann, ohne das Haus zu verlassen.

„Der Fürst gilt für einen excellenten Reiter und Schützen. In dem letzten Kriege setzte er einem der feindlichen Aufführer nach, und schoß ihn vom Pferde. Im Diritspiel übertraf er lange Zeit alle Andere. Nie habe ich eine kräftigere Stimme gehört. Man hört ihn reden, wenn er sich am entgegengesetzten Ende des Konaks befindet, und seine Umgebungen versichern, man hätte seinen Schlachtruf selbst im heftigsten Feuer auf große Entfernung unterscheiden können."

Der folgende Abschnitt schildert den Charakter der Fürstin, und ist zugleich charakteristisch für die letzten Bestrebungen eines unterdrückten Volkes in einer Schreckensperiode. Daß eine solche Zeit nicht wiederkehren wird, darf man mit festem Vertrauen annehmen. Denn, welcher politischen Ansicht man auch zugethan sein mag, wir gestehen, daß wir es nicht begreifen können, wie man in den großen Ereignissen im Osten den Sieg der Civilisation, und ebendarin das Pfand einer bessern Zeit, eines freieren Volkslebens, verkennen kann.

Digitized by Google

„Die Fürstin, Gospa Ljubiza, ist vielleicht vierzig Jahr alt, und noch jetzt eine schöne Frau. Ihre Züge haben den Ausdruck großer Bestimmtheit, doch ohne alle Härte; ihre Haltung ist edel und natürlich, ihr Anzug vielleicht noch einfacher, als der anderer städtischer Frauen, und nur durch das schöne Pelzwerk und einen Brillant im Haar, unterschieden. Ihr ganzes Aeußere läßt auf eine würdige thätige Hausfrau schließen, und doch ist ihr hoher Standpunkt nicht zu verkennen, und etwas, das auf einen ungewöhnlichen Charakter deutet. Sie leitet die wirthschaftlichen Angelegenheiten selbst, läßt weben, spinnen, ordnet die Küche an, nimmt aber auch großen Antheil an der Erziehung und dem Unterricht ihrer Knaben, wobei sie keine Gelegenheit versäumt, sich selbst zu bilden. Sie war öfters in Semlin, wo ihre älteste Tochter an einen Kaufmann verheirathet ist, und in dem Ungarischen Bade Mehadia. Hier hat sie die Art und Weise des „europäischen Lebens" gesehen, ohne dadurch etwas von der Einfachheit ihrer äußern Lebensweise aufzugeben.

„Der Fürst schloß die Verbindung mit ihr in jener Zeit, als er für seinen ältern Bruder Milan die Kriege führte. Sie war ihm eine treue Gefährtin jener Schreckenszeit, wo den Männern der Martertod, den Frauen die Schmach drohte. Der täglich wechselnde Aufenthalt und die weibliche Ehre lehrte sie den Zügel und die Pistolen führen. Wie groß sie von der Ehre des Fürsten und des Vaterlandes denkt, wird folgender Zug darthun.

„An einem jener Tage, im Anfang des letzten Aufstands, war sie mit den Kindern in einer Schlucht des Rudnicker Waldgebirges verborgen. Sie hatte ein Lamm gebraten, und erwartete ihren Herrn. Dieser kömmt schnell geritten, nur von dem Geistlichen Milentin Pawlowitch, dem Gefährten seiner Züge, begleitet. Es war nicht seine Art, so zu kommen; — man war versprengt. — So wenig die Sitte es sonst den serbischen Frauen gestattet, zuerst das Wort zu nehmen, so überschritt sie dieselbe doch in einem solchen Moment. Nachdem sie einen Augenblick geharrt, tritt sie vor und sagt: Nun, o Herr! was ist denn heute? Sind denn die Türken hinter Euch? Und sollen sie hierher kommen, um uns die Kinder zu schlachten? — Habt Ihr die Sache verlassen, wer soll sie halten? Nein Herr, — hier findet ihr keinen Aufenthalt — dort sind die Türken!

„Der Fürst saß bereits wieder im Sattel, und winkte dem Geistlichen. — Die Frau aber war selbst erschrocken über ihre Rede, und suchte einzulenken. Mit der Hand auf der Brust und einer tiefen Verbeugung reichte sie dem Geistlichen ein Glas Rakija, dann wagte sie es, auch dem Herrn zu trinken anzubieten.

„Die beiden Ritter eilen aus dem Gebirge, um die Flüchtigen zu sammeln. Der Geistliche findet am Wege eine Trommel, und fängt an, sie zu schlagen. Von allen Seiten sammeln sich die Anhänger, bald wächst die Zahl, und man zieht nach Tschatschak, wo an dem Berge, der durch einen schönen Zufall Ljubiza heißt, (das ist: die Geliebte), der erste Hauptschlag gelingt.

„Man nennt die Fürstin Gospa, Herrin. Die Landleute, wenn sie von ihr reden, fügen wohl, zum Unterschied von andern angesehenen Frauen, hinzu: Gospa welika, die große Herrin, wie auch der Fürst häufig von ihnen Gospodar weliko genannt wird.

„Als mich Dawidowitch ihr vorgestellt hatte, sagte sie mir auf serbisch: „„glückliche Ankunft, (dobro dosle, wörtlich: gut bis hieher); es freut uns, daß Sie gekommen sind, Serbien zu sehen. Haben Sie auch noch eine Mutter, und einen Vater, die sich freuen, wenn Sie einst zurückkehren?""

„Dann wurde ich der zweiten Tochter, Jelisaweta, vorgestellt. Sie ist achtzehn Jahr alt, gut erzogen und hat einige europäische Bildung; sie spricht italienisch, und spielt Clavier. Man rühmt ihre Sanftmuth, ihren richtigen Verstand, und die Leichtigkeit, mit der sie den Unterricht ihrer Lehrer auffaßt.

„Auch die beiden Söhne des Fürsten, Milan und Mijajlo waren gegenwärtig, Knaben von zwölf und sieben Jahren. Der Aeltere, durch Kränklichkeit zurückgehalten, fängt erst jetzt an, sich zu entwickeln. Der Jüngere ist ein liebenswürdiges, lebendiges und schönes Kind. Sie haben einen Hofmeister, der sie im lateinischen und serbischen, und in den Elementarwissenschaften unterrichtet. Ihre Spiele sind die aller Knaben; an der Spitze der Knaben von Poscharewaz, von einem Tambour geführt, ahmen sie die Uebungen nach, die vor kurzem noch hier statt fanden. — Der Fürst hat noch zwei Brüder, Gospodar Jowan, Oborknes von Brusniza, und Gospodar Jewrem, Oborknes von Schabaz."

Die Art und Weise, wie die Volkslieder vorgetragen werden, befördert das Verständniß derselben. Aber besonders bezeichnend ist es für den Volkscharakter, daß sie ihre Gesänge nicht dem Fremden aufdringen, und ihr Talent nicht zur Schau tragen — eine Unart die durch umherziehende Volkssänger aus andern Gegenden des Publikum bald für alle solche Leistungen disgustirt, und auch den schönsten Gesang zum bloßen Spektakel gemacht hätte.

„Ich war im Begriff, Serbien zu verlassen, und hatte noch kein Volkslied und keine Gusle gehört! Immer hoffte ich, der Zufall werde es so fügen, ohne daß ich es grade veranlaßte; indessen, wohl aus einer gewissen Scheu vor einem Fremden, hatte man nie von selbst angefangen. An einem der Abende bat ich Knes Pero, mir jenes Vergnügen zu verschaffen. Er ließ sogleich einen Momken holen, dem man Talent für die Sache zutraute, und derselbe erschien mit seiner Gusle.

„Die Gusle hat einen hölzernen Leib, ähnlich dem einer halben Birne, wie eine Zitter. Der lange schlanke Hals endet in einem vorgebogenen Thierkopf; die Höhlung ist mit einem fein gegerbten Lammfell bespannt. Am untern Ende steht auf dem Fell ein hoher Steg, und am obern Ende des Halses springt ein Wirbel hervor. Eine Saite, aus sechs bis acht Pferdehaaren gedreht, geht über den Steg bis zum Wirbel. Die Gusle wird auf's Knie gesetzt, und mit einem halbkreisförmigen Bogen, der eine Sehne von Pferdehaaren hat, gestrichen. Die Finger der linken Hand spielen mit leiser Berührung auf der ganz freiliegenden Saite. So wird eine einförmige, sanfte Modulation hervorgebracht, die sich immer in wenigen Molltönen, und häufig in Trillern fortbewegt. — Noten sind den Serben so unbekannt wie den Türken, die Melodieen selbst erfundene oder gehörte.

„Der Momke machte seine Sache nicht gut; Knes Pero nahm das Instrument, und bewies sich als Meister. Er brachte so viel Zartheit und Geschmack in das Spiel, als das einfache Instrument gestattet. Dann sang er.

„Erst wird ein Vorspiel gemacht, das die Weise und den Takt angiebt, und dem Sänger Zeit gewährt, den Gesang in Gedanken zu ordnen. Dann folgen zwei Strophen Gesang, in gleichem Silbenmaaß, ohne Reim, die vorletzte Silbe etwas lang gezogen, die letzte kurz abgebrochen, halb verschluckt. Der Gesang wird von der Gusle begleitet. Zwischen je zwei Strophen findet eine Wiederholung der Melodie statt, während welcher der Sänger wieder Zeit gewinnt, die zwei nächsten Strophen anzuordnen; denn nicht leicht weiß er ein ganzes Lied Wort für Wort auswendig, etwas Improvisiren ist immer dabei.

„Knes Pero sang eins, vielleicht der ältesten und einfachsten Volkslieder, das in wenigen Zügen das Verhältniß der Christen und Türken, und das noch eine Zeitlang unter türkischer Herrschaft fortdauernde, altserbische, Heldenthum ausspricht. — Marko Kraljewitch (d. h. Marko, der Königssohn) ist der Repräsentant dieser Heldenzeit, nicht ein Herakles, der nur für ei-

Digitized by Google

genen Ruhm streitet, sondern der Kampf dieser Periode ist schon so mit der Religion verwebt, daß Marko in den meisten Zügen auch als Christen-Streiter erscheint, wenn auch das wunderschöne Lied von seinem Ende ganz einen heidnischen, nur mit den Naturkräften verbundenen Charakter trägt.

„Der Inhalt des Liedes war:

„Marko Kraljewitch reitet übers Feld, und begegnet dreißig Türken, die dreißig Serben gebunden führen. Er bittet zuerst, die Türken möchten die Serben freilassen; dann bietet er dreißigtausend Piaster, und als auch dieß nichts hilft, haut er den Türken die Köpfe ab. In der Nähe ist eine Kirche, aber Marko wagt, blutbefleckt, den Eintritt und das Gebet nicht. Der Priester öffnet ihm die Pforten, weil er Christen von der Schmach erlöste, und wenn er das vergossene Menschenblut bereuen will.

„In diesem Liede, in Markos Besorgniß, in des Priesters Bedingung, spricht sich auf eine einfache und schöne Weise aus, wie der Kampf nicht der des Fanatismus, sondern der der Selbstvertheidigung war."

Endlich mag die folgende Scene einen Blick in die Empfindungen thun lassen, mit welchen die Bewohner jener Gegenden dem ersten Beginn heimischer Bildung entgegenharren; eine Sehnsucht, die zum Bedürfniß führen muß, so wie dieses wiederum zum Genuß.

„Neben dem Mufselim saß ein junger, abgezehrter Türke, der die Unterhaltung führte; er knüpfte sogleich mit mir und Zwjetko ein sehr lebhaftes Gespräch in serbischer Sprache an, und übersetzte es dem Mufselim, während Zwjetko es mir verdeutschte. Er sprach von außertürkischen Gegenständen, von fremden Ländern, Staaten, bedeutenden Männern im Auslande, von Island und Australien, von Don Miguel und Bolivar mit einer Kenntniß der neuesten Ereignisse und Verhältnisse, daß man glauben mußte, der Mann sei Renegat und aus einem der civilisirtesten Länder. Er war indeß wirklich Türke von Geburt, und hatte sogar diese Gegenden nur wenig verlassen. Sein Vater stand in einem hohen Posten, hatte seinem Sohne eine Erziehung gegeben, und eine bedeutende Bibliothek hinterlassen. Die Studien waren ihm zur Leidenschaft in einem Grade geworden, daß sie seine Gesundheit zerstörten. Als ihm Zwjetko mein Vaterland nannte, sprach er von der brandenburgischen Geschichte, wenn auch nicht mit genauer Kenntniß, doch so, daß er darüber gelesen haben mußte. Ein ungeheures Gedächtniß schien ihn zu unterstützen, und es machte ihm Vergnügen, uns Beweise seiner Gelehrsamkeit abzulegen. Nun fing auch der Seliktar-Aga an, Theil am Gespräch zu nehmen. Wir kamen bald in die Politik und es war wohl zu bemerken, daß der Mufselim von Uschize einen weit richtigern Blick in die Verhältnisse der Türkei gethan, als der Wesir von Belgrad; er verdankte diese Einsicht wohl zum Theil seinem gelehrten Gesellschafter.

„Die Abhandlungen, in welche wir uns vertieft hatten, dehnten unsern Besuch zur ungewöhnlichen Länge aus; zu wiederholten Malen war Kaffee und Tschibuk herumgereicht worden. Als wir das Haus des Mufselim verlassen hatten, und auf dem Rückwege begriffen waren, lachten die Knesen, und da ich nach der Ursache fragte, sagten sie mir: Ihr Besuch wird dem Seliktar-Aga theuer zu stehen kommen, — an Kaffee nämlich und Tabak von Jenüdjeh; — in mehreren Tagen wird sein Zimmer nicht leer werden von Muselmännern, ein jeder wird wissen wollen, was das für eine Deputation war, und jeder Türke hat das Recht, zu kommen, und so lange da zu sitzen, zu schweigen, und Kaffee und Tschibuk zu trinken, bis man ihm alles erzählt hat, was er zu wissen wünscht. Man thut den Türken völlig Unrecht, wenn man ihnen die Neugierde abspricht, nur äußern sie dieselbe mehr durch Beharrlichkeit, als durch Unruhe.

„Ein junger Mann aus dem Banat hatte sich kürzlich in Kragujewaz zur Stelle eines Elementarlehrers gemeldet, und war als solcher nach Uschize geschickt worden. Seine fränkische Tracht erregte unter den Türken einige Aufregung. Der sanfte und schwächliche junge Mann wurde von ihnen für einen Moskow gehalten, man lief ihm aus dem Wege, und in der Entfernung bildeten sich scheue Gruppen, um ihn zu betrachten, bis man sich an seinen Anblick gewöhnte, und ihn die Schulknaben zur Kirche führen sah.

„Ich orientirte mich am Nachmittage ein wenig in der Bibliothek der Kanzelei, und fand zu meinem Vergnügen deutsche Bücher. Auch diese Landsleute erregen im fremden Lande wohlthuende Empfindungen, und was man in der Heimath unbeachtet läßt, wird hier zum Genuß. Ich vertiefte mich in Zimmermanns Einsamkeit, und las noch spät in der Nacht meinen aufmerksamen Zuhörern die Geschichte des heiligen Hieronymus, und die Heldenthat des Stylites vor. Zwjetko machte den Dolmetsch. Es war mir eine große Freude, zu sehen, wie richtig diese offenen Köpfe jene Schwärmer zu würdigen wußten.

„Der Abend war so schön, daß wir bis in die Nacht hinein auf der Terrasse vor dem Hause saßen und plauderten. Einer der Magistratsknesen, ein Landmann, — wie oft erinnert diese Art von Landleuten an die Schweizer im vierzehnten Jahrhundert! — war früher in einem Handelsgeschäft bis nach Italien gekommen, und schilderte uns nun die Welt, in die er aus seinen Bergen versetzt war, die Prachtgebäude, das Innere der Kirchen, vor allem die Menschen von Marmor, mit einer Lebendigkeit und einer Naivetät, die alle seine Zuhörer in Feuer und Spannung erhielt. Ihre Ausrufungen waren von Seufzern begleitet, — nicht, das alles auch zu sehen, sondern: wird auch Serbien einmal so etwas besitzen? — werden wir — wenn auch erst in hundert Jahren — auch so etwas machen können? Um diesen Gedanken, sich in Kunst und Bildung aller Art zu entwickeln, dreht sich bei denen, die schon einen Anfang in der Bildung machten, jetzt alles; er ist zur Begierde geworden."

Bibliothek merkwürdiger Kriminal- und Rechtsfälle der älteren und neueren Zeiten und aller civilisirten Völker. Für Leser gebildeter Stände. Herausgegeben von Theodor v. Haupt und Dr. Friedrich Heldmann. Erstes Bändchen. Darmstadt, 1830. Leske.

Die Bearbeitung interessanter Rechtsfälle für ein größeres Publikum — von Juristen für Nicht-Juristen — erscheint uns in hohem Grade zeitgemäß und verdienstlich. Noch ist in Deutschland die öffentliche Meinung über die zweckmäßigste Art des Rechtsverfahrens nicht in's Reine gekommen. Das in den meisten Provinzen herrschende System findet vielleicht nur wenige aufrichtige, nicht interessirte Vertheidiger. Aber was soll man an dessen Stelle setzen? Eins ist klar; für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege erheben sich immer mehrere, und, man darf es sagen, achtungswerthe Stimmen. Geschwornengerichte werden hier gewünscht, dort verworfen. Daß sie in den preussischen Rheinprovinzen als französische Einrichtung fortbestehen, ist in den Augen vieler, wenn auch nicht der vernünftigsten, Beobachter, eben keine Empfehlung. Wenn dieß Vorurtheil entfernt werden, wenn die Erfahrung entscheiden soll, so muß zunächst den Gebildeten, und nach und nach dem Volke, der Organismus des noch wenig verstandenen Rechtsverfahrens durch Beispiele klar werden.

Dazu wird eine fortgeführte Sammlung am ehesten führen — weit eher wenigstens, als dürftige Zeitungsberichte oder ausführliche Abhandlungen. In dieser Hinsicht ist uns das Erscheinen dieser neuen Zeitschrift erfreulich. Wir

Digitized by Google

wünschen sie in der deutschen Literatur eingebürgert zu sehen. Aber wenn sie den Zweck wirklich fördern, und die Concurrenz mit vorhandenen Instituten ohne Nachtheil bestehen soll, so glauben wir, daß in der Einrichtung Manches zu berücksichtigen wäre, was wir in dem ersten Bändchen vermissen. Wenn wir unsere Wünsche hier detailliren, so ist es nur, weil wir es für wesentlich halten, daß einer so glücklichen Idee in der Ausführung keins der Mittel abgehen möge, durch welche sie die nöthige Popularität gewinnen und in's Leben eingreifen kann.

1) Dürfte nicht die Sammlung mit Ausschluß der älteren, sich auf die neuesten Rechtsfälle beschränken? Es ist wahr, man wird den Prozeß von Paul Louis Courier mit Interesse lesen. Courier gehört unstreitig zu den Männern des Volkes, welche sich Verdienste erworben haben, deren Andenken fortleben muß. Er bildet ferner eine denkwürdige Ausnahme, indem er über der Gelehrsamkeit den Volkston nicht verlernt, und dem lebendigen Antheil an dem Wohl und Wehe auch des Geringsten sich nicht entzogen hat. Endlich: wer hat mächtiger, glücklicher als er, alle Waffen der Beredsamkeit, die ganze Schneide der Satyre gegen die Unterdrückung und das Vorurtheil gewendet? Aber, in Frankreich zumal, ist des interessanten Neuen und Neuesten kein Ende; und wenn die Bibliothek so beginnt, so wird sie damit fortfahren, in beständigem Rückstand zu sein. Keine günstige Aussicht für ein neues Journal.

2) Wenn wir in dieser Hinsicht die Gränzen der Unternehmung enger gezogen wünschen, so dürften sie nach einer andern Seite hin sich erweitern. Der Titel zwar nennt alle civilisirte Nationen; aber wir finden in dem ersten Bändchen nur vier französische Prozesse, und zwei von den Assisen zu Mainz. Von den letzteren ist einer, (der von Johann Adam B.) der uns kaum hinlängliches Interesse zu besitzen scheint, um damit zu debütiren. Wie mag es kommen, daß die reichste Quelle — die Verhandlungen der englischen Geschwornengerichte — gänzlich verschmäht worden ist? Die französischen Zeitungsblätter sind allgemein zugänglich; die englischen, im Innern von Deutschland, wie alle Welt weiß, weit weniger. Die Herausgeber werden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie sich schwedische Verhandlungen, namentlich über Preßvergehen, zu verschaffen wissen, was so schwer nicht halten könnte, und schon durch die Neuheit, besonders bei dem Interesse, das in diesem Augenblick überall an der Gesetzgebung über die Presse genommen wird, entschieden an der Zeit sein würde.

3) Es würde nicht nur dem Vortheil des Journals (wenn wir die Tendenz desselben nicht verkennen) sondern auch der Aufklärung des Publikums sehr förderlich sein, wenn Verhandlungen, nach dem herrschenden System geführt, mit andern zusammengestellt würden, bei welchen die Offentlichkeit und Mündlichkeit statt findet. Nur durch Vergleichung wird die Prüfung möglich gemacht; nur durch allseitige Prüfung gewinnt die Ueberzeugung ihren Standpunkt, und das Resultat seinen Werth.

4) Die Verschiedenheit des Verfahrens in verschiedenen Ländern — wir haben namentlich England und Frankreich im Auge — würde zu den interessantesten Parallelen auffordern, die wenigstens angedeutet werden dürften, wenn auch eine weitere Ausführung dem Zweck eines Journals, das keine Abhandlungen liefern will, zu ferne liegt. Lobenswerth finden wir es dagegen, wenn ein Vorgang, der für sich selbst spricht, wie zum Beispiel der höchst interessante Prozeß des Taubstummen Filleron, der das Bändchen beschließt, ohne weitere Nachrede dem Nachdenken und der Empfindung des Lesers übergeben, und „ohne Phrase" seiner Humanität zur Entscheidung anvertraut wird.

5) Dem Ausdruck wäre im Einzelnen mehr Korrektheit, der Sprache ein leichterer Fluß, der Darstellung mehr Geschmack und Leben zu wünschen. Als ausgezeichnet abgeschmackt ist uns der Schluß des ersten Mainzer Artikels aufgefallen; recht wie aus einem englischen Zeitungsbericht über das letzte Ende eines armen Sünders übersetzt. „In derselben Stunde, wo sich der Rhein bei unserer Stadt gestellt, und ein Wagehals den Goldguldenpreis des ersten Hinwegschreitens über die Eisdecke, durch so halsbrechenden Gang sich gewann, ging B. — gefaßten Muthes, in demselben Kamisol, das einst seines Opfers Blut befleckt, den furchtbar ernsten Weg zum Thron des Ewigen." Solche Flecken sollten vermieden werden, wenn ein Gebildeter für Gebildete schreibt; am meisten bei einem so gemeinnützigen Unternehmen.

Feronia. Auswahl schöner Stellen aus deutschen Schriften. Lüneburg, Herold und Wahlstab.

Blumen, Blüthen und Früchte aus der Lüneburger Heide. „Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott" — und warum nicht auf der Heide die Göttin Feronia?

Sammlungen dieser Art werden insgemein zu Geschenken für die Jugend empfohlen und benutzt. Eignen sie sich dazu? Ja, wenn sie, wie die vorliegende, eine bestimmte Tendenz haben. Die Absicht des Herausgebers ist eine höchst ehrenwerthe. Er hat aus der Lektüre eines halben Jahrhunderts für die jüngeren Zeitgenossen eine Auswahl des Besten, eine Reihe von Kernsprüchen zusammengestellt. Es ist mit Dank anzuerkennen, daß er auch auf ältere, jetzt wenig gelesene, und, wenn gleich der Titel nur von deutschen Schriften spricht, auch auf ausländische Autoren Rücksicht genommen. Die bloße Schönheit der Form, die gefällige oder piquante Einkleidung, hat ihn weniger bei der Wahl geleitet, als der Gedanke selbst und die Empfindung. Er hat alles Recht, im Vorwort von den gewählten Stellen zu sagen „der größte Theil derselben trägt das Meistersiegel an der Stirn, und wird, wenn auch längst gekannt, wenn auch tausendmal gelesen, niemals veralten."

Aber man muß den Werth solcher Sammlungen nicht überschätzen. Sie werden häufig als eine Art von Tugendmitteln empfohlen. Wir zweifeln sehr, daß Lehrsprüche im praktischen Leben den gerühmten moralischen Einfluß wirklich ausüben. Durch Sentenzen ist vielleicht Niemand klug geworden; wohl aber, wenn man klug geworden ist, beginnt man die Sentenzen zu verstehen. Die einfachen Sprüche der ältesten Weisen — die sogenannten Gemeinplätze — finden ihren Werth erst in der Anwendung, und durch die Erfahrung. Beim Rückblick auf das Erlebte und Empfundene erkennt man ihre Wahrheit. In den Verhältnissen, die man durchgelebt hat, bewährt sich ihre Geltung. Man geht gedankenlos an dem vorüber, was später durch zufällige Umstände uns lieb und werth wird. So lange eine Wahrheit abstrakt dasteht und vereinzelt, läßt sie uns kalt und gleichgültig. Aber es kann die Zeit kommen, wo sie Ideenverbindungen weckt, und eine Saite anschlägt, die lange forttönt.

Im Anhang finden sich einige längere Stücke (länger im Verhältniß zu den Sinnsprüchen) — Stellen aus Rochlitz, Forster, und Buonaparte's Brief an Paoli, von denen man nicht recht begreift, wie sie ihren Weg dahin gefunden haben. Indessen wer so viel des entschieden Guten und Zweckmäßigen bietet, der kann erwarten, daß man ihm individuelle Vorliebe in diesem oder jenem Falle zu Gute halten wird.

Der Verleger hat, durch die zierliche Ausstattung des Buches, dafür gesorgt, daß die „goldenen Aepfel" erscheinen, wie es sich geziemt, in „silbernen Schalen." Wir haben der Feronia neben einer Ausgabe der Gnomiker (der Baseler von 1543) ihren Platz angewiesen, nachdem wir die letztere sorgfältig abgestäubt. Das Omen möge die Göttin abwenden!

Digitized by Google

Zwei Tage auf dem Brocken. Novelle von H. E. R. Belani. Braunschweig, 1830. Meyer.

Wir machen auf diese Novelle aufmerksam, weil sie die Mängel einer zahlreichen Gattung von deutschen Romanen repräsentirt. Auch ihre Tugenden; denn sie ist unterhaltend; und das ist eine Tugend; nur nicht die höchste; wenn gleich „der Uebel größtes" die Langeweile sein mag.

Wer die zwei Tage auf dem Brocken lesen will — und sie werden zahlreiche Leser finden, weil das erste Blatt interessirt — dem wird ein Unterschied klar werden, der in der Theorie des Romans von höchster Bedeutung ist. Der Unterschied nämlich zwischen erfinderischer und dichterischer Phantasie.

Erfindung läßt sich dem Verfasser keineswegs absprechen. Auch nicht eine gewisse Federfertigkeit, der jede Art der Darstellung besser gelingt, als die pathetische. Er weiß die Neugierde zu spannen: aber nicht das Interesse zu fesseln. Er weiß die Ereignisse ziemlich bunt, aber doch überraschend sich folgen zu lassen; aber er ist dem Ausmalen der Situationen nicht gewachsen. Die Poesie, die Empfindung, schwebt ihm vor Augen, wie ein Irrlicht; er selbst aber arbeitet sich ab im Sumpfe der Prosa. Das ist, unsres Bedünkens, ein großes Unglück für einen Romanschreiber. Es wäre nicht der Rede werth, wenn es nur hie und da einem Einzelnen begegnete. Aber der Verfasser findet sich in großer Gesellschaft auf solcher Wanderung nach dem deutschen Parnaß. Es ergeht ihm wie seinen Gästen auf dem Brocken. Sie wollen den Sonnenaufgang sehen; der Brockenwirth pocht sie auf, zur rechten Stunde, und meldet, mit sauertöpfischem Gesicht — es werde nichts zu sehen sein; der Berg habe den Regenmantel umgethan. Es ist wohl wahr, daß es Schade ist; aber es ist Schade, daß es wahr ist.

Wir haben gesagt, daß das erste Blatt interessirt. Es mag hier stehen; denn es ist ja unsre Absicht, auf die Novelle aufmerksam zu machen.

„„Soll der Gram vollenden, was die Natur nicht wollte? — Soll ich sterben am gebrochenen Herzen; da mich die Angst des Gewissens nicht tödten konnte? — Wo weilst Du, Freund meiner Seele? Frage nach mir auf dem Punkte der Erde, wo ich so hoch stieg und so tief fiel. Wähle den Jahrstag des Unglückstages. Gieb Deinem Kinde den Vater wieder, und deinem Weibe den Gatten.""

„Diesen rührenden Aufruf las man in der Abendzeitung. Theilnahme und Neugier bemühte sich vergebens, das geheimnißvolle Dunkel dieser Klage zu lichten. Doch, wie so viele Erscheinungen im Leben, so ging auch dieses Räthsel, für das größere Publikum, unaufgelöset und vergessen unter im Treiben der Zeit. Mag immerhin dem Egoismus der großen Welt nicht viel daran liegen, ob ein Mensch mehr oder weniger am gebrochenen Herzen stirbt: so giebt es doch wohl immer noch Einige, die mitfühlen werden, und Andere, die, in Ermangelung eigener Empfindung, das Spielen und Träumen der Gefühle lieben, welches eine rührende Geschichte aufregt; und so sei denn der Lesewelt hiemit die Lösung des angedeuteten Räthsels dargeboten."

Und nun eine Scene in Alexisbad, die man ganz gut gezeichnet finden würde, wenn nicht die Gemeinheit des Herrn Bräutigams mit Absicht und ohne Noth ins Widerliche gemalt wäre. Ein tentirter Selbstmord durch den Tanz hat den Reiz der Neuheit. Noch eins: der Erzähler ist ein Arzt.

„Es wurde behauptet, es könne auch der kräftigste Tänzer den Wiener Walzer nicht eine halbe Stunde, ohne auszuruhen, aushalten zu tanzen; und Graf Kapathan war es, der plötzlich wie aufschreckend aus einer Versunkenheit in sich selbst, die man so oft an ihm bemerkte, sich erbot, den Gegenbeweis zu liefern.

„„Aber mit einer und derselben Dame, ohne auszuruhen? — unterbrach ihn ein Zweifler.

„„Mit einer und derselben Dame!"" rief er feurig.

„„Und wenn sie ermattet?""

„„So schieße ich mich todt!"" —

„„Um Gotteswillen, kein Frevel!"" rief eine Stimme.

„„Ja Frevel!"" schrie der Graf in der unbegreiflichsten Ueberspannung. — „„Wer hat Holbeins Todtentanz gesehen? ich will ihn tanzen mit Fräulein Rosa. Aber Schweigen auf Ehrenwort. Eine Kugel dem Verräther!""

„„Zugestanden!"" sprach ein ausgetrockneter Spieler — „„aber nur als Wette.""

„„Gut — desto besser!"" rief der Graf — „„Leben um Leben! — wer wettet?""

„„Va banque!"" rief der Spieler lächelnd — das gilt ein Va banque um's Leben. Verliert der Graf, so schießt er sich todt — gewinnt er, so schießt sich todt, wer ein Narr ist, mit ihm zu wetten.""

„„Keinen Scherz!"" zürnte der Graf. — „„Es gilt im Ernst auf Leben und Tod!""

„Sein schönes Antlitz war in diesem Augenblicke bleich, sein Auge wild und rollend. Mit einem Ernst, der Alle erschütterte, blickte er fragend im Kreise umher. Jeder Lacher verstummte. Um solchen Preis mochte Keiner wetten. Und doch — ein finsterer Engländer, bleich und aufgedunsen, schwarz gekleidet, den Hut in der Hand, erhob sich aus einer Ecke, wo er schweigend bis jetzt eine Flasche Portwein nach der andern ausgestochen hatte, und sprach fein: gilt Sir! indem er zugleich die Schreibtafel zog und die Wette zu Buche trug.

„Ich war Zeuge der Scene, die mein besseres Gefühl empörte. Schon wendete sich der Graf, um den Todeswalzer zu bestellen und die Tänzerin dazu aufzufordern, als ich ihm rasch entgegen trat.

„„Wenn Sie, Herr Graf"" — sprach ich, ihn aufhaltend, mit Wärme — „„sich selbst auf eine oder die andere Weise dem Selbstmorde geweiht haben, so werden Sie wenigstens nicht Mörder an dem jungen Leben, das Sie in diesem Augenblicke zum Opfer ausersehen haben.

„„Ich weiß nicht, mein Herr"" — sprach er, nach einigen Augenblicken der Betroffenheit — „„wer Ihnen das Recht giebt, sich in unsre Wette zu mischen. Jedem andern Unberufenen würde ich mit der Kugel antworten: doch, Ihr Gesicht flößt Vertrauen ein — also geschwind — hören Sie meine Gründe."" Damit zog er mich bei Seite, besann sich einige Augenblicke, mit den gespanntesten Zügen, als ob er mir seines Herzens Tiefe vertrauen wollte — dann aber sprach er scharf betont: „„Mein Herr — ich habe Gründe, wie sie mir genügen — das bedeutende: car tel est notre plaisir!""

„Damit entschlüpfte er mir, bestellte den Walzer, legte seine goldene Repetiruhr auf das Notenblatt, mit dem Befehl, vor Ablauf einer halben Stunde nicht aufzuhören, warf dem Orchester eine Geldbörse zu und trat mit Fräulein Rosa zum Todtentanz an. Es war schon nach Mitternacht. Beide walzten allein. Die Kunde von der Wette hatte sich in der ganzen Gesellschaft verbreitet. Keine Seele wagte an dem Frevel ums Leben Theil zu nehmen. Ich versuchte den Intendanten auf die Gefahr des Beginnens aufmerksam zu machen und einen Befehl zur Unterbrechung zu bewirken. Allein — man zuckte die Achseln — es werde wohl so schlimm nicht werden, hieß es, die Badefreiheit dürfe nicht durch Einschreiten der Behörden gestört werden. Beide Walzenden wären Fremde von Distinktion und dergleichen.

„Indessen raste der Walzer fort und fort. Schon glühten die Wangen der Tänzer, schon wogte die Brust. Ich suchte die Baronin auf. Sie saß im Nebenzimmer am Pharaotische und bog eben ein Paroli. Das war freilich kein günstiger Augenblick, ihr leise und dringend die Nothwendigkeit, ihre Gesellschafterin abzurufen, vorzustellen. Nur zerstreut hörte sie zu, ihre Karte gewann; sie bog ein Sept-leva; eintönig fort und fort schallte hier das „„Gagne"" —

Digitized by Google

„„Perd““ — und aus dem Saale her schütterten die Grundtöne des Todtenwalzers — wie die Posaune des Weltgerichts — durch meine Nerven. Schon blickten die Pointeurs unmuthig auf die Störer, und der Croupier, ein vorlauter jüdischer Bursche, rief determinirt sein: „„Still da!““ als die Baronin unwillig den Kopf halb gegen mich wendete und mit erzwungener Artigkeit, doch voll Ungeduld, mich abfertigte: „„n'importe, n'importe, Monsieur! — ich habe nicht das Recht, Fräulein Rosa zu geniren. Man tanzt sich so schnell nicht todt! — hätten die Herren Aerzte Recht, so lebte schon lange kein junges Mädchen mehr. — Perdu!““ seufzte sie dann halb leise und schob ihre Goldstücke der Kasse zu.

„So mußte ich denn geschehen lassen, was ich nicht ändern konnte. Ich kann nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen ich diesem furchtbaren Tanze zusah. Viele der Damen schienen mit mir das Gleiche zu fühlen und entfernten sich mit allen Merkmalen der Indignation. Das tanzende Paar ließ sich nicht stören. Andere vertrieb die Langeweile bei der ewigen Eintönigkeit der Musik und denselben Tänzern. So wurde denn der weite hell erleuchtete Saal immer menschenleerer. An den Flügelthüren lehnten, halb schlafend, die Diener. Im Büfetzimmer sah man noch einige Trinker um den Engländer stehen, der neben eine Bouteille Portwein seine Uhr gelegt hatte und trank. Auf der andern Seite, im Spielzimmer, war Alles durch die Macht des grünen Tisches wie todt und versteinert. Der Saal war eine glänzende Einöde geworden, in welcher geisterhaft und elfenleicht nur die beiden Todtentänzer dahin schwebten.

„Ich blickte auf die Uhr — zwanzig Minuten waren erst verronnen. Im Vorüberschweben seufzte Rosa athemlos: „„ich kann nicht mehr!““ Der Graf hatte noch Kraft, war aufgeregt durch den Tanz und schwebte sichtbar in der Wonne des Tanzes; jetzt aber, gemahnt an den Tod, der ihm, oder ihr drohte, wurde er bleich.

„Er sprach einige Worte zu ihr, die ich nicht verstehen konnte, aber ich sah, wie Rosa nach Athem und Kraft rang, lächelte und forttanzte.

„Wie jedem Andern, so mußte auch mir dieses Beginnen unbegreiflich erscheinen. Im spätern, traulichen Verkehr mit Beiden, wurde mir einiges Licht darüber, doch nicht volles.“

„Es war Niemanden, als dem Grafen aufgefallen, daß sie auf demselben Balle dreimal hinter einander mit einem jungen Baron Goldschild, aus Wien, getanzt hatte, eben so wenig, daß sich dieser gesprächige und gebildete junge Mann neben sie gesetzt hatte. Die Unterhaltung wurde zwischen Beiden, den ganzen Abend hindurch, so lebhaft über Wien geführt, daß sie, ganz hingerissen vom Interesse der Erinnerung an ihre Vaterstadt, den unglücklichen Grafen gar nicht einmal zu bemerken schien. Dieser aber ging umher wie ein brüllender Leu und suchte wen er verschlinge. Endlich, in einem freien Augenblicke, nahte er sich ihr und bat um einen Walzer. Graf Kapathan hatte noch kein Recht erworben, ihr Vorwürfe machen zu dürfen; doch seine tief empörte Leidenschaft drängte ihn dazu. Daraus entstand ein so heftiger innerer Kampf in seiner Seele, daß sein Antlitz das Gepräge einer Wildheit trug, vor dessen Ausdrucke Rosa sich entsetzte. Ihr leicht erregtes Gefühl bestimmte sie, den Tanz auszuschlagen. Er stand da, wie versteinert. Einen Augenblick später hing sie an Goldschilds Arme und promenirte im Saale auf und nieder.

„Kaum konnte der Graf den Augenblick erwarten, wo der junge Baron sie verließ. Rasch trat er auf ihn zu und fragte scharf betont: „„Mein Herr, sind Sie Kavalier und Mann von Ehre?““

„„Kavalier, ja — mit Erlaubniß nobilitirt schon vom Vater her, in der königlich-kaiserlichen Hofkanzlei; auch alle Gebühren mit 10,000 Gulden, für das Adelsdiplom, sind bei Heller und Pfenning bezahlt.““

„„Sie haben mich beleidigt““ — rief der Graf — „„indem Sie sich um eine Dame bewerben, der ich den Hof mache.““

„„Bedaure““ sprach der Baron, ironisch lächelnd, „„daß sich der Herr Graf bemüht haben, ich kann ältere Rechte nachweisen.““ Damit zog er seine Brieftasche und überreichte dem Grafen daraus eine elegante Visitenkarte.

„Wie ein elektrischer Schlag zuckte es ihm durch alle Nerven, als er einen Blick auf die goldene Schrift der Karte warf.

„„Baron Goldschild und Fräulein Rosalieb empfehlen sich als Verlobte““ — so stand da — und starr war des Grafen Auge auf die Schrift geheftet. Lachend hatte sich der glückliche Nebenbuhler abgewendet und suchte mit den Augen seine Braut. Da drückte des Grafen krampfhaft sich zusammenziehende Hand schmerzlich seine Schulter.

„„Mein Herr““ — sprach jener, fast erstickend vor innerer Wuth — „„ich läugne nicht, das Fräulein hat meine Bewerbungen mit einer Art aufgenommen, die mich zu Hoffnungen berechtigte — ““

„„Welche vielleicht nach unserer Verbindung erfüllt werden dürften““ — lächelte der Baron. — „„Wir werden in Wien kein geringes Haus machen — sie ist Tochter und Erbin eines Millionairs und ich wiege eben so schwer; es wird mir zur Ehre gereichen, den Herrn Grafen als Hausfreund —““

„„Reden Sie nicht aus, Elender!““ rief dieser in tiefster Empörung seines bessern Gefühls. Sie sind fast zu schlecht, um an Ihnen einen Schuß Pulver zu verschwenden; aber entweder ich muß fallen, oder diesen Engel von einem Nichtswürdigen befreien. Sie sind gefordert, auf Pistolen.““

„„Erlauben Sie — verzeihen Sie““ — sprach der Geforderte erbleichend — „„es ist meine Gewohnheit nicht, mich zu schießen, oder auf mich schießen zu lassen mit geladenen Pistolen.““

„Betroffen betrachtete ihn der Graf einige Augenblicke. — „„Und warum nicht?““ — fragte er lang gedehnt.

„„Warum nicht? — darum nicht, weil ich kein Blut sehen kann.““

„„Und sind Cavalier?““ —

„„Zu dienen, aber Israelit —““

„„Und Ihre Braut?““ —

„„Ist auch von unserm Glauben.““

„„Rosa eine Jüdin?““ — rief der Graf, schlug sich vor die Stirn und wollte zur Thür des einsamen Nebenzimmers, wo die Scene vorgefallen war, hinaus in den Saal und dann — fort — fort, hinein in die Nacht — hinaus in's Weite.

„Da trat ihm Rosa entgegen. Sie hatte in der offenen Thür alles gehört. Ihre himmlisch schöne Erscheinung, ihr sanfter, bezaubernder Liebreiz, womit sie des Grafen Hand ergriff, milderte, mit magischer Gewalt, seine Heftigkeit.

„„Ja““ — sprach sie, und Thränen füllten ihr schönes, seelenvolles Auge — „„Rosa verlobt; — Rosa eine Jüdin. — Da haben Sie die dunkle Macht, die mir Kraft gab, mein Herz zu bewachen.““

„Die menschliche Seele ist oft wunderlich in ihren Ideencombinationen, wenn diese einmal durch Ueberspannung der Leidenschaft die folgerechte Bahn der ruhigen Ueberlegung übersprungen haben. Der Graf fühlte in diesem Augenblicke, daß er sie mit einer furchtbar zerstörenden Leidenschaft liebe, aber auch, daß er sich von ihr losreißen müsse. Noch einmal wollte er schwelgen im Vergessen des Ungeheuern, was ihn so eben erschüttert hatte — noch einmal wollte er träumen, in stürmender Freude, daß sie ihm einst Alles werden könne, und doch — war wieder sein Herz voll von einer Bitterkeit, daß er ihr hätte den Tod geben können, die ihn so verzaubert hatte. In dieser Stimmung war es, als er sie heftig und zitternd um einen Schnellwalzer bat — nur noch um einen — nur um den letzten für dieses Leben — dann wollte er fort — abreisen sogleich und nie — nie sie wiedersehen.““

Digitized by Google

„Rosa betrachtete ihn einige Augenblicke schwermüthig. Aber auch auf ihren erregbaren Zügen stieg der Ausdruck eines unnennbaren Grauens auf. Auch sie fühlte, jetzt erst in diesem entscheidenden Augenblicke, daß das verwegene Spiel mit seiner Liebe sein Bild tiefer in ihr Herz geprägt hatte, als sie es wollte und glaubte. Die Trennung ist Liebenden, die sich selbst noch nicht klar gewesen sind, der Blitz, welcher ihr Innerstes erleuchtet. Auch sie empfand seinen Schmerz. — Ohne Hoffnung der Erlösung hatte sie des Vaters Willen an einen Mann gebunden, den sie wohl leiden mogte, aber nicht liebte — und jetzt haßte, seitdem sie urplötzlich erkannt hatte, was Liebe sei. Auch aus ihren Blicken sprach ein Schmerz, der an Verzweiflung gränzte, und leise und dringend entgegnete sie: „„ja, den letzten Walzer — den letzten — für dieses Leben — auf Tod und Leben, mein Freund““ —

„Damit entschlüpfte sie, und der Todtenwalzer, dessen Zeuge ich wurde, war die Ausgeburt dieser, von beiden Seiten überreizten Stimmung.“

Tänzer und Tänzerin überleben; der Engländer aber schießt sich todt. Hat er doch die Wette zu Buche getragen, und gesprochen — „gilt Sir!“ was für Alles gelten mag, wenn es nur nicht für Englisch gelten soll. Er war aber, im Vertrauen gesagt, ein schlechtes Subjekt, und hinterläßt einen versiegelten Brief, der viele Räthsel lösen soll.

Der Fortgang der Geschichte wird von einem jungen Geistlichen erzählt, der seine Stelle und seine Braut verloren hat, weil er die Tänzerin und den Tänzer zusammengab, nachdem er seine Gewissensskrupel und den nicht ungegründeten Argwohn überwunden, daß der Tänzer allbereits verehelicht sein möchte. Es geht aber am Ende Alles gut; und der Pastor schließt mit einer Nutzanwendung. „So weiß der Gott der Milde auch selbst die Schuld der Menschen oft zum Heil und Glücke zu wenden, wenn es nur des Herzens Weichheit war, die das Gesetz verletzte.“

Wir möchten dem Verfasser den wohlgemeinten Rath geben, sich nicht wieder auf das sittliche und religiöse Gebiet hinüberzuwagen. Seine Ansichten sind höchst verworren und unklar. Er hat über Mysticismus schreien hören; und flugs muß die schöne Jüdin sich von einem Mystiker bekehren lassen, der ihr die Kirchenlehre vorträgt, die sie dem Wahnsinn nahe bringt, und der natürlich auch zugleich ein Heuchler und Scheinheiliger seyn muß. Wir wollen nicht dafür einstehen, daß alle, die man als Mystiker verschreit, sehr klare Köpfe sind; aber davon sind wir überzeugt, daß die Mehrzahl der Alarmisten, welche sie angreifen, noch weniger klar sind. Ferner hat der Verfasser einen bigotten Juden zu schildern versucht, der den Anschein der Freisinnigkeit durch den Umgang mit Christen gewinnen will, insgeheim aber bis zum Fanatismus, bis zum Verbrechen, an Gesetz und Talmud hängt. Aber nichts kann schlechter motivirt sein, als dieser Charakter.

Der junge Pastor ist ein Muster von Pathos — nicht der Mystiker; denn der Verf. wandelt ja im Lichte des neunzehnten Jahrhunderts, und würde sich leicht jener absonderlich liberalen Partei anschließen, deren Marseiller Marsch mit den melodischen Worten beginnt: „nieder mit den Teufelspredigern!“ Wir bitten demnach zu bemerken, daß es nicht der mystische, sondern der liberale junge Pastor ist, dessen Erzählung auf dem Brocken folgendergestalt anhebt: —

„Wir schreiben heute den 29. August, also den Tag von Johannes Enthauptung; ich selbst führe den Taufnamen Johannes, und so bleibt es doch immer ein sonderbarer Zufall — wenn man überhaupt die Idee des Zufalls gestatten will in einer ewigen Weltordnung, in welcher, wie in der Schrift steht, kein Sperling vom Dache fällt ohne Gottes Willen — daß grade an dem Tage, als der Täufer Johannes enthauptet ward, mir auch — ich kann wohl sagen, eine noch tiefere Wunde geschlagen wurde.

„An diesem Tage, grade heute vor einem Jahre, hatte ich ebenfalls den Brocken erstiegen. Mein Herz war so bewegt, meine Seele so voll Dank gegen Gott, daß ich fast unwillkürlich die lichte Höhe der Berge suchte, um, in tiefer, heiliger Stille der Natur, mein Dankgefühl in einem Blicke nach oben auszusprechen. Ich hatte doppelte Ursache dazu. Vor einigen Tagen war ich eingeführt worden als Prediger zu Ilsenburg, und die auskömmliche Pfarre sicherte meines Herzens heißesten Wünschen Gewährung. Lina, eines Oberförsters Tochter, aus dem nahen Rügenwalde, hatte mir, unter dem Segen ihres greisen Vaters, ihre Hand zugesagt. Längst schon besaß ich, im unaussprechlichen Glücke einer stillen Liebe, ihr Herz; nur zu fern noch war mir die Hoffnung, aus den drückenden Verhältnissen des Kandidatenstandes erlöset zu werden, um es wagen zu können, meinen Gefühlen Worte zu leihen, die vielleicht den harmlosen Frieden ihrer Seele gestört haben würden, indem ich Hoffnungen in der ihrigen erweckte, deren Erfüllung des Allgütigen weiser Rathschluß vielleicht noch weit hinaus hätte schieben können. Jetzt aber stand meine Verbindung mit ihr nahe bevor u. s. w.“

Und als er später die verlorene Braut wieder gefunden, so entsteht sehr natürlich die Frage, wovon sollen wir leben? Dafür müsse der Graf sorgen, meint die Braut; denn ihm zu lieb habe der Pastor das Gesetz übertreten, und seine Stelle verloren. Der Dialog ist von ausgezeichneter Delikatesse, und mag zum Schluß hier stehen.

„„Meine arme Mutter ist todt““ — klagte Lina — „„sie hat in ihrer letzten Stunde noch das Unrecht bereut, was sie uns angethan hatte, indem sie Deine Briefe unterschlug und mich gegen Dich zu erbittern wußte: mein greiser Vater würde mit Freudenthränen als Sohn Dich segnen, — wenn nur —““

„„Willst Du mit mir darben?““ fragte Warberg mit tiefer Wehmuth.

„„Als ob der Helfer in der Noth nicht gefunden wäre — der Graf — —““

„„Und ich sollte Lohn nehmen für meine Pflichtvergessenheit?““ fragte der junge Mann mit verletztem Zartgefühl.

„„Als ob er Dir nicht Entschädigung schuldig wäre!““ lispelte Lina.

„„Ich würde mich an Dir versündigen, du Engel, wenn ich es ausschlüge! jubelte Warberg.

„„So laß uns denn aus Freundes Hand die Zusicherung empfangen, die unsrer Liebe den eigenen Heerd wieder bauen wird.““

Novitäten.

Schreiber: Cornelia für 1831. 1 Thlr. 8 ggr. (Prachtausgabe 2 Thlr. 8 ggr.)

Restorff: Beschreibung der preußischen Rheinprovinzen. Berlin, Nicolai. 4 Thlr.

Wicke: Ueber Annahme eines allgemeinen Kalenders-Meridians. Stettin, Nicolai. 8 ggr.

Pirch: Reise in Serbien. 2 Theile. Berlin, Dümmler. 3 Thlr.

Buchholz: Historisches Taschenbuch. 10r Jahrgang. Berlin, Enslin. 2 Thlr.

Rheinwald: Kirchliche Archäologie. Berlin, Enslin. 3 Thlr. 12 ggr.

Briefe gegen die Hegel'sche Encyclopädie. 2s Heft. Berlin, Enslin. 12 ggr.

Tacitus: Agricola, übers. von Böttricher. Berlin, Enslin. 6 ggr.

Schuberth: Vorlesungen über Goethe's Faust. Berlin, Enslin. 2 Thlr.

Kiesewetter und Fétis: Verdienste der niederländischen Tonkünstler. Amsterdam, Leo. 4 Thlr. 16 ggr.

Schilling: Schriften. Zweite Sammlung. 47r und 48r Band. Dresden, Arnold. 3 Thlr.

Laun: Louise v. Degenfeld. Dresden, Arnold. 1 Thlr. 12 ggr.

Haller: Chronik von Wolgast. (Stralsund, Trinius.) 2 Thlr.

Folkh: Zauberroman. Altnordische Erzählungen. Mannheim, Löffler. 21 ggr.

Ettmüller: Vaulu-spa, das älteste Denkmal germanisch-nordischer Sprache. Mit Anhang. Leipzig, Weidmann. 20 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

11. Hamburg. Montag, den 13. September. **1830.**

Inhalt.

Döring: Jean Paul's Leben..... Seite 81
Schreiber: Cornelia, für 1831..... " 83
Reise am Rhein und in den Niederlanden..... " 84
Novitäten..... " 88

Jean Paul Friedrich Richter's Leben und Charakteristik. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von Dr. Heinrich Döring. Erstes Bändchen, Leipzig, 1830. Ernst Klein.

Es ist schwer, Jean Paul's Persönlichkeit von seinen Schriften zu trennen. Man kann die letztern nicht lesen, ohne sich ein Bild von der erstern zu entwerfen. Nicht daß der Eindruck von „Bild und Schrift" ein gleichartiger wäre. Er wird vielmehr in den meisten Fällen ein entgegengesetzter sein. Man kann seine Schriften bewundern, ohne seine Persönlichkeit lieb zu gewinnen. Ja, in demselben Maaße, in welchem man mit jenen vertraut wird, kann man dieser entfremdet werden. Man kann zu seinen Werken immer und immer wieder zurückkehren; man kann sein ganzes poetisches und sittliches Glaubensbekenntniß heraus- oder hineinlesen; man kann das Höchste und Schönste darin gefunden und in sich aufgenommen haben; aber man wünscht nicht den Lehrer gekannt, den Mann von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben.

Dieß Schicksal — wenn es ein Schicksal zu nennen ist — theilt Jean Paul mit den meisten Humoristen; vielleicht mit allen, den einzigen Hippel ausgenommen. Aber er steht hoch über allen Andern. Wer ist ihm an Vielseitigkeit des Talents gleich — wer ist ihm auch nur nahe gekommen? Er vereint in sich, was wir an jedem Einzelnen am meisten bewundern; Sterne's Naivetät, Lucian's Persiflage; Hippel's trocknen, Swift's schlagenden, Rabelais' tollen Witz. Und noch eins; Jean Paul ist Dichter, in eminenterem Grade, als alle Andern zusammengenommen.

Jean Paul ist Dichter; aber Dichter mit Bewußtsein, aus Absicht, in bestimmter Manier, für bestimmten Effekt. Liegt hierin ein Widerspruch? Oder wollen wir ihm etwa, wie dieß neuerdings von Goethe's poetischem Charakter mit einem glänzenden Sophisma behauptet worden ist, das Genie absprechen, und nur das höchste Talent zuerkennen? Keineswegs. —

Die reichste Fülle von poetischen Materialien stand Jean Paul zu Gebot. Aber seine Stimmung ist selten die Stimmung des Dichters; seine Manier fast immer wesentlich unpoetisch. Er treibt mit Einfällen, mit Bildern, mit Empfindungen, ein künstliches Spiel. Er sucht zu überraschen; er gefällt sich darin, das Einzelne auf eine frappante Weise hervorzuheben; ein Bild jagt das andre; eins vielleicht immer treffender, immer schöner als das andre; aber indem er weder dem Auge den Ruhepunkt gönnt, noch im ungebrochenen Fluß die Empfindung hinströmen läßt, zerstört er den Totaleindruck. Es ist im Einzelnen überall Absicht; absichtslos ist ihm nur das Eine geschehen, was das Wichtigste ist, und was man beklagen muß, daß ihm nämlich vor lauter Schönheiten die Schönheit selbst, das Zusammenklingen der Töne zu einem schönen Ganzen, verloren gegangen ist. Ungleich seinem Albano, ersteigt er eine Terrasse nach der andern; auf jedem Punkte macht er Halt; auf jedem gafft er die neu hervorgetretenen Schönheiten der Aussicht; aber wenn er den Gipfel erklimmt hat, wenn nun das Ferne und das Nahe zum Bilde zusammentreten soll, dessen Eindruck nie erlöschen wird, da ist's, als wenn er in seiner Verkehrtheit die Binde eben jetzt um's Auge geschlungen hätte, Alles verschwimmt; man hat die Aussicht *werden* sehen; aber der höchste Genuß, der eine, der bleibende, ist in Täuschung zerronnen.

Wir kommen auf Jean Paul's Charakterzeichnungen. Hier springt zuerst die ungemessene Kunde des menschlichen Herzens in die Augen, die fast jede, auch die geringste Skizze von seiner Hand verräth. Wer hat sich nicht überrascht — beinahe *verletzt* — gefühlt, durch den tiefen Blick, den — so erscheint es jedem Leser — ein Fremder in unser Innerstes gethan? Was wir nicht ausgesprochen, was wir kaum mit Bewußtsein uns selbst eingestanden haben, das hat er ergründet, das führt er, sollen wir sagen, schonungslos, an's Licht. Man kennt den Eindruck, den ein gewaltiger Redner an geweihter Stätte wohl auf den Schuldigen hervorgebracht, dessen Schuld er nicht geahnet; man weiß, wie ein Wort eine Tiefe erhellen kann, an welche der, der es ausgesprochen, nie gedacht. Nicht anders ist die Herzenskunde, die Jean Paul in seinen Schriften entfaltet. Und wenn es nur kleine Schwachheiten, nur unbedeutende, vielleicht ganz unschuldige Regungen sind, so ist der Eindruck nicht minder überraschend, eben weil wir sie nur ganz unbedeutend, ganz *individuell* geglaubt.

Was wir eben behauptet, wird nur demjenigen lächerlich erscheinen, der Jean Paul nicht kennt; wer ihn kennt, wird es aus eigner Erfahrung zu bekräftigen wissen. Namentlich glauben wir auf das Urtheil unsrer Leserinnen uns in dieser Hinsicht berufen zu dürfen. Wir wissen nicht, ob sie zu denjenigen gehören, von welchen Dr. Döring in seiner Vorrede spricht, wenn er sagt, Jean Paul habe, „vorzüglich bei dem schönen Geschlechte," so viel gegolten, „daß man Stellen aus seinen Werken auswendig wissen mußte, um bei Frauen und Mädchen in Gunst zu stehen." Aber wir glauben, daß sie die Wahrheit bewundern, und der Zartheit sich erfreuen werden, mit welcher Jean Paul *einzelne Züge* besonders des weiblichen Charakters geschildert. Auf der andern Seite werden sie uns wiederum zugeben, daß es ihm nicht gelungen ist, auch nur *einen* weiblichen Charakter zu zeichnen, welcher Liebe und Bewunderung in solchem Maaße verdiente, daß nicht der erstern ein Zug des Mitleidens, der letztern ein störendes, fremdartiges Gefühl sich beimischt. Jean Paul's weibliche Charaktere sind, mit wenigen, unbedeutenden Ausnahmen, krankhaft, oder sie sind gesteigert. Auch hier wieder kömmt nur selten ein Eindruck zu Stande, den nicht der Dichter selbst stört; mag es in dem geschraubten Pfade, mag es in der Manier liegen, der reine Genuß wird getrübt, und das Wort des alten, philosophischen Dichters findet seine volle Anwendung

„aus süßer Quelle des Schönen
Taucht ein *Bitteres* auf, das unter den Blumen uns ängstet."

Auch dafür suchen wir den Grund in der Reflexion, in der Absicht zu imponiren, in dem Streben nach Effekt, welches der Natur der Poesie fremd, und der Wirkung poetischer Materialien ungünstig ist. Wir werden es versuchen, diese Andeutungen durch einige Züge, die uns das vorliegende Bändchen darbietet, zu erläutern.

Dr. Döring hat mit vielem Fleiß aus den vorhandnen Materialien, die seit seiner ersten Biographie Jean Paul's sich noch vermehrt ha-

Digitized by Google

ben, ein sehr brauchbares Buch gemacht. Seine Zwischenreden sind kurz, und besagen das Nothwendigste, was zum historischen Verstehen der Briefauszüge dient. Mit den Letzteren haben wir es hauptsächlich zu thun; ein weiteres Verdienst durch eignen Gedankenaufwand, wird der Biograph nicht ansprechen; und das, was ihm ungezweifelt zukömmt, erkennen wir dankbar an. Sein Buch ersetzt die Stelle andrer Bücher, aus denen er zusammengetragen hat.

Jean Paul erzählt seinem väterlichen Freunde Vogel, wie er zuerst zur Schriftstellerei gekommen ist. Er saß in Leipzig ohne Geld, in großer Dürftigkeit; ein Umstand, der ihm wenigstens keine Unehre macht. Aber Ehre macht es ihm, daß er sich selbst zu helfen suchte, und es keinen Augenblick bedauert, daß ihm „der liebe Gott vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberfluß erkriechen kann." Das Auskunftsmittel, auf das er verfiel, ist kein neues; aber wenige Dichter haben es eingestanden, daß ihre ersten Produkte unter solchen Auspicien das Licht erblickt, und zu so prosaischen Resultaten prädestinirt waren. „Es fiel mir einmal ein, so zu denken: ich will Bücher schreiben, um Bücher kaufen zu können; ich will das Publikum belehren, (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese) um auf der Akademie lernen zu können; ich will die Pferde hinter den Wagen spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen."

Unter solchen Umständen, und aus solchen eingestandenen Motiven, kann ein geistreicher Mensch ein interessantes Buch liefern; aber wir zweifeln, ob eine poetische Stimmung an eine solche geharnischte Vorrede sich hätte anschließen können. Ehre macht es Jean Paul wiederum, daß er, nach Monathen, das Manuscript durchlas, und Gott dankte, daß er keinen Verleger hatte, und in sechs Monathen das Buch umschuf, um es in einer würdigern Gestalt zu geben. Welchen widrigen Einfluß die Ungunst des Schicksals auf seine literarischen Arbeiten haben mußte, fühlte er sehr gut, und fühlte es bitter. „Du bist glücklicher als ich," schreibt er an Oerthel, „Du kannst an einem einzigen Bändchen viele Jahre arbeiten, jedem Fehler Rattenpulver streuen, und die Schönheit, in allen Künsten zu gefallen, unterrichten. Die Menschen, sagt Baco, leben am längsten, die am langsamsten gewachsen; die Aloe schießt nicht, wie die Schwämme, nach einem Regen auf, allein ihre Blüthe, die vierzig Jahre im Kloster, (d. h. in der Knospe) lebt, bricht dann mit Regenbogenpracht hervor. Wollte Gott, ich dürfte nicht vom Leben meiner Kinder leben, und nicht das ihrige verkürzen, um das meinige zu verlängern."

Daß er in eine Manier verfallen war, daß der freie, natürliche Ausdruck der Empfindung ihm fremde geworden, das fühlte Jean Paul selbst schon sehr frühe. Welche Entdeckung für einen jungen Dichter! Die folgende Stelle ist äußerst charakteristisch; sie enthält nicht nur das Bekenntniß, sondern auch einen Versuch, sich zu rechtfertigen. Er würde, meint er, in eine so barocke Manier nicht verfallen sein, wäre nicht die natürliche Sprache des Gefühls durch Uebertreibung und Empfindelei ihm widerlich geworden. Die Entschuldigung macht die Sache, wo möglich, noch schlimmer; denn sie enthält die verzweifelnde Behauptung, daß es mit der Sprache der Poesie vorüber, daß die Wahrheit selbst gezwungen sei, ein andres Gewand für sich zu suchen. Jean Paul schreibt an einen Dr. D. in Hof, den er für einen bedeutenden Mann hielt, und dem er, wie man sieht, seine Freundschaft etwas unbesonnen anträgt, den er aber sehr bald als einen Marktschreier erkannte: —

„Eh' ich weiter gehe, muß ich einen Argwohn heben, zu welchem Sie die Schreiberei meiner Briefe berechtigen könnte. Meine Schriftstellerei hat meine Gedanken, meine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit Wärme des Herzens so sehr zu streiten scheint. Antithesen und Gleichnisse sind nun in mein Gehirn eingewurzelt, daß sie selbst meinen Träumen anhangen, die Sprache meines Herzens mit Gallicismen verunstalten.

„Wenn ich daher nicht so warm schreibe, als ich fühle, wenn die Ergießungen des Herzens auf ihrem Weg durch den Kopf an Wärme verlieren, so wissen Sie die Ursache. Warum fehlt mir doch die simple Natursprache des einzigen guten, treuen Rousseau, um Ihnen zu sagen, daß Sie mein Herz ganz haben, daß Ihre Antwort meine Hoffnung übertreffe. O ihr neuen empfindsamen Gecken der Deutschen, die ihr mit den Mädchen weint, um mit ihnen zu buhlen, und mit dem Freunde, um in etlichen Minuten zu zanken, warum raubt ihr Andern, deren Herz Empfindungen nicht nachäfft, aber fühlt, durch die Thorheit den Muth, eine gemißbrauchte Sprache zu reden? Mein Freund, man hat der erkünstelten Thränen so viele vergossen, daß man sich der wahren schämt, und die Empfindsamkeit scheint in Gefühllosigkeit überzugehen und auszuarten."

Diese Verirrungen haben sich bei Jean Paul später zu einem System gestaltet. Man wird sogleich, und sehr lebhaft; sich vergegenwärtigen was wir meinen, wenn wir an den „zeichenarmen Schoppe" erinnern. Aber, wie jeder Verirrung eines geistreichen Mannes, so liegt auch dieser etwas Wahres zu Grunde. Es ist kein Zweifel, daß ein tiefes Gemüth aus dem verletzenden, aus dem profanen Gedränge von Empfindungen, welche zur Schau getragen werden, sich in sich selbst zurückziehen, und „seinen eigenen stillen Gottesdienst" dem Gefühl auf eine Weise weihen wird, die der große Haufen nicht ahnet, die er für Fühllosigkeit erklärt, und gleichgültig, oder mit lautem Vorwurfe, vorübergeht. Aber es bleibt dieß, selbst bei den Edelsten, die ihr zumeist ausgesetzt sind, eine Verirrung. Wer im Leben dieser Eigenthümlichkeit begegnet ist, wer in ihre Tiefen geblickt hat, der wird fern davon sein, sie zu verdammen; er wird sie ehren, und wird sie schonen; aber beklagen wird er es, daß ein großes Talent es versucht hat, sie zum verlockenden Ideale zu steigern.

Auch der andern Erbsünde seiner Manier — des „gezwungenen Witzes" — hat Jean Paul sich schuldig erkannt. Schon 1781 bedauert er in einem Schreiben an Vogel, daß derselbe nur zu sehr sogar seine vorigen Briefe an diesen Freund entstellt. „O wie lange," fährt er fort, „muß man sich doch vom falschen Geschmack irre führen lassen, wenn man keinen Freund begegnet, der uns zum wahren Geschmack zurückbegleitet! Ja, wollte es auch einer, würde man ihm folgen? Gewöhnlich folgt man nur seinen eignen Erfahrungen. Leider ist aber zwar die Erfahrung eine gute Schule; allein sie fordert nur so entsetzlich viel Schulgeld." An Oerthel wiederholt er die Klage zwei Jahre später, und gesteht „je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth, und nur das, was die Oberfläche der Milch sogleich anbietet, ist Hafer Rahm oder Leipziger Sahne."

Es ist charakteristisch, daß die Mängel der Erziehungsmethoden ein Lieblingsthema aller frühreifen und talentvollen Raisonneurs bilden. In seinem achtzehnten Jahre schrieb Jean Paul in sein Tagebuch: —

„Warum erkennt man doch das Genie eines jungen Menschen nicht so leicht? Weil meistens keine Genies ihn beobachten. Oder noch ein Fehler: Er muß seine Fähigkeiten in den Dingen zeigen, wo er die wenigsten hat — er wird oft in gewissen Sachen schlechten Fortgang machen, weil er in entgegengesetzten den größten macht. Man beurtheilt ihn aus dem, was er bemerkt, und nicht aus dem, was er denkt. Man gewöhnt ihn an ein Joch, unter das er sich beugen muß; und eben dieser Zwang erniedrigt ihn in den Augen des blödsinnigen Lehrmeisters sogar unter die mittelmäßigen Köpfe. Man verbietet das Ungewöhnliche und erklärt jede Abweichung von der alten Bahn für Verirrung. Der gute Kopf sucht also die Lorbeeren einzuerndten, wozu er keine Fähigkeiten hat, er sucht seinen Geist zu zeigen,

Digitized by Google

indem er sich gewöhnt, die besten Aeußerungen desselben zu beschränken. Und überdies, nichts ist unbedachter, als den Jüngling aus seinen Schularbeiten kennen lernen zu wollen. Haßt mit ihm Umgang; hört seine Urtheile! Aber dann muß nicht ein feierlicher Ernst auf eurer Stirne seine Offenheit in kalte Ehrfurcht verwandeln. — Um ihn kennen zu lernen, müßt ihr das Schulgesicht ablegen, und auf eurem Gesichte den männlichen Ernst mit der jugendlichen Freundlichkeit vertauschen. Er wird dann begierig, durch seine Offenheit euren Beifall zu verdienen. Seine Strahlen des Genies wird er nicht mit dem Schleier der Gewohnheit verdecken. Im entgegengesetzten Falle seht ihr ihn nicht, wie er ist, sondern wie ihr ihn vermuthet; er sagt euch dann nicht seine Gedanken, sondern die, von denen er glaubt, daß ihr sie erwarten werdet."

Aus einem solchen ganz plausibeln Raisonnement läßt sich, wie die Erfahrung lehrt, mit größter Bestimmtheit schließen, daß der junge Mann zu jedem Geschäft einst fähiger sein wird, als zu dem der Erziehung. In demselben Maaße in dem er so frühe schon über die naturgemäße Entwickelung mit einer gewissen Vehemenz spekulirt hat, wird er sich später davon in der Ausübung entfernen. Jean Paul's Beispiel liefert dafür einen neuen Beweis.

Zehn Jahre später (1791) war Jean Paul Erzieher. Ueber seine Methode theilt Dr. Döring, der sie zu billigen oder gar zu bewundern scheint, Folgendes mit: —

„Nicht nur als sprechendes Zeugniß für die Fähigkeiten seiner Zöglinge, sondern auch als Widerschein seiner individuellen Lehrart, kann ein noch erhaltenes Buch betrachtet werden, welches die Ueberschrift führt: Bonmots-Anthologie meiner Eleven. 1791. In dieses Buch trug Jean Paul, der außer der Unterrichtszeit eine bestimmte Stunde festgesetzt hatte, in welcher die Kinder alles sagen durften, was ihnen einfiel, mehrere ihrer Bemerkungen und Einfälle ein.

„Aus dieser Blumenlese, in der sich gleichsam der Geist der Jean Paul'schen Schule in seiner Kindheit zeigt, möge hier Einiges, als Charakteristik des Ganzen, mitgetheilt werden:

„„Wilhelmine: Menschen ohne Farbe sind, wie Diamanten ohne Farbe, die schönsten.

Carl: Der Elephant, der einen Menschen niederstaucht, gleicht dem Jupiter, der den Vulkan auf die Insel Lemnos niederwarf.

Georg: Die Maulthiere, die von Pferden und Eseln entstehen, sind die Kreolen, die aus der Ehe eines Amerikaners und einer Europäerin entstehen.

Fritz fragte: warum Gott, der voraussieht, daß die Menschen böse sind, ihnen doch Gutes giebt?

Leo: Abraham mit der Opferung Isaaks gleicht den Karthagern, die ihre Kinder dem Moloch oder Saturn opferten.

Samuel: Die Kinder müßten, wie die Raupen, in Windeln und Einbindkissen sich einpuppen, ehe sie auskriechen und gehen.

Emil: Gott ist mir lieber, als ich selbst.

Samuel und Leo nannten mich den Planeten Saturn mit seinen sieben Trabanten (weil gerade sieben Schüler).

Wilhelmine: Wir bringen Einfälle in dies Buch, wie die Katholiken goldene und silberne Glieder an die Maria hängen."" —

Es ist unnöthig uns weiter darüber zu verbreiten, daß wir diese Dressur zum Genieweſen abscheulich finden.

Das erste Bändchen enthält auch mehrere Liebesbriefe, und einen Absagebrief, sämmtlich, wie Dr. Döring sehr glimpflich bemerkt, „mit gemäßigtem Feuer" geschrieben. Wir finden nur ein Minimum von Natur und Wahrheit darin. Aber wir brechen hier ab; das zweite Bändchen, das bald nachfolgen soll, wird uns eine schickliche Gelegenheit darbieten, diese Dinge, die ein großes Licht auf Jean Paul's Individualität werfen, in Verbindung mit verwandten Erscheinungen seiner spätern Lebensjahre zu beleuchten.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen, auf das Jahr 1831. Herausgegeben von Aloys Schreiber. (16r Jahrgang.) Heidelberg. Engelmann.

Von den vier Novellen ist die bedeutendste ohne Zweifel die von Wilhelm Blumenhagen — Die Heilquelle. Die nachstehende Einleitung verspricht eine interessante Scene in Pyrmont; und der Verfolg rechtfertigt die Erwartung.

„Ich kam mit kühlen Wangen, und ganz normal schlagendem Herzen von der ersten Wasserpromenade heim, und beschloß nur drei Tage P...s wohlthätiger Dryas meine Huldigung zu zeigen, denn schon dieser erste Tag hatte mir kund gethan, daß man in Norddeutschen Bädern die Hauptwürze des Badelebens nicht antrifft. Und was könnte auch für den geschwächten Leib und die kranke Seele wohlthuender wirken, als das freundliche zwanglose Familienleben, welches so vielen Heilquellen den Wunderring magnetischer Anziehung giebt, so daß Mancher, der sie einmal besuchte, für das ganze Leben sie nicht mehr missen kann, und so wie die Rosen blühen, hingezogen wird, in dem lieben Felsenthale für das kommende Jahr sich die Erquickung und nachwirkende Erinnerung zu kürsen. Hier hatte ich das nicht gefunden. Die Silberblicke der Geselligkeit sammelten sich hier in keinem gemeinsamen Bassin; einzeln vergeudeten sie ihre Wellen in kleinen fast heimlichen Zirkeln, abgeschieden saßen und gingen Stände und Landsmannschaften; diese geschiedenen flüsternden Haufen, beschattet von den dunkeln Laubgängen, gaben dem Leben einen mysteriös-schauerlichen Anstrich, und ich wünschte mich fort, in der ersten Stunde, und blieb nur der schönen Natur wegen, die mich entschädigen sollte, fand ich auch als einsamer Wanderer keine menschliche Staffage zwischen den wild aufstrebenden Höhen und Schluchten.

„Claypole holte mich ab zur table d'hôte im Kaffehause. „„Ihr müßt mir nicht grollen, Freund,"" sagte er im Hingehen, „„daß ich diese ersten Tage mein Leben von Euch trenne. Verwandte, die nicht eben Günstlinge des Schicksals sind, suchte ich hier, fand sie, jedoch in einer Lage, die meines Beistandes mehr wie je bedürftig ist. Vielleicht bedarf ich sogar Eurer Unterstützung, denn die Situation ist wahrlich so drückend und beängstigend, daß selbst ein altenglisch Gemüth den Muth verlieren könnte.""" —

„„Rechnet auf mich,"" antwortete ich, „„gebraucht mich wie Ihr mögt, Börse, Faust, Leib und Seele stehen für den Waffenfreund zu Dienst.""" —

„„Nur die Seele möchte ich in Anspruch nehmen,"" entgegnete er, „„denn geistiges Leid kann nur durch geistige Kraft bezwungen werden.""" —

„Er schwieg, in trübe Gedanken versunken, und meine Achtung für seinen erprobten Charakter bezwang die erwachende Neugier; ich folgte ihm schweigend durch die Schatten der Brunnen-Allee, in der schon die gellende Glocke die Sehnsüchtigen zum Tafelgenuß aus allen vier Weltgegenden zusammen läutete.

„Die Tafel in dem freundlichen Saale war wohlbesetzt, aber meine trübe Bemerkung im Freien wiederholte sich hier zwischen den geschlossenen Wänden noch sprechender. Keine allgemeine Unterhaltung belebte die Tischfreuden; die lieblichen, geschmackvoll geputzten Damen saßen wie Schaugerichte da; man flüsterte zu Zwei und Drei, und die Trompeten des Musikchors sprachen überlaut für Alle, da sogar ein genialer Vorredner zu mangeln schien, der durch allgemein ansprechende Toasts die, aus allen Ländern Europa's zusammengewehete, Gesellschaft in Einem Gefühl hätte verknüpfen und dadurch die erstarrten Zungen entzaubern mö-

Digitized by Google

gen. — Auch hier, wo ich es am wenigsten erwartet, überkroch mich schon die Unbehaglichkeit mit erkältenden Schlangenringeln, und ich glaubte an den leckern Forellen und dem schmackhaften Wildbraten den einzigen Ersatz suchen zu müssen, als nicht fern von mir zwei Tischgenossen mein Ohr durch eine pikante Unterhaltung anlockten, und bald darauf auch mein Auge fesselten. Nach befriedigtem Appetit schien der Wein ihre Lippen entfesselt zu haben, kräftig und laut führten sie ihr Wort, und mit aufmerksamen, lächelnden Zügen horchten ihre Nachbaren auf die Sprecher. Ohne Widerspruch waren sie die ältesten der Gäste, und desto verwunderter betrachtete ich das seltsame Paar. Beide waren weit über das Alter der Liebe hinaus, und mein Nachbar, ein gefälliger Jägersmann aus der Nähe, taxirte den Einen als einen Neunziger, den Andern als einen Acht und Achtziger, und betheuerte mir Ungläubigen die Wahrheit seiner Abschätzung, indem sie schon seit zehn Jahren jeden Sommer am Brunnen unter die merkwürdigsten Gäste gezählt worden, unter dem Beinamen der alten lustigen Dioskuren gekannt und allgemein geachtet wären, und, trotz ihres verschiedenen Standes, ein Muster treuer Freundschaft stets dargeboten hätten. Man sah sie nur zusammen, sie kamen wie ein Kranichpaar an demselben Tage, zogen ab an demselben Morgen. Trotz ihres Alters belebten diese Nestoren jede Gesellschaft durch gute Laune und gehaltreiches Gespräch, und Magister Nathanael Frsto nannte er den ältern, Hauptmann von Grünefeld den jüngern dieser Senioren der Brunnentrinker. Meine Aufmerksamkeit wuchs bei dem Berichte, und mit schärfern Blicken betrachtete ich die beiden wunderbaren Langleber. Der Neunziger war ein langer hagerer Greis. Sein Haupt erschien fast kahl, einem Winteracker gleich, nur am Rande sproßten wenige schneeweiße Haarhalme. Sein Gesicht hatte einen höchst merkwürdigen Charakter. Die hohe Stirn, bedeckt von tiefen Falten, erzählte von einem Schicksalswetter, das diese Furchen aufgewühlt, und als Narben seines Zornes nachgelassen. Die Augen rund und groß, aber in tiefen Höhlen und unter breiten gebleichten Brauen liegend, funkelten wie im Zorn und Hohn zugleich über die Thorheiten und Laster, die sie gesehen. Der übrige Theil des Gesichts aber, die edelgeformte Nase, die leichtgefurchte Wange, der angenehme Mund, trugen einen Ausdruck der Freundlichkeit und des Wohlwollens in sich, die durch ihren Contrast mit den Nachbarzügen das ganze Antlitz wirklich räthselhaft machten. Die feinste und reinlichste Wäsche, so selten im Greisenalter, ein bis zum Halse festgeknöpfter schwarzer Oberrock vom feinsten Tuche, aus dem schöngeformte weiße Hände hervorschauten, denen selbst die zarte Manschette nicht fehlte, machten die Gestalt noch angenehmer, und Sprache, Gesten und Benehmen verriethen den Mann von Bildung, wenn auch der gebogene Rücken, und ein leichtes Zittern der Glieder und des Kopfs, den Respekt mit dem leisen Gefühlshauch des Mitleids mischte. Der militärische Veteran hingegen gefiel durch ein ächt Deutsches gutmüthiges Gesicht. Das Alter hatte die germanische Derbheit des Baues noch nicht gänzlich verzehrt. Das graue Haar bedeckte schlicht Scheidel und Stirne, und wurde hinten von einem schwarzen Bändchen zusammen gehalten. Die Uniform aus den Zeiten des großen Brennen-Königs war reinlich, ja fast elegant, trotz des veralteten Schnitts, und der ganze Mann trug den Ausdruck eines gesunden wackern Invaliden, welcher weiß, was er gethan, und freundlich auf seinen Lorbeeren ausruht."

Marie von Lancaster, von A. v. Tromlitz — gut erzählt, nur etwas zu breit. Aber die alte Oberhofmeisterin ist eine fatale Figur; und es ist gar nicht artig, in einem Taschenbuch für deutsche Frauen so viel davon zu reden, wie man vor Zeiten, und an den Höfen, die Frauen nicht geehrt, sondern bewacht und mit Argusaugen gehütet hat.

Luitgard von Meissen — eine altdeutsche Sage, ganz lesbar erzählt von Friederike Lohmann.

Wie Madame Schoppe dazu gekommen ist, sich in die Tyrolergebirge, und ihre Erzählung, sich in die Cornelia zu verirren, wissen wir nicht. Fast auf jeder Seite wird das Costume verletzt, oder der gute Geschmack. Ein Tyrolermädchen, das den Shakspeare citirt, und durchweg spricht, wie ein etwas fades Buch, ist kein Tyrolermädchen. Eine Person, die um die zweite Stunde nach Mitternacht dem, wie sie vermeint, schlafenden Geliebten ihrer Tochter einen Besuch abstattet, um ihm „einen leisen Kuß auf seine Stirn, auf seine Locken zu drükken", wovon der Bursche natürlich erwacht, bleibt widerlich, wenn sich gleich Alles auf ehrbare Weise aufklärt. —

Einige bisher ungedruckte Gedichte von Max von Schenkendorf gereichen der Cornelia zur Zierde, wenn sie gleich den Ruhm des Dichters nicht sehr vermehren werden.

Die Kupfer sind nicht sehr erheblich; bei einigen ist die Zeichnung sehr schlecht.

Kurze Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise am Rhein, und durch das Königreich der Niederlande im Jahre 1828. Köln, 1830. Bachem.

Die kurzen Bemerkungen füllen 220 Seiten in Oktav; das lange Druckfehlerverzeichniß füllt vier Seiten; die flüchtige Reise hat keine vierzehn Tage gedauert. Alles in gutem Verhältniß; bis auf das Druckfehlerverzeichniß. Aber man muß sich dadurch nicht stören lassen. Wer eine Ferienreise im Flug abmachen, und wer dieselbe Tour wählen will, wie der Verfasser, der mag ihn immerhin zum Führer nehmen; seine Laune wird unterhalten; seine Beobachtungen werden auf Manches aufmerksam machen, was man sonst, zumal im Fluge, leicht übersieht.

Wir heben, ohne weitere Einleitung, einige Partieen aus des Verfassers Bemerkungen aus. Man wird daraus ersehen, in welcher Manier er das Volksleben schildert — wie er die Merkwürdigkeiten beschreibt — und wie er raisonnirt.

Er ist so eben in Amsterdam angelangt, und hat eine liebenswürdige Reisegefährtin an den Ort ihrer Bestimmung begleitet. Er hat keine Zeit zu verlieren; wir auch nicht.

„Genug ich riß mich los von der Liebenswürdigen und allen Möglichkeiten mit ihr wieder zusammen zu kommen, an mein eignes Unterkommen denkend. Das hotel du grand Doelen (in der Amsterdamer Volkssprache die Kanal-Dule genannt) gewährte mir solches und ich fand in dem Herrn Weimer einen sehr aufmerksamen, gefälligen Wirth. Nach kurzer Frist, einer flüchtigen Umkleidung gewidmet, irrte ich bereits von einem deutschen Lohnbedienten geleitet, in den Straßen der Stadt und ihrem Gewühle umher. Ich mußte mich selbst anspornen, dem vergeblich winkenden Führer schneller zu folgen, denn der gewaltige Verkehr hielt mich alle Augenblicke gefesselt. Fast in jedem Hause, des, den Marktplatz umgebenden, Stadttheils, zogen Erzeugnisse der Kunst und der Natur meine Augen auf sich. Die gefällige Ordnung, die Reinlichkeit des Ganzen und der einzelnen Theile, der Werth und die Eigenthümlichkeit der Gegenstände hemmten alle Augenblicke meine Schritte. Hier ein Gewölbe von Lampen aller Art, der glänzende Lüstre des Ballsaals und die bescheidene Leuchte, welche dem armen Magister sein Dachkämmerlein erhellen sollte, dort eine reiche Sammlung von Uhren, hier Gemälde jeder Sorte, dort die Erzeugnisse der Gewässer. Ueberall der bunteste Wechsel und dazwischen zierlich geordnete Obstbuden, angefüllt mit den schönsten Früchten. Der erfreute Reisende, welcher sich an diesem Wechsel ergötzt, thut jedoch sehr wohl, sich selbst dabei nicht aus dem Auge zu verlie-

Digitized by Google

ren, denn die Straßen sind meistens nicht besonders breit und mit Carossen, Schleifen, Karren und Lastträgern reichlich erfüllt. Elegante Equipagen sah ich in Menge, die Pferde waren hin und wieder seltsam mit bunten Bändern verziert und die Schweife gar häßlich kahl geschoren. Doch fehlte es auch nicht an Erinnerungen an das alterthümliche Fahrzeug, welches ich in Holland zuerst bestiegen hatte und besonders überrascht war ich, einen gewaltigen Kutschkasten auf einer Schleife zu erblicken, vor welche ein Pferd gespannt war. Der Kasten wimmelte von blühenden Holländerinnen, mit denen man, vermöge der Niedrigkeit der Maschine, sehr bequem Worte und Hände wechseln konnte. Der Fuhrmann lief neben her und wenn die Kufen seiner Schleife nicht mehr recht rutschen wollten, so ließ er mit großer Geschicklichkeit das, reich mit Oel getränkte Ende des Strickes, womit er sein Roß regierte, darunter weggleiten. Meine besondere Aufmerksamkeit nahmen indessen die armen Frauen in Anspruch, welche fast an allen Straßenecken und Brücken kleine Tischchen aufgepflanzt hatten, auf welchen sie allerhand Seltsamkeiten feil hielten. Da sah man Kokosnüsse, ganze und getheilte, Muscheln aller Art, kleinere Seefische, Krebse und Krabben, eine Abwechselung, welche an den unglückseligen Taucher unwillkürlich erinnerte, wenn gleich die Diminutiva, welche auf einem Tischchen von vier Fuß in's Gevierte hinlänglich Platz fanden, vor jedem Schauder bewahrten.

„Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
„Zu scheußlichen Klumpen geballt,
„Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
„Des Hammers gräuliche Ungestalt,
„Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
„Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne."

Die flinken kleinen Holländer, welche sich um diese Tische drängten, mochten wohl auf dergleichen abschreckende Bilder nicht verfallen. Mit freudiger Miene begrüßten sie das Mütterchen, welches diese Schätze feil bot und breiteten dem lüsternen Austernschmecker gleich, die Muscheln dutzendweise vor sich aus. Dann wurde ein Messer aus der Tasche hervorgezogen, die Muschel mit kunstfertiger Hand aufgeschlitzt, das herabhängende Thier in eine Schaale mit Essig getaucht und mit einem Appetit verschlungen, der auch den meinen reizte, wenn gleich ich auf diese Art der Erquickung verzichtete. Ein Kaffeehaus, ganz auf französische Weise eingerichtet, eine Dame (wenn gleich nicht die Schöne der mille colonnes) hinter dem Büffet, gestattete mir die Stärkung meiner ermüdeten Lebensgeister. Beefsteak, vortrefflich bereitet, aber in solcher Masse, daß ich kaum die Hälfte überwältigen konnte, gab mir meine Kräfte wieder und dazu trank ich ganz vorzügliches weißes Bier, so durststillend, als ich es nur irgend im Berliner Thiergarten gefunden. Ich freuete mich der köstlichen Entdeckung, denn da mir weder der starke Cognac, womit der Holländer die feuchten Dünste seines Vaterlandes bekämpft, noch die französischen Weine anstanden, welche mir eben so theuer als schlecht erschienen, so fand ich in eben diesem Weißbier für die Dauer des Aufenthaltes in Holland eine Quelle, welche zwar keine Aganippe, aber doch ein vortreffliches Remedium zur Stillung des Durstes war, welchen die holländischen salzigen und gewürzten Speisen im hohen Grade erregen. *)

„So gestärkt ließ ich mich von meinem Landsmanne zu Amsterdams Merkwürdigkeiten leiten, nachdem er seinerseits sich auf andere Weise erlabt und seine Dose mit ausgesuchtem Schnupftaback erfüllt hatte, der wohl nirgend so reichlich feil geboten wird, als hier. Ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß das dritte Haus einen Tabacksladen in sich schließt und wo das Auge nur hinblickt, da erblickt es das klassische Wort Snuif." — — — — —

„Vom Museum ging es auf die Börse. Früher wurde hier der Scepter über die ganze handelnde Welt geschwungen, die Zeit und ihr verhängnißvoller Wechsel haben ihn geraubt, allein immer noch ist eine bedeutende Herrschaft geblieben und der Fremde staunt das Gewühl der meistens sehr elegant gekleideten Söhne Merkurs an, welche Interesse und Speculationen hier durch einander jagen. Die Versammlung beginnt um 3 Uhr und es ist jedem zu empfehlen, sich pünktlich einzufinden, weil mit dem Glockenschlage die Zugänge verschlossen werden. Das Gebäude hat nichts Anziehendes; ein Viereck mit bedeckten Gängen an den Seiten. Die Pfeiler sind numerirt, um das Auffinden durch Rendezvous nach den Zahlen zu erleichtern. Kaum waren die Geschäfte beendet, so machte die muntere Straßenjugend von dem, ihr während der Kirmeßzeit verliehenen, Rechte Gebrauch und drang mit dem vierten Glockenschlage von allen Seiten auf den Platz ein, welcher zu kindischen Spielen diente, nach dem unmittelbar vorher über Millionen darauf verhandelt worden war.

„Ich erlabte mich noch einige Augenblicke an dem frohen Jubel der Kinderwelt und eilte dann in mein Hotel, um mich zu neuen Wanderungen zu stärken. Ich weilte indessen nicht lange an der zahlreich mit ernsten Schwarzröcken besetzten Tafel. In eine Kirchensynode glaubte ich mich versetzt, so steif und ehrbar genossen die Herren, welche ich größtentheils auf der Börse schon erblickt hatte, ihr scharf gewürztes, meistens nur aus Fleischspeisen bestehendes, Essen. Keine liebliche Blume der Frauenwelt mildert das Düstere des Anblicks und mit brennendem Gaumen, gequält von dem ungewohnten Ueberflusse aus dem Pfefferlande, eilte ich wieder in's Freie. Mein Cicerone brachte mich zunächst in ein ziemlich großes Haus, an welchem mit goldenen Buchstaben die Inschrift prangte: „„Felix meritis."" Gern hätte ich sie auf mich selbst gesetzt, wäre ich eben so anmaßend gewesen, als ich fühlte, wie sehr es mir an allen Meriten fehle. Genug, dachte ich, wenn du nur immer Felix bist und ging in das Haus, um die Verdienste darin zu finden. Ich sah allerdings bedeutende Sammlungen aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften und erfuhr, daß das Haus einer geschlossenen Gesellschaft, einem Mitteldinge zwischen einer Akademie der Wissenschaften und einem Casino, zugehöre. Mag die Societät indessen bestehen wie und woraus sie wolle, etwas mehr Bescheidenheit puncto der Inschrift hätte ihr wahrlich nicht schaden können. Eine solche Selbstanpreisung paßt besser für die Coryphäen der Messe, in deren Gewühl ich mich jetzt stürzte. Nach dem, was ich eben gelesen, verzieh ich dem bunten Hanswurste gern die Lobreden, womit er Gönner für seine Bude anzuziehen suchte. Mit diesem Lärm, diesen mannichfachen Abwechselungen und dem ungeheuren Gedränge der wogenden Volksmasse können deutsche Meßstädte nicht rivalisiren. In Buden ohne Zahl wurde gebraten und gekocht, bis zum Himmel empor stieg der betäubende Fettdampf und überall sah man lustige Gruppen, welche die kaum bereiteten Leckerbissen mit seltenem Appetite verzehrten. Besonders eine Art Eierkuchen schien an der Tagesordnung zu sein und neben dem reichlich fließenden Kaffee hatte sich auch der Thee eingedrängt, in Deutschland der Wächter des guten Tons, welchen man dort in solchen Umgebungen nicht zu erblicken pflegt. Unzählige Pfeifen bezeichneten das Gewühl als ein holländisches, und ich legitimirte mich ob der bedenklichen Mienen, mit denen man in meinem Munde die Feuermaschine vermißte, in aller Eile mit einer Cigarre." — — — — —

„Kaum waren unsere sehr billigen Klagen über die Unbequemlichkeit unsers Wagens laut geworden, so stellte sich der Schwarm der Lohnkutscher wieder ein, welche bessere Transportmittel zu der nunmehr anzutretenden Fahrt

*) Dieser Fund war um so höher zu preisen, da gutes Brunnenwasser in Amsterdam nicht gefunden wird und das süße Wasser sehr unangenehm schmeckt, (wahrscheinlich ist es gereinigtes Regenwasser.) Es wird Eimerweise verkauft; 4 Eimer kosten etwa 2 Silbergroschen preußisch oder 7 Kreuzer.

Digitized by Google

nach Saardam uns anpriesen. In der That stellte uns auch einer der Fuhrherren für einen verhältnißmäßig billigern Preis einen bei weitem bequemer und eleganter gebauten Wagen, reizte jedoch dadurch den Zorn des ersten Entrepreneurs so gewaltig, daß es beinahe zu einem Faustkampfe unter beiden Parteien gekommen wäre, wobei die Gattinnen und Töchter der Nebenbuhler mit ihren Zungenwaffen getreulich Hülfe leisteten. Mit Erstaunen hörte ich dem Munde der hier versammelten, anscheinend so stillen, Schönen einen Strom von Schimpfwörtern entgleiten, welche ich zwar nicht verstand, aber aus den sie begleitenden Gebehrden leicht entziffern konnte. Die blühend rothe Farbe der Wangen verwandelte sich in des Zornes häßliches Blau und der Brodneid entflammte die Streitenden zu einer Heftigkeit und zu einem Jähzorne, welche ich in Holland den Physiognomien nach nicht anzutreffen glaubte. Der Sturm ging indessen vorüber und der zweite Lohnfuhrmann, auf dessen Seite offenbar das Recht war, führte uns während des Anschirrens in sein Gasthaus. Dort erfreuten uns die Stimmen der Töchter, welche eben noch Worte des Zornes ausgestoßen hatten, mit ansprechenden Gesängen unter Begleitung eines Klaviers und gaben Stoff genug zum Nachdenken über des Weibes Veränderlichkeit. Ich hatte hier Gelegenheit den Kopfputz in der Nähe zu betrachten, welcher mir im Theater bereits aufgefallen war. Eine ganz einfache Goldhaube kostet 300 holländische Gulden (circa 170 Thlr. Preuß. Cour.) und ein Sonntagsmützchen der Art, mit Edelsteinen besetzt, etwa 1000 Gulden (oder circa 570 Thlr.) Ein wahres Glück, daß die übrigen Kleidungsstücke nicht auch in gleichem Maaße kostspielig sind; die armen Ehemänner und Väter würden bei allem Reichthum doch zu Grunde gehen. Reich aber muß das Land sein, in welchem die Töchter der Lohnkutscher im Hause Hauben von beinahe 200 Thlr. an Werthe tragen. Für diejenigen, welche Lust haben dürften, ebenfalls auf dem sehr eleganten, einer Schnellpost vergleichbaren, Wagen nach Broek und Saardam zu fahren, um die Stimmen und Hauben der streitbaren Holländerinnen kennen zu lernen, füge ich die Adresse hier bei: „De vergulde Wagen. B. Bakker Jz. Logement en Stalhouder verhuurt Paarden en allerhande soorten van Rytuigen te Buiksloot. Nr. 103." Unendlich bequemer, als nach Broek, gelangten wir mittelst des neuen Fuhrwerks nach dem, von Buiksloot westlich gelegenen, eine starke Stunde entfernten Städtchen, Saardam. Die Fahrt dorthin ist äußerst angenehm, da man das Y fast unmittelbar zu seiner Linken hat und in dem Hinblicke auf dasselbe, auf die zahlreichen Segel, welche es bedecken und auf das prächtige Amsterdam eine anziehende Abwechselung findet. Saardam macht sich schon von weitem durch die große Zahl der Windmühlen, an welchen die Umgegend von Amsterdam sehr reich, nirgends aber reicher als hier ist, sehr bemerklich. Ich zählte in der Geschwindigkeit deren 120, welche sämmtlich den zahlreichen Fabriken Saardams auf eine oder die andere Weise zum Betriebe dienen. Saardam selbst ist ein ungemein reinliches, ebenfalls von Kanälen durchschnittenes Städtchen, in welchem der regste Kunstfleiß herrscht. Es soll an 10,000 Einwohner haben und die Aussicht über das Y nach Amsterdam hinüber ist ungemein reizend."

In Mainz besucht der Verfasser die Assisen. Der Verfasser stellt sich an, als wollte er nicht raisonniren; er thut es aber doch; und zwar nimmt er Partei gegen die Oeffentlichkeit. Wir geben seine Betrachtungen unverkürzt; werden uns aber die Freiheit nehmen, sie mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

„Ein schönes Gebäude ist das vormalige kurfürstliche Schloß am Mainzer-Thore, jetzt theils verödet, theils zu dem Gebrauche des Landgerichts bestimmt. Mich zog das Handwerk, welches ich begrüßen wollte, in das Innere und ich gelangte in einen großen Saal, in welchem das Assisengericht versammelt war.*)

„Man glaubt sich in das Theater, etwa in das Vorspiel des Kätchens von Heilbronn oder in die Gazza ladra versetzt, wenn man in die Hallen des Gerichts eintritt. An einem mit Tuch behängten Tische sitzen fünf Gerichtspersonen in langen schwarzen Talaren und mit großen Päffchen; sie tragen dasselbe Costüm, wie die evangelischen Prediger in deutschen Landestheilen. Rechts von den Richtern, in gleichem Gewande, sitzt der öffentliche Ankläger, links der Gerichtsschreiber. Auf einer besondern Bank, in zwei Reihen gesondert, befinden sich 12 Geschworne und zwar, was sehr unangenehm absticht, in buntfarbigen resp. Leib- und Ueberröcken diversen Schnittes. Auf der andern Seite in einem Gitter steht der Angeklagte, von Militair bewacht, und vor ihm, außerhalb des Gitters, sitzt sein Vertheidiger, ebenfalls costumirt wie die Richter. Die Beisitzer des Gerichts spielen eine sehr stumme Rolle, desto activer ist der, in ihrer Mitte sitzende, Präsident, welcher die Verhandlung leitet. Das Verfahren ist zur Genüge bekannt, und Deutschland mit Schriften dafür und wider dasselbe dermaaßen überschwemmt worden, daß es ganz überflüssig sein würde, wenn ein bescheidener Advokat in einer flüchtigen Reisebeschreibung sich in die juristischen Schranken drängen wollte. Wer unbefangen urtheilt, wird es eben so wenig verkennen, daß die Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens in Criminal- und Civilsachen große Vortheile darbietet, als sich gegen die Oeffentlichkeit und insbesondere gegen das Geschwornen-Gericht vieles einwenden läßt. Mir wollte das hier versammelte Publikum wenig behagen. Zusammengesetzt aus der Hefe des Volks widmete es den Verhandlungen zwar große Aufmerksamkeit, und einzelne Störungen wurden durch eine gewaltige Klingel, welche der Präsident handhabte, leicht beseitigt, allein eben diese Aufmerksamkeit schien mir verdächtig. Das Ganze glich einer Vorlesung über kautele Jurisprudenz,*) und die eifrigen Zuhörer wohnten dem Practicum bei, um geeigneten Falls wohlbewandert zu sein in der Kunst, sich aus der Schlinge zu ziehen. Eben so wenig versprachen die Geschwornen durch ihre Physiognomien ein gesundes Urtheil. Ich fand sie theils ohne Antheil, theils zeigten die Fragen der Aufmerksamern, daß sie auf Nebendinge Werth legten und den Hauptgesichtspunkt aus dem Auge verloren hatten. Wie viel lieber wird nicht der Unschuldige, wenn ihn eine Verkettung ungünstiger Umstände vor jene Schranken führt, sich dem Urtheile gebildeter und erfahrener Richter unterwerfen, als sein Lebensglück durch die unweisen und unbegründeten Ansichten, zwar redlicher, aber doch unfähiger Männer bedingt sehen, welche ihren gewöhnlichen Verhältnissen entrückt, ohne Uebung und Vorkenntnisse, über das Leben, die Freiheit und die Ehre ihrer Mitbürger sprechen sollen. Man wird mir einwerfen, daß nur das Gefühl, nur die Ueberzeugung der Geschworenen eine Stimme habe, daß es dabei auf die Rechtskenntnisse und spitzfündige Beweistheorieen nicht ankomme. Allein ich frage: Wie soll bei der Beurtheilung der Schuld eines Angeklagten in wichtigen Criminalfällen sich dieses Gefühl, wie sich diese Ueberzeugung wohl anders bilden, als durch die sorgfältigste Zusammenstellung und Erwägung der Persönlichkeit des Verbrechers, der Beweise und des Thatbestandes? Ist es denn möglich, dieses

*) Dieses wird nach der französischen Gerichtsverfassung in der Regel nur alle drei Monate abgehalten und ist zur Erörterung grober Verbrechen bestimmt. Die gelindeste Strafe, worauf der Assisenhof erkennt, besteht in fünfjähriger Beraubung der Freiheit. Geringere Vergehen werden von der Zuchtpolizei (korrektionell) und von den Polizeigerichten abgeurtheilt; bei diesen Gerichten befinden sich keine Geschwornen, sondern die Richter erkennen ohne an eine Beweistheorie gebunden zu sein, nach ihrer Ueberzeugung.

*) Diese lehrt, sich gegen alle rechtlichen Angriffe möglichst zu decken.

Digitized by Google

Gefühl, diese Ueberzeugung auf etwas anderes zu bauen, als auf Schlüsse, welche aus jenen Motiven entnommen werden, und setzen solche Schlüsse nicht immer einen ausgebildeten Verstand, Erfahrung und genaue Menschenkenntniß voraus, wenn sie Vertrauen verdienen sollen? Der Geschworene, welcher sein Schuldig ausspricht, ist zu seiner Ueberzeugung offenbar nur dadurch gelangt, daß er aus den Untersuchungs-Momenten einen Schluß gezogen hat. Ist es nun nicht viel gefährlicher, einem solchen Schlusse vertrauen, welcher ohne Gründe, bloß auf die s. g. innere Ueberzeugung hin und ohne die nöthige Ruhe zum Nachdenken, in die Welt hineingeschickt wird, als sich auf den Ausspruch der Richter zu verlassen, welche, von einem geübteren Verstande ausgehend, auf Erfahrung gebaut sind, und, das Licht nicht scheuend, offen dargelegt werden? Wahrlich, wer nur einen etwas verwickelteren Criminalprozeß studirt, wer in den vortrefflichen Zeitschriften über peinliches Recht, deren wir uns jetzt zu erfreuen haben, nur eine Relation über einen solchen Fall gelesen und bemerkt hat, mit wie großem Scharfsinn, mit welcher Genauigkeit unter Anwendung der gediegensten psychologischen und medicinischen Kenntnisse gebildete Richter*) sich bemühen, zu einem begründeten, vielfach geprüften und erwogenen Urtheile über Schuld oder Unschuld zu gelangen, der wird mir zugestehen, daß der ehrliche Handschuhmacher, plötzlich zur Würde eines Criminalrichters erhoben, keineswegs fähig ist, eine genügende Ueberzeugung zu fassen und mit seinen Fähigkeiten während der Zerstreuungen der Sitzung oder bei der lärmenden Berathung der Geschwornen zu einem richtigen Urtheile zu gelangen.

„Aus den großen, aber nichts weniger als düstern, vielmehr sehr heiter gezierten Hallen, wo gerichtet wird über Leben und Tod, begab ich mich in eine Civilsitzung und fand mich hier bei weitem mehr befriedigt. Das Aeußere glich vollkommen dem der Assisen, es fehlten nur der Verbrecher, Geschworne und — Zuhörer. Dagegen trugen zwei Advokaten einen Rechtsfall mit großer Gewandtheit in Sprache und Recht vor, und ich bedauerte es sehr, daß meine karg zugemessene Zeit mir nicht gestattete, das Urtheil abzuwarten. Das öffentliche Verfahren in Civilsachen scheint zwar keine großen Vortheile darzubieten, denn in der Regel, wie mir von glaubwürdigen Männern versichert wurde, finden sich hier nur diejenigen Individuen aus dem Publikum ein, deren Prozesse verhandelt werden, andere dagegen höchst selten und nur zuweilen im Winter, wenn der Gerichtssaal den Vorübergehenden einen behaglichen Ruhepunkt zur Erwärmung der von Frost erstarrten Gliedmaßen darbietet. Hiernach wäre die Oeffentlichkeit eine zwecklose und auch bei dem nicht öffentlichen Verfahren (welches man mit Unrecht das geheime getauft hat, gerade so, als wollte man den Nichtgroßen gleich zum Zwerg stempeln) kann denjenigen, welche Prozesse führen, der Zutritt eben so wohl und so weit verstattet werden, als es jetzt der Fall ist, d. h. bei den Verhandlungen.*) Dagegen scheint es unangemessen, andern, welche die Sache nichts angeht, Gelegenheit zu geben, in die Privatverhältnisse ihrer Mitbürger einen neugierigen Blick zu werfen und diese so zum Gegenstande der Unterhaltung in Kaffee- und Weinhäusern zu machen. Die Erfahrung lehrt hinlänglich, daß auch der Friedliebendste zu Prozessen gezwungen werden kann, wenn er mit einem der Unseligen in Verhältnisse verwickelt ist; deren leider so viele von der Prozeßwuth befangen sind. Will man also das öffentliche Prozediren als ein Mittel zur Verhütung von Rechtsstreitigkeiten aus Scheu vor der Publicität darstellen, wie es wohl hier und da geschehen ist, so irrt man gewaltig, denn Prozeßfreunde lassen sich dadurch nicht abschrecken, und sind wohl gar stolz darauf, das Gericht mit einem stehenden Rubrum zu beglücken, Prozeßfeinde dagegen sind oft außer Stande, der Fehde auszuweichen. Auch ist man längst dahin gekommen, öffentlich Verbindlichkeiten zu bestreiten, deren Erfüllung durch Ehre und Pflichtgefühl geboten werden, wenn nur das Gesetz eine Hinterthüre offen läßt, durch welche der Rabulist unter dem Deckmantel der diversen Codes und Codexe hindurch zu schlüpfen vermag. Die Gesetzgebung kann diese verdächtigen Pforten unmöglich sämmtlich schließen, sie würden aber nicht geöffnet werden, wenn der vormals mächtige Bundesgenosse des Gesetzes, die Moral, seinen Einfluß nicht verloren hätte. Wenn beide nicht Hand in Hand gehen, wird man vergeblich streben, durch Oeffentlichkeit in dieser Beziehung die Rechtsstreitigkeiten zu beschränken. Heut zu Tage heißt es nur: „„Lebe so, daß du dem Strafgerichte nicht in die Hände fällst und vor einem Civil-Tribunale nicht belangt werden kannst.““

„Mit dieser goldenen Regel, wohl vertraut mit jedem Artikelchen der hochnothpeinlichen und bürgerlichen Gerichtsordnung des Landes, schultert der Nichtswürdigste kühn durch die Schaaren der Gerichtshöfe, betrügt auf juristischen Schleichwegen seine Mitbürger, raubt der bedrängten Wittwe und ihren hülflosen Kleinen den letzten Bissen, und — ist ein Mann nach dem Gesetz. Was in aller Welt läßt sich da von der öffentlichen Stimme erwarten? Ein solcher läßt sie in Gottes Namen schreien, seinen Code pénal unter dem Kopfkissen hat er den ruhigsten Schlaf, und wird der Lärm zu arg, so stopft er dem gewaltigsten der Schreier den Mund mit dem thränenbefeuchteten Erwerbe, und — sie werden die Lobredner des gastfreien Edlen. Nicht minder unerheblich scheint mir die Behauptung zu sein, daß die Richter durch das öffentliche Verfahren in der strengen Ausübung ihrer Pflicht controllirt würden. Ich möchte wahrlich wissen, wie der aufmerksamste Zuhörer den Richter aus der Beobachtung in der Audienz controlliren will? Höchstens könnte er in warmen Sommertagen bemerken, daß dem einen vor Ermattung die Augen zugesunken, daß der andere aus langer Weile zierliche Arabesken gemalt und der dritte in Gemeinschaft mit dem Herrn Nachbar der Schnupftabacksdose zu häufig zugesprochen. Bei der Berathung, bei der Urtheilsfassung ist niemand zugegen und diese allein kann den Maaßstab zur Beurtheilung der Pflichterfüllung des Richters darbieten. In dieser Beziehung fehlt es aber wahrlich nicht an controllirenden Mitteln, selbst bei nicht öffentlichen Verhandlungen, theils durch die Disciplin, welcher jeder einzelne Richter unterworfen ist, theils aber auch durch die höhern Instanzen und die öffentliche Bekanntmachung der Urtheile durch den Druck unter Verschweigung der Namen. Auf diese Weise wird das Wirken der Gerichte den höhern Behörden und dem ganzen Publikum auf die geeignetste Weise zur Beurtheilung vorgelegt.

„Sucht man endlich die Vorzüge der Oeffentlichkeit des Civilverfahrens in der dadurch möglich werdenden größeren praktischen Ausbildung der Advokaten und angehenden Juristen, so läßt sich der allerdings wichtige Zweck ja ebenfalls erreichen, wenn diese zu den Verhandlungen sämmtlich zugelassen werden, da sie durch ihren Amtseid verpflichtet sind, zu schweigen. So wenig Werth ich indessen auf die Oeffentlichkeit lege, so sehr muß ich mich für die Mündlichkeit der Civilgerichtspflege aussprechen, denn unverkennbar sind die Vorzüge, welche dadurch gewonnen werden, wenn jeder Richter der Verhandlung beiwohnt, wenn jeder auf der Stelle die ihm nöthig scheinenden Aufklärungen begehren kann und nicht verpflichtet ist, den Anführungen eines einzelnen Berichterstatters aus den

*) Ich verweise hier z. B. auf die Hitzig'sche Zeitschrift für Criminalwissenschaft im Allgemeinen und für die preußische insbesondere, so wie auf die vortrefflichen Arbeiten einzelner preußischer Rechtsgelehrten, welche sich darin vorfinden.

*) Er wird ihnen in der Regel bereits überall verstattet.

Digitized by Google

Akten zu vertrauen. Ganz abgesehen von dem Zeitgewinne, giebt es keine größere Beruhigung für die streitenden Partheien, als die, daß jeder der Richter gehört hat, was sie für sich anführen. Für einen besondern, aus dieser Mündlichkeit entspringenden, Vortheil erachte ich auch die Ausbildung der Rednertalente des Rechtsgelehrten, welche sämmtlich ihre Ausbildung mit der Advokatur beginnen sollten.

„ Doch genug hiervon! Gegen meinen Willen habe ich mich auf dieses Thema schon zu weit eingelassen. Dem Vernehmen nach ist in Preußen eine Revision der Gesetze im Werke. Sie wird diese wichtigen Fragen gewiß sorgfältig erörtern und Deutschland muß mit Recht auf das Resultat der Berathung anerkannt sachkundiger, geistreicher Männer über Gegenstände gespannt sein, welche schon seit langen Jahren die juristischen Schriftsteller in eine noch unentschiedene, heftige Fehde verwickelt haben."

Der Verfasser ist praktischer Jurist, und von den Vorurtheilen seines Standes nicht ganz frei. Was man mit einiger Mühe sich angeeignet, und mit Fleiß ausgeübt, das erkennt man nicht gerne für werthlos oder unnöthig. Er steht ferner — wenn wir aus seiner Belesenheit in Wieland und Blumauer einen Schluß in dieser Hinsicht ziehen dürfen, — in den Jahren, in welchen man den Weg der Gewohnheit, zumal jener ehrenwerthen Gewohnheiten, die mit Amt und Berufspflicht verbunden sind, nur ungern verläßt. Endlich geht aus seiner Darstellung hervor, daß er zum erstenmal ein Geschwornengericht gesehen hat; und manche seiner Bemerkungen erweisen, wahrscheinlich sehr ohne seine Absicht, daß er größere Reisen nie zuvor gemacht, und namentlich weder das englische noch das französische Volksleben kennen gelernt hat.

Wir führen dieß alles an, um sein Urtheil zu erklären und zu entschuldigen. Wenn wir noch unsre Ueberzeugung von seiner Redlichkeit hier aussprechen, so wird er uns nicht zürnen, wenn wir seine gutgemeinten Einwendungen gegen das Geschwornengericht hauptsächlich aus jenen Umständen erklären.

Sein Haupteinwurf beruht auf einer alten irrigen, oder wenigstens unklaren Vorstellung, welche die Geschwornen mit Richtern verwechselt. „Richter über Leben, Freiheit und Ehre." Das sind die Geschwornen nicht. Sie sind berufen, über den einfachen Thatbestand zu entscheiden. Das Maaß der verwirkten Strafe gehört nicht vor ihr Forum. Es ist gut, wenn sie das Gesetz kennen; aber sie sind weder Gesetzgeber, noch wenden sie auf den einzelnen Fall die allgemeine Gesetzbestimmung an. Hat die Ausmittelung des Thatbestandes ihre Schwierigkeiten? Die Einfachheit des Verfahrens wird sie mindern, wird mancher Verwirrung vorbeugen. Werden Kenntnisse dazu erfordert, die außerhalb ihrer Sphäre liegen? Jeder gesetzliche Beistand wird aufgeboten werden, um sie zu ergänzen; erfahrene Aerzte werden auf Treu und Gewissen mittheilen, was ihre Wissenschaft zur Aufhellung der Zweifel leisten kann. Der bestellte Criminalrichter ist auch nicht Arzt, so wenig als der „Handschuhmacher," den der gelehrte Verfasser spöttisch erwähnt. Und wer weiß, ob den Handschuhmacher ein offner, gesunder Sinn nicht mehr fördert, als den „studirten Herrn" seine aus Heften erlernte Psychologie. Wenn die Advokaten ihre Pflicht thun, so wird nichts unerörtert bleiben, was dem weniger geübten Blick der Geschwornen sonst vielleicht entgangen, oder nicht zur rechten Zeit aufgefallen wäre.

An die Bedeutung der Geschwornengerichte bei politischen, und bei Preßvergehen hat der Verf. gar nicht gedacht. Die Idee der Vorlesung über kautele Jurisprudenz ist ein ganz artiger Witz, will aber nicht viel besagen, und gehört zu seinen ganz unbedeutenden Einwendungen gegen die Oeffentlichkeit im Allgemeinen.

Der Verfasser scheint nicht zu ahnen, daß die Oeffentlichkeit nur da vollständig und wirksam eintritt, wo sie nicht bloß durch die Gallerie, sondern durch die Berichte in Zeitungsblättern gesichert ist. Hätte er daran sich erinnert, so würde er die lächerliche Bemerkung über die geringe Möglichkeit der Kontrolle des Richters nicht vorgebracht haben. Laßt den Richter vor den Augen der Nation auftreten; laßt das, was er äußert, den Tausenden in denselben Worten wiedergegeben werden, in denen er vor der spärlich besetzten Gallerie sich ausspricht; laßt ihn sich dessen bewußt sein; und entscheidet dann, ob der Richter kontrollirt ist, oder nicht. Aber freilich wird auch diese, wie jede andre heilsame Kontrolle, nur möglich gemacht durch die erste Bedingung alles verbürgten Rechtszustandes — durch die Freiheit der Presse.

Der Verfasser giebt deutlich genug zu verstehen, daß er auf seine Bemerkungen über das Gerichtsverfahren nicht eben großes Gewicht legen will. Aber man muß solche Dinge nicht zur Sprache bringen, ohne einen gewissen Ernst, der nur in vorangegangener Prüfung und in ruhigem Nachdenken sich bewährt. Es würde wohl dem Verfasser selbst leid thun, wenn seine flüchtigen Bemerkungen dazu beitragen sollten, ein Vorurtheil bei einer Klasse von Lesern zu unterstützen und zu befestigen. Um so weniger haben wir geglaubt, die Andeutungen über das Ungenügende seines Raisonnements zurückhalten zu dürfen.

Die Oeffentlichkeit — diejenige Oeffentlichkeit, die keine Schranke kennt, als die der Wahrheit, keine Censur, als die des Gewissens — gehört zu den Palladien der sittlichen Freiheit, der bürgerlichen Ordnung. Sie dient dazu — warum sollten wir uns die Bemerkung in diesem Augenblick versagen? — die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Und wenn durch Nichtbeachtung von Volksbeschwerden, in großen oder geringen Dingen, oder durch die Excesse der souverainen Willkür auf der einen Seite, und auf der andern, leider, durch frechen Muthwillen, und durch rabulistisches Aufhetzen, hier oder dort Excesse herbeigeführt worden sind, die bei den Kleingläubigen bald die Sache der Freiheit verdächtigen könnten — so wird es den Freunden der gesetzlichen Freiheit gedoppelte Pflicht sein, keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen, um zur ruhigen Prüfung solcher Einrichtungen aufzufordern, welche, alt oder neu, einheimisch oder auswärtig, dem Volksleben mehr Würde, größere Sicherheit, und eine nicht gehemmte, aber geregelte Bewegung verleihen können. Die freie Rede der Ernsten und Wohlgesinnten, die vertrauensvolle Berufung auf das bessere Gefühl, hat noch immer den tollen Lärm der Schreier zum Schweigen gebracht, und die Alarmisten und falschen Propheten beschämt.

Novitäten.

Nordische Dithyramben. Stralsund, Trinius. 3 ggr.

Tegnér: Der Riese Finn. Uebers. von Mohnicke. Stralsund, Trinius. 3 ggr.

Tscharner: Experimentalphysik. Neue vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Hermann. 2 Thlr. 12 ggr.

Hussan-Bey, oder die Sklavin des Renegaten. Von der Uebersetzerin der Reise der Frau von Minutoli. Meißen, Klingnicht. 1 Thlr.

Dietzsch: Kotzebue's neue Reise (1823—1826) für die Jugend bearbeitet. (4 Kupfer.) Leipzig, Kayser. 1 Thlr. 6 ggr.

Oehlenschläger: Schriften. Zweite Abtheil. 8—18r Band. Breslau, Max. 5 Thlr. 4 ggr.

Von diesem Journal wird jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. (In London von Koller und Cahlmann, Soho Square.)

Vierteljährliches Abonnement 2 ℛ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von S. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

12. Hamburg. Montag, den 20. September. **1830.**

Inhalt.

Sartorius und Lappenberg: Geschichte der Hanse ..... Seite 89
Wendt: Musenalmanach für 1831 ..... " 92
Hamburg in naturhistorischer und medicinischer Beziehung ..... " 95
Bericht über die erste Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte ... " 96

Sartorius und Lappenberg: Geschichte der Hanse.

An den Redakteur der Kritischen Blätter.

Es sind der Geist und die Art Ihres Blattes, die dem jungen Einsender Dieses den Muth geben, um die Erlaubniß anzuhalten, sich über ein großes Werk öffentlich darin auszulassen.

Von diesem Werke:

G. Fr. Sartorius Urkundlicher Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse, von J. M. Lappenberg herausgegeben, in 2 Quartbänden, 1830,

würde ich eine gelehrte, eine, im eigentlichsten Verstande streng wissenschaftlich urtheilende Anzeige nicht unternehmen dürfen, da zu den Leistungen dieses Werkes die meinigen nicht im Verhältnisse stehen; — wie freudig aber ergreife ich die Gelegenheit, welche Ihr Blatt darbietet, über den Werth desselbigen für alle Gebildeten zu reden. Was könnte auch mehr dazu aufmuntern, als der Gegenstand des Werkes, die Geschichte, wie einst die deutsche Hanse ward? eine Geschichte, die zeigt, was Weisheit, wenn sie die Kraft lenkt, vermöge, und die ganz besonders dazu dienen kann, in gegenwärtiger Lage Deutschlands (zur Aufklärung unrichtiger, zur Stärkung gegen manche richtige Besorgniß) die so oft mangelnde Erkenntniß zu befestigen: warum für alles Gedeihen zuvörderst die Freiheit unentbehrlich sei, — worin die Freiheit bestehe! — Waren es nicht diese Kaufleute und ihre Vereinigung, diese Städte und ihr Bund, durch welche in Deutschland und dem Norden zur Zeit, da die öffentlichen Verhältnisse daselbst eine Wendung nehmen, die am Ende zur Vernichtung aller Freiheit hätte führen müssen, dieselbige gerettet ist? — Freilich lehrt diese Geschichte auch vieles Andere (zumal in ihrem Fortgange und bis zu dem endlichen Hingange des alten Bundes), dennoch nenne ich eben so billig jene Lehre vom Werthe der Freiheit die wichtigste für unsere Zeit, als sich einleuchtend zeigen läßt (wie unten vorkommen wird), daß in der Geschichte von dem Ursprunge der Hanse sie der eigentliche Kern ist.

Richten wir nun, um die Vergleichung zwischen dem neuen Werke und dem was vor ihm geleistet worden, zu machen, zuvörderst auf das Aeußerliche und am meisten in die Augen fallende den Blick. Es gab über den Ursprung der Hanse an bekannten Urkunden eine nahmhafte Zahl, ungefähr 180 (wenn man den Zeitraum von 1200 bis 1340 rechnet) — dieses neue Werk, welches so wie es ist dem verbundenen Fleiße von Sartorius und Lappenberg angehört, liefert deren noch gegen 200 neue; über den Zeitraum der ersten Thaten des allgemeinen Bundes hatte man ungefähr 20—30, mit höchst empfindlichen Lücken, hier werden uns ihrer 50 geliefert und zwar solche, daß man nichts Nothwendiges mehr zu vermissen glaubt. Diese Leistung in ihrem Werthe zu erwägen, ist es zu beachten, daß Sartorius dazu in den Archiven von Lübeck, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Stralsund und anderer See- und inneren Städte aus Massen von Urkunden diese aussuchte, um sie aus der alten Schrift meist eigenhändig in die unsrige zu bringen; daß er mit anderen Archiven (als in Kopenhagen, Preußen, St. Petersburg) sich brieflich in Verbindung setzte, und daß als ihn der Tod der Herausgabe (25 Bogen von 90 waren gedruckt) entzogen hatte, dieselbige wohl schwerlich bald und gut würde zu Stande gekommen sein, hätten nicht die eben so bewunderungswürdigen Studien des Archivars von Hamburg in diesem einen Mann aufgestellt, welcher den gesammelten Schatz auch rein und ohne allen Verlust, durch wahre Gelehrsamkeit geordnet und geläutert, ohne fremdartigen Beisatz und doch an vielen Stellen noch ergänzt, an das Licht zu bringen fähig war. Es kann in der That an solchen Arbeiten die unsägliche Mühe, Zeitaufwand, Einsicht und Genauigkeit nur von Gelehrten ermessen werden: so verweisen wir denn auf das vollgültige Urtheil Pertzens, des Herausgebers der Monumenta Germanica, welches er über dieses Werk in den Göttinger Gelehrten Anzeigen ausgesprochen (129ste Nr.). Es sind verdeckte Mühen, deren es bedurfte, um dieses, nun so glänzende Werk werden zu lassen, aber sie sind eben deswegen der öffentlichen Anerkennung um so würdiger. —

Sehen wir auf des Werkes Inhalt und dessen Werth. Was leistet es der Wissenschaft und — weil ein jedes Geschichtswerk von Werth, durch die Vorzeit, tief in seine Zeit eingreift, wenn diese dafür empfänglich ist — was leistet es der Zeit? — Es liegt seiner äußern Gestalt nach getheilt vor uns, als Urkundenbuch der zweite, und als Darstellung selbst der erste Theil, zu welchem noch hinzutritt des Herausgebers Abhandlung über die für die Hansa wirksamen Umstände, in der Vorrede. Rechten wir nicht mit Sartorius darüber, ob er bei seiner Darstellung die Anforderungen des geschichtlichen Vortrages festgehalten. Dies ist allerdings nicht der Fall: Das Werk fängt unter Anderm gleich mit einer kritischen Verneinung an — aber mit Recht verlangt ein geistreicher Bemerker in der Isis, daß ein jeder Schriftsteller nicht nach einem Ziel beurtheilet werde, dessen Aufstellung der Recensent für lobwürdig halten würde, sondern lediglich nach dem, wozu er sein Werk selbst bestimmt hat; und es wird gut sein, dieses weniger nach dem Titel als nach dem Werke selber zu ermessen. Wendeten unsere Juristen den Rechtssatz, daß die Sache mehr gelten müsse als der Name (rem gestam potiorem esse habendam quam scripturam) gehörig an, so würden nicht so oft als es geschieht, durch gerichtliche Urtheile Treu und Glauben zerstört und viele Unbilligkeit könnte vermieden werden. Was unsere Sache betrifft, so soll in der Geschichte freilich Alles Handlung sein, die gewesenen Menschen mit ihrem sittlichen und geistigen Handeln sind der Gegenstand der Geschichte, und nur die eine Beschränkung giebt ihrem Vortrage ihr Begriff selbst: daß nie als Wahrheit ausgesagt werde, was nur wahrscheinlich und also nur als Wahrscheinlichkeit zu geben ist; — aber Sartorius hatte sich vorgesetzet, worauf selbst der Titel Urkundliche Geschichte deutet und was das Werk selbst beweiset, mit sichtendem Verfahren die bisherigen Irrthümer über das Entstehen der Hansa durch Beweis des Hauptsächlichsten von dem, was wirklich geschehen sei, zu widerlegen: und diese Aufgabe wird durch den darstellenden Theil seines Werks sehr rühmlich ge-

Digitized by Google

löst sein für den Gelehrten, der Lappenbergs wichtige ergänzende Abhandlung geschickt damit verbindet, bedenkend, daß Sartorius die letzte Hand an sein Werk nicht mehr legen konnte. Um jedoch für andere Gebildete, denen zwar auch zu lieb, aber nicht zum Genusse, solch ein sichtendes Buch verfaßt wird, die großen Ergebnisse mitzutheilen, so haben wir uns vorgesetzt, auf eine lebendige Darstellung dessen, was bisher da war, zurückzugehen, um dann in zusammenhangender, kurzer, aber geschichtlicher Schilderung zu zeigen, was man jetzt gefunden; in Hoffnung, unsere Leser durch beides zusammen in den richtigen Geschichtspunkt zu setzen, von welchem aus sie das Erfreuliche dieser Erscheinung für das Ganze der Wissenschaft und der vaterländischen Sache werden auffassen können. Hiemit wird sich alles Folgende beschäftigen. —

Man hatte über den Hansabund, — der so gewaltig gewirkt hatte, daß selbst nach dem 30jährigen Kriege und nachdem in Folge seiner fast alle bürgerliche Freiheit in Deutschland in die allertiefste Vergessenheit versunken war, doch der Name der Hansa noch immer wie Erinnerung an etwas gar Merkwürdiges nachklang, — über ihn hatte man schon vor Sartorius Bücher, insbesondere Willebrand's Chronik, die 1748 geschrieben ist. Aber es war wie unverständige Aufräumung unter dem Schutt und Trümmern eines einst großen Gebäudes: man sahe, daß es herrlich gewesen und fand hin und wieder etwas ganz, aber es war unerklärt.

Als jedoch die Ereignisse, in denen Friederich der Große den Mittelpunkt gegeben, und zugleich und nachfolgend die mit Macht und Schwung sich zeigende neue Bewegung der Gedankenwelt (im Schutze der eignen Kraft und der noch bestehenden Reste altdeutscher Volksverfassung) das freie Denken und Forschen in allen Kreisen, die des Menschen Geist durchdringen kann, hervorgerufen hatten; eröffnete der Schriftsteller, dessen letztes Werk wir jetzt besprechen, mit jugendlicher Kraft seine ersten Forschungen über die Hanse. Erregt von ihrem Gegensatze gegen den Untergang, dem sich der deutsche Staat, wie es schien ohne Rettung, preisgab, forschte Sartorius, in Kenntnissen des Handels und der Staats-Wirthschaft gelehrt, dabei rastlos, besonnen, in den Stadt-Archiven von Göttingen, Braunschweig und Hildesheim und wenigen andern (denn die meisten verschloß nach wie vor Engherzigkeit) und stellte dann in den Jahren 1802—8 sein schönes erstes Werk über die Hanse an das Licht. Da ward zuerst mit wahrhafter Klarheit im Zusammenhange die Beschaffenheit des alten norddeutschen Handels als ausschließlichen Eigenhandels zwischen dem Osten und Westen von Europa dargestellt; es wurde gezeigt, wie der Anfang des eigentlichen Städtebundes, deutsche Hanse genannt, nicht vor dem Jahre 1340 zu setzen, wie der Anlaß und die Benennung hergekommen von Niederlagen der deutschen Kaufleute im Auslande und daheim die allmälige Vergrößerung einzelner Bündnisse zwischen den verschiedenen Städten zu jener nachherigen Einigkeit aller Städte die Einleitung geworden. Dann ferner ausführlich des Bundes Entwickelung, insbesondere: welche Fehden er bestand — sein Hauptverkehr, die Grundveste seiner Größe, der nordöstliche Handel; dessen Verbindung mit dem westlichen; wie er war mit Rußland, Skandinavien, den Belgen, den Briten; — die eigentliche Verfassung; denselbigen Einfluß auf die Reichsverhältnisse, die Freiheit und innere Ordnung der Städte, die Verbindungsmittel zwischen den Völkern, die Einführung eines gemeinen See-Rechtes, und endlich auf die Vervollkommnung der Kultur und Industrie in dem deutschen Vaterlande. Die historische Ausführung ist mit Beilagen versehen, wo genauere Forscher, in des Verf. Arbeitszimmer geführt, seine gedruckten und handschriftlichen Quellen, eine nach der andern, zur Einsicht bekommen, und über Einiges nähern Aufschluß erhalten. — So gab Sartorius sein erstes Werk, und verhehlte dabei nicht, daß er den Zeiten, in welchen Deutschland Zerrissenheit und sittliche Schwäche schmachvoll beweise, das anmaaßliche Recht über die Fehler der großen Vorfahren Urtheile abzugeben, nicht zugestehe, sondern sein Werk bloß als ein Denkmal den alten Zeiten habe setzen wollen. Johannes Müller in seiner Recension fügte hinzu "ein Denkmal aber sei es, dessen Betrachtung jedem deutschen Manne (zur Beschämung und Aufregung) durch die Seele gehen müsse, und dessen Studium voll Belehrung sei über Menschen und Völker, über den Charakter der Zeiten und das, worin die bessere Größe und Kraft beruhe und sich zeige; nämlich in dem sittlichen Muthe des Herzens und der allein richtigen, einfältigen Ergreifung solcher Augenblicke, wo das Bedürfniß der Zeit anfordernd an den Mann tritt."

Es hat auch zweifelsohne dieses Werk wohl manches Herz mit wecken helfen. —

Doch aber fehlte Viel der Wissenschaft, und Viel dem denkenden Bürger des Vaterlands in diesem Werke noch: das Wie des Ursprunges dieser bewundrungswürdigen Erscheinung lag noch sehr im Dunkeln. Man wußte nun, sie war von Niederlagen der Deutschen im Auslande ausgegangen — aber wann waren diese gegründet worden? — nochmehr, worauf oder durch welche Kräfte und namentlich durch welches Recht derer, die sie gründeten? — ja man konnte fragen, wodurch entstand denn unter den verschiedenen Niederlagen, wodurch unter den, so mannichfachen Gilden oder Hansen getrennter Städte nicht sowohl ein Zusammentreten, (welches nirgends sichtbar ward) als jene Einigkeit ohne Ursprung, eine Einigkeit, deren Wesen in einer unbegreiflichen Unabhängigkeit von den Städten, von denen sie doch ausgegangen sein sollten, bestand? wie man denn lange Zeiten hindurch die deutschen Kaufleute im Auslande ohne Abhängigkeit von den Städten verfahren sah. — Diese Dunkelheiten kamen daher, weil die Spuren des gemeinsamen Volksgefühles aller Deutschen, wie es damals war, nicht genugsam verfolgt wurden, weil die Freiheit der altdeutschen Volksverfassung nicht gehörig rechtsgemäß begriffen und Urkunden über das eigentliche Wesen der ältesten deutschen Gesellschaft auf Gothland noch nicht aufgefunden waren; — sie alle sind nun jetzo durch die Entdeckungen in diesem neuen Werke über die Hanse so weit aufgehellt, daß der Zusammenhang durchaus zu Tage liegt, und dargestellt werden kann wenn man dabei in die ältesten Zeiten zurückgeht und Forschungen über den allgemeinen europäischen Handelszustand im Mittelalter, wie sie Hüllmanns Buch über das Städtewesen enthält, zu benutzen sucht.

Der Handel in Deutschland ist älter als die Städte. Es war gefährlich und zum Theil verboten auf allen Landwegen außerhalb der Heerstraßen zu fahren (denn der Deutsche sah zu leicht den Fremden für den Feind an und durfte ihn beschädigen ohne Strafe) — doch zu den großen Opferfesten, Landesversammlungen und Gerichten, auf der Heerstraße und wohl bewaffnet fahrend, erschienen unterm Schutze des allgemeinen Friedens solcher Orte vereinigte Kaufleute mit ihren Gütern, sie boten Waffen, warmes und schönes Tuch, Geräthe, Salz und fremde Biere, Sklaven und Vieh — sie tauschten Sklaven und Vieh, Bernstein und Alles, was von rohen Erzeugnissen man auswärts brauchen konnte. Wiewohl auch nicht alles Geld fehlte; theils in Metall pfundweise, theils als geprägte Münze; womit denn wahrer Kauf, aber selten und nur auf solchen Märkten, ins Leben trat.

War die Festzeit aus, so zogen sie weiter, im erworbenen Geleit eines Mächtigen oder auch des ganzen Landvolkes. Ihre Waaren waren ihr eigen; nur Eigenhandel war möglich. Sie selbst müssen von jeher keine Leibeigene oder Knechte gewesen sein: ohne Bewaffnung (ein Recht der Freien), ohne Unabhängigkeit der Person, und ohne eine gewisse Stärke und Größe der Seelen, um nicht nur den Tod und

Digitized by Google

alle Mühseligkeiten der Fahrt zu verachten, sondern auch geschickt zur Unterhandlung und zum Leben unter der so oft unbändigen und allezeit stolzen Freiheit der Germanen zu sein, ist kein Handel der beschriebenen Art gedenkbar. — Also sind diese Kaufleute selbst Freie, mithin da, wo sie zu Hause gehörten, Mitglieder der stimmfähigen Gemeinde gewesen, sofern sie Grundbesitz hatten. Um auf den Handel von Norddeutschland zu sehen, so waren Trier, Mainz und Köln und andere Städte in den Rheinlanden, von altrömischer Gründung vorzugsweise und zuerst, beständige Sitze der in Norddeutschland handelnden Kaufleute, und blieben es auch als nach der deutschen Eroberung dieser Lande (nach der Geburt Christi 380 Jahre) sie von neuem und nun selbst auch mit deutschen Einwohnern besetzt, sich aus dem Schutt erhuben. Mit ihnen wetteiferten Gegenden und Städte in den Niederlanden, die bald anfingen, zuerst wohl Utrecht, Thiel und Dorstadt allem Gewerb- und Handelsfleiße in dem Norden ein Mittelpunkt zu werden. Noch bezeugt der Name Friis das Land, von welchem dazumal schon diese Tuchart (lange Zeiten die gesuchteste) geholt ward, Friesland, was damals viel mehr und auch die genannten Orte in sich faßte. Es steht dahin, ob auch im innern Deutschland schon früh auf Höfen und als Dorfsgenossen nicht hin und wieder Kaufleute gewohnt, und wann die uralte Stadt Bardowik, wann Schleswig entstanden — wogegen gewiß ist, daß ostwärts die Slaven oder wendischen Völker, die seit dem fünften Jahrhunderte von der Weichsel her bis zur Saale, Elbe und Stecknitz das Land eingenommen, große und eigentliche Handelsstädte gegründet, von denen aus man unter den Deutschen sowohl als über die Ostsee hinüber Handlung trieb, und daß im Norden dort auf Gothland der reichste und uralte Markt gewesen ist, zu welchem die russischen und selbst (durch Rußland) morgenländische Güter gelangten.

Als der Franken König Karl der Große die Sachsen bezwungen hatte, da wurden neue Grundlagen von Städten in Westphalen, im Weserlande, am Harz und an der Elbe: wenige, einzelne, bei den Bischofs-Kirchen und Abteien, die der König, das Christenthum zu pflanzen, stiftete. So sind entstanden Münster, Osnabrück, Paderborn und Minden, so Halberstadt, Hildesheim, Bremen, Verden, Hamburg: wo die Geistlichen und ihre Diener und Knechte, leibeigene Handwerker, Leute, die um sich zu schützen oder aus Frömmigkeit sich der Kirche unterwarfen, dazu Freie und Edle zur Vertheidigung der Kirchen, endlich freie Kaufleute ummauert zu wohnen begannen. Denn es wohnten die Deutschen weit und breit, die Freien, der Adel und die Hörigen, nicht anders als in Dörfern oder auf Höfen, zwischen den Wäldern, an Weiden und Haiden neben ihren wenigen Korngehägen, hatten ihre Arbeiten und Spiele, ihre Versammlungen, Gerichte unter dem freien Himmel, kannten keinen Krieg als in Wald und Feld und um befestigte Burgen zu nehmen. Doch wo konnten Kaufleute bessere Wohnung finden als in den Städten? wo der Gottesdienst und Ruhm der Reliquien wöchentlich und zu Festtagen die Menge versammelte; wohin der König, um die Orte der Kirchen lieb zu machen, die Jahrmärkte legte, die nicht mehr mit den Landesversammlungen und großen Gerichten (bei denen auch die Opferfeste gehalten worden) verbunden bleiben sollten. Es ist nun außer Zweifel, daß sammt den andern Freien und Edeln insbesondere die Kaufleute die Städte mit ihrer Thätigkeit und Einsicht bereichert, mit ihren Waffen beschützt haben, und will man ein Beispiel, so mag dazu Hamburg dienen, recht an der äußersten Gränze gegen die dänischen und wendischen Heiden gelegen und sechs- oder siebenmal zerstört, aber immer wieder erbauet und unter diesen Umständen wegen seiner "trefflichen Männer und mächtigen Waffen" berühmt; — nun ist Hamburg ohne Zweifel nach seiner Lage von Anfang an zum Handel mitgebraucht worden, und man findet, daß unter dem Erzbischof Bezelin von zwölf Thürmen der Stadt einen der Erzbischof, den andern der Voigt, den dritten der Domprobst, den vierten der Dekant, den fünften der Scholast, den sechsten die Domherren, alle sechs übrigen die Bürger zu vertheidigen gehabt. Noch sicherer ist es bei Bremen. Dort wohnte oft der Erzbischof. Dort auch Edle, die der Kirche dienten, aber fast von Anfang an werden auch die Kaufleute genannt, und wenn die Erzbischöfe selbst und Geistliche hinschifften, um den Dänen und den Schweden und Normannen den christlichen Glauben zu predigen, theilten die Kaufleute die Kühnheit, die Nöthe und den Seegen dieser Fahrten, deren die Weltgeschichte nicht vergessen wird. — In diesen Zeiten war noch Lübeck nicht, nicht Hannover, nicht Lüneburg noch Zelle, nur Braunschweig, Göttingen und in Westphalen Soest entstanden bald und wuchsen langsam, dann Stade, Goslar, und stark erhub sich dann, von Kaiser Otto dem Großen in wendischen Ländern gestiftet, mit dem Erzbisthume zugleich, als eine Pflanzschule des Christenglaubens, deutscher Sitten und Rechte, die Stadt Magdeburg aus Edeln und Kaufleuten zugleich gebildet. — Wir wollen die Kämpfe nicht beschreiben, nur muß bemerkt werden, daß nach der Stiftung Magdeburgs an der Oberelbe noch 200 Jahr in Krieg vergingen, bevor das Christenthum und die Herrschaft der Deutschen mit dauerndem Erfolge nur nach Mecklenburg und in die Marken gebracht werden konnten vor der Gegenwehr der Wenden. Dagegen hob sich der Verkehr im Innern Deutschlands immer mehr. — Zur Zeit, wo die Heinriche, die Ottonen, die Konrade, Könige und Kaiser, Frieden schufen im Reiche und die gewaltige Kraft aller der Helden, welche ihr Volk erzeugte, auf dem Boden der Reichsfeinde brauchten, (n. Chr. 920—1060) vermehrten sich im Innern und wurden reich vornämlich an Land, Kirchen und Klöster, vermehrten sich die Dörfer und Landgüter zwischen den Wäldern; Kriegsdiensten zur Belohnung gab man Land zu Lehn, die Lehen begannen erblich zu werden — so kam das Land, welches merkwürdig genug die Deutschen schon längst, zu einer Zeit wo sie das Wenigste benutzen konnten, in sehr große Güter zerlegt hatten, in mehrere Hände. Bebauen ließen zwar die Eigenthümer es meist durch andere, unfreie Knechte, sie selber widmeten den Reichs- und Landversammlungen, den Kriegen, der Jagd (sie war nothwendig) und einer in der That sehr würdigen Gerichtspflege ihre Kräfte; Ergötzung nur in dem gewaltigen Spiel ihrer Leibesübungen, nur in Festen mit Gesang, nur in Gelagen kennend; daher der Landbau an sich durch die Verdrossenheit der Knechte nicht verbessert werden konnte, und die Viehzucht weit überwog. Doch stieg bei dieser Lebensart nach Dingen die Nachfrage, die man kennen gelernt und die das Vaterland oder doch die nächste Heimath nicht brachte: nach nöthigen Gewürzen für die starken Speisen, nach herrlichen Stahl- und Eisenwaffen, Prunk-Stoffen für die Kleider, Getränken für die Feste; nicht minder nahm die Kirche viel in Anspruch so wohl für sich selbst, zur Pracht des Gottesdienstes an den vielen hohen Festen; als durch die strengen religiösen Fasten, die zumal im Winter gesalzene Fische Jedem unentbehrlich machten. Diese Umstände aber, den innern Frieden ausgenommen, waren in allen westlichen Ländern dieselben. Also stieg in Deutschland der Verkehr und der Gewerbfleiß, nachdem der Schaden aus der grimmen Sachsenfehde — da haderte Norddeutschland um Freiheit mit dem Kaiser — weit überwogen worden, seit der Ruf zum heiligen Grabe Europa hingerissen, und eine Welt den Gedanken, eine Welt von unbekannten Dingen der Erfahrung und dem Begehren aufgegangen und aufgethan war. (N. Chr. 1100 Jahr.) Verkehr und Kunstfleiß, nachdem damals Italien vorangegangen, nachdem im deutschen Lande Lothar der Sachse und die Hohenstaufer Kaiser, der dritte Konrad und Friedrich der Rothbart,

Digitized by Google

den Frieden neubefestigt hatten, stiegen bei uns, gepflegt mitten unter dem kriegerischen, nur das Land bewohnenden Volke durch die nun schnellgestärkten und sich mehrenden Städte mit deutscher Kraft, Selbstständigkeit und Innigkeit; und gestützt mit Recht und Macht, d. h. nachdem es nöthig war gerichtlich oder kriegerisch. Und zwar anfänglich, mit Hülfe der Kaiser mehr gerichtlich, hernach mehr kriegerisch, wie im Verlauf der Zeiten beides und ein Kampf des Alten und des Neuen, der dadurch entstand, ergangen ist, und wir jetzt sehen werden. Denn nun sind im bisher Besagten die Kräfte angedeutet, durch welche der Kaufleute Vereine und der Städte Hanse, als es die Umstände forderten, erwachsen sind. —

(Beschluß folgt.)

Musenalmanach für das Jahr 1831. Herausgegeben von Amad. Wendt. Zweiter Jahrgang. Mit Tieck's Bildniß. Leipzig, Weidmann.

Es geht eine Sage unter den Menschen, daß es mit der Poesie vorüber sei. Keine Form des Unmuths, des Tadels, der Schmähung selbst, in welche dieser Satz sich nicht verkleidet hat. Bald muß diese leidige Zeit, bald das Publikum, bald müssen die Dichter die Schuld tragen. Die Antwort auf alle diese Dinge, direct und indirect, steht im Musenalmanach:

"Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle,
Wie Blüthenstaub versprüht.

Erst dann fragt, wenn des Fragens
Bis dahin ihr nicht müd,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied."

So singt der Sänger des "letzten Ritters", unsern Lesern nicht erst aus dem Musenalmanach bekannt, Anastasius Grün. Es ist gut, das Volk daran zu erinnern, daß die Poesie bestehen muß, so lange die Natur besteht, und, was man, so der Himmel will, mit zur Natur zählen darf, das menschliche Gefühl.

Fassen wir aber die neuesten Gaben der Dichtung, den Musenalmanach mit eingeschlossen, unter einen Gesichtspunkt zusammen, so will es uns scheinen, daß die Poesie in ein dreifaches Verhältniß treten kann zu diesen nicht sehr poetischen Zeitläuften.

Das erste ist, so zu sagen, gar kein Verhältniß. Die Poesie tritt aus der Zeit heraus. Das Lied entspringt aus rein menschlichem Gefühl — aus einer Stimmung, die jeder Zeit angehören könnte. Die Romanze lebt und webt in einer andern Zeit, und bemüht sich nicht, den Widerspruch mit der gegenwärtigen hervorzuheben; sie ignorirt ihn vielmehr, und wird dadurch eine bessere Romanze. Dahin gehören Scott's "metrische Romane", und verwandte Erscheinungen. Eben so wenig kümmert sich diese Gattung um die Kritik. Sie lebt im Schönen, die Sorge um die Theorie des Schönen überläßt sie Anderen: den Verehrern des "Haut-goût", denen Riemer in einem guten Epigramm zuruft; —

"Auf welcher seltsamen Manie
Laßt ihr euch doch betreten:
Liebt von der Kunst nur Theorie,
Vom Fische nur die Gräten!"

Diese Stimmung hat Gustav Schwab am würdigsten geschildert, in der schönen Romanze: Der Sänger und die Fremden, nach deren individueller Veranlassung man nicht zu fragen braucht, um sie schön zu finden.

Ein Harfner sitzt auf moos'gen Steinen,
Er läßt das Volk des Weges ziehn,
Er spielt und kümmert sich um Keinen,
Und Keiner kümmert sich um ihn.

Zuweilen schielet wohl den Sänger
Ein Waidmann oder Pflüger an,
Und denkt: wer ist der Müssiggänger,
Der nur zum Liede klimpern kann?

Man sieht, es mag ihn Niemand hören,
Er fährt, in sich versunken, fort,
Als spielt' und sang' er Geisterchören
Die in der Wolke lauschten dort.

Jetzt nimmt der Wind auf seinen Flügel
Den Ton, der in den Lüften schwamm,
Und trägt ihn über grüne Hügel
Ins Thal, zu einem frohen Stamm.

Da spielt um's Ohr der Hirtensöhne
Der ferne wunderbare Klang,
Die Frauen horchen auf die Töne,
Und manches pilgert nach dem Sang.

Sie steigen von dem Berge nieder,
Sie reih'n sich um den Mann im Kreis,
Und trinken seine süßen Lieder,
Indeß er nichts von ihnen weiß.

Die Mütter mit den Töchtern lauschen,
Sie senken hold ihr Lockenhaupt,
Des Harfners Töne mächtig rauschen,
Der immer noch sich einsam glaubt.

Doch wie er nun sein Lied geendet,
Schlägt er die Augen auf, erschrickt;
Er spricht: "wer hat mir Euch gesendet,
Euch die in Wolken ich erblickt?"

Und voller schlägt er in die Saiten:
"Nimm an, o Muse, mein Gebet!
Du trägst mein Lied in alle Weiten,
Wenn es die Nähe nicht versteht!"

"Du hütest deines Sängers Ehre,
Nie bleibt um ihn die Stätte leer;
Du brächtest ihm selbst über Meere
Das Ohr, das ihn vernommen, her!"

An Liedern ist die Sammlung reich. Wir machen besonders auf die von Adelbert von Chamisso und von Karl Mayer aufmerksam. Ein Lied des Letztern mag hier stehen.

Waldfrieden.

Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt hier ein badend Reh.

O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut der Waldesfrieden,
Den Gott auch dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

Mayer's lieblichfrische Lieder haben uns von Uhland einige Strophen gewonnen, "Merlin der Wilde." Man wird, auch abgerissen, Anfang und Ende der Dichtung mit Interesse lesen; es liegt darin die erfreuliche Versicherung, die in dem schönen Frühlingsfest der alten Latiner (Ver sacrum) sich noch besonders beurkundet, daß der Dichter sich den Studien einer längst verschwundenen Dichterwelt zugewandt, ohne von der lebenden schaffenden Poesie sich abzuwenden.

Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldeslust;
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust.
Du zeigst an schatt'ger Halde
Mir den beschilften See,
Du lockest aus dem Walde
Zum Bad ein scheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin,
Doch fürchte nicht, ich suche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
In's Feld hinaus und schwindet
In Waldeseinsamkeit.

. . . . . .

Versunken lag im Moose
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schooße
Noch seiner Stimme Klang.
Auch dort ist längst nun Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde spricht.

Digitized by Google

Unter den trefflichen Gaben Chamisso's fällt die Auswahl schwer. Ein hieher gehöriges Lied mag hier seine Stelle finden.

Es ist nur so der Lauf der Welt.

Mir ward als Kind im Mutterhaus,
Zu aller Zeit, Tag ein, Tag aus,
Die Ruthe wohl gegeben.
Und als ich an zu wachsen fing
Und endlich in die Schule ging,
Erging es mir noch schlimmer.

Das Lesen war ein Hauptverdruß,
Ach! wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein hartes Leben.
So ward ich unter Schmerzen groß
Und hoffte nun ein beff'res Loos,
Da ging es mir noch schlimmer.

Wie hat die Sorge mich gepackt!
Wie hab' ich mich um Geld geplackt!
Was har's für Noth gegeben!
Und als zu Geld ich kommen war,
Da führt' ein Weib mich zum Altar,
Da ging es mir noch schlimmer.

Ich hab's versucht, und hab's verflucht,
Pantoffeldienst und Kinderzucht
Und das Gekreisch der Holden.
O meiner Kindheit stilles Glück,
Wie wünsch' ich jetzt dich fromm zurück!
Die Ruthe war ja golden!

Die zweite Gattung faßt mit Bewußtsein den Widerstreit auf zwischen der Poesie und den wesentlich unpoetischen Elementen dieser Zeit. Der Uebergang von der ersten zur zweiten Gattung wird vermittelt durch das Bewußtsein, daß die Poesie aus der umgebenden in eine ideale Welt uns hinüberflüchtet. Das ist, was Tieck "einem Dichter" mit einfachen, aber wahren Worten gesagt hat: —

"Glücklich, wem zu diesem Leben,
Das oft herbe zu uns spricht,
Harmonie, Gesang gegeben.
In der Künste, holdem Licht
Schmerz wie Freude lieblich schweben;
Wenn die Gegenwart zerbricht,
Musengunst uns Bänder flicht,
Uns begeistert aufzuheben,
Denn ihr Trost verläßt uns nicht."

Aber die Poesie tritt nicht immer in eine freundlichere Beleuchtung, in ein ideales Gebiet hinüber. Sie findet nicht selten einen wehmüthigen Genuß, eine bitter-süße Freude darin, den Schmerz zu malen, der einem tiefen und zarten Gemüth in den verletzenden Umgebungen der äußern Welt mit jedem Schritte begegnet. Wenn wir bei der ersten Gattung Scott nannten, so werden wir hier Byron als den Dichter bezeichnen müssen, der in den neuesten Zeiten diese Saite angeschlagen, und sie so mächtig angeschlagen, daß sie in tausendfachem Wiederhall, aus Liedern in allen Zungen gedichtet, wiedertönte. Es ist auffallend, und ein Zeichen der wiederkehrenden Eigenthümlichkeit, daß die bis zur Ungebühr getriebene Nachahmung im Musenalmanach uns seltener begegnet. Indessen ist doch kein Mangel an Dichtungen, die dieser Gattung angehören, indem sie gewissermaaßen die Poesie selbst zum Gegenstand haben, oder durch ihre begeisternde Stimmung, durch eine ungewohnte, klassische Umgebung über das alltägliche Treiben erheben. Dahin zählen wir Waiblinger's Abschied von Sicilien.

O Brautgeschenk, das einst am Hochzeittage
Proserpinen der große Vater gab,
Der Ceres Liebe wie der Ceres Klage,
Dianens Wieg' und der Giganten Grab,
O schönste Heimath frommer Göttersage,
Dem Königsscepter und dem Hirtenstab,
Der Nachtigall, den Veilchen und Cyanen,
Der Flamme heilig und des Bergs Orkanen!

O Eiland, mir geliebt seitdem ich liebe,
Mir werth seit ich für Heldenkraft erglühr,
Seit an der Lipp', entflammt von größerm Triebe,
Der Dichtkunst Götterbecher mir geblüht,
Seit ich die priesterlichen Pflichten übe,
Das Feuer hütend, das in Oelst sprüht,
Seit ich gelernt, wie große Männer werden,
Und lehre, was ich nie gelernt auf Erden.

Noch einmal, theures Eiland, laß mich denken,
Was deine Berg' und Meere mir gezeigt.
Im Purpurglanz mit ihr mich zu versenken,
Der Sonne, die zum goldnen Bad sich neigt,
Vermöcht' ich der Gestirne Lauf zu lenken —
O Lust, und wenn sie wieder ihm ersteigt,
Dich wiedersehn am Morgen! Doch vergebens;
Mir blieb Erinnrung nur, der Mond des Lebens.

Doch sterblich ist dem sterblichem Geschlechte
Des Glücks Geschenk, des Augenblickes Lust.
Nur in der Gegenwart sind ihre Rechte
Der Gegenwart vergönnt, nur unbewußt;
Du denkest, und schon nahn die strengen Mächte,
Selbst das Gefühl bleibt nicht in deiner Brust,
Und du gewahrst mit Freuden oder Trauer
Nur die Erinnerung hat ew'ge Dauer.

So nimm mein Lebewohl, o Blumenwiege
Der Heldensabel, wunderreichstes Land;
So je noch griech'sches Ufer mir erstiege,
Begrüß' ich's als vertrauten Heimathsstrand,
So je ich das Verhängniß noch besiege,
Das manchen Kranz um meine Schläfe wand,
So mag die Mutter freundlich mich empfangen;
Denn ihre Tochter küßt' ich auf die Wangen.

Ja, stolz und freudig darf ich's euch gestehen,
Geweihte, die ihr fromm die Vorwelt ehrt,
Die Göttinnen auf Ennas Felsenhöhen
Voll Huld sind sie zu mir zurückgekehrt.
Proserpinen, Dianen durft' ich sehen,
Athene hat mich weisen Rath gelehrt;
Der Seher, der der Erde sich entwunden,
Hat stets das Himmlische sich nah gefunden.

Und einsam, im Gefolge nur der Musen,
Hab' ich am Hybla Blumen mir gepflückt,
Zum alten Nymphenquell, in Arethusen
Mich spiegelnd, hab' ich Haupt und Mund gebückt.
Und Afroditen selbst an meinen Busen,
Panormus schönstes Frauenbild gedrückt,
Der Erdtitanen flammend Ach vernommen
Und Galatheas blaue Fluth durchschwommen.

Die großen Schatten hab' ich all' beschworen
Aus ihrem Grab, aus ihrer Städte Graus,
Und festlich rief ich aus des Hades Thoren
Den ernsten Zug zum alten Götterhaus.
Die Männer nahten, die Segest geboren
Und Selinunt; dem üpp'gen Hochzeitschmaus
Sah ich die Stadt des Akragas entschwanken,
Und Syrakus Timoleonen danken.

Und wie Natur in solchen süßen Lüften
Gastfreundlich ist und allem Schönen hold,
Und bei der Vorwelt heil'gen Lorbeerdüften
Die Palme blüht und der Orange Gold,
Ja selbst die Eiche; sah ich aus den Grüften
Die Söhne steigen von Mahoma's Sold,
Und Roger durft' ich, Friedrich durft' ich sehen,
Den Großen nicht, den Größten auferstehen.

Mein Lebewohl den felsigen Gestaden,
Den Höhen, wo ich von Homer geträumt,
Den Meeren, wo sich steile Berge baden,
Den Klüften, wo der grüne Waldbach schäumt,
Den Hügeln, von der Haine Grün beladen,
Den Wassern, die der Rose Gluth besäumt,
Dem Aetna, wo mein Blick von Thränen thaute,
Weil er das Eiland nicht, die Welt beschaute.

Schon schwimmen Aeols Inseln mir entgegen,
Die wandernden, und Strombolis Vulkan,
Und ferner stets auf rauschend schönen Wegen
Geschaukelt wird das Schiff auf grüner Bahn.
Nun könnt' ich ruhig in mein Grab mich legen,
Da meine Augen solche Schöne sahn;
Doch, daß ich ihrer würdig, euch zu zeigen,
So leb' und sing' ich, Ungeweihte schweigen.

Auch jenen Resultaten der Reflexion, welche die Philosophie der Zeit zu Tage fördert, weiß die Phantasie eine poetische Seite abzugewinnen. So hat Friedrich Rückert*) ein bekanntes Philosophem poetisch aufgefaßt: —

Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß dein Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert.
Hinter'm Laube, das der Frost
Bleichen Todes schüttelt ab,
Lauschen Knospen, wie der Trost
Neuen Lebens hinter'm Grab.

*) Die Strophen desselben Dichters "zur Einführung der Hamasa" erweisen, wie er in die Vorstellungs- und Empfindungsweise einer fremden Welt sich hineingefühlt. Aber möge er doch den Geschmack eines abendländischen Publikums nicht wieder mit Dingen beleidigen, wie die "Sanskritischen Liebesliedchen" — unter denen manche sind, die wir mit keinem andern, als dem Beiwort ekelhaft zu bezeichnen wissen.

Digitized by Google

Warte! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —

"Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Mayes Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt." —

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Saamen allem was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun. —

Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind:
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du eilest schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Stral;
Daß ins Aug' ich dir geschaut,
Bis ich mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entfliehn.

Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt.

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen die mein Glanz erfrischt,
Herzen die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ichs heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrämtes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn.

Anders die Sentenz, das Epigramm, das den Schluß eines Raisonnements gerundet oder geschärft mit poetischem Ausdruck, oder wenigstens in der äußern Form der gebundenen Rede, wiedergiebt. So die "Erwiederungen" von Goethe.

Wie mir dein Buch gefällt?
Ich lasse mir's schenken.
Hie und da in der Welt
Mag man wohl so denken.

Wie mir dein Buch gefällt?
Will dich nicht kränken.
Um alles in der Welt
Möchte nicht so denken.

Die Parabel von Goethe mag Jeder sich deuten, wie es ihm gefällt.

Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wohl vier,
Ich bat sie höflich zu mir ein,
Und sagte: sie sollten willkommen sein.
Da in der Mitte, im heitern Saal,
Stünd grade ein hübsches Frühstücksmahl.
Wollt jedem der Garten wohlgefallen,
Darin nach seiner Art zu wallen.
Der eine schlich in dichte Lauben,
Der andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln schielt,
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich sagte: die stünden alle frisch,
Zusammen drinne, auf rundem Tisch,
Und wären ihnen gar schön empfohlen.
Sie aber wollten sie selber holen.
Auch war der Letzte wie eine Maus,
Ich glaube zur Hinterthür hinaus;
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühstück ganz allein.

Die Poesie, als "streitbare Kirche" findet ihren Gegensatz, oder sucht ihn, in der Kritik: in jener Kritik nämlich, die nicht das Schöne zu entwickeln, sondern nur das Unschöne zu entdecken lehrt. Unsers Bedünkens thut die Poesie am besten, eine solche Kritik gänzlich zu ignoriren, oder doch nur in leichter Scherzrede sie zu berühren. Riemer hat dieß gethan in einem Epigramm: —

Zu eines Kritikus Emblem
Find' ich die Lichtputz' höchst bequem:
Denn, putzt er dem Genie das Licht,
Ein andres doch erreicht er nicht,
Als daß er nach Verdunkeln
Es heller nur macht funkeln.

Ludwig Halirsch hat den "Ritter von der traurigen Gestalt," (sein Name ist Legion) nach dem Leben gezeichnet: wir können aber nur für die ersten und die letzten Strophen der Schilderung Raum gewinnen.

Es wandelt herum ein trübseliger Mann,
Den nichts mehr auf Erden erfreuen kann;
So mürrisch und ernsthaft schaut er darein,
Als hätt' ihn erwärmt noch kein Sonnenschein.

Sein Mund ist verzerrt, sein Auge bebrillt,
Sein Roß, das er reitet, hinket und schielt,
Sein Lappenmantel, sein geflicktes Kleid
Sie gleichen keiner und jeder Zeit!

. . . . . .

Das aber ist es, was dich verzehrt,
Daß Andern gestattet, was dir verwehrt,
Daß And're noch singen aus voller Brust,
Daß And're noch fühlen so Schmerz als Lust;

Daß And're noch lieben, geliebt noch sind,
Das And're sehen, für was du blind,
Daß Andern ward, was umsonst du erwähnt,
Weil auf Nesseln nie eine Rose blüht;

Und dieses Gespenst mit bleichem Verdruß
Es ist — ein deutscher Kritikus:
Wär ein Poet der liebe Gott,
Auch den lieben Gott verfolgte sein Spott!

Noch ist eine Seite des Alltagslebens zurück, an der die Poesie nicht geringen Anstoß nimmt. Es ist dieß die überhandnehmende Ansicht, welche das Nützliche dem Gefälligen unbedingt vorzieht. Geht die Vorliebe so weit, daß das Schönheitsgefühl dadurch abgestumpft wird, so verdient sie allerdings alle die böse Nachrede, die Schwab halb im Scherz, halb ernstlich eifernd gegen Dampf, Gas und Zugehör, für das Jahr 2031 anticipirt hat. Es schließt indessen auch diese scheinbar trostlose Vista mit einem Blick auf die bleibende, unzerstörbare Herrlichkeit der Natur, und feiert ebendarin, was wir alle freudig anerkennen, auch jenseits der Lebensdauer des Musenalmanachs, die bleibende, unzerstörbare Wahrheit der Poesie. — Das dritte Verhältniß, in das die Poesie zur Gegenwart und ihrem Wesen treten kann wissen wir aus den Materialien, die der Almanach bietet, nicht zu erläutern. Wir meinen die Auffassung der poetischen Elemente, die in der Zeit selbst liegen; jene Art der Dichtung, die an das bessere vorwaltende Gefühl sich anschließt, die es trägt und erhebt, die es auch für die Folgezeit zu kräftigen weiß. Das Schönste, was die Zeit in dieser Hinsicht bietet, ist jünger als der Musenalmanach, und ist anderwärts schon für die Poesie gewonnen, und durch sie den Gemüthern, wenn es möglich ist, noch inniger, noch lebendiger wiedergegeben worden. Méry und Barthélémy haben nicht geschwiegen; und ihre Dichtung ist darum nicht weniger ergreifend, weil sie nicht in der "Zurückgezogenheit der ungestörten Mußestunden"

Digitized by Google

entstanden ist: und Delavigne hat es in zwei Zeilen ausgesprochen, was den Bürgersinn erheben, was den Dichtersinn begeistern mag: —

"Die Freiheit ist's der beiden Welten,
Und Lafayette im Silberhaar!" *)

Hamburg, in naturhistorischer und medicinischer Beziehung. Zum Andenken an die im September 1830 in Hamburg stattgefundene Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte. (Mit zwei Ansichten und zwei Planen.) Hamburg, 1830.

Es war ein glücklicher Gedanke, den zahlreichen Fremden, die das Interesse der Wissenschaft und der Humanität innerhalb der Wälle dieser freien Stadt versammelt, in diesem Büchlein ein entsprechendes Gastgeschenk zu bieten.

Wir bescheiden uns gerne, die Würdigung des wissenschaftlichen Gehaltes der kleinen Schrift Andern, und den kompetentesten Richtern zu überlassen. Aber wir glauben, daß die zweckmäßige Anordnung, die gedrängte Darstellung, die in einfachen Worten eine Masse von Thatsachen unter den betreffenden Gesichtspunkten zusammenfaßt, die verdiente Anerkennung finden wird. Auch wird man die Offenheit lobenswerth finden, mit welcher bei der Beschreibung der "Sammlungen, Anstalten und Einrichtungen" in Bezug auf Natur- und Heilkunde die, sonst so natürliche, Vorliebe für das Vaterländische in ihren Gränzen gehalten, und der Versuch vermieden worden ist, die Mängel des Bestehenden dem prüfenden Blicke zu verbergen oder zu beschönigen.

Indessen ist es eine andre, dem Zweck dieser Blätter näher verwandte Beziehung, die uns veranlaßt, die noch nicht dem Buchhandel übergebene Schrift hier zur Sprache zu bringen.

Wir haben uns dem Gedanken an die weiteren Schicksale des vor uns liegenden Bändchens nicht entziehen können. Wir haben der Hunderte von Meilen gedacht, der schönen, beneidenswerthen Ferienreise, die es wohlverwahrt und in der beßten Gesellschaft von der Welt, nach allen Provinzen des deutschen Vaterlandes hin, und über die Gränzen deutscher Zunge hinaus, zurücklegen wird. Wir haben der Hunderte von Theetischen gedacht, denen es mit seiner, nicht splendiden, aber ziemlich anständigen Ausstattung, für die flüchtigen Stunden eines Oktoberabends zur nicht unwürdigen Zierde gereichen wird und — der Gedanke liegt so nahe, der Tausende von schönen Händen, die das Gastgeschenk aus "der Tiefe des Nordens" aufnehmen, der Tausende von schönen Augen, die es mustern werden.

Kaum wird bei solcher Musterung die zweite verdienstliche Abtheilung der Schrift, mit Krankenhaus und Medicinalordnung, mehr als eines Blickes sich erfreuen. Der Gattung Mus, und der vom Professor Lehmann entdeckten neuen Art Sorex wird, wie wir fürchten, die Aufmerksamkeit nicht zu Theil werden, die sie nach dem Abschnitt über die Fauna Hamburg's verdient. Aber die beiden von Otto Speckter aufgenommenen und auf Stein gezeichneten Ansichten, zumal die liebliche mit dem Alsterbassin, dem Jungfernstieg und der Lombardsbrücke, mögen hier oder dort den Wunsch rege machen, nicht, wie das Sprüchwort von Neapel sagt, "die Stadt zu schauen und dann zu *sterben*," sondern die Stadt zu schauen und dort zu *leben*.

Nächst diesen Zierden des Büchleins wird der Abschnitt über "Lebensart und Charakter der Einwohner" die Neugier in Anspruch nehmen. Und hier gestehen wir, daß wir einen Augenblick für den Ruf, nicht der Dargestellten, sondern des uns unbekannten Darstellers gezittert haben. Es hat sich uns indessen eine Erklärung dargeboten, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten werden. Erst setzen wir aber einen Theil des Abschnittes her, der das Corpus delicti enthält.

"Die Schilderung eines National-Charakters ist gewiß immer eine schwierige; doppelt schwer möchte sie in Hamburg erscheinen, wenn man aus der Geschichte die vielen Einwanderungen und die stete Vermischung mit fremden Nationen kennen lernt. Den Kern seiner Bevölkerung bildeten Sachsen und fränkische Soldaten. Hiezu gesellten sich am Ende des zehnten Jahrhunderts niederländische Kolonisten. Späterhin strömten eine Menge bedrückter Brabanter und niederländischer Menoniten herbei; es siedelte sich eine Kolonie englischer Kaufleute an, und im dreißigjährigen Kriege suchte eine Schaar von Flüchtlingen aus allen Gegenden hier eine Zuflucht. Dasselbe war nachher mit den von Ludwig XIV. verjagten Protestanten der Fall, und in den neueren Zeiten, mit einer Menge französischer, belgischer, holländischer und überrheinischer Emigranten. Einwanderungen und Vermischung mit Fremden, allen Ländern und Ständen angehörend, finden noch täglich statt; wie sollte man unter solchen Umständen eine scharf hervortretende nationelle Eigenthümlichkeit erwarten können! Und dennoch ist dem also. Darf man der Beschreibung durch den Vergleich zu Hülfe kommen, so scheint der Hamburger dem Holländer am nächsten zu stehen. Er besitzt ein gesundes klares Urtheil, Beharrlichkeit des Willens, möge dieser nun auf die Ausführung eines bestimmten Zweckes sich beziehen, oder die Vertheidigung einer einmal gefaßten Meinung zum Gegenstande haben, einen thätigen regen Sinn, aber mehr eine ausführende, ordnende als schaffende Thätigkeit, große Ruhe in Objecten des Gefühls, ja, selbst anscheinende Kälte. In Wahrheit ist das Gefühl des Hamburgers aber nur ein schwerer erregbares und selten mit südlicher Lebendigkeit sich aussprechendes, einmal erweckt ist es jedoch warm und lange nachwirkend. Hieran knüpft sich eine eben nicht blühende Phantasie, deren Keim theils der erkaltende Norden, mehr noch der trockene auf die Wirklichkeit gerichtete Handelssinn erstickt hat. Dieß sind die leichten Umrisse des hamburgischen Geistes. Hamburg hat daher wenig Dichter und Maler; verhältnißmäßig wenig Gelehrte von einer ausgezeichneten und originellen Productivität hervorgebracht, aber desto mehr practisch-tüchtige Männer in allen Fächern.

"In der Bildung des Geistes und der äußern Sitten sind die Hamburger in den letzten Decennien bedeutend fortgeschritten und zwar ziemlich allgemein. Der männliche Theil der Bevölkerung thut es dem weiblichen hierin zuvor, wozu wohl die häufigen Reisen in nahe und die entferntesten Länder, unzertrennlich von dem bestehenden merkantilischen Treiben, das meiste beitragen. Bei den Frauen und Jungfrauen wird man weniger Kenntnisse, als die eigentlich edle Ausbildung des Geistes und Herzens vermissen. Einseitige Erziehung, gänzliche Zurückgezogenheit und Beschränkung auf einen, zur wahren Bildung oft ungenügenden Familienumgang, und alle Vorurtheile, Abgemessenheiten und Steifheiten desselben sind hier wohl besonders anzuklagen. Wer dürfte indessen behaupten, daß unsere Stadt nicht auch Frauen in sich schlösse, welche alle Vorzüge eines gebildeten Verstandes und Gefühles mit der Liebenswürdigkeit geltend zu machen wissen, welche der höchste Schmuck der Besitzerin und ein Vorrecht ihres Geschlechtes ist. Ehen werden hier selten im Himmel, desto häufiger auf den Comtoiren geschlossen. Dennoch hört man wenig von unglücklichen Ehen. Die Hamburger sind ehrenfest aus Temperament und Gewohnheit. Talente werden sparsam angetroffen; in der letzten Zeit ist die Liebe zur Musik ziemlich allgemein geworden, doch muß hier ausdauernder Wille und eiserner Fleiß ersetzen, was die eigensinnige Melpomene den Ohren und Händen versagt zu haben scheint."

*) C'est la liberté des deux mondes,
C'est Lafayette en cheveux blancs!
Worte der Parisienne.

Digitized by Google

Die einzige Erklärung, bei der wir uns beruhigen können, ist folgende.

Warum sollte nicht ausnahmsweise unter Tausenden eine Dame, nicht die Vorrede, aber doch den Schluß der Vorrede, sich ansehen? Dort findet sich die Entschuldigung der großen Eilfertigkeit, mit welcher die Arbeit zusammengetragen, und dem Druck übergeben worden ist. Man wird daher annehmen dürfen, daß in der angefochtenen Stelle böse, sinnentstellende Druckfehler sich eingeschlichen haben.*) Wenn man ferner nicht gut begreift, was Melpomene in Hamburg mit der Musik zu verkehren hat, so wird man das Auffallende auf dieselbe Weise erklären. Man wird auf die Vermuthung kommen, daß derselbe Dämon der Druckfehler — dieser höchst fatalen Preßvergehen — es zu verantworten hat, der seinen absonderlichen klassischen Geschmack auch in folgende Stelle eingeschwärzt zu haben scheint: — "Eine besonders hübsche Menschenklasse bilden in Hamburg die Dienstmädchen, welche indessen weniger Autochthonen sind, als vielmehr aus der Blüthe der umliegenden Gegend gebildet und ergänzt werden."

Aber auch Männern, denen die Naturwissenschaften ferne liegen, bietet die kleine Schrift einen Abschnitt, der Jeden interessiren kann. Wir meinen die Skizze der Hamburgischen Verfassung; wir werden darauf zurückkommen.

*) Wir fühlen es lebhaft — und recht sehr lebhaft — wie lächerlich es sein würde, wenn ein Fremder, der hier die Feder führt, für "Hamburg's Frauen und Jungfrauen" sich zum Ritter aufwerfen wollte. Glücklich, daß sie der Vertheidigung nicht bedürfen!

Erste Versammlung
der deutschen Naturforscher und Aerzte.

Börsen-Halle, 18. September 1830.

Der erste Geschäftsführer, Bürgermeister Dr. Bartels eröffnete die Versammlung. Er dankte für die Ehre der auf ihn gefallenen Wahl — eine Ehre, die er, der selbst weder Naturforscher noch Arzt sei, nur als erfreuliche Aufforderung betrachte, nach Kräften der Erreichung ihrer Zwecke förderlich zu sein. Sie mögen ihre Erwartungen von dem Sehenswürdigen, was Hamburg biete, nicht zu hoch spannen. Sie werden Bürger finden, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brod verdienen; Bürger, die keinen geringen Theil ihres Wohlstandes dem Talent verdanken, was sie, die Männer der Wissenschaft, erfunden und ergründet, für das praktische Leben zu nützen. Aber von dem was in der Heimath dieser Bürger sich gestaltet, werde Manches ihrer Forschung einen würdigen Gegenstand, Manches wohl auch ihren Kenntnissen eine neue Bereicherung darbieten. — Mögen sie von einem ergrauten Geschäftsmann die Prophezeiung hinnehmen — ihre Versammlungen, den Interessen der Wissenschaft, des Lebens, der Humanität gewidmet, werden noch eine welthistorische Bedeutung gewinnen. Die Stunde der Arbeit habe geschlagen; er erkläre die Versammlung für eröffnet.

Professor Struve von Dorpat nahm das Wort, um eine Vergleichung der neuesten deutschen mit den ausländischen Leistungen in der Astronomie anzustellen. Die astronomische Wissenschaft, andern Zweigen der Naturkunde näher oder entfernter verwandt, beruhe auf der Mathesis einerseits, anderseits aber auf der Erfahrung. Während die letztere die Materialien herbeischaffe — Materialien die oft weiter führen als der Beobachter selbst geahnt — erbaue die erstere aus sorgsam gesammelten, geprüften, combinirten Erfahrungen die Theorie. In jeder dieser beiden Richtungen — in der praktischen, wie der theoretischen, gebühre den Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts unstreitig vor allen Völkern den Vorrang. Der Redner führte das Zeugniß des jüngern Herschel an, der als Präsident der Londoner astronomischen Gesellschaft, bei Ueberreichung der für Bessel und Schuhmacher bestimmten Preismedaillen, deutscher Ausdauer und deutschem Enthusiasmus, den beiden Eigenschaften, die in seltenem, und desto wirksameren Verein, die Wissenschaft fördern, das verdiente Lob gezollt. Sofort bestätigte der Redner das Urtheil durch Aufzählung deutscher, thätiger Sternwarten, mit denen Rußland allein wetteifern könne, während sie denen der andern Länder zusammengenommen überlegen seien. Bei Gelegenheit der ausgezeichneten Künstler, die die Verfertigung astronomischer Instrumente auf eine so hohe Stufe der Vollendung gebracht, und denen in England nur ein einziger Künstler — ein 76jähriger Veteran — gegenübersteht — ward dem unvergeßlichen Repsold, und dem Sohn, in welchem des Vaters Talent sich verjüngt, so wie unserm Nachbar Kessels die ehrende Anerkennung. Wenn in der Theorie deutsche Astronomen den Ausländern durch Scharfsinn und Fleiß vorangeeilt sind, so war auch hier eines Hamburgers Namen — man erräth leicht, daß von Encke die Rede ist — mit wichtigen Entdeckungen im Gebiet der Himmelskunde durch seine Bestimmung der Kometenbahnen verknüpft. Mit einer bescheidenen Wendung, die das ächte Verdienst ehrt, erwähnte der Redner der Sternwarte von Dorpat. Nur den trefflichen Instrumenten verdanke sie den Ruhm, zur Kunde der Doppelsterne neue Entdeckungen beigetragen zu haben. Aber die Welt weiß, daß Instrumente nicht beobachten, nicht berechnen, nicht combiniren. Und eben weil die Instrumente es nicht thun, wird man um so entschiedener dem Wunsche sich anschließen, mit dem der Redner endigte — daß Hamburg bald zu dem Ruhme gelangen möge, eine wirksame Sternwarte, von einem tüchtigen Astronomen geleitet, zu besitzen.

Professor Wendt aus Breslau sprach über den Lebensmagnetismus. Es sei wohl kein ruhiger Beobachter der jetzt noch an den Erscheinungen des Magnetismus im Allgemeinen zweifle; aber es seien auch wohl keine zwei Naturforscher zu finden, welche sie auf ganz gleiche Weise erklären. Aus eigener Beobachtung könne er mehrere Fälle anführen, in welchen die Gabe der Vorhersagung, namentlich der eignen Krankheitsumstände, auffallend sich bewährt habe. Eine junge Dame von 22 Jahren habe alle äußere Symptome des Zehrfiebers gezeigt, dabei aber fest behauptet, an Wasser im Gehirn zu leiden, was ihr den Tod bringen werde, während ihre früher angegriffenen Lungen wieder genesen seien; eine Behauptung welche bei der Section sich bestätigt habe. Dieselbe Dame habe Geschriebenes mit den Fingerspitzen der rechten Hand, aber von der rechten zur linken, also rückwärts die Sylben gelesen, und so das aufgeschriebene Wort "Hoffnung" ausgesprochen — während ihr selbst keine Hoffnung mehr dämmern sollte. Die Anwendung der Jodine habe sie ebenfalls angegeben; als ihr Arzt, mit dem neuen Heilmittel noch nicht bekannt, gefragt, was es denn sei, habe sie geantwortet — "es gilt für ein Metall ist aber keins." — Ferner zählte der Redner zwei höchst merkwürdige Fälle auf, in denen der Magnetiseur nicht nur auf den Kranken keine magnetische Wirkung hervorgebracht, sondern selbst durch die Operation seine Gesundheit angegriffen gefühlt habe. In einem der beiden Fälle erfolgte ohne alle äußere sichtbare Veranlassung, der Tod des Magnetiseurs, eines robusten jungen Arztes. Die von dem Redner erzählten Fälle erregten große und allgemeine Sensation unter der Versammlung. Mit steigendem Interesse hörte man ferner den Redner auf die Seherin von Prevorst anspielen; man vernahm mit Freude die Anerkennung des redlichen Sinnes, von dem Kerner bei seinen Untersuchungen geleitet worden, — aber nicht ohne einen geheimen Schauder hörte man die Vermuthung hier wiederholt, daß die Unglückliche von Prevorst an unheilbarem, durch die magnetische Behandlung gesteigertem Wahnsinn gelitten. Und es war schwer, den eindringlichen, mit tiefem Ernste gesprochenen Schlußworten die Beistimmung zu versagen, daß die Erfahrung vor der Anwendung des Mittels warne; daß dessen Gebrauch — man hätte den Ausdruck gemildert wünschen können — Gott versuchen heiße, und mit Menschenleben ein gefährliches Spiel treiben.

Von diesem Journal wird jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. (In London von Koster und Cahlmann, Soho Square.)

Vierteljährliches Abonnement 2 ℳ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄTS

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

13. Hamburg. Montag, den 27. September. 1830.

Inhalt.

Finnische Volkslieder..... Seite 97
Jäger: Reise nach dem Kaukasus..... " 98
Hamburg in naturhistorischer und medicinischer Beziehung..... " 101
Berichte über die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte... " 102

Finnische Volksdichtungen.

An den Redakteur der Kritischen Blätter.

"Den Swenske Medborgaren," eine der vielen Stockholmer Zeitungen, und Organ einer der verschiedenen, schwankend definirten politischen Parteien des Landes, ist zugleich, wie es die meisten sind, ein literarisches und kritisches Blatt und giebt in seiner Nummer vom 27. August den Anfang einer Recension von einer, in Helsingfors erschienenen Sammlung schwedischer Gedichte:

"Dikter af Joh. Ludw. Runeberg. Helsingfors, G. O. Wasenius. 1830. 184 S. 8."

wovon er annimmt, daß sie schwerlich durch den Buchhandel sich in Schweden verbreiten und bekannt werden möchte. Er sagt darüber: "Schweden hat aus Finnlands Thälern mehrere seiner größten Geister empfangen und der Blüthenbaum unsrer Literatur hat eine seiner vornehmsten Wurzeln in Aura's Lande. Aber diese Wurzel schien verdorrt, so wie eine russische Gränze über sie hingezogen war. Zwar trat in Finnland nach dessen Trennung von Schweden eine kleine Schule auf, eine Art von Schößling unsrer s. g. Phosphoristen, mit einer literarischen Zeitschrift 'Aura', einer Zeitung 'Mnemosyne' ꝛc., hat aber noch nichts von ausgemachtem poetischem Werthe erzeugt. Die Poesie der finnischen Phosphoristen war nur ein Nachklang von der der Schwedischen, ohne Kraft und Selbstständigkeit. Außer einigen Uebersetzungen aus dem Griechischen und den mißlungenen 'Schilderungen vom Brande Abo's' hat man von ihrer literarischen Thätigkeit kaum etwas vernommen."

Die Phosphoristen waren in Schweden, was in Deutschland die ehemalige "neue Schule" in Poesie und Literatur war, nur daß jene wider eine entschiedenere Gallomanie, zumeist aus Gustafs III. Zeiten her, anzukämpfen hatte, als woran die Deutschen wohl je gefiebert haben. Sie sind nun, vornämlich durch Tegnérs Genius, in den allgemeinen poetischen Ton der Nation glücklich übergegangen. Jedoch ich kehre zu der Recension zurück:

"Die finnische Volkspoesie, die Runen, sind zwar untersucht worden, allein die Gelehrten haben meistens nur den mythischen Ueberresten nachgespürt die über die Religion der frühern Finnen Aufschlüsse geben konnten; so wie die rohen barbarischen Bilder vom Wänämöine in seinen 'sieben Wadmalsmänteln *), mit seinem Kantele von Fischgräten und seinem Klangspiel von Fischrippen,' sammt andern Göttern und Zauberern, mehreren unsrer Dichter Stoff zum Lachen gegeben haben. Wenig aber hat man auf den eignen Charakter des Parallelismus geachtet, der in der finnischen Poesie waltet, und einen gewissen Klang von dem Hebräischen hat. Selbst den eignen idyllisch-epigrammatischen Ton hat man übersehen; Hr. Runeberg aber macht uns in seinen Gedichten durch eine Sammlung, die er 'Idyllen und Epigramme' überschreibt, und die zum größten Theil aus Uebersetzungen und Nachahmungen finnischer Verse besteht, mit der schönen Seite dieser Poesie bekannt."

Ich habe die Proben, welche der "Medborgare" von diesen Stücken mittheilt, übersetzt und lege sie hiebei, war auch im Begriff, hinzuzufügen, daß ich die Fortsetzung nur dann versprechen könnte, wenn mir Gott außer den Zeitungen, oder in den Zeitungen, auch nur ein wenig Zeit bescheren würde; als ich den Beschluß jener Recension erhielt, der mich der Mühe überhebt, wie er mir das Vergnügen kürzt, indem er sich nur noch mit den eignen Dichtungen des Hrn. Runeberg beschäftigt. Ich will jedoch aus seinem Urtheil über diese etwas anführen: "Sie haben etwas Einfaches, Naives und Gefälliges, das den Schüler seines Meisters (des edlen Franzén) würdig macht, dem sie auch in einem artigen Gedicht zum Anfange zugeeignet sind; zwar geht ihnen mitunter die Klarheit, Sicherheit, und vornämlich 'das Zarte, Unschuldsvolle, Reine' ab, was nach des großen Skalden (ohne Zweifel ist Tegnér gemeint) Urtheil, Franzéns Harfentöne bezeichnet u. s. w."

J. D. Runge.

1.

Kam das Mädchen vom Besuch des Liebsten,
Kam mit rothen Händen. Sprach die Mutter:
Wie so roth die Hände dir, o Mädchen?
Spricht das Mädchen drauf: ich pflückte Rosen,
Und die Dornen stachen meine Hände.
Wieder kam sie vom Besuch des Liebsten,
Kam mit rothen Lippen. Sprach die Mutter:
Wie so roth die Lippen dir, o Mädchen?
Spricht das Mädchen drauf: ich naschte Beeren:
Und die Säfte färbten mir die Lippen.
Wieder kam sie vom Besuch des Liebsten,
Kam mit bleichen Wangen. Sprach die Mutter:
Wie so bleich die Wangen dir, o Mädchen?
Spricht das Mädchen: Grab' ein Grab, o Mutter!
Birg mich drein und setz' ein Kreuz darüber,
Und in's Kreuz laß schneiden, was ich sage:
"Einmal kam sie heim mit rothen Händen,
Roth geworden in des Liebsten Händen.
Einmal kam sie heim mit rothen Lippen,
Roth geworden von des Liebsten Lippen.
Doch zuletzt kam sie mit bleichen Wangen,
Bleich geworden durch des Liebsten Untreu."

2.

Zu der Quelle sprach der Knabe zornig:
Auge du der Wiese, böse Quelle!
Wie so tausendmal hat doch mein Mädchen
Sich in deinen blauen Schooß gespiegelt!
Und du hütest nicht das holde Bildniß,
Du bewahrst nicht meines Mädchens Antlitz.
Sehe sie weg, so flieht auch ihr Bildniß
Und ich Armer such' es nun vergebens.
Soll ich dich bestrafen, böse Quelle?
Trüben deine Welle, dich verdämmen,
Und zertreten deine Blumenränder?

Eine Bitte that die Quell' und sagte:
Knabe, warum wolltest du mich strafen,
Trüben meine Welle, mich verdämmen,
Und zertreten meine Blumenränder?
Bin ich doch nur eines Wassers Tochter,
Hab' nicht Blut und keine warme Pulse,
Liebe nicht und niemand liebt mich wieder.
Schlimmer ist's, daß selten dir im Herzen,
In des eignen Herzens warmer Quelle,
Länger steht des Mädchens Angedenken,
Als sie selbst in Schönheit vor dem Auge.

3.

Axel sprach zum klaren Morgensterne:
Holder Morgenstern, du Kind des Himmels!
Sag', was thut Amanda, wenn sie aufsteht,
Und den Schleier warf um ihre Schulter?
Gab ihm drauf der Morgenstern zur Antwort:
Guter Knabe, wenn Amanda aufsteht
Und den leichten Schleier umwarf, tritt sie
An ihr Fenster, blickt auf mich, in Zähren,
Und dann wendet sie den Blick nach Westen,
Wiederum sprach Axel drauf und sagte:
Gut ist, daß sie blickt zum Morgensterne,
Das beweiset ihres Herzens Reinheit;
Gut ist, daß sie blickt auf ihn mit Zähren,
Das beweiset ihres Herzens Weichheit;
Doch das beste, daß sie blickt gen Westen,
Denn im Westen lieget Axels Hütte.

*) Wadmal ist ein gewebtes grobes Bauernzeug.

Digitized by Google

4.

Groß war aus Tawastland Ojan Pawo,
Stand gewaltig unter Finnlands Söhnen
Wie die waldbewachsene Klippe stehet,
Kühn und schnell und kräftig wie der Sturmwind.
Tannen riß er aus mit ihren Wurzeln,
Bären fällt' er mit des bloßen Arms Kraft,
Rosse hob er übern hohen Zaun hin,
Beugte, wie den Baum, so die Vermessnen.
Und nun stand der starke Ojan Pawo
Stolz und mächtig in des Landtags Mitte,
Unterm Volk in der Versammlung Hofe,
Wie im Buschwerk steht die hohe Fichte,
Und die Stimm' erhub er, um zu sagen:
"Wer vom Weib geboren und gesäuget
Mich hier auf der Stelle fest mag halten,
Einen Augenblick auf einer Stelle,
Der mag gleich mein reiches Gut hinnehmen,
Mag gewinnen meine Silberschätze,
Mag besitzen meine vielen Heerden,
Und mit Leib und Seel bin ich ihm eigen."
So zu dem Verein sprach Ojan Pawo,
Daß erschreckt die Jünglinge des Landes
Schwiegen in der Nähe des Gewalt'gen
Und sich keiner zu ihm hin bewegte.

Und bewundernd und in Liebe sah'n die
Landestöchter auf den jungen Kämpen,
Denn er stand, der starke Ojan Pawo,
Wie im Buschwerk steht die hohe Fichte,
Und sein Auge brannt', ein Stern des Himmels,
Seine Stirne lachte gleich dem Tage,
Und sein gelbes Haar fiel auf die Schulter,
Wie vom Felsen sonnbeglänzt ein Strom fällt.

Aber aus der Weiber Schaar trat Anna,
Sie, die schönste von des Landes Töchtern,
Herrlich wie der Morgen anzuschauen;
Rasch auf Ojan Pawo hin schritt Anna,
Schlang um seinen Hals die weichen Arme,
Näherte ihr Herz zu seinem Herzen,
Drückt' an seine Wangen ihre Wange,
Und so bot sie ihm, sich loszureißen.
Doch besiegt nun stand der starke Knabe,
Konnte sich nicht von der Stelle rühren,
Sondern sprach sich neigend zu dem Mädchen:
"Anna, Anna, ich verlor die Wette,
Du magst gleich mein reiches Gut hinnehmen,
Magst gewinnen meine Silberschätze,
Magst besitzen meine vielen Heerden,
Und mit Leib und Seel' bin ich dein eigen."

Reise von St. Petersburg in die Krim und die Länder des Kaukasus im Jahr 1825; nebst einer Darstellung des natürlichen Reichthums, der Größe und Bevölkerung der russischen Provinzen jenseits des Kaukasus. Von B. Jäger, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Leipzig, 1830. Hartmann.

Der Verfasser hat binnen neun Monaten einen Weg von 7276 Werften (1089 deutschen Meilen) zurückgelegt; aber man sieht nicht recht deutlich, mit welchen Zwecken, oder welchen Interessen zu lieb. Der Geograph kann gedruckte Handbücher selbst nachschlagen, und auf publicirten Karten das Areal einer Provinz selbst nachmessen; und der Naturhistoriker wird sich an dem bloßen Verzeichniß von Pflanzen- und Insektennamen*) wenig erbauen. Am bedeutendsten ist der Anhang — über die natürlichen Reichthümer der transkaukasischen Provinzen; und über das, was zur Benutzung und Vermehrung derselben geschehen sollte. Indessen enthalten auch diese frommen Wünsche nur wenig Neues; namentlich erinnern wir uns, zur Zeit des letzten Krieges in englischen Blättern eine detaillirte Abhandlung über denselben Gegenstand von einem ehemaligen englischen Konsul in Tiflis gelesen zu haben, der von sehr vernünftigen Ansichten der Staatsökonomie und des Handelsverkehrs ausging.

Wenn wir nun auf der einen Seite bedauern, daß die neun Monate nicht eine reichere Ausbeute des wissenswürdigen Neuen zu Tage gefördert haben, so erkennen wir dagegen mit Dank die lebendige Schilderung mancher Scenen an, die dem Reisenden hier oder dort auf der langen Linie von 7276 Werften entgegentraten. Das Buch enthält Manches, was den Lesern unsrer Blätter willkommen sein wird, und wovon wir einige Proben ihnen nicht vorenthalten werden; aber, wenn wir uns nicht sehr täuschen, so werden unsre Leser, ohne sich eben an ein strengwissenschaftliches Interesse zu binden, doch nach Manchem fragen, was das Buch nicht enthält.

Das gelobte, das gesegnete Land jenseits des Kaukasus, über welches unter den Reisenden nur eine Stimme herrscht, schildert der Verf. in seiner Manier folgendermaßen: —

"Ich stand auf der Höhe des Kreuzberges, ungefähr 9000 Fuß über der Oberfläche des schwarzen Meeres, dem höchsten Punkte der über den Kaukasus führenden Straße. Ich wähnte, in einem Thale zu sein, da von hier aus noch unermeßliche Gletscher, die sich in weiter Ferne in dem blauen Aether verlieren, dem in die Höhe gerichteten Auge des Wanderers sich darstellen.

"Von kahlen Schneemassen umgeben, in der Region des ewigen Winters, wird aber dennoch der Blick des vom Froste erstarrten Reisenden wie durch einen Zauber mit den reizendsten Hoffnungen erfüllt, wenn er hinabschaut in die unabsehbare Tiefe nach Georgiens Fluren, wo aus dunkler Ferne reichbelaubte Alpen mit romantischen Thälern in tausend Abwechselungen, von der üppigsten Vegetation begünstigt, im reinen Sonnenlichte heraufglänzen.

"Doch nur beschwerliche Wege führen hinab in diese irdischen Paradiese; denn links dehnt sich die schmale felsige Straße an beinahe senkrechte unermeßliche Gebirgsmassen, und rechts wird sie durch unübersehbare finstere Abgründe begrenzt, die jedem sich Nahenden den Untergang drohen. Ich gleitete die gefährliche Anhöhe hinab, und der erste grüne Hügel, der mich durch seinen Anblick ergötzte, prangte in reicher Fülle mit den Blüthen der schönen Astrantia. Weiter hinab nahmen Aralea und Rhododendrum ganze Strecken ein; doch noch tiefer hinunter wandernd, durch viele dichte Gehölze und schattige Platanenwälder, welche die schönsten Gruppen bildeten, lag vor mir im romantischen Dunkel hochbelaubter Gebirgsmassen Anamur mit seiner grauen sagenreichen Burg.

"Hier reiht sich bis hin nach Tiflis ein malerischer Anblick an den andern; staunend vor Entzücken steht der Wanderer still, und schaut, und betrachtet, und preiset die Allmacht des Schöpfers, und im kühlenden Schatten an der erfrischenden Quelle, die am Fuße eines sich bis an den Himmel thürmenden Felsens hervorsprudelt, sieht er hinaus in die von klaren Bächen bewässerten Wiesen, in die gesegneten Kornfelder, in die reichen Gärten, an deren ästigen Zweigen mannigfaltige Früchte im bunten Farbenlichte schimmern; er sieht hinauf in die höhern Alpen, und fette zahlreiche Heerden beweiden die kräutervollen Wiesen.

"Schön ist es hier, doch schöner noch an Alasan's gesegneten Ufern, in Kachetien, dem schönsten Thale der Transkaukasischen Länder. Ich sah es auf der Höhe des Gambor's, bei Thelavi, bei Signach; im durchsichtigen Nebelschleier, wie eine topographische Karte, lag es zu meinen Füßen ausgebreitet; ich schaut' es in der Nähe, durchwanderte es, und erstaunte über die Schönheit, den Reichthum, die Mannigfaltigkeit und Menge seiner Produkte.

"In Osten und Norden von Lesgistan's Hochalpen begrenzt, erstreckt es sich ungefähr 20 Werste von Norden nach Süden in die Länge und ist 15 bis 40 Werste breit. Beiläufig 30,000 Menschen wohnen in diesen reichen Wein- und Obstpflanzungen in unzähligen Dörfern zerstreut; das ganze Thal gleicht einem einzigen Garten, ähnlich den lachenden Fluren an der Piave und Brenta, doch herrlicher ist es noch hier; von allen Seiten durch Alpen und Hügel begrenzt, rieseln kühlende Quellen murmelnd die Höhen hinab, erfrischen die Luft in der Schwüle des Tages, und eilen dem Alasan zu, nachdem sie die reichen Gärten hinlänglich bewässert.

*) Seine entomologischen Beobachtungen hat der Verf. anderwärts niedergelegt.

Digitized by Google

"Schwer wird hier die Wahl dem Liebhaber von Früchten; von allen Seiten lachen ihm rothe, grüne und blaue Trauben in üppiger Fülle entgegen, wohlschmeckende große Pfirsiche und Aprikosen aller Art biegen die langen Zweige bis zur Erde herab; hochstämmige Bäume von Wallnüssen, saftreichen Feigen und Maulbeeren, Mandeln, Aepfeln, Birnen, Mispeln von auserlesenem Geschmacke, verbreiten weit ihren kühlenden Schatten, aus dem die rothe Granate im dunkeln Laube hervorschimmert, und die duftende Quitte ihre Wohlgerüche sendet.

„Ein herrlicher Boden und ein fast immerwährender Sommer begünstigen hier und noch mehr in den andern Rußlands Scepter unterworfenen südlichern Transkaukasischen Ländern die ergiebigste Fülle der Vegetation, und könnten einen Nationalreichthum gründen, wodurch diese Provinzen für Rußland noch mehr würden, als was für Frankreich einst St. Domingo war; denn groß ist das Land, was Rußland jenseit der Berge beherrscht; vom 39° bis zum 43° erstreckt es sich in die Breite, und vom 59° bis zum 68° in die Länge.

"Was kann auf einem fruchtbaren Boden, der eine Fläche von 420 Werstен in der Breite und 940 Werstен in der Länge einnimmt; der unter einem günstigen Himmel von einem fleißigen Volke bewohnt wird, durch Viehzucht, zweckmäßigen Ackerbau, durch Gewerbe und Handel gewonnen werden; in einem Lande, was durch seine Lage an dem kaspischen und schwarzen Meere selbst von der Natur aufgefordert wird, den großen Ueberfluß seiner Produkte mit großem Gewinne zu versenden? Das erste Gewässer zeigt uns den Weg, über Astrakan das Innere des Reiches auf eine wenig kostspielige Art mit Waaren zu versehen, die in Transkaukasien einheimisch sind, und bisher nur aus dem Auslande mit großen Kosten bezogen wurden; und das zweite bietet uns die Gelegenheit dar, über Redoute-Kale oder einen andern Hafen Mingreliens nach der Türkei und in entfernte Gegenden Europa's Versendungen zu machen."

Ein ziemlich lebhaftes Bild giebt uns der Verfasser von Tiflis.

"Wenn man die gegenwärtige Bevölkerung von Tiflis auf 32,000 Seelen anschlägt, so kann man annehmen, daß darunter 10,000 unter der Erde, 12,000 über der Erde in dunkeln Steinhütten ohne Fenster, die nur durch ein in der Decke angebrachtes Gewölbe Licht erhalten, und nur der dritte Theil in bequemen Wohnhäusern wohnen. Ein großer Theil der Stadt mit abscheulich engen, krummen Straßen, liegt seit der letzten Verwüstung durch die Perser im Jahre 1795 noch immer in Ruinen begraben, die aber wegen der Milde des Klima's, wo beinahe kein Winter herrscht, noch immer bewohnt werden; und obwohl man hin und wieder bauen, und selbst schon einige Paläste im europäischen Geschmacke entstehen sieht, so dürfte es doch vielleicht noch viele Jahre währen, bis dieser Ort nach dem Plane des einsichtsvollen, thätigen Generals Jermoloff vollendet sein wird.

"Die eigentliche Stadt liegt am rechten Ufer des Kur, und ist durch eine schöne Brücke mit der am andern Ufer gelegenen Vorstadt Jsni verbunden, in welcher sich eine Kaserne, mehrere Kaufläden mit andern niedrigen Häusern, vorzüglich aber sehr viele unterirdische Tatarenwohnungen befinden, über welche man hinweg reiten und fahren kann, ohne sie zu bemerken; nur der aus einem Loche zuweilen aufsteigende Rauch giebt zu erkennen, daß auch hier menschliche Geschöpfe hausen.

"Wenn nicht die beiden Ufer des Kur mit reichen Fruchtgärten besetzt wären, so würde man hier gar keinen Schatten haben; denn die ganze übrige Gegend auf 15 Werste im Umfange ist von lauter kahlen Anhöhen umgeben, auf denen häufig Astragalus Pseudotragacantha — Salsola Kali — und Origanum heracleoticum wuchern. Auf einem dieser Hügel dicht an der Stadt, am rechten Ufer des Flusses liegt die alte Bergfestung Maraklea in Ruinen, und dicht am linken Ufer die von den Russen neu erbaute Festung, von welcher zwar die Stadt beherrscht wird, die aber selbst durch höher gelegene nahe Anhöhen dominirt werden kann.

"Der hiesige große Basar (Kaufhof), ist der beliebteste Spaziergang, vorzüglich der europäischen Damen; denn die Ansicht der vielen daselbst ausgehängten persischen Shawls ist gar zu anlockend, und die Buden der armenischen, georgischen und persischen Kaufleute enthalten viele schöne Waaren, besonders an Stoffen. Nur Schade, daß dieser Basar bloß drei Schritte breit ist und die Hauptstraße durchgeht, wo ein ewiges Fahren und Reiten statt findet, wodurch der Durchwandelnde immer der Gefahr ausgesetzt ist, entweder von einem Wagen gerädert, oder von einem vorbeigehenden Büffel zertreten zu werden. Die Anzahl der hiesigen Buden wird auf 800 gerechnet.

Die Einwohner von Tiflis kleiden sich ganz auf asiatischen Fuß. Gelbe, grüne oder rothe Halbstiefeln von Safian, die sich vorne an den Zehen in eine Spitze endigen, die sich, wie der Schwanz eines Hundes, gegen das Schienbein heraufwinden, werden von den Männern getragen. Die Beine sind von einem weiten Beinkleide bedeckt. Ein enges Unterkleid mit engen Aermeln, meistens aus seidenem Stoffe, reicht bis an die Kniee, worüber ein langer, meistens tuchener Kaftan angezogen wird, an welchem die weiten Aermel unter den Schultern nach polnischer Art aufgeschlitzt sind. Der Hals bleibt nackt, das Haupt wird bis an den Scheitel geschoren, und mit einer gegen oben schmäler zulaufenden schwarzen Schafpelzmütze bedeckt. Auch die Weiber tragen, wie alle Orientalinnen, Beinkleider und hohe Stelzschuhe, und sind, wenn sie ausgehen, von oben bis unten in ein weißes leinenes Tuch eingehüllt, woraus man nur ihre Augen glänzen sieht. Begegnet man einem solchen, wie in ein Leichentuch eingewickelten, Wesen in der Nacht durch die Straßen reitend, so wird Mancher, der so etwas noch nie gesehen, wirklich glauben, einen Einwohner der jenseitigen Gefilde einherwandeln zu sehen.

"Es ist sehr schwer, die Schönheit und den Wuchs der hiesigen Weiber beurtheilen zu können; denn in Gesellschaften und bei Gastmälern, die bei angesehenen Georgiern häufig stattfinden, darf das schöne Geschlecht nie erscheinen. Uebrigens muß ich bekennen, daß diejenigen weiblichen Gesichter, die ich zufällig sah, äußerst interessant und anziehend waren. Aus einer zarten weißen Haut auf schönen ovalen Formen schimmern ein Paar feurige schwarze Augen schmachtend hervor.

"Die hier lebenden angestellten Russen haben natürlich die europäische Art zu leben beibehalten, und mehrere georgische Familien haben sich ganz nach den Europäern gemodelt.

"Unter den Nichtrussen ist das einzige Haus Castellas und Didelot bemerkenswerth. Herr Castellas hat bereits, in Verbindung mit Herrn Didelot, angefangen, ein großes Etablissement zur Erzeugung von Seide zu errichten, wovon im Anhange ausführlicher die Rede sein wird. Da hier ein großer Ueberfluß von Seidenpuppen aus den verschiedenen, der Krone Rußlands unterworfenen, transkaukasischen Ländern erhalten werden kann, so ist es gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieses Unternehmen vorzüglich gedeihen werde, besonders da die Herren Castellas und Didelot beide Männer sind, die ein solches Geschäft mit gewandtem Geiste und allen dazu nöthigen Eigenschaften zu leiten verstehen, und wegen ihrer anerkannten Rechtlichkeit das Vertrauen der Regierung und ihrer Mitbürger besitzen. Herr Castellas, der mir sowohl bei meiner Anwesenheit in Tiflis, als auch bei unserm spätern Zusammensein in St. Petersburg tausendfache Proben seiner uneigennützigen biedern Freundschaft gab, möge mir bei dieser Gelegenheit erlauben, die Gefühle meiner innigsten Liebe und Hochachtung für ihn und seine liebenswürdige Familie hier öffentlich auszudrücken. Der Himmel wolle mir das Glück bescheren, diesen edlen Mann

Digitized by Google

noch einmal in meinem Leben sehen, und in meine Arme schließen zu können!"

Ein Memoire der Herren Castellas und Didelot an die Regierung, über die Seidenkultur, und die Mittel sie in jenen Provinzen einheimisch zu machen, das der Verf. vollständig mittheilt, ist eine sehr schätzbare Zugabe. Mit gleicher Bestimmtheit wird die Kultur der Baumwolle empfohlen — ein Gegenstand, der allerdings von unabsehbarer Wichtigkeit ist, wenn man sich erinnert, daß Rußland im Jahr 1825 für Baumwolle, Twist und verschiedene Zeuge nicht weniger als 46,609,867 Rubel B. A. in's Ausland gehen ließ.

Aber nichts kann extravaganter sein, als die Angaben über die Weineinfuhr (denn Konsumtion kann es, wie der Verf. selbst bemerkt, nicht wohl genannt werden) in Tiflis.

"Ich erstaunte nicht wenig, als ich kürzlich aus authentischer Quelle erfuhr, daß im vorigen Jahre 60,000 Wagen kachetischen Weins nach Tiflis gebracht wurden. Da nun ein solcher Wagen drei gefüllte Ochsenhäute enthält, wovon eine ungefähr 600 Flaschen faßt, so beträgt das Ganze 108,000,000 Flaschen. Es kämen demnach 3600 jährlich oder ungefähr 9 Flaschen täglich auf die Seele, wenn man eine Bevölkerung von 30,000 Menschen in Tiflis annimmt. Eine allerdings zu starke Konsumtion, daher müssen auch die daselbst befindliche Besatzung mit den durchmarschierenden Truppen und die Umgebungen mit in Anschlag gebracht werden.

"Dessenungeachtet ist die Weinverzehrung daselbst ungeheuer groß; denn da die Flasche davon nur acht Kopeken Kupfer kostet, so wird nicht allein von Männern, sondern auch von Weibern und Kindern allgemein statt des Wassers Wein getrunken, und mancher brave Georgier kann wohl im Tage auch fünfzehn Flaschen leeren, ohne eben deswegen in üble Laune zu gerathen.

"Freilich ein großer Unterschied in Vergleich mit Frankreich, wo nach Chaptal's Berechnung die ganze Bevölkerung von 30 Millionen Individuen nur 19 Millionen Ohm oder 76 Millionen Anker Wein im Jahre vertrinkt, mithin nur 2 1/5 Anker jährlich auf die Seele gerechnet werden."

Es ist unbegreiflich, daß Verhältnisse, wie sie in den folgenden Bemerkungen dargelegt sind, so lange unbeachtet bleiben konnten.

"Auf eine ganz einfache Weise, ohne viele künstliche Maschinen, wird in Transkaukasien der Saft aus den Trauben gepreßt, und, nachdem er gegohren, in große irdene Krüge gefüllt, die hernach in die Erde zur Aufbewahrung vergraben werden. Ein solcher Krug, der oben eine kleine Oeffnung hat, gleicht übrigens einem ovalen Gefäße, dessen Bauch zwei und noch mehr Fuß im Durchmesser hat. Wird jedoch der Wein verführt, so wird er in Ochsen- oder Kuhhäute, Schaf- oder Ziegenfelle gefüllt, die ihm aber einen unangenehmen Geschmack geben, weil sie inwendig mit Bergöl gesättigt sind, um keine Feuchtigkeit durchzulassen.

"Doch fand ich an zwei Orten Weine, die auf eine hier noch nie gesehene Weise in gewöhnlichen Fässern aufbewahrt wurden; nämlich bei dem georgischen Fürsten, Obrist Tscheftschewadzoff und bei einem deutschen Kolonisten von Marienfeld in Kachetien. Ersterer machte kurz vor meiner Ankunft daselbst einen Versuch, und schickte von Baku über Astrakan nach Moskau mittelst der Wasserkommunikation eine bedeutende Schiffsladung. Ich trank in der Folge, als ich in Moskau wieder angekommen war, in mehreren Privathäusern von diesem Weine, den man in den dortigen Weinbuden um 2 Rubel 50 Kopeken die Flasche verkaufte. Man fand Tscheftschewadzoff's Weine daselbst allenthalben vortrefflich, und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß das eigene Vaterland eben so gute Weine erzeuge, als: Frankreich, Italien, Ungarn und Griechenland.

"Auch der deutsche Kolonist in Marienfeld bewahrte seine Weine in Fässern, wofür er einen guten Keller hatte. Ich fand darunter mehrjährigen rothen, der dem auserlesensten Burgunder ganz gleich kam.

"Aber wie sehr würde man erstaunen, wenn Jemand behauptete, daß auf Transkaukasiens Boden überall die vortrefflichsten Weine, und zwar in einer Quantität von mehr als 40 Millionen Anker jährlich erzeugt werden könnten, wenn man die Methode der französischen Winzer, unstreitig der besten Weinzubereiter Europa's anwendete, und dahin arbeitete, die längere Erhaltung desselben zu bewirken. Freilich müßte bei einer vermehrten Weinerzeugung auch die Bevölkerung jener Länder größer sein, und der Binnenhandel mehr aufgemuntert werden.

"Nach Hofrath G. Hassels Statistik der Europäischen Staaten (Weimar 1822) hat Frankreich auf einem Areal von 9,984 □ Meilen 3,954,000 Arpens an Weingärten, welche einen Gesammtertrag von 83,073,372 Franken geben.

"Chaptal schlägt den Weinertrag Frankreichs im Durchschnitte auf 50,486,112½ Ohm an, wovon 19 Millionen vertrunken, 12,986,112½ in Branntwein verwandelt, und 18 Millionen in das Ausland verführt werden.

"Ungeachtet Frankreichs Klima und Boden bloß von den Ufern des Rheins bis an die Pyrenäen dem Weinbaue günstig ist, indem im Norden dieses Landes die Rebe nicht gedeiht, so ist doch nach Hassel fast der 28ste Theil der kultivirten Oberfläche desselben mit Reben bepflanzt.

"In Transkaukasien hingegen ist Klima und Boden dieser ländlichen Industrie, die hier um die Hälfte weniger Mühe und Anstrengung erfordert, mit wenigen Ausnahmen noch bei weitem günstiger; denn hier gedeiht die Rebe in allen Gegenden. Auch hier könnte wenigstens der 28ste Theil des Bodens mit dem Weinstocke bepflanzt werden, und, wenn anders die Bevölkerung mit der Produktion in gleichem Verhältnisse stände, dann im Durchschnitte jährlich mehr als 10 Millionen Ohm an Wein gewonnen werden. Denn wenn Frankreich auf seinem Areal von 9,984 □ Meilen 50,486,112 Ohm Wein erhält, wovon es mehr als den dritten Theil in's Ausland verführt, so kann Transkaukasien auf seinem, wegen der südlichern Lage und des bessern Klima's günstigeren Areal von 2862 □ Meilen um so leichter 10,528,053 Ohm erzeugen, und davon auch wenigstens 3 Millionen Ohm oder 12 Millionen Anker in den nördlichen Theil des Reichs verführen, welches dem Lande, den Anker nur zu 4 Rubel Banko gerechnet, eine Summe von 48 Millionen Rubel eintragen würde. Zugleich muß ich bemerken, daß die Provinz Kachetien allein gegenwärtig schon ungefähr 2 Millionen Ohm erzeugt."

Zum Schluß geben wir eine Beschreibung des Bairamsfestes unter den Tscherkessen, die der Verf. aus einer, wie es scheint, handschriftlichen Mittheilung des Staatsraths Schwinje entlehnt.

"So eben kehre ich aus dem A-ul Mshijs zurück, welches fünf Werste von der Quelle entfernt ist. Um das Bairamsfest glänzender zu machen, und den Wetteifer unter den Tscherkessen zu erregen, veranstaltete ich die Sammlung einer Summe Geldes, um diejenigen zu belohnen, welche sich beim Pferderennen, Tanz und Schießen auszeichnen würden. Die Badegäste gaben zusammen einige hundert Rubel. Durch den hiesigen Kommandanten (nämlich im Flecken Warmbrunnen) wurde in allen A-uls der Tscherkessen und Nogaien die Ertheilung von Prämien bekannt gemacht, und zugleich der Sultan Kerim-Ghirei, welcher für den ersten Troubadour jenseit des Kuban gilt, eingeladen. — Die lange Reihe von Kutschen und Kaleschen, welche zum A-ul Adshijs fuhr, erinnerte mich an die Fahrt nach Katharinenhof (in St. Petersburg). Das Gemälde, welches ich erblickte, setzte mich in Erstaunen; das reizende Thal am Fuße des Beschtau, war mit den buntscheckigsten Gruppen gefüllt. Russische Damen in Pariser Putze standen neben Tscherkessinnen, die auf ihren hohen Stelzschuhen Gespenstern gleichen; hier standen Gruppen von Offizieren, mit Stuzzern aus der Hauptstadt und den Provinzen; dort

Digitized by Google

jagten Kosaken, Tscherkessen und Nogaien auf raschen Pferden; hierzu nun noch eine Schaar von Sängern und Musikanten — Alles dieses bildete ein anziehendes Gemälde. Das Fest begann mit dem Tanze. Eine gute Zeit langweilten uns die Tscherkessen durch ihre Denjola, eine Art kosakischen Tanzes, größtentheils nur von Mädchen aufgeführt, die auf einem Fleck springen, und die Schultern zurückziehen wie Soldaten, mit niedergeschlagenen Augen, ohne allen Ausdruck im Gesichte wie Automaten. Ein zweiter Tanz, Namens Uk, dauerte noch länger. Männer und Mädchen bildeten einen Kreis, und hielten sich an den Händen fest, wobei ihre Gesänge dem Geheule des Sturmwindes glichen. Endlich sprang in die Scene ein junger schlanker Tscherkesse mit einer Adlernase, mit flammendem Blicke, und vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet. Er winkte mit der Hand — die Tscherkessen schrieen auf, klatschten in die Hände, und er ergötzte uns über eine halbe Stunde durch einen kriegerischen Tanz, Namens Kossa, wobei er uns durch seine Leichtigkeit, Schnelligkeit und Muskelkraft in Erstaunen setzte. In dieser Zeit wurde unsere Aufmerksamkeit mehrere Male durch die geräuschvolle Ankunft der Tscherkessinnen aus den benachbarten A=uls angezogen. Sie wurden von Reitern begleitet, die aus vollem Halse schrieen, und vor ihnen her trat eine alte Dame, welche tückisch umherschaute; die Tscherkessinnen folgten ihr mit niedergeschlagenen Augen Hand in Hand, und glichen mehr Schlachtopfern, als Theilnehmerinnen der allgemeinen Freude.

"Während 22 der auserlesensten Reiter neun Werste weit zum Salzsee sprengten, um dort das Pferderennen zu beginnen, baten wir den Sultan Kerim=Ghirei, uns etwas auf der Harfe zu spielen, wozu wir für ihn einen niedrigen Divan unter einem Zelte bereit hatten. Wenn gleich diese Musik uns, die wir etwas Besseres gehört haben, nicht sehr anziehen konnte, so horchten dagegen die Bergbewohner ihrem Barden mit großem Erstaunen, offenem Munde und gespannter Aufmerksamkeit zu. Dieses Gemälde war eines geschickten Künstlers würdig; eben so malerisch war auch der Sultan, ein stattlicher hoher Mann von mittlern Jahren, prächtig gekleidet, in einem seidenen Halbrocke mit goldenen Tressen, nebst reichen Waffen, die Harfe in den Händen! Das Symbol zarter Gefühle — vereint mit den Werkzeugen der Rache, des Blutvergießens! — Die kaukasische Harfe bildet ein Dreieck mit 12 härenen Saiten, davon die eine immer feiner ist als die andere. Die eine Seite dieses Dreiecks, wo in der Mitte die Saiten befestigt sind, hat eine Höhlung für den Schall der Töne, auf der andern Seite befinden sich Pflöckchen und Einschnitte, vermittelst welcher der Spielende mit dem Daumen der linken Hand als wie auf einem Pedal, die Töne modulirt. Die Saiten dieser Harfe sind neun Werschock lang, unten beträgt der Umfang des Instruments nicht über ¼ Arschin, aber bei der dicksten Saite über einen Arschin. Das Instrument heißt im Tscherkessischen Pschine=dnk=okjo, und gilt in den Berggegenden für sehr selten und vorzüglich, dagegen der Kabuß, oder die dreisaitige Geige (im Russischen Gudok), und sogar die Tschebisga (Flöte) ziemlich gewöhnlich sind. Der gefällige Sultan spielte und sang uns eine Orada — Liebeslied, dann eine Pischpatlja — Kriegslied, und endlich eine Gabsa — Elegie, welche die nächsten Verwandten eines gefallenen Kriegers anstimmen, und worin dessen Thaten und Verdienste gepriesen werden. Die Musik der Tscherkessen gleicht der der übrigen asiatischen Völker, scheint aber mehr Kriegerisches zu haben.

"Der Lärm und das Hinströmen der Menge nach der Seite des A=uls zeigten, daß die wettrennenden Tscherkessen zurückkehrten. Alles eilte zur benachbarten Anhöhe, und man sah, daß ein braunes Pferd Allen voraus war; von von den übrigen ließ sich nichts Bestimmtes sagen; denn immer sprengte eins dem andern zuvor; eine Staubwolke schwebte über ihnen. Je näher die Wettrenner kamen, desto höher stieg die Ungeduld der Tscherkessen; gern wären sie alle ihnen entgegen gelaufen, wenn sie nicht den Kommandanten gefürchtet hätten, der ihnen auf's strengste geboten hatte, sich nicht vom Platze zu rühren, um die Prämien bestimmen zu können. Außerdem waren auch einige Usden (Edelleute) abgeschickt worden, um die Aufsicht über die Wettrenner zu führen. Das braune Pferd des Sultans Kerim=Ghirei gewann den ersten Preis, das graue des Usden Jßlam Abasinobanow den zweiten, und Adshils braunes Pferd den dritten. Welch ein Triumph für die Sieger, welche Bestürzung für die Zurückgebliebenen! Erstere wurden mit Begrüßungen und Freudenrufen überhäuft, Letztere geneckt. Alle drängten sich um die drei ersten Pferde, und in Wahrheit, das Roß des Sultans war ein herrliches Thier, von der reinsten Gebirgsraçe, welche jetzt durch Vermischung mit russischen Pferden schon sehr selten wird. Ein ächtes Gebirgspferd ist in diesen Gegenden durch seinen sichern Tritt unschätzbar auf den steilen Felsenwegen, und auch durch seine Ausdauer, indem es 60 bis 80 Werste ohne Unterbrechung zurücklegen kann.

"Dem Wettrennen folgte das Zielschießen, wobei die Tscherkessen ihre ausgezeichnete Kunst und Gewandtheit wie im Reiten zeigten. An einem langen Pfahle war ein Brettchen mit einer Art von Vorbiegung wie ein kleines Dach; in dieses Ziel nun schossen die Tscherkessen in vollem Jagen aus Flinten oder Pistolen, wobei sie sich ganz zurückbogen. Man kann sich vorstellen, wie viel Festigkeit im Sattel, und wie viel Sicherheit im Schießen dazu erforderlich sind. Uebrigens schießen die Tscherkessen und die Gebirgsbewohner weit sicherer von der Stütze, die sie gewöhnlich mit sich führen, oder an ihren Flinten befestigen; das vorhin erwähnte Manövre lernen sie nur, um einen mächtigen Feind vom Verfolgen abzuhalten. Zum Schlusse der Bairamsfestlichkeiten wurden silberne Rubel von der Erde aufgehoben. Dieses Vergnügen gab uns eine noch höhere Idee von der Geschicklichkeit der Tscherkessen im Reiten; denn außer der fast übernatürlichen Gewandtheit ist auch Gleichgewicht erforderlich, um mit dem ganzen Körper unter den Sattel zu gleiten, und sich wieder in die Höhe zu schwingen."

Hamburg, in naturhistorischer und medicinischer Beziehung. u. s. w.

(Zweiter Artikel.)

Die gedrängte Skizze der Hamburgischen Verfassung gehört unstreitig zu den gelungensten Partieen des kleinen Buches, das, so wie es ist, den zahlreichen Fremden in ihrer fernen Heimath das Bild dessen, was sie gesehen und beobachtet, zurückrufen soll. Wir glauben nicht, daß diese Skizze falschen oder mißverstandenen Eindrücken Raum geben wird. Es wird dem prüfenden Blicke nicht entgehen, daß der einfache, aber in sich vollendete, politische Organismus dieses glücklichen Freistaates die Vortheile des demokratischen Princips gesichert hat, ohne den Nachtheilen demokratischer Institutionen sich bloßzustellen. Wenn in irgend einer Richtung ein einseitiges Interesse für den Augenblick die Oberhand gewinnen sollte, so wird es das Interesse einer einflußreichen Klasse von Bürgern sein — nicht ein Interesse der Regierenden, das dem der Regierten sich feindselig gegenüberstellt. Ein solcher Gegensatz ist nicht nur dem Geiste der Verfassung fremd: er ist durch die Natur der Dinge ausgeschlossen.

Ein Punkt hätte in der vorliegenden Skizze ausgeführt werden sollen, und wäre wohl am beßten aus den trefflichen, mit Rechtskenntniß und Bürgersinn geschriebenen Erläuterungen der neuesten Gesammtausgabe der "Recesse" ergänzt worden. In jenem äußersten Fall, wenn der Initiative des Rathes das Veto der Bürgerschaft entgegensteht, überläßt die Verfassung den

Digitized by Google

Staat nicht einen Augenblick einseitigen, oder zufällig vorwaltenden Einflüssen. Mit weiser Umsicht — sie hat sich erprobt — vermeidet sie jenen unklaren Begriff der Berufung an das Volk, die eine tumultuarische werden könnte. Mit weiser Umsicht — die Geschichte der alten und der neuen Freistaaten steht ihr warnend zur Seite — vermeidet sie den gefährlichen Ausweg der Diktatur. Vielmehr hat sie im Interesse des Volkes, und im Einklang mit der Würde der obersten Staatsgewalten, das Zusammentreten einer gewählten Kommission von Mitgliedern des Rathes und der erbgesessenen Bürgerschaft verordnet; und die letzte Möglichkeit des mangelnden Einverständnisses erschöpfend, hat sie aus der Mitte der Männer, denen Rath und Bürgerschaft das höchste Vertrauen geschenkt, einen engeren Kreis durch's Loos zu bestimmen gewußt, und ohne Zweifel die äußersten Gränzen gezogen, in welchen die Interessen Aller den Händen einiger Wenigen mit Sicherheit anvertraut werden können. Die Idee aber, von welcher eine solche Anordnung allein ausgehen kann, ist keine andere, als die der größte Redner des Alterthums mit einfachen, und inhaltschweren Worten, am Schluß einer langen, wichtigen Berathung, ausgesprochen hat: — "Obsiegen möge, was zum allgemeinen Besten dient!"

Die Frage liegt sehr nahe, und wird von jedem Leser des vorliegenden kleinen Buches aufgeworfen werden: — ist es einer solchen Verfassung gelungen, was man noch nie in menschlichen Verhältnissen erreicht hat, die Möglichkeit von Klagen und Beschwerden auszuschließen? Eine andere Frage wird dieser ebenso natürlich sich anschließen: — in welcher Form und Gestalt, mit welchen Mitteln, können Klagen und Beschwerden vorgetragen und erledigt werden? Und hier glauben wir, daß ein wirksames, ein bis jetzt unübertroffenes Schutzmittel der öffentlichen Ruhe noch vermißt werden wird, so sehr es dem Geist einer solchen Verfassung gemäß erscheint, so wenig irgend ein uns bekannter Theil dieser Verfassung es ausschließt: wir meinen die Oeffentlichkeit. Wir reden nicht von jenen Beschränkungen der Oeffentlichkeit, welche die deutschen Bundesstaaten in Folge der Karlsbader Beschlüsse sich auferlegt haben. Wir meinen die öffentliche Diskussion einheimischer Verwaltungsangelegenheiten, und aller einheimischen Verhältnisse. Uns ist kein Gesetz bekannt, das eine solche Diskussion irgend einem Zwang unterwärfe. Eben so wenig glauben wir an irgend eine Art von Politik, die es nothwendig oder wünschenswerth machen könnte, den freien Ausdruck der Wünsche und Ansichten zu beschränken, welche das öffentliche Wohl betreffen. Wenn, zum Beispiel, eine irregeleitete Menge einen Augenblick die öffentliche Ruhe stören konnte, so sind wir überzeugt, daß eine ungehinderte Diskussion der Verhältnisse, über welche ein Mißverständniß obwalten mochte, zu einer Aufklärung geführt, und dem beklagenswerthen Ausbruch ungeregelter Bewegungen vorgebeugt haben würde. Wir glauben dieß mit Bestimmtheit in einer Stadt annehmen zu dürfen, in welcher jeder Bürger liest und schreibt. Nur eine gänzliche Unkunde, nur ein gänzliches Mißverstehen der öffentlichen Institutionen konnte zu einem Schritte führen, bei welchem böser Wille der Mehrzahl gewiß ebenso fremd war, als klare Einsicht. Wir schreiben dieß in der vollen Ueberzeugung, daß kein Theil der Verwaltung sein kann, welcher eine Prüfung im Sinn des öffentlichen Interesse zu scheuen hätte. Daß Mängel und Mißbräuche im Einzelnen sich finden können — wer wird es bei einer menschlichen Einrichtung bezweifeln? Aber ihre Ausmittelung, ihre Entfernung wird dem Geiste der Verfassung gemäß sein; und in einem Staat, dessen Beamten Bürger sind, kann nicht davon die Rede sein, einer Maaßregel entgegenzuwirken, welche zur Abhülfe von Mängeln, zur Abstellung von Mißbräuchen auf gesetzlichem, gefahrlosem Wege führen kann. Und wie viel würdiger, daß solche Erörterungen in den natürlichen Organen der öffentlichen Meinung, in den einheimischen Journalen ihre Stelle finden, als daß man sie fremden Zeitungsartikeln in Fallstaff's Manier, oder aberwitzigen, giftigen, aus der Fremde eingeschmuggelten Pamphlets überläßt!

Wenn wir glaubten den Grund des Mangels an Oeffentlichkeit in einer engherzigen Politik suchen zu müssen, so würden wir wenig Lust haben, unsre Zeit mit der Entwickelung unsrer Ansichten in einem Blatte zu verlieren, das unter der Censur erscheint. Aber wir haben keinen Anstand genommen, uns hier auszusprechen, weil wir den Grund nicht in einem Gesetz, noch in systematischem Zwang, sondern, hauptsächlich wenn nicht ausschließlich, in der Ungewohnheit der freien Diskussion finden.

Bericht über die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte.

Zweite Versammlung.

Montag, den 20. September.

Etatsrath Oerstedt aus Kopenhagen sprach über die mathematische Methode in der Physik. Erst entwickelte er die Vorzüge der Experimentalmethode, auf welcher die Wissenschaft beruhe. Sie sei nicht nur von dem größten Nutzen, sondern auch für den Beobachter mit wirklichem Genuß verbunden; sie betrachte die Dinge im Werden: es sei gewissermaßen ein schöpferischer, nachschaffender Zustand, indem dabei der Geist sich befinde, und "der Dinge geheimste Saat" belausche. Der Redner machte auf eine Art der Untersuchung aufmerksam, bei welcher die Spekulation den Kreis der Erfahrung auf eine, des wissenschaftlichen Standpunktes würdige Weise, erweitere. Wenn z. B. auf einem bewegten Schiffe eine Kugel von einem Ende zum andern gerollt werde, so sei das erste, was dem denkenden Beobachter sich darbiete, der gedoppelte Einfluß der Bewegung des Schiffes und der Bewegung der Erde auf dies Fortrükken der Kugel. Aber die Spekulation fügt andere Fragen hinzu. Im Verhältniß zum ungemessenen Weltenraum betrachtet sie den kleinen Fleck, und zieht nicht nur den Umschwung der Erde in den Gränzen unseres Sonnensystems, sondern jene durch Vermuthung und Combination erkannte Bewegung unseres ganzen Sonnensystems selbst in ihren Kreis. Der Redner bezeichnete einen solchen vereinigten Akt der Erfahrung und der erweiternden Spekulation als ein Gedankenexperiment. Der Redner beschrieb darauf die zweckmäßigste Methode der Physik — ausgehend von der Betrachtung des Gleichgewichts — als von einem continuirlichen Experiment für die Bewegungslehre — indem im Gleichgewicht die Bewegungsanlage enthalten sei. Es beruhige sich die Theorie nur dabei, wenn ein thätiges Princip der Bewegung zur Erklärung der sämmtlichen Erscheinungen nachgewiesen sei. Zum Schluß des Vortrages aber (in dessen Einzelnheiten wir nicht versuchen wollen einzugehen, um nicht auf ein Gebiet uns zu verirren, das vielleicht einem oder dem andern unsrer Leser nicht viel vertrauter sein dürfte, als uns selbst) warnte der Redner vor jener Coquetterie mit dem Idealen, welche in dem Ideale nicht den Leitstern nur erblicke, sondern die Form darin gefunden zu haben vermeine, welcher die Erfahrung, und wär' es auch durch sichtbaren Zwang, angepaßt werden müßte.

Professor Wilbrand aus Gießen trat mit der Bemerkung auf — in den Naturwissenschaften, wie in der Philosophie, gebe es, glücklicherweise, keine Dogmatik; es könne also auch von keiner Heterodoxie die Rede sein. Durch diesen geharnischten Prologus war man auf den Vortrag einer Ketzerei vorbereitet. Und der Redner bestritt sofort in einem gedrängten, aber lichtvollen Vortrag die kurrente Ansicht, welche Ebbe und Fluth der Attraktion des Mondes zuschreibt. Er ging die bekannten Erscheinungen der Ebbe und Fluth durch, und führte mehrere

Digitized by Google

Punkte an, welche gegen jene Erklärungsart sprechen. Die Fluth sei nicht, wie man erwarten sollte, am stärksten unter dem Aequator; sondern am schwächsten; indem sie nur die Höhe von drei Fuß erreiche: während sie, unter dem 48sten und 49sten Grade nördlicher Breite bis auf 20 Fuß steige. Daß auf beiden Seiten, und im ganzen Meridian die Fluth eintrete, habe man zu erklären gesucht, indem man die Attraktion dem Erdkörper selbst habe mittheilen wollen; aber würde daraus nicht folgen, daß die Attraktion auch noch auf das hinter dem Kontinent gelegene Gewässer sich erstrecken müßte? Auch ein bekannter Lehrsatz der Theorie der Bewegung und Attraktion sei mit den Erscheinungen nach der gewöhnlichen Ansicht betrachtet, nicht in Einklang zu bringen. Wolle man hier die Schwungkraft der Erde zu Hülfe nehmen, so müßte aus der gemischten Wirkung der beiden Kräfte, nach einem andern bekannten Theorem, die Diagonalbewegung hervorgehen. — Er glaube also die Idee einer Attraktion durch den Mond entfernen zu müssen. Ein Zusammentreffen — eine Harmonie erkenne er wohl an, zwischen den Mondphasen und den Erscheinungen der Ebbe und Fluth; ein gleichzeitiges, aber nicht ein Verhältniß von Ursache und Wirkung. Vielmehr sehe er darin einen Zug jenes allgemeinen Lebens, welches die ganze Natur durchdringe; einen Wechsel, der nicht nur im mineralischen und vegetabilischen, sondern auch in jenem Gebiete thätig sich erweise, dem das organische Leben fremde sei. Der Redner erinnerte dabei an einen früher (in Frankfurt) gehaltenen Vortrag über die Circulation, und wünschte die damals angedeuteten Ansichten einer Prüfung unterworfen zu sehen. Eine bloße Theorie, der die Bestätigung durch die Erfahrung abgehe, wünsche er nicht festzuhalten; eine solche Ansicht wäre ohne allen Werth; ein Geist gleichsam ohne einen Körper; also ein Unding, ein Gespenst.

Professor Pfaff von Kiel trat mit einem freien Vortrag auf, der uns durch leichten Fluß und unerschöpfliche Laune an die gelungensten Improvisationen erinnert hat, die wir früher so glücklich waren, in den Ländern, wo die freie Rede heimisch ist, zu vernehmen. Wir bedauern, nur das farblose Schattenbild *) eines Vortrages hier wiedergeben zu können, der selbst die Gravität gelehrter Männer, und das übliche Decorum der Gallerie überwältigt hat**). Der Redner meinte, es sei nun, nachdem mit durchdachten und ausgearbeiteten Reden, wie die des verehrten Präsidenten, die Versammlung eröffnet worden, nicht mehr nothwendig im Feierkleide aufzutreten. Auch der freie, minder sorgsame Vortrag dürfte hier seine Stelle finden. Aber er verberge sich nicht die eigenthümliche Schwierigkeit, über wissenschaftliche Dinge zu einer gemischten Versammlung zu reden. Es sei nicht mehr so leicht, bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft, etwas Neues, und durch die Neuheit fesselndes, vorzutragen. Auf's Einzelne, und auf das im Einzelnen Nutzbare, sei nun das Studium gelehrter Männer gerichtet, das früher in kühnerem Schwung das Allgemeine umfaßt, Himmel und Erde umspannt, und das Bild des Neuerkannten in größeren Umrissen vor der Welt dargelegt. Selbst ein Leibnitz — man dürfe es wohl sagen — würde jetzt mit seinem gewaltigen Geiste nicht mehr das sein, und nicht das mehr leisten können, wie in den früheren Zeiten jenes großartigen Ringens mit Aufgaben, die nun gelöset, mit Tiefen, die nun ergründet, mit Dunkelheiten, die nun dem Schüler selbst aufgehellt seien. Indessen glaube er doch, jene Schwierigkeit nicht verkennend, und den Werth der eignen Leistungen nicht überschätzend, in mehr als einer Beziehung auf Nachsicht zählen zu dürfen. Dürfe er sich doch, nach mehr als sechsunddreißigjährigem Wirken in der Literatur seines Faches, nachgerade mit zu den Veteranen zählen. Und das sei das Glück seiner Stellung als akademischer Lehrer, daß Viele von den jüngeren kräftigstrebenden Mitgliedern dieser Versammlung zu seinen früheren Schülern gehören. Ebenso sei es ihm durch vielfachen Ideenaustausch und durch wiederholte Reisen vergönnt, Manche von den Meistern die ihn umgeben, seine Freunde zu werde nennen. Was er ihnen mitzutheilen habe, wie er hoffe, von einigem Interesse für sie alle sein — für die Aerzte, und für die Erforscher der belebten und unbelebten Natur — und selbst für diejenigen, welche hier am höchsten stehen (durch eine Bewegung des Redners ward die Gallerie in Versuchung gesetzt, ein Kompliment für sich zu erwarten — sie ward desappointirt —) auch für die Herren Astronomen. Es sei ihm gelungen, einer ganz alltäglichen Drogue, die sie alle kennen, deren sie Alle sich zu bedienen pflegen, einen bisher unbekannten, und, wie er hoffe, allgemein brauchbaren Extrakt abzugewinnen. Diese Drogue sei keine andere als — der Kaffee. Aus dem Kaffee lasse ein Mittel sich präpariren, dem an Leichtigkeit und Sicherheit der Bereitung nur wenige Stoffe aus der Pflanzenwelt sich an die Seite stellen dürften. Alle Welt kenne den Unterschied der Nutzbarkeit solcher Mittel, die aus dem Mineralreich hergenommen seien — und wie sie vor dem veränderlichen Stoffe der Pflanzenwelt, die Beständigkeit, die immer sichere, von äußern Einflüssen unabhängige Darstellbarkeit voraus haben. Wie vor dreihundert Jahren, so sei noch heute der mineralische Stoff, in seiner Reinheit dem Arzte gleich zugänglich, in seiner Heilkraft dem Kranken gleich förderlich. Dagegen aber die vegetabilischen Substanzen — welchen und wie vielen äußern Einflüssen seien sie nicht unterworfen! Könne wohl ein Arzt sicher sein, daß das Opium was er verschreibe, eben dasjenige sei, was er meine, was er für heilsam erachte? Es komme zu der Unbeständigkeit der äußern Einflüsse noch die vielfache List des Handels hinzu. Nein — nicht vom Hamburger Handel sei er gemeint zu reden — aber es haben doch, hier oder dort, die Söhne Mercur's von ihrem klassischen Charakter die Schlauheit bis auf diesen Tag beibehalten. Indessen, ganz abgesehen davon, und von jeder absichtlichen Fälschung — und er wolle mit vollem Vertrauen auf die deutschen Pharmaceuten den Spruch anwenden: "ces Messieurs ne desirent que d'être honnêtes" — wisse man doch aus tausend betrübten Erfahrungen, wie die Witterung auf die ganze vegetabilische Welt oft nachtheilig wirke. Unser Korn, z. B. — was aus unserm Korn bei einem solchen Sommer werden wolle? Nun habe man aber auch in der Pflanzenchemie, wenigstens eine, glänzende Entdeckung aufzuweisen, welche dem veränderlichen Stoff eine unveränderte, immer reine Basis abzugewinnen wisse. Man errathe leicht, daß er vom Chinin rede, das aus der Chinarinde bereitet, die Chinarinde zu verdrängen beginne. Etwas Aehnliches — etwas allgemein Nutzbares, zu jeder Zeit mit gleicher Sicherheit Darstellbares — schmeichle er sich in dem Coffeein gewonnen zu haben, denn so wolle er den Extract nennen, den er sofort die Ehre haben werde, in einer Probe den Herren vorzulegen. Aber, werde man einwenden, wird eine so gewöhnliche Drogue auch in medicineller Hinsicht noch etwas leisten können? Was man der Anwendung des Kaffee's (bei Wechselfiebern und Narkosen) entgegengesetzt, das werde man auch gegen den neugewonnenen Stoff erinnern. Der tägliche, der übermäßige Genuß, werde man sagen, müsse den Reiz mindern, wenn nicht aufheben; vier, fünf, sechs Tassen, das seien schlechte Vorläufer für die Dosis, die sich wirksam erweisen soll; assimiliren werde sich der Stoff, nicht durch ein neuhinzu-

*) ....."Tenuem sine viribus umbram Aenem....."

**) Es muß jedem Ausländer auffallen, daß das deutsche Publikum bei allen öffentlichen Vorträgen, außer im Theater, glaubt seine Theilnahme verbergen, und jeden lauten Ausdruck zurückdrängen zu müssen; daß es bei launigen oder beredten Worten, ob sie nun frei gesprochen, oder wie es die Unsitte meistens mit sich bringt, vom Papier gelesen werden, sich insgemein so ernst und stumm verhält

"wie seiner Ahnherrn Alabasterbild."

Digitized by Google

stretendes Prinzip den Organismus anlegen. Mich dennoch sei er überzeugt, daß von diesen Einwürfen keiner die Wirksamkeit seines Coffeeins entkräften werde. Freilich nicht das gewöhnliche, nicht das bekannte Coffeein könne er hier meinen; nicht jenes mixtum compositum, in welchem die rechte und ächte Basis des Kaffee sich verstecke; auch nicht dasjenige das ein trefflicher, praktischer Chemiker dargestellt, der nur nicht ganz den richtigen Weg eingeschlagen habe. Was, als Resultat seiner eigenen Versuche, im Verlaufe dieses Spätsommers angestellt, sich ergeben habe, das sei eine höchst merkwürdige, den Alkaloiden verwandte Substanz; ein reines Bittere; er wolle eine Probe sogleich herumgeben; und glücklich werde er sich schätzen, wenn er der erste sei, aus dessen Händen Berzelius zu seiner Prüfung die erste Probe des reinen Coffeeins hinnehme. Es sei in demselben der Kohlenstoff zurückgedrängt; vorwaltend der Stickstoff. Er hoffe, daß es als treffliches Antifebrile sich bewähren werde. Auch die Probe einer Säure wolle er sofort herumgeben; einer Säure, die, bisher unbekannt, den schönen Duft des Kaffee's erkläre; ein saures Salz, mit einer Menge von Magnesia und Kalk, was er, außer dem reinen Bittern, als Neuigkeit der alten Drogue abgewonnen. — Der Redner theilte die Proben mit, die von Hand zu Hand gingen, und nahm, unter lautem Beifall von allen Seiten, seinen Platz wieder ein.

Dritte Versammlung.

Dienstag, den 21. September.

Dr. Simon von Hamburg las einen Aufsatz über die Würde der Medicin, der weder den Gelehrten, noch der Gallerie viel Neues zu enthalten schien. Es entspannen sich Privatunterhaltungen, zu welchen die veränderte Stellung der Stühle einzuladen schien. Auch verriethen sich Symptome von Erkältungen, wie sie die Jahreszeit leider mit sich bringt.

Sofort kam die Frage zur Sprache, in welcher Stadt die Versammlung im nächsten Jahr gehalten werden sollte. Der Graf von Sternberg aus Prag sprach für Wien, und erwähnte namentlich der freundlichen Einladung des Kaisers, und der Aufmerksamkeit, mit welcher die Regierung schon dießmal österreichischen Unterthanen den Besuch der Versammlung erleichtert. Für Wien, für seine Sammlungen, und seine Gelehrten, erhoben sich noch mehrere Stimmen; auch wurde die Möglichkeit erwähnt, mit italienischen Gelehrten Verbindungen anzuknüpfen; und durch Acclamation wurde der Vorschlag des Grafen angenommen.

Zu Geschäftsführern für die nächste Versammlung wurden der Regierungsrath Jacquin, und der Direktor v. Littrow erwählt.

Hofrath Oken trug darauf an, dem Dr. Jahn, der mehrere Handschriften des Plinius zu Florenz, Rom und Paris für die neubeschlossene Ausgabe verglichen, den Dank der Versammlung zu votiren. Angenommen.

Hofrath Oken brachte die Rede auf die Sitte, durch Privatbriefe von Seiten der Geschäftsführer zur Theilnahme an der Versammlung einzuladen. Es sei unmöglich, es zu vermeiden, daß nicht verdiente Männer dabei übergangen werden; was die Gesellschaft nur bedauern könne. Er trage darauf an, den Statuten gemäß, nur eine öffentliche Einladung durch die Zeitungen ergehen zu lassen. Dr. Fricke meinte, das hänge einzig von dem Gutbefinden der Geschäftsführer ab, die Versammlung habe darüber nichts zu beschließen. Die Versammlung schien aber mit dieser Ansicht von der Machtvollkommenheit ihrer Beamten sich nicht befreunden zu können, und die Debatte nahm eine Wendung, nach welcher die Geschäftsführer des nächsten Jahres sich wohl entschließen dürften, dem deutlich ausgesprochenen Wunsche der Versammlung sich zu fügen.

Vierte Versammlung.

Sonnabend, den 25. September.

Kollegienrath Fischer von Petersburg berichtete über den dortigen botanischen Garten, dessen Schätze so oft Reisenden eine angenehme Rückerinnerung selbst an die tropische Vegetation gewährt. Im Freien dürfe man nicht hoffen, mehr als 2000 Pflanzen dort gedeihen zu sehen. Im Ganzen enthalte der Garten über 12,000 Arten, und werde fortwährend bereichert durch die Munificenz des Kaisers, der die Anstalt unter seinen unmittelbaren Schutz gestellt, einen Fond von 130,000 Rubel dafür ausgesetzt, und Reise für die Zwecke derselben veranlaßt habe.

Nach diesem Vortrag wurden die Protokolle der Sektionssitzungen verlesen. "Mangel an Zeit" bildete eine stehende Rubrik, namentlich bei der medizinischen Sektion.

Dr. Stierling von Hamburg, sprach über die Zurechnungsfähigkeit von Verbrechern, von dem Gesichtspunkt des Seelenlehrers und des Seelenarztes aus betrachtet. Der Redner protestirte lebhaft gegen die Annahme eines ursprünglich bösen Princips in der menschlichen Natur. "Viele Erscheinungen seien aus dem Gebiet der Moral in das der Medicin hinüberzuziehen" — das habe schon des Cartes behauptet. Zuerst sei zu untersuchen, wie weit das Bewußtsein klar oder getrübt, also die Absicht frei oder unfrei zu nennen sei. Sodann komme die Frage nach der Schuld. Wenn man freilich mit Heinroth annehme, daß die Unfreiheit immer die Frucht der Schuld sei, so sei über den Unglücklichen der Stab gebrochen. Dieser Ansicht widersprach der Redner, und glaubte zugleich nicht bloß den Standpunkt des todten Gesetzes, sondern den der Humanität für den Beklagten in Anspruch nehmen zu dürfen. In diesem Sinn, und mit Wärme, sprach der Redner die Ueberzeugung aus, daß eine andre Ansicht noch einmal durchdringen werde, eine Ansicht, auf welche die Wünsche der Aufgeklärtesten, und der Höhenpunkt des Jahrhunderts hindeute: daß nämlich der Tod nicht als Sühne, nicht als Rache auftreten dürfe; daß das Leben selbst ein unveräußerliches Gut, der Zweck der Gesetzgebung aber Lebenserhaltung sei, nicht Lebenszerstörung; daß die Krise der Reue abgewartet, und ein individuelles Pönitentiarsystem an die Stelle der Blutrache gesetzt werden sollte. Die Verfechter dieser Ansicht seien ausgezeichnete Staatsmänner, Rechtslehrer, Philosophen; der Held der entgegengesetzten aber — Don Miguel.

Dr. Stinzing von Altona schlug vor, ein großes Werk herauszugeben, welches das als wahr oder wahrscheinlich Erkannte in den Naturwissenschaften für das deutsche Volk darstellen, unter der Leitung der ausgezeichnetsten Männer vom Fach ausgearbeitet, und durch periodische Nachträge ergänzt werden möge. Wir bedauern, in's Einzelne des Antrags nicht eingehen zu können; hoffen aber, daß der Redner, wenn er von "Abstimmungen", von einer "Majorität" sprach, nicht an eine Akademie, nicht an wissenschaftliche Dekrete gedacht hat.

Der Vorschlag, an den König von England und die ostindische Kompagnie die Bitte ergehen zu lassen, dem Dr. Wallich in England Muße zur Ausarbeitung seiner indischen Flora zu verschaffen, ward, nach einer ziemlich lebhaften Debatte, in welcher Dr. Fricke die Sache für abgemacht erklärte, die Gesellschaft aber anderer Meinung war, auf den Antrag des ersten Geschäftsführers, an eine Kommission verwiesen.

Es folgte das Lebewohl des ersten Geschäftsführers an die Versammlung, der Dank der Versammlung an die Geschäftsführer, und durch sie an Hamburg's Rath und Bürger, und an den Eigenthümer der Börsen-Halle.

*** Sollten wir Titel und Würden der verehrten Redner nicht immer richtig aufgefaßt haben, so wird eine Versammlung, unter welcher so viele treffliche Scheidekünstler sich befinden, das Wort des Dichters zu würdigen wissen: —

The rank is but the guinea's stamp:
The man's the gold, for all that!

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

14. Hamburg. Montag, den 4. October. **1830.**

Inhalt.

Jarcke: Karl Ludwig Sand..... Seite 105
Urania für 1831..... " 107
Röding: Biographische Skizze des Generals Santander..... " 109
Prell: Darstellung der Unruhen..... " 111
Novitäten..... " 112

Karl Ludwig Sand und sein, an dem Kaiserl. Russ. Staatsrath v. Kotzebue verübten Mord. Eine psychologisch-kriminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit von Dr. C. E. Jarcke, außerord. Professor d. Rechte zu Berlin. (Neue, aus ungedruckten Quellen vermehrte Bearbeitung.) Berlin, 1831. Dümmler.

"Laßt die Todten ruhen" — wird man ziemlich allgemein wider den Versuch einwenden, das Verschollene wiederum an's Licht zu ziehen. In einer Beziehung sind wir mit der Einwendung einverstanden. Die Zeit, mit welcher diese "Erörterung" sich beschäftigt, ist nicht mehr unsere Zeit. Sie ist vorüber, mit ihren Idealen und mit ihren Irrthümern: sie wird nicht wiederkehren. Aber eben weil sie vorüber ist, fordert sie zur Vergleichung auf mit der Gegenwart. Es ist dieß wiederum eine bewegte Zeit; aber auf andre Weise bewegt, und auf ganz andre Weise wieder zu beruhigen. Bei der Vergleichung dürfte ein etwas tiefer liegender Unterschied sich ergeben, als daß man ein Farbenspiel mit dem andern vertauscht; Schwarz-roth-gold nämlich mit Blau-roth-weiß.

Es lag nicht in dem Plan des Verfassers auf diesen Unterschied Rücksicht zu nehmen. Er beschränkt sich auf die Erörterung von Sand's Motiven, und auf ihre Verbindung mit verwandten Erscheinungen, soweit die letztern ein Licht auf die erstern werfen. Es ist uns nicht aufgefallen, daß der Thatbestand aus "ungedruckten Quellen" besonders aufgehellt, oder daß durch ungewöhnlichen Scharfsinn aus gedruckten oder ungedruckten Materialien viel Neues zusammengestellt worden wäre. — Was Sand's Persönlichkeit betrifft, so ist der Verfasser nicht der Erste, der, ohne darum ein hartes Urtheil fällen zu wollen, den Märtyrer des Heiligenscheins entkleidet hat. Die meisten Unbefangenen haben an der Coquetterie, die er in dem Benehmen des Schwärmers mit einiger Umständlichkeit nachweiset, niemals gezweifelt. Daß Sand den verkehrten Weg eingeschlagen hat, ist ganz ausnehmend klar. Aber man könnte wünschen, daß eine andre Frage nicht ganz unbeachtet geblieben wäre; die Frage nämlich, was Sand, mit seiner Ueberzeugung von der Schädlichkeit eines Mannes wie Kotzebue, hätte thun können, ohne dem Strafgesetze zu verfallen.

Sand war ein Eiferer wider das was er für sittlich verderblich hielt. Seine Indignation gegen Kotzebue hatte einen lobenswerthen Grund. Eiferer wird es immer geben, und darunter auch solche, die sich nicht viel klarer sind als Sand mit seinen moralischen Ansichten. Ist es nicht zu wünschen, daß die unbezweifelte Energie solcher Männer für die Gesellschaft nicht verloren gehen, und daß, auf der andern Seite, sie nicht sich selbst, und dem, was an ihrer Sache Gutes ist, in ihrem Eifer Schaden bringen mögen?

Nehmen wir einen verwandten Fall aus der neuesten — aus "unserer Zeit." Die Ankläger der Hallenser, in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung, sind Eiferer, in ganz ähnlichem Sinn, wie Karl Ludwig Sand. Oder wird man uns beweisen, daß in den Augen dieser Männer der leidige Rationalismus von Gesenius und Wegscheider nicht ein ebenso entsetzlicher Greuel ist, als in Sand's Augen das ganze Treiben Kotzebue's? Und doch haben diese Männer einen ganz andern Weg zu finden gewußt, um ihre Sache zu verfechten, und, wenn es irgend möglich wäre, ihr den Sieg zu verschaffen. Sie haben ganz gewiß gewünscht, und wünschen es noch, und hoffen es zum Theil, daß die Regierungen wider den Rationalismus einschreiten werden. Aber sie haben klar genug gesehen, um sich nicht zunächst an die Regierungen zu wenden, sondern an die öffentliche Meinung. Hätten sie nur gleich anfangs den Muth, oder die Besonnenheit gehabt, mit ihren Namen hervorzutreten, so würde auch der Schatten des Verdachts vermieden worden sein: so hätten selbst Andersdenkende (zu denen wir uns selbst im Allgemeinen zählen wollen, ohne auf dogmatische Erörterungen hier eingehen zu können) in ihrem Schritt nur ein durchaus erfreuliches Zeichen der Zeit sehen müssen.

Auch so, wie die Sache steht, kann das Publikum durch ihren Schritt nur gewinnen. Es ist zwar anfangs nicht ohne einigen heillosen Spektakel abgegangen. Aber es ist doch manches ernste, männliche, ruhige Wort dadurch veranlaßt worden. Ein Wort von Neander wiegt schwerer, als zehn Edikte für oder wider die Toleranz.

Wir haben schon angedeutet, daß wir die ganze Ladung dogmatischer Argumente in der Kirchenzeitung gegen den Wellenschlag der philosophischen Kritik lieber nicht in casco versichern möchten. Auf der andern Seite aber soll es uns freuen, wenn der Rationalismus zum Stehen gebracht wird — wenn ehrliche, aufrichtige, unumwundene Erklärungen von gelehrten Theologen dem Volke gegenüber, also der Schulsprache entkleidet, ohne die Künste der Rede und den Vorbehalt geheimer Deutung abgegeben werden müssen. Daß es dahin kommen muß, sind wir überzeugt; überzeugt, daß die Wahrheit der Lehre, die Wahrhaftigkeit der Lehrer, keiner Prüfung sich entziehen darf.

Die Anregung dieser Prüfung, im Angesicht des Volks, werden wir den Eiferern von 1830 verdanken, weil sie den Lehren der vorgeschrittenen Zeit Gehör gaben; weil sie die rechten Waffen auf sittlichem Gebiet zu finden wußten; weil sie, mit übrigens gleichen Motiven, und nicht geringerem heiligem Eifer, die Druckerpresse in Bewegung setzten, und nicht, wie die Zeloten von 1819, den Dolch; weil sie nach der Vollstreckung des decretum horrendum wenigstens nicht selbst sich gelüsten ließen; weil sie nicht summarische Justiz übten, sondern nachdem sie mit dem eignen Gewissen abgeschlossen, zusammt den Beklagten hintraten vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung.

Wenden wir uns von Sand's speciellem Vergehen zu den Idealen und Irrthümern der deutschen Demagogen. Es giebt keine Demagogen mehr. Mit dem Gespensterglauben gingen die Gespenster zur Ruhe; mit dem Regiment der Ketzermacher die Ketzer; und die Demagogen mit dem Einfluß der Demagogenspürhunde, mit dem Gekrächze der Unglückspropheten, mit dem Pathos der Großinquisitoren, — einer Gattung von Menschen, deren Namen, durch kein Talent geschmückt, geadelt durch kein Verdienst, die Verachtung des jetzt herangewachsenen Geschlech-

Digitized by Google

tes nicht überleben werden, dem sie die frohe Jugend nach Kräften verkümmert. Oder sollte es denn auf der politischen Karte noch ein Prevorst geben, wo man Gespenster sieht — Gespenster von Demagogen? Wir hoffen bessere Dinge vom Jahr 1830.

Der Verfasser hat den famösen Entwurf einer Konstitution für das neue deutsche Reich abdrukken lassen. Wir theilen seine Charakteristik desselben mit; müssen uns aber die Freiheit nehmen, das Raisonnement des gelehrten Professors etwas seicht zu finden, und es mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

"Ueber dieses Machwerk läßt sich nichts weiter sagen, als daß es nicht schlechter sei, als die übrigen papiernen Konstitutionen, welche das revolutionäre System zu Dutzenden geboren hat. Diesen, wie dem Verfassungsentwurf der deutschen Republik, liegt das gründliche Ignoriren jedes bestehenden Rechts, dann der Irrwahn: daß es auch nur möglich sei, aus der abstrakten Theorie heraus eine lebendige Verfassung zu schaffen, endlich das politische Dogma von der Souveränität ('rechtlichen Allmacht und Alleinmacht') des Volkes zu Grunde. — Nur das ist ein wesentlicher Vorzug der eben mitgetheilten Urkunde, daß sie die Mittelstufen überspringt, die Konsequenzen aus dem Grundprinzip der Volkssouveränität vollständig zieht und das politische Geheimniß (den demokratischen Freistaat) hier offen und ehrlich ausspricht. Jedoch wird sich weiter unten zeigen, daß die gescheutern Köpfe, die jener Richtung huldigten, durchaus nicht der Meinung waren: man müsse mit diesen Ansprüchen anfangen, sondern daß sie es allerdings erkannten, das gewisse Uebergänge aus dem gegenwärtigen Zustande in jenen (definitiven und allein rechtlichen) der Republik nothwendig seien. Höchst merkwürdig ist es ferner auch, daß in diesem Mikrokosmus eines constituirenden Studentenconvents sich dasselbe natürliche Gesetz geltend machte, welches in den großen europäischen Begebenheiten, zum Staunen und Schrecken der Welt so oft seine Kraft bewährte, das metapolitische Gesetz: daß die konsequent revolutionäre Gesinnung über die minder konsequente den Sieg davon tragen müsse. Im ersten Entwurfe kömmt freilich noch ein König vor, wie sich von selbst versteht schon als Volksbeamter, der nach überstandenem Examen, wenn er gute Zeugnisse hat, und sich über eine untadelhafte frühere Dienstführung ausweisen kann, durch die Wahl zu diesem Posten befördert wird. Sein wichtigstes Geschäft ist die Anklage der Reichsverräther. Aber da er hingerichtet wird, wenn er diese unterläßt, und man ihn hinrichtet, wenn er sie nicht beweist, so ist es augenscheinlich, daß nur der Haß des Königthums diesen König geschaffen hat, und daß, den Gesetzgebern selbst vielleicht unbewußt, seine wahre Funktion darin besteht, bei gewissen, leicht herbeizuführenden, Gelegenheiten sein Haupt auf den Block zu legen. Denn gäbe es sonst eine Königshinrichtung, wenn es keinen König mehr gäbe? Aber selbst die augenscheinliche Nothwendigkeit, Jemanden als Object für diese republikanische Verrichtung fortwährend zu unterhalten, wenn sie überhaupt vorgenommen werden sollte, konnte diesem Königthume nicht länger seine Existenz fristen; es wird 'in spätern Beschlüssen' feierlich abgeschafft und zu Grabe getragen, und so endlich die reine Republik in ihr volles Recht eingesetzt.

"Man hat häufig geglaubt, daß die studirende Jugend durch einen übertriebenen Eifer für die alte deutsche Sitte und das deutsche Recht, so wie durch Schwärmerei für die Institutionen des Mittelalters, namentlich für das Kaiserthum, zu den politischen Excessen jener Zeit verführt worden sei, auch hat es nicht an Solchen gefehlt, die den neu erwachten historischen Sinn in Deutschland als eine besondere Species der Demagogie denuncirten. Der Gegenbeweis liegt in dem mitgetheilten Aktenstücke. Der nicht selten zu weit getriebenen Anhänglichkeit an das Altdeutsche hatte sich, nach und nach, mit Beibehaltung des Namens und gewisser an sich indifferenter Abzeichen, der kosmopolitisch einförmige, nüchterne, platte, neufranzösische Jakobinismus substituirt, dem grade die nationelle Individualität und der geschichtliche Charakter der bestehenden Institutionen ein Gräuel ist; und die abstracte pseudophilosophische Formel war auch hier zur Keule geworden, womit das frische farben- und gestaltreiche Leben, wie es dem Schooße der Jahrhunderte entströmt war, zuerst todtgeschlagen werden sollte, damit dann auf dem dürren Boden einer langweiligen geistlosen Gleichheit, nachdem ihn Dolch und Henkerbeil geebnet, der Tempel einer despotischen Freiheit aufgeführt werden könnte. In jener Urkunde aber, die den Riß des letztern enthält, vermißt man auch sogar die jugendlich poetische Schwärmerei, und es geht durch das ganze Machwerk lediglich jener kalte Verstandesfanatismus, jener Haß aller wahren Freiheit, (der eins ist mit der Verachtung des guten Rechtes des Andern) jener Widerwille gegen alle lebendige Mannigfaltigkeit, wie die freie Bewegung in einem Volke sie erzeugt, und jenes despotische Hinstreben nach einer Uniform der Leiber und der Seelen, — als welche eigenthümlichen Merkmale den Charakter der großen französisch-europäischen Revolution des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bilden."

Will der gelehrte Professor es wirklich als etwas Neues — vielleicht gar aus den "ungedruckten Quellen" Geschöpftes — erzählen, was alle Welt weiß, daß die Begriffsverwirrung der deutschen Demagogen durch das Nebeneinanderbestehen zweier diametrisch entgegengesetzter Ansichten noch konfuser geworden ist? Es ist klar, und allgemein bekannt, daß auf der einen Seite das Bestreben sich vorfand, a priori eine ideale Verfassung zu konstruiren, während Andre, vielleicht die Mehrzahl, das Ideal a posteriori in der deutschen Urwelt aufsuchten. Daß ein Hinneigen zu den Ideen der französischen Revolution, die dem Professor so gräuelhaft erscheinen, vorherrschte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. So gut als ausgemacht aber ist es, daß von den englischen und von den Institutionen der Vereinigten Staaten, so wie von den Grundsätzen der politischen Oekonomie und dem Rechtsverfahren, das in jenen Staaten gangbar ist, auch nur kaum die oberflächlichste Kenntniß in jene gesetzgebenden Konvente gedrungen war. Welches Finanzsystem, welche Principien des Handelsverkehrs, welchen Rechtsgang würde das Reich der Demagogen zu erwarten gehabt haben!

Nun ist es aber eine tröstliche Beobachtung, die am Tage liegt, daß seit jenen Jahren politische Kenntnisse unter allen Ständen sich verbreitet haben; daß ein Versuch der öffentlichen Diskussion gemacht worden ist; daß man nachgerade überall einzusehen anfängt, wie der Weg der konstitutionellen Reform es unnöthig macht, an den "Umsturz des Bestehenden" zu denken; und daß die Regierungen selbst nicht mehr daran zweifeln, daß dieser Weg der konstitutionellen Reform in demselben Verhältniß, wie er dem Volke erleichtert wird, Sicherheit, und Ruhe, und Wohlstand fördert, das gestörte Gleichgewicht herstellt, und das entfremdete Vertrauen in seine vollen Rechte wiedereinsetzt, indem er alle Interessen versöhnt.

Wenn wir dieß mit solcher Bestimmtheit behaupten, so haben wir keineswegs vergessen, daß in den letzten Wochen noch in mehreren deutschen Städten Bewegungen statt gefunden haben, welche zu unserer Schilderung der politischen Beruhigung des Vaterlandes schlecht zu stimmen scheinen. Aber wir sehen dadurch die öffentliche Sicherheit keineswegs gefährdet. Wir betrachten sie nicht nur als vorübergehend, und in ihren Elementen keineswegs zerstörend; sondern wir finden darin, verglichen mit den Konstellationen von 1819, einen neuen Grund der Beruhigung und des Vertrauens für die Zukunft.

Wo, im deutschen Vaterlande, ist eine Spur, ist ein Verdacht einer Verschwörung zum Vorschein gekommen? Hierin liegt, unsers Bedünkens, der Vorzug, den das Jahr 1830

Digitized by Google

vor dem Jahr 1819 voraus hat. Eine Verschwörung, wenn auch eine so unbedeutende, eine so ungeschickt angelegte, eine von allen Seiten mit so weniger Menschenkenntniß der Vernichtung preisgegebene, wie die der deutschen Demagogen, ist beunruhigender, als irgend eine unbehülfliche Verirrung der Menge, als irgend ein Ausbruch der Leidenschaft, oder ein ungeregelter Versuch, auf Kosten der polizeilichen Ordnung sich Erleichterung zu verschaffen. Noch ist dem Volk nicht die Uebung, an manchen Orten noch kaum die Möglichkeit geworden, über drückende Verhältnisse, über Mißbräuche, über den Grund so mancher Leiden und Beschwerden sich klar zu werden, und auf gesetzlichem Weg, auf dem Weg der Repräsentation, und der freien, vertrauensvollen Berathung, die gewünschte, die von keiner vernünftigen Regierung mißgönnte Erleichterung zu erlangen.

Man muß sich über den Einfluß nicht täuschen, den die französischen Ereignisse auf diese Erscheinungen gehabt haben. Wer das deutsche Zeitungswesen kennt, der weiß, daß kaum der Versuch gemacht wird, dem Volk bei der Erzählung von politischen Vorfällen eine Erläuterung der Verhältnisse, eine Aufhellung der veranlassenden Gründe, eine Nutzanwendung zu geben, die geeignet wäre, einer verkehrten Auffassung zu begegnen. Kann es anders sein, als daß eine solche Erzählung ein irriges Raisonnement, eine in mancher Hinsicht beklagenswerthe Aufregung hervorbringt? Man kann Thatsachen nicht verbergen; man kann dem Volke nicht verbieten zu raisonniren; man wird sich bequemen müssen, der leicht erhitzten Einbildungskraft in der freien Rede der Besseren und Verständigen ein sittliches Gegengewicht zu geben. Was der Zwang nicht vermag, das wird dem Vertrauen gelingen.

Ein Zeichen des Vertrauens von Seiten der Regierungen, und ein erfreuliches Zeichen der Zeit, sehen wir in der Anwendung der Bürgerbewaffnung zur Dämpfung der Unruhen. Wo ist der Versuch mißlungen, durch dieses einfache Mittel die Ruhe wieder herzustellen? Beweis genug, daß die Unzufriedenheit nicht von der Art war, daß die Bürger daran verzweifelt hätten, auf gesetzlichem Wege das zu erlangen, was sie zum allgemeinen Besten dienlich erachten. Beweis genug, auf der andern Seite, daß die Regierungen, welche auf ein solches Mittel ihr Vertrauen gesetzt haben — ein Vertrauen, das nirgends getäuscht worden ist — daß sie nicht die Absicht haben, das vorzuenthalten, was die Mehrzahl der Bürger Veranlassung hat zu wünschen, oder ein Recht zu verlangen.

Wenn aber durch Entwickelungsprocesse des politischen Organismus, deren drohender Charakter mit der Krise vorübergegangen ist, Manches der Reife näher gebracht worden, was reifen soll und muß; wenn manche Punkte angeregt, manche Maaßregeln vielleicht beschleunigt worden, die dem gemeinen Wesen förderlich sind; so darf man dem Vaterlande Glück wünschen. Man darf hoffen, daß der "revolutionäre Schwindel" vorüber, und daß die gesetzliche Reform beginnt, wo es Noth thut, eine Zeit der Ruhe, des Friedens, des Nationalwohlstandes vorzubereiten.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1831. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Brockhaus.

Die Novelle "der griechische Kaiser" könnte nicht leicht ein Anderer geschrieben haben als Tieck; aber Tieck könnte nicht leicht etwas Unglücklicheres geschrieben haben, als diese Novelle.

Das Eigenthümliche von Tieck's Talent — was seine vielseitigen Leistungen erklärt, und den scheinbaren Widerspruch seiner spätern mit den früheren Arbeiten aufhebt — schien uns immer in der Virtuosität zu liegen, mit welcher er jede Manier sich aneignet. Wir reden von seinem Talent: von der äußeren Form seines Wirkens in der Literatur: von der Darstellung jener Ideen, deren poetischer und philosophischer Werth durch die Fülle geistreicher Gedanken, durch den Reichthum der Phantasie, auch bei geringerer Gewandtheit des darstellenden Talentes imponirt, und in der deutschen Literatur dem Dichter und Denker bleibenden Ruhm gesichert haben würde. Tieck wählt seine Manier, nicht mit Absicht, aber mit Bewußtsein. Er denkt nicht an den Effekt; aber er ist der Mittel sich bewußt. Er will nicht etwas scheinen — sei es nun sentimental, oder tändelnd, oder erhaben — er will es sein: und er ist es für den Augenblick. Das Gefühl, der Gedanke, überwältigt nicht ihn, sondern wird von ihm überwältigt. Es ist nicht künstlich, aber es fügt sich der Kunst. Es ist nicht berechnet; aber es kennt seine Stelle. Es dient dem Plan; aber ohne Zwang; es dient mit Freiheit.

Bei einer solchen Individualität wird ein eminent geistreicher Mann sehr Verschiedenes hervorbringen, aber mit innerer Einheit. Wenn von poetischer Zurechnung, wie von sittlicher, die Rede sein sollte, so würde man sagen können: er schafft (den Griechen war das Dichten, selbst dem Ausdruck ihrer Sprache nach, ein Handeln, ein Schaffen) mit Wissen, wenn auch nicht mit Willen.

Nun scheint es uns, daß Tieck sich manchmal darin gefällt, das Publikum, wie die Launen eines vielgewandten Talents es mit sich bringen, auf die Probe zu stellen. Mit derselben Virtuosität, mit der er jede Manier handhabt, hat er, in dem griechischen Kaiser zum Beispiel, eine seltsam flaue, und mitunter geschraubte, zur Schau gestellt. Aber — tout genre est bon, hors le genre ennuyeux. Es ist, als wollte er sondiren, ob das Publikum es wagen wird, so weit zu denken: ob es von absoluter Bewunderung sich selbst emancipiren wird.

Anders, wir gestehen es, wissen wir den griechischen Kaiser nicht zu deuten. Der allgemeinen Flauheit der Erzählung steht eine Shakspeare'sche Figur entgegen, der der Dichter einen sehr wortreichen, gezwungenen, manchmal platten Witz leiht, in dessen abenteuerlichen Falten aber doch der geistreiche Mann sich nicht ganz verbergen kann. Es ist Ingeram, der Narr, der in der folgenden Scene, die wir mittheilen, um unsere Erklärung zu rechtfertigen, die Hauptrolle spielt. Der schöne Jüngling Ferdinand wird von der jungen Gebieterin seines Herzens und seiner Heimath aufgefordert, "sich zum Minnesänger zu machen."

"Ferdinand wollte Einwendungen machen und sich entschuldigen, aber Ingeram fuhr dazwischen und rief: was Euch der Fürst, Euer Landesvater, befiehlt, müßt Ihr augenblicks thun; ist dieser Herr noch obenein so ein wunderschönes junges Fräulein, so ist jeder Widerspruch ein Hochverrath und muß mit dem Leben bestraft werden. Warum könnt Ihr in der Einsamkeit das kindische Singen nicht lassen? Da denkt er, kein Mensch hört ihn, und doch geschieht's zuweilen. Die Fürstin, ohne daß Ihr es verlangtet, hat Euch eben recht hübsch etwas vorgetanzt, als wenn sie ein Bauermädchen wäre, und Ihr wollt ihr nichts vorsingen, da sie es wünscht? So singt denn, als wäret Ihr ein großer Herr oder König, Eure Litanei daher.

"Ferdinand nahm die Laute von der Wand, stimmte schnell und sang mit leiser, bewegter Stimme:

"O minniglich süße Gedanken,
Wie Blüthen licht an Bäumen
Mit allen Frühlingsträumen
In Abendlüften schwanken:
So ohne Wanken
Gedenkt mein Herz der süßen, sinnigen,
Der tadelsfreien, reinen, minnigen,
Im Traum und Wachen
Seh ich vor mir die rothen Lippen schalkisch lachen —
O fort von mir, ihr quälenden Gedanken! —

Nun ist es Nacht und still und sternenhelle;
O Einsamkeit, wie düster, schwer,

Digitized by Google

Wie ist mein Herz so dumpf und leer:
Da klagt und weint des Bächleins Welle:
Die grüne Stelle,
Wo sonst die bunten Blumen schaukelten,
Und Schmetterling' im Grase gaukelten,
Ist jetzt so dunkel,
Und ernst und zürnend dort der Stern' Gefunkel —
O kommt zurück, ihr quälenden Gedanken! —

Da sind wir! rauscht es aus dem Duft der Linden,
Und nieder fallen Sehnsucht, Schmerz, Entzücken,
Ich muß erschreckt mich bücken,
Da fühl ich neue Geister, die mich binden;
Wir wissen dich zu finden!
So lachen um mich her die Scherzenden,
Und schütten Wünsche aus, die schmerzenden;
Wohin mich retten,
Vor diesem Wahnsinn, Qual, den Liebesketten? —
O fort von mir, ihr quälenden Gedanken! —

Und was ist Leben, Leiden, Fühlen?
Wenn Liebe nicht regieret,
Den goldnen Scepter führet?
Nie wird sich Sehnen kühlen;
Mögt ihr denn spielen,
Ihr süßen Schmerzen, ihr beseelenden,
Ihr lichten Freudenblick', ihr quälenden,
Als Wohnung bleibe
Mein Herz, glaubt nicht, daß ich euch je vertreibe —
Nur tödtet mich, ihr liebenden Gedanken!

"Man schwieg und Johanna sah den Jüngling mit einem sonderbaren Blicke an, in welchem man vielleicht Zärtlichkeit, eine süße Betäubung, unbewußten Unwillen und forschende Neugier lesen mochte. Und diese wunderbare Schöne? sagte sie endlich, nach langem Schweigen: dürft Ihr sie nicht nennen? Kenne ich sie vielleicht? Redet, wir sind hier unter uns, und Euer Geständniß soll wahrlich nicht gemißbraucht werden.

"Ihr befahlt, sagte Ferdinand, höchst verlegen, und ich mußte gehorchen: — ich weiß nicht, — o meine Fürstin —

"Ingeram, der die Angst seines Freundes sah und befürchten mußte, daß in diesem Augenblick etwas Unziemliches, wol Unheilbringendes geschehen könne, nahm mit lauter Stimme die Antwort auf und sagte: o edles, schönes Fürstenkind, wie könnt Ihr nur Euern armen Diener in diese Pein versetzen! Seht ihn nur an, er weiß Euch wahrlich nichts zu antworten, Ihr wißt noch gar nicht, wie es um dergleichen Dichter steht. Ihr meint, was sie singen und sagen, müsse irgend mit einer Wahrheit in Verbindung sein. Nicht im mindesten, denn alsdann wären sie keine Dichter, die nichts Anderes thun, als Lügen und Hirngespinnste aus der Luft aufgreifen. Vom Mond und andern unklugen Gestirnen, so aus den Dünsten und feinsten Sommernächten, von den Gebirgen, wo Melusine und ihre Schwestern verzaubert sitzen, so aus den fabelhaften Gegenden, wo der Nilstrom seinen unbekannten Anfang nimmt, aus allen diesen sammeln sich närrische, alberne Dünste, ganz leichte, unsichtbare Wölkchen, Einfälle, Schnurren, Gedanken, winselnde Träumchen und juckende Thränchen, all dieß Gesindelchen rennt nun in der Atmosphäre um die bevölkerte, beschäftigte Erde herum, und möchte so gern durch das menschliche Gehirn zur Geburt, zu einer Art von Bewußtsein und einem gewissen schwachen Leben gelangen; aber das Zeug mag sich kräuseln und schmiegeln wie es will und dem Gelehrten oder Priester in die Nase prickeln, die haben viel zu thun: abgewiesen! der Staatsrath sitzt da, mit einem dicken Brett vor dem Kopf, der Soldat hat den Becher, wie einen Helm, über Mund und Nase gezogen, dem Handwerker und Bauern liegt der irdische Staub dick im Gehirn — da sitzen nun hie und da die Dichter, mit offenem Maule, haben nichts Vernünftiges zu verrichten, und schaun in den Aether, betrachten Morgenstern, oder den Zug des Mondes, sehen den Schwalben nach, und denken aus Mondschimmer und Abendroth eine himmlische Kaltschale und Weinsuppe zu brauen. Husch! ist das luftige Gesindel in den Kopf des Spekulanten hineingeglitscht und der begeisterte Mensch niest zur Vorbereitung zwei oder dreimal und setzt sich ehrbar hin, und dichtet das Zeug nun zusammen, was so ganz dünn ihm vorgearbeitet war. Andere Menschen suchen ihre Nahrung und bürgerliche Handthierung, oder verwalten beständig ihre ererbten Güter, nun findet sich da und dort ein gutes, wackeres Weibsen, das auch seine schmucken Pfenninge und aufgebauschte rothe Backen hat, als wenn unter jeder Wange ein Pfirsichkern zum Aufknacken läge. Das sieht sich denn und gefällt sich, und heirathet sich, und formirt eine verständige Wirthschaft. Nicht aber so der Dichter. Ihr kennt doch wohl die ganz feinen, kaum sichtbaren Fädchen, die so im Frühling und Herbst gedankenlos durch die Lüfte schweben, dieß nüchterne Gespinst, das sie Fadensommer und noch auf mancherlei Art benennen. Erfahrt nun, fürstliches Wunderbild, daß diese läppischen Faden die ganz groben Stricke, unbeschreiblich dicke Thaue, oder Riemen, das grob gearbeitete Lederzeug sind, auf welchen die Liebchen, oder Damen dieser Dichterleute durch die Welt dahinfahren. Schon der eigentliche Wagen ist viel zu fein, um den sterblichen Augen sichtbar sein zu können. Die Rosse des Zuges sind aus den ersten Frühlingsseufzern funfzehnjähriger Mägdlein entstanden, die Seufzer, die ihr Hochzeitbett in einer Aurikel aufschlugen, in deren Schwanenstaub der braune Blick eines Jungen war hängen geblieben, der an die Schönheit der Genoveva oder Chrimhilde dachte: aus den beiden also sind jene Pferde des Wagens erzeugt. Die Königin oder Fee sitzt nun in der Pracht aller Unsichtbarkeit, die nur der wahnsinnige Dichter schaut und beschreibt, er streut ihr zum Fußteppich den Abendstern und das feinste blaue Milchlicht des Jupiter und Orion, mit Lindenblüthe und Lilien wird, wie mit Sand, der Fuhrplan ausgescheuert und reingemacht, die saubersten Liebesthränen sind kaum zum Waschwasser und Lauge, die edelsten Wünsche und sehnenden Seufzer kaum zu Besenreis gut genug. — Darum klagt denn der Dichterling auch immer, daß er seine Geliebte, das Bild, das ihm vorschwebt, niemals besitzen könne. Natürlich; wie sollten Beide es auch anfangen?

"Schwätzer! sagte Johanna; so wird es Ferdinand gewiß nicht meinen; denn wenn die Poesie auch die Güter dieser Welt und Das in Klang und Farbe taucht, was den übrigen Menschen stumm ist, so kann doch aus dem todten Fratzenhaften kein Geist und Leben entstehen.

"Wenn Euch meine Philosophie und Erklärung der Dichtkunst zuwider ist, sagte der Kleine, so will ich Euch denn lieber selbst Etwas singen. Ihr kennt doch die Geschichte, wie sich einmal die Eule in den Adler verliebt hatte? Ach, gewiß, das war auch recht rührend, und auf diese sonderbare Begebenheit gründet sich nun folgende Klage- oder Trauer-Ode der Nachteule.

O Nacht, o süße dunkle Nacht,
So bin ich denn vom Tag erwacht?
Das Licht verblendet mich nicht mehr,
Ich schau umher,
Und seh von ferne den Geliebten fliegen,
O weh! O Ju!
Mein sehnend Herz muß ihm erliegen,
Was bist du denn so groß, du Adler, du!

Einst flog ich durch die finstre Stille,
Nach Mäusen strebte nur mein Wille,
Und ohne daß ich wahr es nahm,
Der Mond schnell kam,
Da wiegte sich im goldnen Scheine, —
O weh! Ju! Ju!
Das Riesenthier, das niemals wird das meine,
Wie haß' ich dich, du großer Bengel, du!

Die Basen alle sticheln nun und necken:
Du liebst den himmelstürm'nden Recken?
Ich kann nur klagen, was geschah,
Und heule Ja! —
Er aber sitzt im Neste bis zum Morgen
Weh! Weh! Ju! —
Dann fliegt er hin zur Sonne, ohne Sorgen. —
Schon vom Gedanken schmerzt mein Auge, Flegel du!

So klagt denn, Lieder! singe mit, Schuhu!
Erwacht, ihr heul'nden Vettern, all im Nu,
Der Chorgesang weckt auf die stille Ruh,
Buhu! Buhu!
Der Liebste aber lacht ob dem Geschrei —
O weh! Ju! Ju!
Er fliegt so hoch, weil ihm sein Herz ist frei —
Das bricht mir das Genick, du Flattergeist, du! du! —

Digitized by Google

"Er hatte die Zitter genommen und sang das alberne Lied mit der ernsthaftesten Miene mit kreischendem Ton. Dann sagte er: Das, mein Fräulein, war auch einmal sehr denkwürdig, als sich der Frosch in die Nachtigall verliebt hatte, von welchem erschütternden Vorfall eine sehr alte Chronik Meldung thut, die ich drüben in Eurer Büchersammlung gefunden habe. Der arme Leidende singt nun, nachdem aus der Vermählung nichts hat werden können, folgendermaaßen:

Sâng'rin bist voll Trugs,
So laut auch deine Lied schrein,
Das hab' ich merket flugs,
Nun soll im Herzen Fried sein,
Mein Lohn, daß ich von dir lernt' singen stracks,
Hör' zu, und schäm' dich dann! koax! koax!

Es ist Verdruß hier,
Und Sumpf so naßlich,
Es ward kein Kuß mir —
Gedank! verlaß mich —
Das ich gewann, mein Stimmchen ist wie Wachs,
Ich sing mit dir Duett: koax! koax!

Die Ungetreue hört es,
Fliegt auf den Baum dort,
Mein Ohr bethört es,
Mach dich, du Traum, fort!
Doch schrei nur mit, ich bin nicht stumm, wie Lachs,
Und besser noch als du, sing ich: koax! koax!

"Dieß Liebeslied, fuhr Ingeram fort, soll seitdem bei den hauptsächlichsten Colonien der Frösche zum Angedenken aufbewahrt sein und die heranwachsende Jugend, sagt man, wird damit einstudirt, daß sie den schmelzenden Tonfall und den Wohllaut der Sprache früh inne bekommt."

Mit einiger Erwartung fingen wir an die letzte Erzählung in der Urania zu lesen, "die Düvecke" — weil wir vernommen, daß der Verfasser, Leopold Schefer, zu den renommirtesten Almanachsdichtern gehört. Seiner Schreibart nach ist der Verf. ein Ausländer, wahrscheinlich ein Däne; aber in einem deutschen Dichter sehr belesen — nämlich in Jean Paul, dessen Manier er auf betrübte, und zum Theil äußerst aberwitzige Weise nachahmt. Zum Beispiel: "Ein stilles Handreichen, wenn vor den Liebenden ein festlicher Brautzug vorüber zur Trauung zieht — ein Lächeln der Geliebten, wenn kleine holde Kinder vor ihr in Blumen spielen — das sind Bilder, ja Thaten, welche sie in vielen Nächten nicht verwindet, sondern welchen sie, wie ein mit dem dreizackigen Eisen verwundeter Aal, zwar entschlüpft und sich ihm entwindet, aber mit der Wunde in den Grund des Lebensstromes hinuntersteigt, und wo ihr die Sonne darüber Alles wunderlich groß oder zauberhaft schön das süße Geheimniß erleuchtet". Es thut uns herzlich leid für die gute Seele; aber verstehen können wir sie nicht. Ferner steht Folgendes zu lesen: "Die Scheidestunde hebt die Zukunft auf, und wer die Zukunft nicht bedenkt, dem ist nichts mehr so wichtig oder groß, wie immer wohl sonst, selbst die eigene Tugend nicht, und die Tugend des Andern, wie man einem sterbenden Kinde noch alle Süßigkeiten giebt, denn es kann sich den Magen nicht mehr verderben. Aber die Seele ist ein zarterer, geistiger Magen, der nicht Alles verdaut, und die Sünde nie!" Endlich scheint einmal (wie sie in die Kirche geht oder an den See) der guten Düvecke „die Sonne in ihrem Blute zu sterben, oder in dem Schmucke und Golde zu ersticken." Das ist vermuthlich eine optische Täuschung gewesen.

Schwab hat eine Uebersetzung der Orientalen von Victor Hugo gegeben. Es ist immer erfreulich, wenn die Deutschen fortfahren, mit den ausgezeichnetsten dichterischen Zeitgenossen des Auslandes sich zu befreunden; und Schwab hat das Verdienst, das Interesse für die originellen französischen Romantiker in Anspruch genommen zu haben. Es thut uns Leid, aus Mangel an Raum keine Proben seiner Uebertragung geben zu können.

Zum Schluß verdient es rühmlicher Erwähnung, daß die Verlagshandlung für den nächsten Jahrgang der Urania einen Preis für die beste Novelle oder Erzählung bestimmt hat.

Die Stahlstiche haben die Vollkommenheit der englischen noch nicht erreicht, sind aber schön und zum Theil interessant. Das Bild von Cornelius ist eine Zierde des Almanachs.

Biographische Skizze des Generals Francisco de Paula Santander, Colombia's Moreau. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Dr. C. N. Röding. (Aus der Zeitschrift Columbus oder Amerikanische Miscellen besonders abgedruckt.) Hamburg, 1830. Hoffmann und Campe.

Der Verfasser dieser biographischen Skizze hat seiner Zeitschrift — der einzigen, die sich ausschließlich mit amerikanischen Angelegenheiten beschäftigt, und das Interesse des deutschen Publikums ununterbrochen dabei erhalten hat — durch die Beachtung der südamerikanischen Verhältnisse in den letzten Jahren neuen Werth zu geben gewußt. Er hat, meistens nach englischen Quellen, den Freiheitskampf der südlichen Provinzen in einem besondern Werke dargestellt, und ist, wie man aus der Anzeige am Schluß der vorliegenden Arbeit ersieht, mit der Uebertragung der Denkwürdigkeiten Bolivar's (von Ducoudray-Holstein) beschäftigt. Man kann es nur verdienstlich finden, wenn schwer zugängliche Quellen dem deutschen Publikum auf diese Weise näher gebracht, und die Resultate von Volksbewegungen mitgetheilt werden, welche auf das Schicksal des amerikanischen Kontinents von bedeutendem und bleibendem Einfluß sein werden.

Noch ist der Kampf nicht zu Ende, noch ist das glückliche Mittel zwischen der Anarchie und der Diktatur nicht gefunden, noch darf man nicht mit Vertrauen auch nur für die nächste Zukunft in jenen Theilen der neuen Welt das Wort wiederholen — "Une charte sera désormais une vérité." Aber inmitten der gewaltsamen Bewegungen reift der Bürgersinn, bewährt sich der entschlossene Muth, und thut die Erfahrung sich kund, welche einen bessern Zustand begründen wird. Individuen mögen gekränkt, verkannt, verfolgt werden, was sie angeregt, kann doch fortwirken; sie mögen fern und verbannt in fremden Ländern irren, der Geist den sie aus den Trümmern der zerstörten Institutionen heraufbeschworen, wird am heimischen Heerde verweilen; und der Baum der Freiheit soll aus vaterländischer Erde sprossen, wenn auch sein Schatten nicht ihre Ruhestätte deckt.

Dem Helden der vorliegenden Skizze — dem General Santander — möge ein freundlicheres Loos beschieden sein. Aber ob nun eine Wendung der Dinge ihn in sein Vaterland zurückrufen, oder ob er in der alten Welt seine Tage beschließen mag, so wird ihm doch der Ruhm bleiben, für die Freiheit gekämpft, für die gesetzliche Ordnung geduldet und seinen Grundsätzen eine glänzende Existenz zum Opfer gebracht zu haben.

Die biographische Skizze beschränkt sich nicht bloß auf die Erzählung von Thatsachen, sondern erläutert sie durch politische Dokumente, wenn solche zugänglich waren. Darunter ist besonders ein Schreiben von Santander an Bolivar, und eins an Paez merkwürdig, beide aus Veranlassung der durch den letzten General gewagten verfassungswidrigen Schritte.

Ueberall erscheint Santander als warmer Freund der Konstitution, deren Handhabung ihm als Vicepräsidenten während Bolivar das Kommando führte, übertragen war. Aber zugleich ist die Achtung und Anhänglichkeit bemerkbar, welche er für Bolivar bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. So schreibt er an ihn, am Schluß des langen Briefes über Paez (am 15. Juli 1826): —

"Dieser Brief ist ein neuer Beweis meiner Hochachtung gegen Sie, und eine kleine Erwiderung für die großmüthige Freundschaft, wodurch Sie mich auszeichnen; es würde sich übel

Digitized by Google

damit vereinen, wollte ich mich gegen Sie nicht äußerst freimüthig und ohne allen Rückhalt äußern. Im Besitz des höchsten Ehrenamts der Republik habe ich mich nie anders betrachtet, denn als ein Werkzeug Ihrer großen Absichten und als einen Ihrer besten und getreuesten Freunde. Meine amtliche und vertrauliche Korrespondenz bezeugt Ihnen dies unwidersprechlich. In meiner Lage ist General Bolivar allein der Herr meines Willens und der tiefsten Geheimnisse meines Herzens, und auch in dieser Sache wünsche ich ihn zum Richter.

"Leben Sie wohl und beeilen Sie die Stunde, daß ich Sie persönlich versichern kann, wie sehr ich Sie bewundere und Ihr Freund bin."

Daß dieß nicht bloße Phrasen sind, hat der General noch an dem Tage durch die That bewiesen, an welchem das ihm angeschuldigte Verbrechen stattgefunden haben soll. Er war es, der Bolivar warnte, beim Ausbruch der Verschwörung vom 25. September in Bogota, und ihm dadurch das Leben rettete. Dieß war, nachdem Santander bereits seiner Würde entsetzt, und der Schritt geschehen war, durch welchen Bolivar sich zum Diktator aufwarf. Wenn man über irgend einen Umstand sich verwundern wollte, so wäre es dieser, daß Santander's Anhänglichkeit an Bolivar's Person soweit gehen konnte, daß er selbst nachdem der Diktator die Konstitution vernichtet, ihn noch vor einem Angriff schützte, der, wenn auch an und für sich nicht rechtlich begründet, doch wenigstens nur gegen unrechtmäßige Gewalt gerichtet war. Indessen sieht man so wenig klar in diesen Verhältnissen, und es ist so wenig Grund vorhanden, zu glauben, daß das Gelingen der Verschwörung Colombien gerettet haben würde, daß man sich des Urtheils über Motive der einzelnen Handlungen am besten enthält; und die bewährte Gesinnung des Mannes als Bürgschaft für seine Absichten gelten läßt.

In dem Schreiben an Paez (27. Aug. 1826) finden sich folgende charakteristische Aeußerungen, die nun, nach der für den General ungünstigen Wendung der Dinge, eine neue Bedeutung gewonnen haben: —

"Ich werde nicht mein Grab finden, ohne Verirrungen, — das gewöhnliche Loos Aller — begangen zu haben, aber ich werde sterben, ohne meine Pflicht als Vertheidiger der auf Grundsätze beruhenden Legitimität verletzt und nutzlos Menschenblut vergossen zu haben. Ueberblicke ich die weite Aussicht der Zukunft — so wird mein Name im Gedächtniß bleiben; man wird meine Irrthümer als natürliche Folgen meiner Erziehung unter spanischer Herrschaft und der schwierigen absonderlichen Verhältnisse meiner Lage tadeln, aber nie wird man sagen können, daß ich das Zutrauen, welches man in mich setzte, verrieth, und daß ich der Urheber des Unsterns und Unglücks meines Vaterlandes war. Der gute Mensch hat viele Trostgründe; der Trost eines reinen Gewissens, die Ueberzeugung, Alles, was in seiner Macht stand, gethan zu haben, damit Wahrheit das Ohr des Volks erreiche. Unter dem Schmerze, der mein Herz seit dem Vorfalle in Valencia verwundete, wozu die Druckerpresse und, was ich beklage, Sie selbst, die Schmach der persönlichen Verunglimpfung hinzufügen, bewahre ich doch jene aufrichtige Achtung vor Ihnen, wovon ich so viele wiederholte Proben abgelegt habe, und alles, was ich wünsche, ist, Sie mit ihrem Vaterlande und dem aufgeklärten Volke der Mitzeit und Nachwelt zu versöhnen, so daß die Weltgeschichte Ihren Namen ungetrübt überliefre, als muthigen Heerführer und gehorsamen Bürger, welcher Colombia einen doppelten Dienst leistete, indem er zu der Haltung zurückkehrte, welche er unglücklicherweise aufgab. Den Tag wo dieses geschieht, rechne ich zu den glücklichen meiner politischen Laufbahn und zu den glücklichsten meines Lebens. Dann wollen wir als die herzlichsten Freunde auf diesen unruhvollen Zeitraum zurückblicken, um ähnliche Ereignisse zu verhüten und um uns Erklärungen mitzutheilen, welche die ungestörte Verbindung gegenseitiger Achtung herbeiführen. Sie werden dann erkennen, daß ich selbst bei Verletzung des Gesetzes, Ihr getreuer Freund und standhafter Diener gewesen bin."

Aus seinem Kerker in dem Kastell Bocachica, bei Cartagena, ließ er eine Vorstellung an den Regierungsrath zu Bogota abgehen, in welcher er unter Anderm sagt: —

"Meine Herren! die Behandlung, die mir widerfährt, gränzt bereits an Grausamkeit. Wie sehr ich auch Verbrecher sein könnte, so mein' ich doch, daß meine Kränklichkeit und geleisteten Dienste Nachsicht und Berücksichtigung fordern. In welchem Lande der Welt, in welchem ich dazu beigetragen hätte, demselben durch treuen und beharrlichen Dienst eine politische Existenz zu verschaffen, würde, wie groß auch mein begangenes Unrecht sein möchte, ich keinen Auswanderungspaß verdient haben? Selbst in längst verflossenen Zeiten der Barbarei wurden sogar wirkliche Verschwörer an solche Verfügungen der Menschlichkeit und der Milde verwiesen. Sie lasen es und wissen es, wie und wo ein Berengar der Erste von Italien, ein Heinrich der Vierte von England solche Milde über einen Flambert und Douglas walten ließen. Die neuere Weltgeschichte ist überreich an ähnlichen Beispielen, aus denen Weltweisheit und Menschenliebe hervorleuchten. Sollte ich in dem Jahrhundert der Aufklärung, unter der Regierung desjenigen, der einen Titel führt, welcher auf Großmuth deutet, und in dem Augenblicke minder begünstigt werden, wo ich mich entschließe, die Vermittlung derer anzurufen, die da zuverlässige Zeugen meiner geleisteten Dienste und der Rechtlichkeit meiner Gesinnungen während meiner ganzen Verwaltungszeit sind? Und sollte ich es sein, gestatten Sie, daß ich es freimüthig sage, sollte ich es sein, da ich gar nicht zur Verschwörung vom 25. September gehöre?

"Erstaunen Sie nicht, meine Herren, wenn Sie hören, wie ich behaupte, niemals Mitschuldiger eines solchen Unternehmens gewesen zu sein. Ich war es nie, und nehme den Gott der Christen, der Herz und Nieren der Menschen erforschet, so wie den Hergang des gegen mich erhobenen Prozesses, zu Zeugen. Gab es jemals rechtskräftigen Beweis, daß ich die Verschwörung vom 25. September mit Rath oder That unterstützte? Niemals! Kann Einer auftreten und sagen; ich hätte jene Verschwörung begünstigt, angefeuert oder ausführen helfen? Kein Einziger! Ist Jemand da, der behaupten könnte, ich hätte den Versammlungen der Verschworenen beigewohnt, ja nur von ihnen Kunde gehabt oder gar am Tage des Ausbruches der Verschwörung Hülfe geleistet? Durchaus Keiner! Im Gegentheil sind Zeugen vorhanden, welche darthaten, daß jenes Projekt ohne alle Mitwissenschaft von meiner Seite entworfen wurde, daß, als man mir, um mich auszuforschen, Kunde davon zufließen ließ, ich dasselbe verwarf und darnach rang, es zu zerstören; daß die Verschwornen mir ihre Verhandlungen in der Nacht vor dem 25. September verborgen hielten, aus Furcht ich möchte mich ihnen widersetzen und ihre Absichten zu Schanden machen; ja daß endlich, als ich durch einen glücklichen Zufall den meuchelmörderischen Anschlag auf das Leben des Generals Bolivar erfahren hatte, ich diesem wirklich das Leben rettete. Diese Erklärungen zusammt einer Mehrzahl von Umständen, die aus dem Prozesse zu entnehmen sind, stellen die Versicherung auf, daß ich nie zu den Verschwornen gehörte. Und hätte ich um irgend anderer Schuld willen eingekerkert werden können, so sind der Leiden genug, ja überflüssig, die ich, meine Haft in der Festung von Bocachica mit eingeschlossen, erduldete.

"Nichts will ich erwähnen von dem Gerichte, vor welches man mich stellte, nichts von den Gesetzen, die man auf mich anwendete, nichts von andern wesentlichen Nachlässigkeiten, die man sich zu Schulden kommen ließ: denn ich hege, wie schon gesagt, nicht die mindeste Absicht, auch nur die geringste Klage gegen das zu erheben, was mir widerfuhr. Trüb' und schmerz-

Digitized by Google

lich, jedoch nicht schimpflich, ist das Ende meiner politischen Laufbahn gewesen. Ich habe durchaus kein Verbrechen begangen."

Diese letzten Sätze hat er später durch nachstehende Anmerkung erläutert: —

"Das Gericht, vor welches ich zu Bogota gestellt ward, ist das schrecklichste, dessen in den Jahrbüchern der Gewaltthätigkeiten erwähnt werden kann. Nach einem einfachen Ausgange des Prozeßganges sprach ein einziger Richter das Urtheil; dieser Richter gehörte zur Gegenpartei; er gestattete mir weder mich selbst zu vertheidigen, noch einen Defensor zu ernennen; der größte Theil von Zeugen ward mir nicht gegenübergestellt; im Urtheilsspruche finden sich die Anklagepunkte nicht nur entstellt, sondern sind durch Dinge vergrößert, die durchaus nicht aus dem Prozesse sich herleiten und ermangeln dessen, was mir hätte günstig werden können; die Gesetze endlich, die man auf mich anwendete, waren zornmüthig, ja eines derselben war sogar schon abgeschafft worden. Gegen den Spruch des Richters war weder zu appelliren noch zu supplieiren. Dies Alles ist ausführlicher in dem Memorial entwickelt, das ich unterm 24. December 1828 an Se. Excellenz, den General Bolivar, aus meiner Haft in Bocachica einsandte, wo ich den ersten Blick in den Urtheilsspruch thun konnte. Ich werde dieses Memorial nebst anderen Dokumenten der Oeffentlichkeit übergeben, sobald mir Zeit dazu wird, und werde zugleich alle Angaben Lügen strafen, die in auswärtigen Blättern hierüber von partheisüchtigen oder übelberichteten Personen erscheinen. Ich werde dadurch zugleich die Wahrheit der Thatsache bestätigen und meinen Dank den Colombiern aussprechen, die sich, gerührt durch die mir gewordene Verfolgung, liebreich gegen mich bewiesen haben."

Man wird vielleicht die angeführten Beispiele aus der europäischen Geschichte in einem politischen Dokument aus der neuen Welt bemerkenswerth finden *). Eine klassische Anspielung enthält auch der Schluß der Vorstellung, den wir hersetzen: —

"Ich bitte Sie um Ihre Vermittlung zur Erlangung meines Verbannungs-Passes nach Europa und zwar gegen jegliche neue Gewährleistung, die man noch von mir verlangen möchte. Ich bitte darum, nicht wegen der vielfältigen Dienste, die ich unserm gemeinschaftlichen Vaterlande leistete, auch nicht wegen der Gefühle der Menschenliebe gegen einen von Kränklichkeit heimgesuchten Mann, sondern weil ich das Leben des General Bolivar rettete, in dessen Händen das Geschick Colombiens ruht. Wenn ein König von Epirus die Waffen von sich warf und dankgerührt über die großmüthige Handlung eines heldenmüthigen römischen Kriegers, die ihm das Leben erhielt, das römische Volk umarmte; wenn eine Stadt, welche sich weigerte, sich den römischen Adlern zu unterwerfen, ihre Thore jenem großmüthigen Consul öffnete, der es verworfen hatte, schändlich und treulos gegen sie zu verfahren; darf ich da nicht hoffen, als Erretter des Befreiers, die wirksame Vermittlung derjenigen zu verdienen, die meine Mitbürger, meine Gefährten, meine Freunde waren? Ich hoffe mit voller Zuversicht auf diese Vermittlung, und hoffe zu gleicher Zeit, daß eben dieser Befreier, geleitet von den Gefühlen der Rechtlichkeit und Milde dieselbe gültig aufnehmen und in Folge dessen meine Freilassung decretiren werde. Ich schwöre hier und Angesichts des Gottes, der da Rechenschaft fordern wird von den Meineidigen, daß ich, indem ich die Fluren Colombia's verlasse, um fern von denselben zu leben, ich dieselben nie ohne Vorwissen der Regierung wieder betreten, mich nie in deren Angelegenheiten mischen werde. Der Schwur eines Mannes, der alle Schwüre erfüllte, die er mit Gefahr seiner Ruhe, seiner Vortheile, seiner Habe, seines Lebens und seiner Ehre leistete, ist vollgenügende Bürgschaft."

Das Bildniß des Generals gereicht der kleinen Schrift keineswegs zur Zierde. Es ist unschön ausgeführt und nicht sehr ähnlich. Wir haben ein andres, sehr wohl getroffenes, ebenfalls von einem hamburgischen Künstler gezeichnetes gesehen, unter welches der General die Worte schrieb: — "Paz y prosperidad para Hamburgo baso leyes beneficas y protectoras."

Darstellung der Unruhen weniger Tage in Hamburg, von Johannes Andreas Prell, Oberst-Lieutnant und Chef des Bürger-Militairs. Hamburg, im September 1830. (Gedruckt in der Raths-Buchdruckerei.)

Wir freuen uns, endlich eine vollständige, durch den Namen des Verf. beglaubigte Darstellung der Vorfälle zu erhalten, die für einen Augenblick die gewohnte Ruhe und Ordnung unterbrochen hatten. Viel länger durfte der Verf. nicht säumen, wenn er nicht erwarten wollte, daß die ganze Sache der Vergessenheit übergeben wäre, ehe er sie wieder in Anregung brächte. Insbesondere freuen wir uns, den Verdacht widerlegt zu sehen, der auswärts leicht hätte entstehen können, als ob man in Hamburg der Erzählung von Thatsachen Hindernisse in den Weg legen wollte, die man anderwärts nicht kennt. Es ist klar, daß jede Darstellung, die hier erscheint, sich hüten wird, nicht zu übertreiben; aus dem einfachen Grunde, weil jede Uebertreibung lächerlich und gehässig sein würde. Aber wo ist die Bürgschaft dafür, daß die Korrespondenten auswärtiger Blätter, daß die anonymen Verfasser von auswärts gedruckten Pamphlets nicht übertreiben werden?

Aus der vorliegenden Darstellung ersieht man nicht ganz deutlich, wie die Unordnungen entstanden; wohl aber giebt sie genügende und sehr beruhigende Auskunft darüber, wie sie gedämpft worden sind. Es geht nämlich mit Sicherheit daraus hervor, daß mit dem Augenblick, da der Bürgerbewaffnung die Herstellung der Ordnung übertragen wurde, eine sittliche Reaktion eintrat; daß die Anwendung der für den äußersten Fall wieder erneuerten Bestimmungen des Tumult-Mandates dadurch in der Stadt selbst unnöthig gewordeu; und daß selbst auf dem Hamburgerberg, den Tag nach einem beklagenswerthen Auftritt, es der zuerst dorthin berufenen Bürgerwache gelungen ist, ohne Anwendung jener Bestimmungen die Ordnung zu erhalten, die seitdem auf keinem Punkte weiter gestört worden ist.

Diese Thatsachen, deren Einzelnheiten in der anspruchslosen Darstellung des Chefs entwickelt, und deren erfreuliche Resultate in den verschiedenen von dem Rath erlassenen Bekanntmachungen anerkannt worden sind, bezeichnen zur Genüge den Geist des Vertrauens, der selbst eine solche Prüfung nicht zu scheuen hatte, und der in dem Augenblick sich bewährt hat, da, man weiß nicht, welche verächtliche Einflüsterungen geschäftig waren, dieses Vertrauen zu stören. *)

---

*) Santander hat einer wissenschaftlichen Bildung genossen in Santa Fe de Bogota, und wurde im Jahr 1807 Doktor der Rechte. — Was uns überraschte, war eine Aeußerung die wir von ihm hörten, als wir im Oktober v. J. zum erstenmal in einer Gesellschaft mit ihm zusammentrafen. Er sagte bei Gelegenheit eines Bildes von Luther: "Columbus hat eine neue Welt entdeckt: Luther eine neue Art aufgefunden, dem Evangelium gemäß zu Gott zu beten". Auch Melanchthon's Name und sein Bildniß war ihm bekannt.

*) So eben erhalten wir eine "Beleuchtung der Flugschrift: Rechte und Forderungen der freien Hamburger" — eine gutgemeinte, aber mit sichtbarer Eile hingeworfene Erörterung der Klagepunkte, die der giftige Skribent aufgeführt hatte. Wenn wir gleich die Ansichten des Verf. über mehrere Punkte nicht unterschreiben können, so glauben wir doch, daß die kleine Schrift dazu beitragen wird, unter den Bürgern ein richtigeres Verständniß der Dinge, auf welche es hauptsächlich ankömmt, zu verbreiten, und ebendadurch gewissenlosen Einflüsterungen sowohl als einer Indolenz, welche sich um das allgemeine Beste nicht kümmert, entgegenzuwirken.

Digitized by Google

Es steht dem Chef der Bürgerwehr wohl an, auch den Anschein des Mißverständnisses und der Eifersucht zwischen seinen Waffenbrüdern und der regulären Garnison zu entfernen, wie er es durch folgende Aeußerung gethan hat. "In den jetzigen Zeiten herrscht nun einmal ein Vorurtheil gegen das reguläre Militair. Diejenigen, die in Zeiten des Krieges ihr Leben und ihre Gesundheit für das Volk zuerst auf's Spiel setzen müssen, werden überall angefeindet! Hoffentlich wird jedoch auch dieses Vorurtheil schwinden, und bei ruhigerem Nachdenken wird man finden, daß es nöthig ist, daß neben einer gut organisirten Bürgerwehr, eine Anzahl Krieger vom Fache für den täglichen Dienst, und zur Unterstützung der polizeilichen Maaßregeln unentbehrlich ist". Aber man wird auf der andern Seite es nicht mißdeuten dürfen, wenn von Anfang an unter den Wohlgesinnten eine ziemlich allgemeine Besorgniß statt fand, daß jede Anwendung einer andern Gewalt, als der Bürgerbewaffnung, eine leicht erklärliche Erbitterung unter dem Volk, und auswärts ein Mißverständniß über den Charakter der etwa vorhandenen Unzufriedenheit herbeiführen möchte. Der Verf. hat selbst nicht umhin gekonnt, sich über diesen Umstand bei Gelegenheit der Vorfälle vom 5ten September auszusprechen. "Unglücklicherweise wurden nun auch die hinter dem rohen Haufen lustwandelnden Neugierigen theils umgeritten, theils mit der flachen Klinge zum Zurückgehen gezwungen. Dieser Umstand so wie das Heransprengen der Reserve der Kavallerie erregten allgemeinen Unwillen, und alles war an den folgenden Tagen in voller Wuth gegen die Uhlanen, die unter dem Kommando ihres wackern Rittmeisters Heinssen ein auserlesenes Reuterkorps bilden." Mit welcher Zuversicht man aber von allen Seiten den Resultaten der ferneren Maaßregeln entgegensah, durch welche die Sicherheit der Stadt der Bürgerbewaffnung anvertraut wurde, ist allgemein bekannt.

Den letzten Versuch der Störung innerhalb der Stadt beschreibt der Verfasser, in seiner Manier, folgendermaaßen: —

"Es zog nun eine ungeheure Menge Menschen theils singend und pfeifend durch den Jungfernstieg und über den Neuen Wall; allein alles schien friedlich, nur wenn die Patrouillen des Bürger-Militairs passirten, wurden sie mit einem ungeheuren Hurrahrufen begleitet. Etwa um 10½ Uhr mochten die ersten Steine gegen das Stadthaus fliegen. Man suchte nun die Leute im Guten zurückzubringen; allein es war alles vergeblich. Das Schmeißen wurde immer ärger; die Patrouillen kamen heran; allein nicht gewohnt mit dem Bayonnete auf das Publikum einzudringen, wurden sie stutzig, besonders wenn die Tumultuanten die Gardisten anredeten und ihnen zuriefen: Ihr werdet doch nicht auf eure Mitbürger eindringen? Ich läugne nicht, daß ich vielleicht etwas zu lange gezögert habe mit Strenge zu verfahren, welches wohl meiner Unerfahrenheit und Aengstlichkeit für das zu entstehende Unglück zuzuschreiben ist; auch kamen die Detaschements nur langsam. Ich tröste mich jedoch damit, daß wohl einige Steinwürfe mehr erfolgt, mehr Fenster zerschmettert sind, allein vielleicht auch mancher dadurch Zeit gewonnen hat, sich aus dem Gedränge zu entfernen.

"Endlich riß uns der Faden der Geduld, der Major Wüppermann und die Adjutanten hieben tapfer ein, größere Detaschements erschienen, und das Volk ward geworfen.

"Die am Stadthause anfänglich unter Lieutenant Hasche und später unter Kapitain Heerlein, postirten Jäger säuberten nun den gegenüber liegenden Bauplatz, von welchem aus die Steine von den Frevlern geschmissen wurden, und so bekam denn alles, nachdem die Uhlanen, welche zurückcommandirt wurden, sich entfernt hatten, eine bessere Gestalt. Ueberall in der Stadt wurden die Ruhestörer geworfen und außer dem Einwerfen einiger Fenster haben sich keine weitere Excesse in der Stadt ereignet".

Der Verfasser hat in der Einleitung "die Nachsicht seiner Leser" wegen seiner Schreibart in Anspruch nehmen zu müssen geglaubt. Es ist klar, daß er von der Schriftstellerei nicht Profession macht, und man liest viel lieber eine Darstellung wie die seinige, als eine pathetische und gezierte. Die Phrase, daß die Patrouille "nicht gewohnt ist, mit dem Bayonnette auf das Publikum einzudringen", hat, zumal in einer freien Stadt, einen guten Klang. Aber wir wissen uns nicht mit der andern Phrase zu befreunden "das Volk ward geworfen". Wie? Eine Schaar von Ruhestörern sollte für das Volk ausgegeben werden? Es soll wohl heißen "die Tumultuanten (diejenigen nämlich, die zuvor 'geschmissen' hatten) wurden geworfen."

Auch scheint es uns, daß der Verfasser unbedeutenden Dingen die Veranlassung zu den Störungen zugeschrieben hat. Er sagt nämlich in seiner Einleitung: —

"Bei der im Anfange des Augustmonates überall herrschenden Aufregung durch die in Frankreich statt gehabte Revolution, fing man auch hier an, äußerst lebhaft zu werden. Mit Entzücken hörte man die Marseiller Hymne und in ihrer ermunternden Begleitung beging die liebe Jugend Excesse dadurch, daß sie einige Juden aus den Kaffeehäusern auf eine unhöfliche Art escortirte.

"Dieses Benehmen junger unerfahrner Leute wurde theilweise wohl dadurch veranlaßt, daß sie bemerkten, wie ältere Leute, die doch die Gräuel der Revolution erlebt hatten, jetzt gleichsam verjüngt wurden, als sie die dreifarbigen Uhrbänder der Herren, die dreifarbigen Schärpen der Schönen erblickten und die Marseiller Hymne spielen hörten.

"Thäten die ältern Personen nicht besser, die lieben Kleinen auf die Hanseatische Kokarde zu verweisen und folgenden Vers unsers unsterblichen Schillers ihnen vorzulesen:

'Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte u. s. w.'

oder wenn sie Musik wollen, Körners 'Lützow's Jagd' spielen zu lassen? Ist dieses nicht schicklicher als Lieder zu dudeln, unter deren Schall das liebe Deutschland unterjocht wurde?

"Auch wäre es wohl gut, wenn die Gewohnheit sich in Gegenwart der jungen Leute über die etwaigen noch nicht erwiesenen Mißgriffe der Behörden zu äußern, etwas nachließe. Da geht es über die arme Kammer, über die Baudeputation und über alle Behörden her, als wenn die Raisonneure nur allein Verstand hätten. Ist es da ein Wunder, daß die jungen Leute den polytechnischen Schülern in Frankreich nachahmen, die dem Regenten Lectionen im Regieren der Völker geben?"

Die Behörden selbst schienen mit großer Ruhe diese Dinge, die der Verf. für gefährlich hält, mit angesehen zu haben. Wenigstens ist uns nicht bekannt, daß irgend Jemand darüber befragt worden ist, ob er ein dreifarbiges Band getragen, oder zur Abwechslung französische Musik gespielt habe. Solche Dinge stören die Ruhe nicht. Und es hat vielmehr allgemein einen günstigen Eindruck gemacht, daß die Behörden jede übertriebene Aengstlichkeit vermieden haben, wie es der Würde dieses glücklichen Freistaates geziemte. So hat man in den Tagen der Unruhe die Stumme von Portici über die Bretter gehen sehen, ohne daran zu denken, daß es anderwärts als Revolutionsstück verrufen und verpönt sein könnte. Glücklich, wo man, wie hier, mit solcher Zuversicht die neue Lesart der "Barcarole" als gute Vorbedeutung nehmen konnte: —

"Reprenons nos vieilles bannières:
Le calme viendra!
La liberté jamais ne périra!"

Novitäten.

Bohlen: Das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. 1ster Band. Königsberg, Bornträger. (2 Bände 4 Thlr. 8 ggr.)

Eberhard: Gesammelte Schriften. 16—128 Bändchen. Halle, Renger. (20 Bändchen 5 Thlr.)

Arndt: Geschichte der Anhalt-Dessauischen Pastoralgesellschaft. Dessau, Ackermann. 12 ggr.

Robolsky: Deutsches Homonymikon. Dessau, Ackermann. 8 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

15. Hamburg. Montag, den 11. October. **1830.**

Inhalt.

Tieck: Novellenkranz..... Seite 113
Der Aufstand der Braunschweiger " 116
Michaelis: Das Leuchten der Ostsee.... " 118
Wit-Dörring: Fragmente..... " 119
Novitäten..... " 120

Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1831. Von Ludwig Tieck. Erster Jahrgang. Mit sieben Kupfern. Berlin, Reimer.

Das bestimmte, vorwaltende Interesse, das wir in dem griechischen Kaiser nicht zu entdecken vermochten, wird man in den vorliegenden Novellen — dem zweiten Theil des Dichterlebens und den Wundersüchtigen — nicht vermissen. Nur müssen wir befürchten, daß das Interesse nicht ein allgemein ansprechendes, und daß die Novellen — wenn nicht ein berühmter Name, der überall geistreiche Ideen erwarten läßt, und nirgends die Erwartung ganz täuscht, auch hier Wunder thut — nur "Kaviar sein werden für das größere Publikum."

Der zweite Theil des Dichterlebens, mit dem ersten zusammengenommen, ist die Frucht eines anhaltenden Studiums der älteren englischen Bühnenliteratur. Aber wie bei dem Erzähler, so setzt die Novelle bei dem Leser, wenigstens in gewissem Grade, ein solches Studium voraus. Wo das Interesse sich vorfindet, wird es ohne Zweifel gesteigert werden, aber wir können uns nicht überzeugen, daß die Novelle dichterisches Leben enthält, hinreichend um das Interesse zu wecken und zu fesseln. Es ist unmöglich, ohne einige Kenntniß von Shakspeare's Sonnetten in die sittlichen Beziehungen der Novelle einzugehen. Dem Studium des Dichters wird sie förderlich sein; seine Freunde und Verehrer aber werden ohne ein solches Studium sich seiner Dichtungen zu erfreuen wissen. Es sind hier Figuren aufgeführt, für die man sich kaum interessiren würde, ohne früher von ihnen literarische Notiz genommen zu haben. Vielleicht dürfen wir selbst einen Theil der Theilnahme, die wir denselben beim Durchlesen nicht entziehen konnten, nur auf Rechnung einer solchen zufälligen früheren Bekanntschaft schreiben. Es hat uns nämlich eine dem Fremden wohl mehr als dem Engländer eigenthümliche Neugierde auf dem britischen Museum ein und das andre alte Buch in die Hände gespielt, das wir früher nur aus den Anführungen bei Malone und seinen kritischen Freunden oder Gegnern gekannt hatten. Alte Bücher aber sind nicht Jedermanns Passion: wohl aber neue Novellen, wenn der Weg nämlich nicht über die Leichen der alten Autoren geht. Oder soll man auf die Neugierde zählen, die von Shakspeare's Verhältnissen das Wahre oder Wahrscheinliche zu erfahren wünscht? Sie wird nicht ganz getäuscht werden, nicht ganz befriedigt. Den Studien und Vermuthungen eines scharfsinnigen Kritikers ist die Phantasie nur in dem Maaße zu Hülfe gekommen, um den Neugierigen zu Zweifeln zu verleiten, nicht aber, um eine Illusion hervorzubringen. Dazu müßte doch wohl, unter Anderm, Florio minder ermüdend geschwätzig sein, und Rosaline minder an's Widerliche streifen.

In der nachfolgenden Erzählung, die dem Dichter in den Mund gelegt ist, sind Ideen über seine poetische Entwickelung ausgesprochen, die von einem Kenner wie Tieck herrührend, von unverkennbarem Werth sind. Mögen sie zum Studium der Novelle reizen, und Andre vom Ganzen mehr befriedigt werden, als wir selbst.

"Als ich nach einigen Wochen das Theater wieder besuchte, stand mir eine große Ueberraschung bevor. Unter verändertem Titel sah ich jenes Stück, welches ich in Stratford geschrieben hatte, zu meinem größten Erstaunen spielen. Ich erschrack und war beschämt, daß dieser ganz kindische Versuch nach Jahren dem Volke vorgeführt werden sollte, und zürnte jenem Schauspieler, der mein Vertrauen so mißbraucht hatte. Aber wie verwundert war ich, wie sehr in anderer Weise beschämt, daß noch keiner meiner Versuche mit so vielem Beifalle war belohnt worden, ja daß mir die Schauspieler versicherten, seit Jahren habe kein Stück ein so entschiedenes Glück gemacht. Sie konnten es auch öfter darstellen als jede andre Komödie, und es blieb ein Lieblingsstück der Stadt.

"Und ich will wetten, rief Southampton jetzt, dieses Stück ist der wunderliche Mucedorus.

"So ist es, erwiederte der Dichter.

"Und du, Böser, sagte der Graf empfindlich, hast mir bis jetzt verschwiegen, daß auch dieses seltsame Gebilde von dir heraufgeführt ist. Diese Erscheinung habe ich immer geliebt, und fühlte in ihr eine ergreifende Eigenthümlichkeit. Dies Stück, wie alles Alte, mußt du denn doch noch einmal für mich und andre Freunde deiner Muse drucken lassen.

"Ihr wißt, antwortete der Freund, diese Sachen gehören den Theatern, und selbst wenn sie es verdienten, würde es schwer sein, sie diesen zu entziehen und dem Drucker zu übergeben. Aber von diesem Augenblicke, um in der Erzählung fortzufahren, als dieser Mucedorus so mit unverdientem Beifall war aufgenommen worden, war mir eine zentnerschwere Last vom Busen gefallen. Ich verzweifelte nun nicht mehr an meinem Talent. So schwach jenes erste Stück, ein fast kindischer Versuch ist, so begriff ich doch, daß er darum gelenker, eigenthümlicher war und mehr gefallen hatte, weil er eben frei, leicht und dreist, ohne hemmende Rücksichten und Furcht vor hergebrachter Form war hingeschrieben worden. Jetzt also folgte ich nur meiner eigenen Neigung und Lust, und alle jene Arbeiten, die ich nun in meinen Feierstunden ausführte, sind freier und eigenthümlicher.

"Jetzt erschien das Buch von Lully, der bekannte Euphuos, und ich war nicht saumselig, ihm, wie alle meine Zeitgenossen es thaten, nachzuahmen; und um so lieber, weil ich auch seine fein ausgearbeiteten Hofkomödien kennen lernte, die die Kinder der Kapelle am Hofe mit großem Beifalle spielten. Der alte Munday gab viele Stücke der Bühne, schwach geschrieben, aber gut erfunden; einige Georg Peele, der wundersame heitere Mann, der eben so gern Schelm, als Schauspieler und Dichter ist. Ich lernte in Uebersetzung den Seneca, Plautus und Terenz kennen, nahm mein Lateinisch wieder vor und studirte, so viel ich konnte, die Originale. Ich bemerkte bald, daß jede geistreiche und neue Manier mich so anzog, daß ich mich ihr mit Leichtigkeit anschloß und in dem angeklungenen Ton fortsprechen konnte. Dieses Talent, wodurch ich gleichsam selbst zur Person des gelesenen Dichters in meiner Nachahmung wurde, förderte und hemmte mich. Ich versuchte nach und nach ohne Anstrengung alle Tonweisen unserer reichen und vielseitigen Sprache: die spitze, antithetische des Lully, die immer mit Bildern und Gleichnissen spielt, die gesucht prächtige, moralisch kurze, die ich dem Seneca nachtönte, die süßfließende und leichtfaselnde des Peele, die dramatische, natürliche Rede des Munday, und hie und da den zornigen Uebermuth der Leidenschaft, die ich in Marlow fand. Denn bald nachher

Digitized by Google

trat dieser Dichter auf, und Robert Green, dessen durchsichtigen Styl und leichten Vers ich immer geliebt habe.

Ohne daß ich es bemerkt hatte, war diese Beschäftigung mit dem Theater meine Hauptaufgabe, und meine Arbeit für den Rechtsgelehrten nur Nebensache geworden. Der pünktliche Mann hielt mir meine Nachlässigkeit in etwas zu herber Sprache vor, und da ich nicht ohne Leidenschaft erwiederte, so trennten wir uns auf immer. Jetzt nahm ich den Vorschlag meiner Landsleute, den ich früher abgewiesen hatte, mit Lust an, mich dem Theater ganz zu widmen. Ein reicher Mann, Henslow, hatte einige Theater übernommen und sich für Summen mit den Erbauern und vorigen Eigenthümern abgefunden. Er nahm mich gern auf, weil er seine Unternehmung, die er ganz wie ein kaufmännisches Geschäft betrieb, erweitern wollte. Nach einigen Proben und freundschaftlichen Aufmunterungen meiner Landsleute, da ich mich auch schon für mich geübt hatte, ließ ich mich bei den Gesellschaften dieses Henslow als Schauspieler einschreiben. Mit dieser Unterschrift, indem mir jetzt die Leidenschaft für das Theater die Feder in die Hand gab, hatte ich, das wußte ich, die Aussöhnung mit meinem Vater für immer unmöglich gemacht.

"Da meine Stimme nicht stark, mein Wuchs nicht hoch ist, so konnte ich nicht Helden und mächtige Leidenschaften darstellen, das eigentlich Komische schien mir ebenfalls versagt. Die leichte fließende Rede, das Rührende, Zärtliche, eigentlich Schöne, selbst das Würdige schien mir erreichbar. Diese Rollen übernahm ich gern und schrieb mir in meinen eignen Dichtungen manche, die mir Beifall erwarben. Fast Alles, was ich jetzt dichtete, machte Glück. Alte Legenden, Begebenheiten aus der bürgerlichen Welt, große Schicksale und Wundermährchen begeisterten mich abwechselnd und brachten schnell viele Komödien hervor, die ihr auch zum Theil kennt und liebt, wie den Cromwell, den verlornen Sohn von London, den Perikles, Arden von Feversham und so manches andre Spiel. Doch sollte mein aufsteigender übermächtiger Genius auch wieder einmal gedemüthigt werden. Schon in der Kindheit hatte mir das wunderliche politische Mährchen vom Hamlet gefallen, welches Saxo Grammaticus so hübsch erzählt. Ich nahm den seltsamen Stoff auf meine Weise, und versuchte mich in einer fremden Art, eine Staats-Aktion mit leichtem Witz, mit Anspielungen auf neue Zeit und unsern Sitten innigst zu verbinden, ohne den mährchenhaften Charakter der alten Legende ganz zu zerstören. Es schien mir auch gelungen, nur nahm ich aus Mißverstand, da die Rolle freilich nicht groß war, über mich, das Gespenst des Vaters darzustellen. In der größten Anstrengung, als ich schrie: Hamlet! Rache! (Revenge!) lachte das ganze Haus, weil meine Stimme in der Heftigkeit überschlug. Das Stück gefiel übrigens sehr, aber der Ausdruck: Hamlet, Revenge! diente den Spöttern zum Sprichwort, und ich höre ihn von Neckern noch jetzt zuweilen. Das Gespenst wurde nach einigen Aufführungen von einem andern Spieler vorgestellt, aber dennoch fehlte das Gelächter der Zuschauer bei jener Stelle niemals. Es gehörte nun schon zum Stück, und es ist fast unmöglich, dergleichen Erinnerung und Gewöhnung wieder zu vertilgen, wenn sie einmal fest steht. Gern hätte ich schon diesen Hamlet, einen meiner Lieblinge, neuerdings wieder in andrer Gestalt bearbeitet, wenn mich nicht die Lächerlichkeit, die ihm anhaftet, zurückhielte.

"Indem Green und Marlow viel für die Bühne schrieben, war auch ich fleißig und glücklich, wenn auch, was ich selbst wünschte, mein Name nicht genannt wurde. Da kam, so muß ich es aussprechen, die Muse selbst zu mir in mein kleines Haus. Schon als Kind hatte ich die Geschichte meines Vaterlandes geliebt; mein Vater, der in ihr sehr bewandert war, erzählte uns oft große Begebenheiten und Schicksalswechsel, den Untergang der Regenten oder großen Familien, die sich auf unserer schönen Insel zugetragen hatten. Ich selbst hatte so Großes erlebt, und war bewegt und erschüttert worden. Plötzlich, in einer einsamen Stunde, schlug sich vor mir das unermeßliche Buch der Verhängnisse und der göttlichen Gerechtigkeit lautrauschend aus einander, und mein Geist las anders, als vormals, sah Beziehungen, Prophezeiung und Erfüllung, wo er sie ehemals nie entdecken konnte, und eine unaussprechliche Entzückung durchströmte alle meine Kräfte, und eine Begeisterung, für die ich keinen Namen habe, bemächtigte sich meiner, daß ich mir vornahm, dieses Schauen, welches sich mir in der Ganzheit, in der Fülle der Begebenheiten, in dem göttlichen Strafgericht der Geschichte so verständlich offenbart hatte, in Worten und Figuren wiederzugeben, und dieses Ungeheure, das mir selbst bis dahin fremd gewesen war, der kleinen, häuslichen Bühne zu vertrauen. Diese Bürgerkriege der Rosen so zu zeichnen, daß Jedem sich mein unnennbares Gefühl mittheilte, war jetzt die Aufgabe meines Lebens. Ich fühlte mich selber groß, indem ich so Großes mit sicherm Muthe unternehmen durfte. Marlow's Tamerlan hatte die Menge hingerissen, und als Vorbereitung gleichsam stellte ich den König Johann hin, den ich mit großer Begeisterung gedichtet hatte. Mein Haß gegen Mönch- und Papstthum, gegen die Anmaßung der Hierarchie war herbe ausgesprochen, und mir fielen wieder alle Gezänke bei, die ich in bittern Stunden im väterlichen Hause durchgemacht hatte. Auch dieses Werk, welches in zwei Theile zerfällt, ward von den patriotischen Zuschauern mit großer Liebe aufgenommen, und die eigentlichen Dichter, die, weil sie Studirte waren, sich bisher um den Komödianten nicht gekümmert hatten, fingen an mit Eifersucht, und selbst mit Neid zu mir hinab zu sehen.

"Ja, Freund, es war eine glückliche, eine überaus glückliche Zeit, als ich, die ganze Welt vergessend, meine Bürgerkriege dichtete. Oft war mir, als wenn eine unsichtbare Hand meine fliegende Feder regierte. Weit vorgerückt, fast fertig war ich mit dem ganzen Gedicht, als der erste Theil, die Kindheit Heinrichs des Sechsten, aufgeführt wurde. Aus Erinnerung an meine frühe Jugend und an den Ritter Lucy, den ich sehr geliebt hatte, spielte ich, nebst einigen andern kleinern Rollen, jenen Lucy, der klagend den Leichnam des Helden Talbot fordert. Mit welcher Rührung, Freude, Entzücken, wurde aber der Tod des Talbot, sein Abschied von seinem jungen Sohn, diese Scenen, die ich mit aller Liebe gedichtet hatte, aufgenommen. Ein Weinen, ein Schluchzen, das allgemein war, störte fast die Spielenden, und nachher und am Schluß ein so lauter, so tobender Beifall, wie er noch niemals war gehört worden. Der Sage gemäß hatte ich den Talbot selbst für jenen kleinen, unvergleichlichen Schauspieler gedichtet, der auch in der alten Tragödie vom Hieronymus so einzig erscheint. Er theilte mit mir den Beifall, wie er zumeist das Glück der Darstellung gefördert hatte. Nun, noch ehe alle Theile dieser Bürgerkriege gespielt waren, erschienen viele Schauspiele aus der englischen Geschichte, und selbst Marlow verschmähte es nicht, seinen Eduard den Zweiten zu dichten. Ein merkwürdiges und schönes Werk, aber jener Geist und Sinn für das Vaterland und dessen Wohl und Weh, den ich hatte poetisch aussprechen wollen, klingt in diesem Schauspiel nicht. Richard der Dritte, welcher die Reihe der Bürgerkriege schloß, erwarb mir wieder viele Freunde. Jetzt war mein Name schon nicht mehr unbekannt, und wenn ich zurück sah, wie ich das Theater angetroffen, und aus welcher Unmündigkeit es durch meine Bemühung vorzüglich war genommen und zum Edlen gereift worden, so fühlte ich mich zufrieden gestellt, und meinte wohl, wenn ich nur meine Kinder sähe, alle meine frühern Leiden vergessen zu können."

Die zweite Novelle — die Wundersüchtigen — liegt den Interessen unsrer Zeit weit näher, wenn sie gleich, mit einer Aussicht, die den Meister bezeichnet, in die Jahre zurückverlegt wird, "wo hier Friedrich der Zweite regierte, und dort

Digitized by Google

Joseph der Zweite, und Lessing schrieb und wirkte.". Der Unfug, der mit dem Magnetismus getrieben wird — ein abscheulicher Unfug, in That und Wahrheit — ist auf sehr gewandte Weise mit dem Treiben von geheimen Ordensverbindungen, mit der Proselytenmacherei der Ungläubigen auf der einen, und der Allgläubigen auf der andern Seite, und mit der vermittelnden Charlatanerie famöser Abenteurer in Verbindung gesetzt. Die folgende Scene schildert äußerst — soll man sagen, komisch oder tragisch — den eigenthümlichen Unstern, daß über einen betrogenen Betrüger ein größerer Magus und Schelm kommt. Man muß bemerken, daß viel des trefflichen Weines genossen worden, ehe das Gespräch sich entspinnt, und daß unmittelbar nach dessen Schluß der Erzmagus im Rausch sein Geheimniß verräth. Man muß solche Dinge, in solchen Umgebungen, wie sich gebührt, zur Schau stellen, und wir werden sie nicht wieder im Ernst zu vernehmen haben.

"Schmaling lenkte endlich das Gespräch auf die Religion, und Sangerheim sah sich genöthigt, den Wink, den er Manchen ins Geheim gegeben hatte, jetzt als eine Lehre laut auszusprechen, daß Derjenige, der zur katholischen Kirche gehöre oder überträte, nur der höchsten Grade und wichtigsten Geheimnisse theilhaft werden könne.

"Feliciano sah ihn lange mit einem großen fragenden Blicke an und sagte nach einer Pause, die alle Anwesenden in der größten Spannung erhielt: Ist das euer Ernst, großer Meister?

"Wie anders? fuhr Sangerheim fort, da die übrigen Partheien, die sich ebenfalls Christen nennen, immerdar ein geistiges Geheimniß verletzen und sich der Wundergabe, der Inspiration, der Anschauung der Mysterien entziehen? Sie können Vieles sehen und erforschen, aber der Anblick des Allerheiligsten ist ihnen nicht vergönnt; sie können nur von den sieben höheren Graden fünfe erringen. Ihre Sekte an sich selbst schließt sie nicht aus, sondern ihre Glaubensunfähigkeit: überwinden sie aber diese in der Rührung ihres Herzens, so treibt sie der eigne Geist von selbst, sich der älteren Kirche wieder anzuschließen.

"Der älteren? nahm Feliciano mit großem Ernste das Wort auf; welche ist diese? Kennt ihr sie? War vor dieser älteren nicht wohl eine noch ältere und ächtere? Wozu eure vielen Grade, wenn euch dieses wichtigste Mysterium mangelt?

"Hindert euch Nichts, großer Mann, fiel Schmaling ein, dieses etwas deutlicher auszusagen?

"Wir sind nur von Brüdern umringt, antwortete der Graf, die früher oder später von selbst das finden werden, was ich ihnen andeuten kann, und darum brauche ich in dieser edlen Gesellschaft, die keine weltliche ist, meine Worte nicht ängstlich abzumessen. — Was die Christenheit spaltet, ist neu und zeitlich, Priesterwort und willkürliche Satzung ist schwer vom ächten Fundament desselben zu unterscheiden, und so kömmt es, daß in den protestantischen Kirchen vieles ächter und wahrer ist, als was die Katholiken in ihrer Lehre vortragen, die Alles, was Luther predigte, nur Neuerung nennen. Aus beiden Kirchen ist zu lernen, aber nur dem ist es möglich, dem der Sinn frei geblieben ist. Gab es denn nicht, längst vor Entstehung des Christenthums, die ächte, völlig ausgebildete Maurerei? Diese war denn doch wohl noch ächter, als die alte Kirche. Und was bedarf sie denn also dieser, um der Wunder, des Wissens, der Geheimnisse theilhaftig zu werden? Sie genügt sich selbst, und sie wäre nicht das Höchste und Beste, was der Mensch erringen kann, wenn sie in irgend einer Religion eine Stütze der Bestätigung finden könnte.

"Sangerheim schien erstaunt, aber Feliciano fuhr fort: gedenkt nur an den großen, weisen Salomo und seinen Tempelbau, an Hiram, an alle Legenden und Symbole, die auf unsern großen und alten Meister, den weisesten des Orients, hindeuten. Ihr wißt es Alle, wie den Lehrlingen mit diesen Symbolen und ihren Deutungen der Kopf verwirrt, wie sie zerstreut werden, damit sie nur die Wahrheit nicht finden sollen, die ein Eigenthum der höhern Geister bleibt. Salomo empfing, als ein Würdiger, das Geheimniß der Maurer von großen unsterblichen Obern, er baute den Tempel und stiftete die Loge des Geheimnisses, indessen der gemeine Mann im Prachtgebäude auf herkömmliche Weise den Gott anbetete, den er nur für einen Gott seiner Nation ansehen konnte, der mächtiger sei, als die Götter der andern Völker. Wo steht in unsern Büchern und Sagen, in Allem, was uns von Salomo überliefert ist, daß er von Gott abfiel, daß er ein Götzendiener wurde? Er hätte, wenn dieß gegründet war, nicht mehr Meister des heiligsten Stuhles, nicht mehr Obrer und Bewahrer des Geheimnisses bleiben können. Diese falsche Legende ließen die Priester nur in die Schrift hineinschreiben, weil er sich ihnen entzog, und ihrer Zunft nicht die Gabe zu weissagen, Wunder zu thun, Todte zu erwecken, Geister zu rufen und zu bannen, Gold zu machen, mittheilen wollte. Diese Kräfte, diese Herrschaft über die Geister, diese Geheimnisse der Loge, die nur Wenigen mitgetheilt wurden, welche die höchsten Weihen schon empfangen hatten, diese sind die hohen Gewalten, die von der Unwissenheit der Priester Götzen genannt wurden. Freilich waren es ihnen ausländische, fremde Götter, weil ihnen die Kenntniß derselben entzogen wurde.

"Diese herrliche, glänzende Zeit der Maurerei verfiel nach dem Abscheiden des großen Königs und Meisters. Die Obern zogen sich zurück, die meisten nach Judäa. Späterhin finden wir Elias und Elisa als Eingeweihte wieder, die von der rauhen Menge und von den verstockten Königen nicht verstanden wurden. Ganz verbarg sich nachher die Kunst, und zog sich aus dem Tempel und Jerusalem in die Wüste zurück. Da treffen wir sie unter den Essäern oder Essenern wieder an. Das heißt, die Gelehrten, die Geschichtforscher der Welt wissen nun wieder Etwas von ihr, denn für den wahren Maurer giebt es in der Geschichte seiner Kunst keine Lücke. Ich führe nun auf das, was Allen bekannter ist. Diese Männer hatten schon seit lange im Stillen gearbeitet: seit vielen Jahrhunderten war es ein Grundgesetz der Maurerei, welches Salomo und Andre beobachtet oder noch fester gegründet hatten, daß die ächte Erkenntniß ein Geheimniß sein und bleiben müsse, da die blöde, rohe Welt, die unwissende Menge das Heilige, wenn es sich ihr mittheilen wolle, nur mißverstehen und entweihen könne. Hier stehen wir nun an der großen und merkwürdigen Geschichts-Epoche. Die heilige Gesellschaft der Essäer zerstreute sich um jene Zeit in zwei sich widersprechende Gesellschaften. Ein Theil beharrte auf dem Grundsatz, Alles müsse geheim bleiben, weil nur so die Verbindung aus der Ferne wohlthätig auf die Menschen und ihr vielfaches Unglück wirken könne. Aber viele erleuchtete Männer waren vom Gegentheil überzeugt. Zwei große Geweihte wurden ausgesendet, der zweite noch mächtiger und größer, als der erste, Johannes der Täufer, und der göttliche Stifter der christlichen Religion, der erhabene Menschenfreund, der aus Erbarmen gegen seine unglücklichen, im Elend schmachtenden Brüder ihnen das Wort des Lebens mittheilen wollte. Lange kämpften die beiden Partheien der Erleuchteten gegen einander. Das Mysterium war auf eine Zeit lang offenbar worden, aber, neben der Wohlthat brachte es im Mißverständniß unermeßliches Elend über die Länder und Völker. Der große Eingeweihte selbst und seine Freunde sahen es ein, und er starb den Versöhnungstod. Nach und nach ward das Mysterium dem Volke wieder entzogen, das spätere Christenthum und die Hierarchie bildeten sich aus, und verdeckten mit Satzungen, Gebräuchen, Ceremonien, Putz und Kunst das geistige Geheimniß, das wir nur hie und da im Lauf der Zeiten aufleuchten, und wie einen Blitz vorüber fahren sehen.

Digitized by Google

Dem Kundigen genug, um das Licht zu erkennen; dem Unwissenden nur eine Blendung oder Veranlassung, sich wieder einer leidenschaftlichen Sektirerei zu ergeben. — Wozu also, großer Meister, Sangerheim, wenn ihr diese Wahrheiten erkennt, ist euch zur Weihe die katholische Kirche noch nöthig, da diese selbst nur eine abgeleitete aus unserm ältern, ächten Orden ist? da sie Nichts darstellt, als das Mißverständniß eines Geheimnisses, das ihr freilich Anfangs lauter übergeben ward? Und darum sagte ich, daß in gewissen Punkten der Protestant eine ältere Kirche besitze, und ihr werdet nun, mein Freund, wahrscheinlich verstehen, wie dieser kurze Ausspruch gemeint war.

"Der Graf mußte es bemerken, welchen sonderbaren Eindruck dieser Vortrag auf die meisten seiner Zuhörer machte. Bei Einigen war das Erstaunen mit Unwillen gemischt, Einige gaben Beifall, den man einen schadenfrohen hätte nennen mögen, denn sie sahen mit bedeutsamen Lächeln nach Sangerheim hinüber, der, so sehr er sich zwang, seine Verlegenheit jetzt nicht mehr verbergen konnte, und sich, Hülfe suchend, an Diejenigen wendete, die mit der Rede des Grafen unzufrieden schienen. Er sagte endlich, nach einigen Erörterungen: So sehr wir verbunden sein mögen, so sind wir also doch wieder getrennt; es mag sein, daß sich die Wahrheit unterschiedliche Bahnen sucht. Nach Ihrer Ueberzeugung ist die Maurerei das Einzige und Höchste; ich stütze mich noch auf die Heiligkeit der Kirche und offenbarten Religion.

"So gebt die Maurerei auf, rief der Graf, der erhitzt schien: wozu soll sie auch helfen, wenn euer Herz und Glaube sich in der Religion befriedigt und sättigt? Und woher kömmt denn diese Religion? Ist sie denn nicht, wie ich schon sagte, ein ungeschickter Versuch, einige der verschwiegenen Mysterien zu offenkundigen Wahrheiten zu machen? Und damit diese wenigen Wahrheiten nur sich erhalten können, meistentheils nur scheinbar, weil sie doch unverstanden sind, muß das Gerüst des Kirchendienstes dazu erbaut, muß der große Teppich gewirkt werden, der bedeckend herumgehangen wird, und diese wenigen Wahrheiten wieder in Geheimnisse verwandelt, die keiner sieht und findet, indessen sich das Volk an den bunten Bildwerken ergötzt, und die Priester sich zanken, und die Verständigsten unter den Logen von der ganzen Sache eigentlich gar keine Notiz nehmen. Seht, Meister, so steht es wahrhaft, wenn ich denn doch einmal reden soll, ohne, wie man sprüchwörtlich sagt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

"Großer Meister, erwiederte Sangerheim, euer Geist ist gewaltig und groß, ihr fahrt wie ein Sturmwind daher, und predigt wie die Begeisterung. Was ihr weissagt, habe ich wohl verstanden, aber die Obern, die ich verehren muß, würden auch euch, so stark ihr seid, so viele Zeitalter ihr gesehen haben mögt, Hochachtung abzwingen, und wohl eine andere Ueberzeugung euch geben.

"Wie? sagte der fremde Meister, wißt ihr denn, ob ich sie nicht längst kenne? Es ist aber noch die Frage, ob sie mich auch kennen, auch wenn ich vor ihnen stände.

"Wie meint ihr das, Großmeister? fragte Sangerheim.

"Ihr fragt, und fragt immer wieder, antwortete der Magus erhitzt und mit funkelnden Augen, und wollt doch auch Großmeister sein. Obere nennt ihr sie? Gut. Aber, es kann doch auch wohl einen Obersten dieser Obern geben, die diesem dienen und gehorchen müssen, denen er nur so viel Weisheit zukommen läßt, als ihm dienlich scheint, die deshalb verschiedene Systeme ausbreiten, die er alle von seiner Höhe lenkt. So sind diese katholisch, jene protestantisch; einige nennen sich Rosenkreuzer, andere Tempelritter, der will Vernunft und Freiheit des Volks, jener Mystik und die Würde des Königs begründen und verbreiten, diese Ritter des Grabes, des Todes und Lebens, Illuminaten, und wie sie vielfältig sich betiteln, — können sie nicht vielleicht alle von einem unbekannten obersten Obern abhängen? Und ist euch diese alte Sage, da ihr doch so Vieles wißt und erfahren, in euerm Orden noch nicht vorgekommen?

"Wer seid ihr? rief Sangerheim wie entsetzt aus.

"Ich bin, der ich bin! antwortete der Fremde. Erkennt Ihr mich daran noch nicht? Ob ich auch Feliciano, oder einen ältern Namen nenne, gilt dem Nichtwissenden gleichviel. Seid ihr aber ein Wissender, so will ich in einer Chiffer, einem kleinen Symbol aussprechen, wer ich bin. Reicht mir das Blatt und den Stift.

"Er zeichnete und gab dann mit Lächeln das Papier dem Meister hinüber, indem er scharf sagte: Wenn ihr der seid, für den ihr euch ausgebt, so müßt ihr mich nun erkennen. Doch zeigt es Niemand.

"Sangerheim nahm das Blatt, sah und erblaßte. Er wickelte die Zeichnung zusammen und ließ sie schnell am Licht verbrennen. Ich sehe nun, daß ihr jener wahre Oberste seid, dessen Zeichenschrift man nur denen der höchsten Weihe vorzeigt. Ich beuge meine Knie und meinen Geist vor euch.

"Die letzte, entscheidende Erklärung hatte alle Gegenwärtigen in Verehrung und Demuth zum Grafen hinüber gezogen. Feliciano stand auf, machte ein Zeichen, das alle verstanden und sagte: Kraft meines Amtes schließe ich hiermit diese Loge. Alle erhoben sich. Der Graf faßte hierauf die Hand Sangerheims und sagte: Junger Mann, du wandelst einen gefahrvollen Weg, aber du bist so weit vorgeschritten, daß ich nur warnen, dich nicht mehr lenken kann und darf. Du kennst die Geister, du bezwingst sie und sie gehorchen dir, — aber, sie kennen dich besser, als du sie kennst. Dir sind sie geheimnißvolle, wunderbare, unbegreifliche Wesen, und du bist ihnen so verständlich und klar, daß sie Alles wissen, was in deinem Gemüthe ist. Das Verhältniß des ächten Magiers muß aber das ganz umgekehrte sein, du mußt deinen Geistern ein ganz wundervoll, geheimnißreiches Wesen sein, mit Furcht und Schaudern müssen sie dir dienen. Kannst du sie nicht noch zu Sklaven machen, daß sie vor dir erbeben, wird ihnen deine Natur immer klarer näher gebracht, wähnst du gar, Freundschaft mit ihnen stiften zu können, dann — wehe dir! Furchtbar werden sie dich einst, vielleicht bald, wegen ihrem aufgezwungenen Dienst zur Rechenschaft ziehen." —

Der Aufstand der Braunschweiger am 6. u. 7. September, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen. Braunschweig, 1830. Vieweg.

Das kleine Braunschweig war bestimmt, den Völkern eine große Lehre zu geben. Eine Regierung hat aufgehört zu sein, die es nur der Wachsamkeit der deutschen Censoren zu danken hatte, wenn ihr wahrer Charakter nicht früher allgemein bekannt war. Es ist moralisch unmöglich, und ist dem Interesse der Völker wie der Regierungen zuwider, ein solches System fortgeführt zu sehen, wie es jetzt in officiellen, unter der Censur gedruckten, Dokumenten geschildert wird. Wenn eine fast beispiellose Verblendung sich heillosen, in ihrer ganzen Scheußlichkeit jetzt erst entlarvten Rathschlägen geliehen hatte, so war dieß ohne Zweifel ein größeres Unglück, als wenn die tausendfach erbitterte Leidenschaft der Menge ein schönes Schloß niederbrannte.

Die kleine Schrift enthält, in ruhiger und würdiger Erzählung, Thatsachen die für sich selbst sprechen. Der Einzug des vorigen Herzogs, nach seiner Pariser Reise, hätte als Warnung dienen müssen.

"Plötzlich verbreitete sich am 13. August die Nachricht, daß der Herzog in Gesellschaft eines Franzosen, Namens Allard, den das Gerücht schon früher als dessen neuen Günstling, statt der in Ungnade gefallenen früheren Begleiter, bezeichnet hatte, am Morgen desselben Tages in die Hauptstadt zurückgekehrt sei. Auf Postpferden reitend, und in bürgerlicher Tracht,

Digitized by Google

war er mit jenem angelangt, er hatte die Straßen der Stadt gemieden, und war, den weiteren, aber unbesuchteren Weg der Wallpromenade wählend, unbemerkt bis zur Nähe des Schlosses gekommen. Eine ungeheure Fahne, in der Mitte des letzteren emporgerichtet, verkündete dem Volke die Ankunft, — der Wind zerriß jene noch an demselben Tage. Der Canzleidirector Bitter, ein sklavischer Günstling des Herzogs, hatte sich vergebens bemühet, zur Feier der Rückkehr eine Erleuchtung der Stadt zu veranstalten; was früher leicht gewesen wäre, ward jetzt schon mit Kälte versagt, und erst am zweiten Abend brachte jener einen Fackelzug, zusammengesetzt aus dem unteren, zum Theil durch Drohungen zur Theilnahme veranlaßten, Personale der Behörden und aus einigen Einwohnern, die wegen ihres abhängigen Verhältnisses die Aufforderung nicht ablehnen zu können geglaubt hatten, zu Stande. Es war die erste öffentliche Gelegenheit zum Ausspruche der Stimme des Volkes — sie schwieg: aber ihr Schweigen redete laut als der kommenden Tage bedenkliches Vorzeichen. Unter schallender Musik hatte der Zug, absichtlich Umwege wählend, um eine größere Masse von Neugierigen anzuziehen, sich nach dem Schloßplatze hinbewegt; dieser und die näher gelegenen Straßen waren von Zuschauern erfüllt; aber als das Lebehoch der Fackelträger erscholl, fanden sich kaum Einige, die in den Ruf mit einstimmten. Der Herzog erschien sogleich auf dem Balkon; er sagte einige Worte des Dankes, und wünschte, daß ihm zur Vergeltung Gelegenheit gegeben werden möge. Als er geendet hatte, trat er zurück, gleichsam, als erwarte er den sonst gewöhnlichen Freudenruf; aber die von dem Anblick des Herrschers leicht aufgeregte Menge verhielt sich regungslos, selbst Frauen und Kinder hatten kein Lebehoch mehr für ihn, schwach verhallte der Ruf der Fackelträger, und schweigend blieben noch einige Minuten lang die starren Blicke auf die Thüre geheftet, durch welche der Herzog alsbald sich zurückzog.

"Lauter als Alles sprach warnend diese Stille, — was mußte geschehen sein, um diesen ungeheuren Contrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart hervorzubringen?"

Es ist heilsam, die Namen, die mit dem deplorabeln System in Verbindung standen, an den Pranger der Publicität zu stellen: —

"Es stiegen Männer empor, und bemächtigten sich des Fürstlichen Vertrauens, deren dienstbarer Sinn sie zu gefügigen Werkzeugen despotischer Willkür machte; der Staatsrath Bosse, allgemein bekannt wegen seiner dem usurpatorischen Könige Westphalens kriechend dargebrachten Schmeicheleien, und von entschiedener Unfähigkeit zu jeder Art von Regierungsgeschäften, schlich sich in das Vertrauen des Herzogs; aus dem Advokatenstande erhob sich der nachherige Hofrath Fricke, und erwarb sich, gleichgültig gegen die Folgen, durch seine dienstbare Feder eine Stelle in dem höchsten Collegio des Landes, zugleich aber auch die Abneigung seiner Mitbürger; angelockt von der Hoffnung auf Beute, kam vom Auslande her der übelberüchtigte, nachherige Legationsrath Klindworth, und die Zügel der Regierung fielen auf eine Zeitlang in seine boshaften Hände; ein Wit, genannt von Dörring, ein Professor Schütz, eilten ebenfalls herbei, um die Irrungen zu vergrößern, noch übler den Fürsten zu berathen, und dem Lande noch unabsehbares Unglück zu bereiten. Wohl lastet der Fluch der Braunschweiger auf den unseligen Männern, die, gleichgültig gegen jedes bessere Gefühl des Rechtes und gegen die Wohlfahrt des Landes, nur sich im Auge hatten, als sie alles über den Haufen warfen, was das Gedeihen im Innern, die Verhältnisse zum Auslande sicherte!"

Wenn es Herzberg's männlicher Beredsamkeit nicht gelang, die Regierung zu retten, so wird die Geschichte es doch nicht vergessen, daß er es war, der unnennbares Unheil, endloses Blutvergießen abzuwenden, und den schönen Beruf zu erfüllen wußte, das Volk zu retten.

"Schon am Vormittag hatte der Herzog den Bewohnern der dem Schlosse gegenüber liegenden Häuser andeuten lassen, ihre Effekten aus dem vorderen Theile derselben hinwegzuräumen; es sei die Absicht, einen neuen etwanigen Auflauf mit Kartätschen zu empfangen; der dadurch an den Gebäuden entstehende Schaden solle vergütet werden, nicht aber der am übrigen Eigenthume. Die Nachricht erregte Angst und Schrekken unter den Hausbesitzern, und durch die ganze Stadt verbreitete sich schnell die Nachricht von den beabsichtigten Maaßregeln.

"Nach der bereits erwähnten Audienz hatte der Herzog dem General von Herzberg, in Gegenwart mehrerer Hofbeamten und verschiedener Mitglieder des Ministerii, seine Absicht zu erkennen gegeben, gegen das Volk, wenn es neue Angriffe versuchen sollte, militairische Gewalt zu gebrauchen. Der edle Mann warnte vor den unseligen Folgen, die eine zu weit getriebene oder zu rasch angewendete Strenge haben werde. Er zeigte in einer männlichen Sprache, wie gerechte Beschwerde das hülfsbedürftige Volk zu führen habe, wie leicht es sei, durch Erhörung ihrer Bitten den Sturm abzuwenden, wie gefährlich die Folgen eines begonnenen Kampfes werden könnten. 'Das Schloß mit seinen weitläuftigen Zugängen gegen die andrängende Masse zu vertheidigen,' sagte er, 'mag mit der gesammten Kraft des etwa 1500 Mann betragenden Militairs gelingen, wie groß die Zahl der Opfer auch sein möge; aber wie wird es möglich sein, zugleich die öffentlichen Gebäude, das Arsenal mit seinen Waffen, das Museum, mit seinen unschätzbaren und unersetzlichen Kostbarkeiten, die Münze, das Theater, die Gefängnisse, die Magazine, die Pulvervorräthe vor dem Thore, die öffentlichen Kassen, die Archive der Behörden zu schützen? Wird nicht mit verdoppelter Wuth das Volk auf diese Punkte sich werfen, und wenn vielleicht der Untergang der Hälfte der Stadt die Folge des Kampfes ist, wird es uns dann zuletzt zu Etwas nützen, das Schloß gegen den ersten Andrang geschützt zu haben? Vernachlässigen Ew. Durchlaucht die in andern Ländern statt gehabten Ereignisse nicht; es ist leicht, ein Volk mit Güte zu regieren, und auch jetzt ist es dazu nicht zu spät, aber schwer ist es, den Kampf gegen ein aufgeregtes Land zu bestehen, in welchem Alle von einer Meinung beseelt sind.' Der Herzog fragte, ob das Militair mit Muth sich für ihn schlagen werde? 'Die Offiziere', antwortete der General, 'kennen ihre Pflicht des Gehorsams, und werden sie erfüllen; aber erwägen Ew. Durchlaucht, wie weit Sie auf Anhänglichkeit an Ihre Person auch bei ihnen rechnen dürfen. Auch sie sind von Ew. Durchlaucht vernachlässigt, ein großer Theil von ihnen hat in der beschränktesten Lage Jahre lang mit Entbehrungen aller Art, ja selbst mit Mangel zu kämpfen gehabt; sie mußten sich im aktiven Dienste mit dem geringen, durch Abzüge noch verminderten, Einkommen begnügen, welches sie als Wartegeld empfangen hatten! Und der Soldat, Sohn, Bruder, Verwandter von denen, gegen welche er kämpfen soll, von der Gerechtigkeit der Sache des Volkes durchdrungen, in der Berührung mit den Bürgern an jedem öffentlichen Orte, zum Theilnehmer an dessen Gesinnungen gemacht, noch erfüllt von den Ideen, die er noch vor Kurzem in seiner Heimath allgemein verbreitet fand, wird zwar den Befehlen seiner Obern folgen; aber wie lange kann seine Beharrlichkeit dauern, wenn ein ernstlicherer Kampf sich entwickeln sollte? Ich selbst theile die Gesinnungen des Offizierkorps; mich, wie sie, würde kein äußerer Feind schrecken; aber hier würde ein Volk uns gegenüberstehen, dessen Theil wir sind, und das als ein gutes Volk stets seinem angebornen Landesherrn ergeben gewesen ist. 'Sind das nicht treffliche Männer?' geruhten Ew. Durchlaucht hochseliger Herr Vater mir zu sagen, als die Bürger Braunschweigs ihm bei seinem berühmten Zuge tausend Zeichen der Anhänglichkeit gegeben, und viele von ihnen vor den Thoren der Stadt gegen den Feind mitgefochten hatten,

Digitized by Google

dessen Joch damals schwer auf ihnen lastete — es sind dieselben noch, wenn Ew. Durchlaucht nur sie gütiger behandeln wollten. Nur mit blutendem Herzen würde ich sie angreifen, niemals werde ich es aus eigenem Antriebe thun, und nur dann wird es durch mich geschehen, wenn Ew. Durchlaucht neben mir stehen, und mir dazu den unmittelbaren Befehl ertheilen, dem ich alsdann gehorchen werde.'

"Wohl denn, antwortete der Herzog, mag es sein, daß ich zu wenig freigebig gegen die Offizierz gewesen bin, aber ich kann das Versäumte nachholen. Ich will Geld unter sie vertheilen, die öffentlichen Kassen stehen zu Gebote; aber erst sollen sie sich gegen die Aufrührer für mich schlagen, und zeigen, daß sie der Belohnung werth sind.' Der General lehnte es ab, der Ueberbringer solcher Botschaft zu sein, und das Gespräch endete."

Der Schloßbrand schließt die Katastrophe: möge aus den Trümmern ein Gebäude erstehen, bestimmt, und durch Fürstenwille und Bürgertreue dazu geweiht, Zeuge einer schönern Zukunft zu sein!

"Hoch loderte die Flamme am Horizonte, doch schien der Herzog weder durch dieses Schauspiel, dem er wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkte, noch durch seine Lage ergriffen, sondern eher heiter gestimmt zu sein. Es entspann sich ein Gespräch, das die letzten Ereignisse und manche frühere Regierungsmaaßregel berührte, — unbewegt nahm der Herzog von den Zurückkehrenden Abschied, legte sich in seinen Reisewagen, und fuhr weiter.

"Um diese Zeit hatte sich der Brand über den ganzen rechten Flügel des Schlosses ausgedehnt. Das brennende Gebälk des ganzen noch stehenden Gebäudes strahlte durch die lodernde Glut, und der Schloßplatz und die angränzenden Häuser schienen von einem rothen Feuermeere übergossen zu sein. Noch immer war man darauf bedacht, die Wohnungen der Bürger durch die aufgefahrenen Spritzen zu sichern, Militairpersonen und Bürger waren gleichmäßig damit beschäftigt; das Krachen der einstürzenden Wände, das Geschrei der Wüthenden durchtönte die Luft; Rettende, Plündernde bedeckten den Platz, überall war drohende Lebensgefahr, und aus der dunkeln Höhe blickte mit weißem Scheine auf das ungeheure Schauspiel der Mond herab.

"Der General von Herzberg versuchte durch starke, in das Innere des Schlosses abgesendete Patrouillen die eingedrungenen, mit Fortführung der Sachen beschäftigten Haufen zu vertreiben, und obwohl dieses, bei der Menge derselben, nicht völlig gelang, so ward doch Manches, insbesondere das Schatzgewölbe und die Silberkammer gerettet. Viele Papiere von der äußersten Wichtigkeit waren ebenfalls in dem brennenden Wohnzimmer des Herzogs den Flammen entzogen, und in die Hände von Privatpersonen gefallen, die sie späterhin den Behörden zu angemessenem Gebrauche überlieferten. Auch hatten an mehreren Stellen in der Nähe des Schlosses sich Bürger vereinigt, um die ihrem Schutze übergebenen geretteten Gegenstände aller Art zu bewachen; schon in der Nacht, und noch mehr an den folgenden Tagen, ward eine große Menge derselben an den dazu bestimmten Orten niedergelegt.

"Aber welches auch die Gefühle oder die Handlungen des Einzelnen in dieser verhängnißvollen Nacht sein mochten, in dem Einen Gedanken vereinigten sich Alle, daß eine so außerordentliche That nothwendig gewesen sei, um den unerhörten Druck der zuletzt unerträglich gewordenen Regierung zu beenden, um eine Scheidewand zu ziehen, die die Rückkehr zu derselben unmöglich mache, und um aus den Ruinen eine bessere Zukunft erblühen zu sehen. Mitten unter den Stürmen ward oftmals ein Name genannt, der mit jenen Hoffnungen in der innigsten Verbindung stand.

"Erst gegen Anbruch des Tages gelang es, Feuerspitzen in den Schloßhof zu bringen, und regelmäßigere Löschanstalten zu treffen; doch konnten dieselben anfangs nur schwach betrieben werden, da auch zur Rettung des noch übrigen Theiles des Schlosses kaum irgend eine Hand zu finden war, und selbst das Erbieten der Zahlung eines vierfachen Tagelohnes mit Kälte abgewiesen wurde. 'Das Schloß muß brennen,' war die beständige Antwort, und nur die Vorstellung, daß die nahe an den linken Flügel des Schlosses gränzenden Hintergebäude der Langendammstraße in der drohendsten Gefahr schwebten, wenn nicht Hülfe geschafft werde, vermochte zuletzt Einige, zur Hemmung des Brandes beizutragen."

Ueber das Leuchten der Ostsee, nach eigenen Beobachtungen nebst eigenen Bemerkungen über diese Erscheinung in anderen Meeren. Von Dr. Michaelis. Mit zwei Kupfertafeln. Hamburg, 1830. Perthes und Besser.

Die Erscheinung mit welcher diese kleine Schrift sich beschäftigt, muß manchen unsrer Leser durch eigene wenn auch nur zufällige Beobachtung bekannt sein. Andre, die sie dadurch zum erstenmale kennen lernen, werden sie gewiß interessant genug finden, um es leicht zu rechtfertigen, wenn wir, dem Zweck dieser Blätter gemäß, die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf die Resultate von Untersuchungen lenken, in deren Einzelnheiten wir nicht einzugehen vermögen.

Den Gegenstand und Zweck der Abhandlung hat Etatsrath Pfaff in seinem Vorworte charakterisirt: —

"Jeder einigermaßen für die Natur Sinn habende Beobachter, welcher am Gestade der Ostsee lebt, muß durch die in gewissen Monaten so auffallende Erscheinung ihres Leuchtens angezogen werden. Auch den gewöhnlichsten Beschauer erhöht die mannichfaltige Schönheit dieses Schauspiels, wenn er im leichten Boote in nächtlicher Stunde die Fläche der See durchschneidet, und jeder Ruderschlag nach allen Seiten hellglänzende Funken sprüht, oder sein Stock oder Arm, den er während der Fortbewegung des Boots in das Wasser taucht, auf eine ziemliche Strecke hin eine leuchtende Spur hinter sich läßt. Der eigentliche Naturforscher wird sich aber bald mannichfaltigen Spekulationen über die wahre Ursache dieses merkwürdigen Phänomens überlassen.

"In diesem Falle befand ich mich selbst, da ich fern von der See geboren, bei meiner Ansiedelung in Kiel um so mehr durch dieses wunderbare Schauspiel frappirt wurde. Ich stellte schon vor mehreren Jahren verschiedene von den Versuchen an, welche Herr Dr. Michaelis in einem größeren Umfange und mit so vieler Sorgfalt ausgeführt hat, und so gewann ich die Ueberzeugung, daß auch in der Ostsee, wie in dem großen Ocean, die eigentliche Quelle dieses Leuchtens die animalische Schöpfung sei. Es verschwanden mir freilich aber damit auch die schönen Träume, durch welche sich gewisse theoretisirende Aerzte leichter die wundervollen Kräfte der Seebäder zu erklären wußten, ich meine von elektrischer Ladung und Spannung des Meerwassers, die sich in jenem phosphorischen Schein als elektrisches Licht so deutlich kund thun sollte, und ich sprach meine Ueberzeugung schon vor mehreren Jahren in meiner kleinen Schrift über die neu angelegte Kieler (Düsterbrooker) Seebade-Anstalt und später in Schweiggers Journale aus. Am entscheidendsten für mich waren in dieser Hinsicht die Versuche über den Erfolg der Filtration des leuchtenden Seewassers, über die Einwirkung mehrerer das thierische Leben heftig aufreizender sogenannter Gifte, wodurch das Leuchten momentan sehr verstärkt hervortritt, und bald gänzlich erlöscht, besonders aber auch der Versuch über das Einwirken des elektrischen Stroms einer Voltaischen Säule im Augenblicke der Schließung derselben.

"Von der größten Wichtigkeit war es aber, die Infusorien selbst (denn nur solche konnten

Digitized by Google

es sein) noch näher nachzuweisen, von denen dieses Licht ausstrahlt, und aus ihrer ganzen Oekonomie und der Geschichte ihres Lebens die mannichfaltigen Abänderungen des Phänomens nach Jahreszeit, Witterung, Winden, verschiedener Art der Erregung des Seewassers u. s. w., wie sie sich aus einer hinlänglich fortgesetzten Beobachtung als gesetzmäßig ergaben, begreiflich zu machen. Dieß ist es nun vorzüglich, was diese Schrift leistet, durch welche Herr Dr. Michaelis eben so sehr seinen Scharfsinn, als seine Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner Forschung bewährt hat. Er hat zu dem besonders in der neuesten Zeit durch mehrere geschickte Forscher, namentlich Macartney und Tilesius, mit so glücklichem Erfolge bearbeiteten Gebiete der leuchtenden Mollusken und Crustaceen, ein wenn auch nicht ganz neues Gebiet der leuchtenden Infusorien hinzugefügt, doch dasselbe wesentlich bereichert, da die Andeutungen der früheren Forscher über die leuchtenden Infusorien nur sehr sparsam sind. Dabei hat Hr. Dr. Michaelis in seinen das Leuchten des Meers überhaupt umfassenden Erörterungen alte Irrthümer und Vorurtheile gründlich widerlegt. —"

Eine genauere Beschreibung des Phänomens, in seinen verschiedenen Gestalten, und unter verschiedenen äußern Einflüssen, giebt die folgende Stelle, welche das Werk selbst eröffnet: —

"In den dunkelsten Nächten, in denen der geringste Lichtschimmer sichtbar wird, bemerkt man, so lange das Wasser völlig ruhig ist, gar nichts von einem Glanze auf der Oberfläche oder in der Tiefe. Nur im Herbste, wo das Leuchten überall bei uns am stärksten ist, sieht man, wenn man die Augen dem Wasserspiegel möglichst nähert, auch im völlig ruhigen Wasser einzelne, schwach leuchtende Punkte; diese tauchen plötzlich in verschiedener Tiefe aus der Dunkelheit hervor, flimmern einige Sekunden, und verlöschen. Die Erscheinung hat in ihrem Wechsel große Aehnlichkeit mit dem Flimmern des von der Sonne beschienenen Schnee's, wenn der Beobachter seinen Standpunkt fortwährend, indem er geht oder fährt, verändert; in der Helligkeit der einzelnen Punkte aber gleicht sie dem gestirnten Himmel. Nie bemerkte ich unter diesen Verhältnissen, wenn das Wasser nicht mechanisch oder chemisch erregt war, einen allgemein verbreiteten Glanz im Wasser, oder ein fortwährendes Leuchten eines einzelnen Punktes *).

"Wird das Wasser aber zufällig oder absichtlich in Bewegung gesetzt, oder wird demselben irgend eine ihm der Mischung oder dem Wärmegrade nach fremde Flüssigkeit beigemischt, so erscheint augenblicklich das helle Leuchten. Die Stärke und Schönheit desselben wechselt nach verschiedenen Verhältnissen. Im geringsten Grade erscheinen im Wasser einzelne, schwach leuchtende Punkte, die jeder nicht aufmerksamen Beobachtung entgehen; weswegen es auch dann bei Schiffern und andern Leuten heißt: das Wasser leuchte gar nicht. Unter günstigern Verhältnissen zeigt sich ein allgemeiner bleicher Schein, in welchem sich jedoch bald bei näherer Betrachtung eine Menge kleiner Punkte deutlich unterscheiden lassen. Endlich zeigt sich die Erscheinung in ihrem vollen Glanze, wie ein allgemein im Wasser verbreitetes helles Licht, mit lebhaftem und wunderbarem Farbenwechsel von Blau und Orange, und gewährt ein wundervolles Schauspiel, dessen immer wechselnde Erscheinung die Aufmerksamkeit des Beobachters unaufhaltsam fesselt; und wie man nicht müde wird, den gestirnten Himmel, den vollen Glanz des Mondes anzuschauen; so ermüdet das Auge nicht, das lichtsprühende Element zu betrachten.

"Alle Vergleichungen mit elektrischen Phänomenen, mit Metall im glühenden Fluß, passen schlecht auf diese Erscheinung. Denn ungeachtet der Helle des Lichts, hat es doch eine unendlich schwach erleuchtende Kraft. Die nächsten Gegenstände bleiben fast völlig dunkel, und kaum wird ein menschliches Gesicht bei der Annäherung bis zur Kenntlichkeit erleuchtet. Der magische Effekt, den diese Eigenthümlichkeit hervorbringt, läßt sich durch Worte durchaus nicht deutlicher machen; wird aber von jedem, der ihn zuerst beobachtet, aufs Lebhafteste empfunden.

"Erleuchtet dieses Licht nun auch fast gar nicht, so ist es doch ein Mittel, alle Gegenstände, die im Wasser selbst schwimmen, zu erkennen. So lange sich diese nicht selbst bewegen, oder das Wasser gegen sie umgetrieben wird, zeichnen sie sich durch die Dunkelheit vor der leuchtenden Masse aus; sobald sie aber in Bewegung gesetzt worden, und das Wasser durch sie zum Leuchten erregt wird, erscheinen sie mit einer hell glänzenden Atmosphäre umgeben, vermöge welcher ihre Oberfläche so erhellt ist, daß sie in ihren feinsten Theilen sichtbar werden.*)

*) Einen Cancer pullex fand ich einmal auf dem Boden am Strande hell leuchtend; er war, als er herausgezogen wurde, lebendig, doch so schwach, daß er bald starb; und selbst nach dem Tode leuchtete er noch Stunden lang fort. Die Ursache dieser besondern Erscheinung habe ich, mehrerer Versuche ungeachtet, nicht entdecken können.

*) Wir brechen den Aufsatz ab, um für einen Autor Raum zu gewinnen, der sich nie und nirgends abweisen läßt.

Johannes Wit, genannt von Dörring: Fragmente aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Dritten Bandes zweite Abtheilung. (Schluß des Werks.) Leipzig, 1830.

Seit es eine deutsche Literatur giebt, hat kein Schriftsteller durch seine Indiskretion sich einen so großen Namen gemacht, wie Johannes Wit, alias von Dörring —

"so bei den Göttern genannt, und so bei den sterblichen Menschen."

In dem vorliegenden dritten Band hat er die Schneide seines politischen Raisonnements gegen diese freie Stadt gekehrt, und nach seiner Gewohnheit, eine Welt von Staatsgeheimnissen aufgedeckt.

Das erste Staatsgeheimniß ist, daß Hamburg zwar sein Geburtsort, er aber dennoch kein Hamburger zu nennen. Denn, meint er, das englische Sprüchwort sagt: wär' Einer auch im Stall geboren, so ist er drum kein Gaul.

Das zweite Staatsgeheimniß: daß Marr, auf dem Neuenwall, ein excellenter Wirth, Mäcen aller Künstler und Schriftsteller, und beliebter Dichter ist: "seine Trauerspiele würden einen wahren Knalleffekt machen: aber es geht ihnen wie den Shakspeare'schen, sie können nicht aufgeführt werden."

Das dritte Staatsgeheimniß: daß er, Wit-Dörring, eine Theaterkritik geschrieben, von welcher man unglücklicherweise außerhalb Hamburg nichts weiß, da sie doch par mesure de précaution seine Entfernung von Hamburg herbeiführte, indem der Nepotismus um Rache schrie, weil nämlich ein Theater-Direktor "seine Tochter an einen Mann verheirathet hatte, dessen Schwester, glaube ich, dem Vetter eines Senators verwandt war."

Dieß schreckliche Ereigniß — die Entfernung des Verfassers aus der Stadt — ein Ereigniß, über welches, wie man sich erinnert, die beunruhigendsten und bedrohlichsten Gerüchte vielfach im Schwange gingen — giebt denn auch die natürliche Veranlassung zur Enthüllung des vierten Staatsgeheimnisses — daß es aus ist und vorüber mit Hamburg's Glück, mit seinem Wohlstand, mit seiner Freiheit. "Da schlug ich die Hände zusammen und dachte — — — — Ex est!" Ein würdiges Seitenstück, fürwahr, dieß "Ex est," zu Fra Paolo's "Esto perpetua!"

Wie es aber zu dieser traurigen Katastrophe gekommen, entwickelt er im Nachfolgenden: —

"Nach der Verjagung der Franzosen ist es Hamburg, wie mehreren Staaten Deutschlands ergangen. Parturiunt montes! Gottlob, daß alles Gute sich selbst Zweck sein muß und ist, sonst könnte man die Befreiungskriege in manchen Gegenden zwecklos schelten. Der Hamburger Senat indessen, hierin Peter dem Großen ähnlich, dem seine Niederlagen dauernden Vortheil brachten, hat die französische Herrschaft nach Kräften benutzt. Die Franzosen waren — sans comparaison — die Affen, die ihm

Digitized by Google

die Kastanien aus dem Feuer holen mußten, d. h. jene traf der Fluch, drückende Auflagen eingeführt zu haben; sie ziehen den Vortheil von deren Beibehaltung."

Den Vortheil — und, welchen Vortheil? Offenbar muß des Verfassers Darstellung jeden Unkundigen zu der Idee verleiten, dem Senat fließe die Masse des Ertrags dieser "drückenden Auflagen" zu; und der Senat verwalte, und zwar nach eigenem Gutdünken, die Staatskasse. Ein großes Staatsgeheimniß, was wir Alle bis jetzt noch nicht geahnt!

Der Verf. schildert die Opfer der Hamburger im Befreiungskampf. "Wer gestern noch bedachtsam Schilling zu Schilling legte, weil so nur Marken und Thaler daraus werden, gab, ohne sich zu besinnen, Tausende hin." Darauf fährt er fort, mit einem feinen Seitenblick auf Preußen, dem er "einst näher anzugehören hofft:" —

"Was ist ihm aber hiefür geworden? Entsprach der Erfolg den gerechten Erwartungen? In monarchischen Staaten ist es schwer, ja fast unmöglich, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, weil sie dort rein spekulativer Art ist; der Einzelne kann nicht wissen, in wie fern das Gewähren oder Verweigern des leidenschaftlich Begehrten die Existenz des Staates dort sicherte oder gefährdete; aber hier ist es ganz anders. Der Hamburger verlangte ja nichts Neues, er wollte ja nur Rückkehr des Alten. Hiefür kämpfte er, und dies ward ihm verweigert. Die sich ihm zu Hütern gesetzt, führten das Alte zurück, insoweit es ihr Vortheil erforderte, und behielten vom Neuen, was ihnen Recht war. Die Auflagen sind mehr oder minder dieselben geblieben; wie ehemals durchstochern scheelsüchtige Douaniers an den Thoren mit langen eisernen Stangen die ankommenden Wagen, um, wenn auch nicht nach Zucker oder Kaffe, so doch nach Butter und Brodt zu forschen. Die hohe Thorsperre, die zur Franzosenzeit doch etwas für sich hatte, weil Hamburg eine Festung war, dauert selbst jetzt noch fort, wo alle Wälle demolirt sind; kurz, das Schlimme der Franzosenherrschaft ist geblieben, und nur ihr Gutes ist abgeschafft. Die französischen Akteurs sind abgetreten, aber das Stück spielt in Deutscher Uebersetzung fort." *)

Wir wollen nur auf den Ausdruck aufmerksam machen, der zum zweitenmal vorkömmt, daß die Mitglieder des Rathes "ihren Vortheil" und allein ihren Vortheil, im Auge haben. Er deutet weiterhin an, daß er an indirekten Vortheil denkt. Die Mitglieder des Rathes wünschen "eine andere Besteuerungsweise" zu vermeiden, "die den großen Kapitalisten in ihrer Mitte unangenehm fiele."

*) Wir wollen die Männer, die er von dem allgemeinen Verdammungsurtheil ausnimmt, nicht durch Wiederholung ihres Lobes aus solchem Munde beleidigen.

Man sollte denken, daß die Rücksicht auf die größeren Kapitalisten in der Mitte des Raths (es müssen ja wohl angesehene Handelsleute gemeint sein) mit der Kontinuirung des Zollsystems sich weniger vertragen hätte, als mit dessen Minderung. Und doch weiß alle Welt, welches die von dem Rathe der Bürgerschaft zuerst vorgelegte Ansicht war. Nur nicht der Verfasser; denn daß im vorigen Jahre das Zollsystem hier in Hamburg irgend zur Sprache gekommen, das ist ihm nicht bekannt geworden; er war mit Enthüllung andrer Mysterien beschäftigt. Vielmehr macht er aufmerksam auf Altona's gefüllte Speicher, auf die Weisheit der dänischen Regierung, und giebt den "Hamburger Regenten" den wohlmeinenden Rath, diese Weisheit nachzuahmen.

Sofort kömmt der Verf. auf sein Lieblingsthema zu reden — auf die Diplomatie. Den hier accreditirten Diplomaten wird es ohne Zweifel zu besonderer Beruhigung dienen, daß er, Wit-Dörring, sie unter seine Protektion genommen hat — daß er sich beifällig über die "milde, verständige Art" äußert, mit der sie "die Salderns-Rolle spielen". Sehr genaue Kunde hat er aber von den Verhandlungen zwischen dem Rath und den Diplomaten. "Wände haben Ohren" — und auf diese Weise muß er wohl erfahren haben, welches Buch dem einen Gesandten "nicht genehm", welches dem andern "fatal" war.

Hat nun dieser höchst diplomatische Skribent — dieser große Entdecker oder Verräther von Staatsgeheimnissen aller Art — dieser selbstberufene Schutzwächter Hamburgischer Freiheit, der uns versichert daß der Senat "seinen Herren und Gebietern, der Hamburger Bürgerschaft, alles Mögliche bieten zu können wähnt" — hat er auch nur einen der Punkte, nicht erörtert, sondern nur berührt, die in Verwaltungssachen einem Theil der Bürger Veranlassung zur Unzufriedenheit geben könnten? Doch ja — die Thorsperre — er spricht von der "hohen Thorsperre." Der Wunsch liegt nahe genug, daß er sich nie wieder der Verlegenheit aussetzen möge, die Hamburger Thorsperre entrichten zu müssen. Aber hat er auch nur die oberflächlichste Einsicht in den ganz eigenthümlichen Gang der Hamburgischen Finanzverwaltung an den Tag gelegt? Hat er gezeigt, daß er das Verhältniß kennt, in welchem direkte oder indirekte Besteuerung die verschiedenen Klassen trifft? Hat er auch nur das Minimum von gegründeten Beschwerden angedeutet, das in einem oder dem andern Punkte des Leipziger Libells zu finden ist? Hat er sich um gesetzliche Mittel und Wege bekümmert, wie etwa solchen, zum Theil allgemein gefühlten, und unbestrittenen Mängeln anders als durch Geschrei und Tumult abzuhelfen wäre? Seine Schrift mag es beweisen, ob ihm daran lag, anzudeuten, was in der That den Bürgern frommen mag, oder aufzugreifen, womit er in Worten den Rath und die Behörden schmähen könnte.

Schließlich spricht er von der Censur. Will er etwa die Nothwendigkeit, die Zweckmäßigkeit der Censur bestreiten? Nein — nicht er — "es können Zeitumstände eintreten" u. s. w. Nicht mit der Maaßregel hat die legitime Seele es zu thun, sondern mit den Personen. Nicht die Censur will er bekämpfen: die Censoren will er schmähen.

Nach unsern früheren unumwundenen Aeußerungen haben wir nicht zu besorgen, daß unsre Leser uns unter die Freunde und Apologeten der Censur zählen werden. Aber nicht leicht kann ein Schriftsteller etwas Unwürdigeres thun, als den Censor persönlich zu loben oder zu schmähen. Jenes ist verächtlich, weil es als captatio benevolentiæ erscheinen muß; dieses, als eine Beleidigung, die der Angegriffene nicht ressentiren kann, ohne eine zu andern Zwecken ihm anvertraute Vollmacht in seinem persönlichen Interesse zu gebrauchen. Am niedrigsten aber steht ein Angriff, der sich nicht entblödet, mit elendem Witz und zu Tode gehetzten Wortspielen zu debütiren. *)

Uebrigens mag der Verf. und sein Verleger sich beruhigen. Die Censur hat an ihrer Waare sich nicht vergriffen. Das Exemplar, das vor uns liegt, ist uns von einer ehrenwerthen Buchhandlung zugekommen, die mit dem Vertrieb von verbotnen Büchern sich so wenig befaßt, als mit dem Verlag von Produkten wie das vorliegende. Ein andres Exemplar liegt frei und offen in den Lesezimmern der Börsen-Halle, und degoutirt alle Welt, wie zu erwarten war. Auch ist dieß nicht das erste Beispiel (wie er sich schmeicheln möchte) von solcher vernünftigen Toleranz. Ein Pamphlet, gegen dessen Verf., wie wir vernehmen, auf gerichtlichem Weg Maaßregeln eingeleitet sind, ist von der Polizei nicht confiscirt worden.

Laßt eine solche Politik überall eintreten, und die Skandalmacher werden "die Hände zusammenschlagen, und denken" — Ex est — "Othello findet keine Arbeit mehr!"

*) Der Verf. spricht von "einigen zwanzig täglich erscheinenden Blättern." Wieder ein Staatsgeheimniß! Es ist tröstlich zu vernehmen, daß der Censor sie alle liest; sonst könnten die sechzehn und drüber, die im strengsten Incognito erscheinen, großes Unheil anrichten.

Novitäten.

Lorentz: Handbuch der deutschen Geschichte. Halle, Anton und Gelbcke. 1 Thlr. 6 ggr.

Russe: Der Privatlehrer. Novelle. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Dietrich: Erzstuffen; Vaterländ. Sagen. Freiberg, Gerlach. 1 Thl. 2 Bde. 2 Thlr.

Löwensberg: Neues Befestigungs-System. Wien, Tredter. (Mit Atlas.) 4 Thlr. 16 ggr.

Jahn: Reise nach Aegypten, Jerusalem und Konstantinopel. 5s und letztes Heft. Mainz, Stenz.

Schlieben: Zweck und Einrichtung statistischer Bureaus. Halle, Anton und Gelbcke. 8 ggr.

Wernhart: Schlachtenverzeichniß von 1792 bis 1815. Breslau, Brehmer und Minuth. 8 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoffrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

16. Hamburg. Montag, den 18. October. **1830.**

Inhalt.

Carlyle: Schiller's Leben, eingeleitet durch Goethe ..... Seite 121
Michaelis: Das Leuchten der Ostsee ..... " 124
Sartorius und Lappenberg: Geschichte der Hanse ..... " 125
Wit-Döring: Fragmente ..... " 127

Thomas Carlyle: Leben Schillers, eingeleitet durch Goethe. Frankfurt a. M., 1830. Wilmans.

Goethe hat in seinen einleitenden Worten die Ueberzeugung ausgesprochen, die er auch anderwärts schon angedeutet, daß eine Weltliteratur sich bildet, daß ein reger Verkehr, ein geschäftiger Austausch der geistigen Schätze die Völker eins dem andern näher bringt; und daß namentlich in Großbritannien deutscher Geist die alte Verwandtschaft bei den Edelsten und Gebildetsten der Nation geltend macht. Wer unter den Jetztlebenden — welcher Dichter der drei letzten Jahrhunderte, unter irgend einem Volke — hätte sich in demselben Maaße, wie Goethe, des Bewußtseins erfreuen können, daß er die verkündete Vollendung durch sein individuelles Streben so mächtig gefördert? Und wenn es ihm begegnet sein sollte, daß er über Zeit und Stunde der eintretenden Epoche sich getäuscht, oder bei minder Unterrichteten eine Täuschung veranlaßt, so wird es der Kritik zwar unbenommenes Recht, und unumgängliche Pflicht sein, den Stand der Dinge nach bester Einsicht darzulegen: aber sie wird in diesem Fall nicht ohne einige Scheu auftreten, sie wird es nicht vergessen dürfen, daß wohl dem prophetischen Blick des Greisen, durch solches Bewußtsein getragen und aufgehellt, das Ferne als ein Nahes, das Herannahende als ein Gegenwärtiges erscheinen konnte.

"Es ist", sagt Goethe, "schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr aufgenommen zu werden.

"Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und aus ihr bald möglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen."

Sofort wird von Thomas Carlyle die Rede, dessen Leistungen Goethe in den letzten Jahren besondere Theilnahme zugewendet zu haben scheint, und auf dessen literarisches Wirken wir zurückkommen werden. Ein schönes Zeugniß hat er in der Zueignung an die Berliner Gesellschaft für ausländische Literatur dem jüngeren Freund ertheilt: "ich zähle ihn unter diejenigen, die in späteren Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben." Zu diesen Aeußerungen liefert die Einleitung den Kommentar, an welchen die folgenden Sätze sich anschließen: —

"Wenn uns nach allem diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen, nach und nach erzeugen; so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

"Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen.

"Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft, auch unter einander, als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden."

Wenn wir es nun versuchen, eine kurze Skizze der in England fortschreitenden Theilnahme an deutscher Literatur zu entwerfen, so hoffen wir nicht etwas ganz Vergebliches zu unternehmen, da es uns, wenn gleich ohne einiges Verdienst von unserer Seite, vielleicht gelungen ist, durch günstige Verhältnisse, und durch Verbindungen, wie sie nicht jedem Ausländer sich darbieten möchten, in dem neuesten englischen Literaturwesen einigermaaßen heimisch zu werden.

Im Jahr 1825 erschien im Edinburgh Review eine Kritik von Carlyle's Uebersetzung des Wilhelm Meister — offenbar aus der Feder eines geistreichen Mannes, aber mit einer Einseitigkeit hingeworfen, die allen geläuterten Geschmack, alles feinere Gefühl, alle höhere Bildung dem deutschen Publikum und seinen Tongebern absprach. Mit dürren Worten behauptet der Reviewer, daß in Deutschland so gut als alle Schriftsteller, und die große Mehrzahl der Leser, der plebejischen und gemeinen Klasse angehören. Dieser Ton war nicht neu. Er stimmte ganz zu den Vorurtheilen der Unwissenden, zu den Denunciationen der Orthodoxen wider die deutsche Literatur. Und, was das Schlimmste war, der schlechte Geschmack der Uebersetzer hatte nur zuviel gethan, um das Vorurtheil zu rechtfertigen. Auch den Freunden der deutschen Literatur war es nicht gelungen, ihrer Thätigkeit eine populäre Richtung zu geben. Ein gründlicher Kenner der Erzeugnisse des deutschen Geistes, Taylor von Norwich, hatte für seine wohlgelungenen Uebersetzungen von Nathan dem Weisen, und von Goethe's Iphigenie, und für seine zahlreichen, mit vielem Scharfsinn geschriebenen Kritiken, die in zwei Journalen (dem Monthly Review und Monthly Magazine) zerstreut waren, nur ein kleines Publikum gefunden. Von einer andern Seite her war, mit mehr Erfolg, der Versuch gemacht worden, für die deutsche dramatische Literatur durch Analysen und fließende Uebersetzungen einzelner Scenen die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch zu nehmen. Es war dieß in der bedeutendsten der Monatschriften geschehen (in Blackwood's Magazine in einer Reihe von Aufsätzen, unter dem nicht sehr anziehenden Gesammttitel Horæ Germanicæ, deren ungenannter Verf. (es war, wie alle Welt weiß, Gillies, der jetzige Redakteur des Foreign Quarterly Review) für seine Versifikation mehr Lob geerntet hat als für seine Kritiken, und für seine Uebersetzungen deutscher Novellen (Kruse's kry-

Digitized by Google

fallener Dolch, und ähnliche schöne Sachen) mehr Leser gefunden, als für seine dramatische Eigenliche. Dazu kam der gutgemeinte, aber höchst unglückliche Versuch eines deutschen Goldschmids in London, Wirgmann, Kant englisch reden zu lassen, was dem Philosophen natürlicher Weise noch weniger gelang, als dem Goldschmid. Die schottischen Professoren, Dugald Stewart an der Spitze eiferten für die gesunde Vernunft (common sense), und ließen sich nicht träumen, daß die reine und praktische Vernunft, von welcher Wirgmann den Königsberger unablässig radebrechen ließ, auch etwas könnte zu bedeuten haben. Der tiefe, und für alles Abstrakte begeisterte und beredte Coleridge machte nichts besser mit seiner Terminologie, die er von Göttingen mit nach Hause gebracht, und in ungelesenen Büchern und Journalen zur Schau stellte. Seine schöne Uebersetzung des Wallenstein war im Jahr 1825 zwar aus dem Buchhandel verschwunden, aber in Büchersammlungen nur spärlich anzutreffen. Zwei Uebersetzungen der Räuber hatten viele Leute von der deutschen Poesie zurückgeschreckt; eine englische Maria Stuart, und ein prosaischer (und wie prosaischer!) Don Carlos hatten nur wenige dafür gewonnen. Ein aufrichtiger Freund der deutschen Poesie, Lord Francis Leveson Gower gab eine Nachbildung des Faust, soweit er sich glatt, anständig und gereimt nachbilden ließ: für die andern Partieen ließ er weislich den Ketzer Shelley sorgen: erzählte ferner seine Abenteuer auf einer Herbstreise am Rhein und Neckar, davon uns das wunderbarste bedünken will, daß der Wirth im Posthause zu Entzweihingen, den edeln Lord, der ein wahrer Mezzofanti sein muß, nach seinem Dialekt für einen Schweizer nahm. Ein Edinburgher Advokat, John Russell, ein Mann von ziemlich lebhafter Phantasie, fuhr eines Morgens in seinem Gig von Weimar nach Jena, und sah zwei oder drei Studenten mit den längsten Pfeifen, die ihm je in seiner Praxis vorgekommen; einen sogar (o Zeiten! o Sitten!) im Schlafrock über den Marktplatz schreiten. Was Wunder, daß der Gute drei Monate später allerlei Curiosa über sämmtliche deutsche Universitäten publicirte, auch zur Vermehrung der Rührung das Lied vom großen Faß zu Heidelberg dolmetschte, und (wenn unser Gedächtniß uns nicht täuscht) den "Burschen von ächtem Schrot und Korn."

Aber alles Abenteuerliche, alles Verkehrte, was über deutsche Literatur gesagt oder gedacht werden konnte, war überboten durch die Kritik des Wilhelm Meister im Edinburgh Review. Goethe hat ohne sie zu nennen, in seiner Einleitung doch den Unmuth darüber nicht unterdrücken können. Nachdem er von den Verdiensten der Engländer um die Wissenschaft gesprochen, fügt er hinzu: "Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsere ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht, oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sei. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden."

Weder Mangel an Einsicht, noch böser Wille scheint uns das vorwaltende Prinzip zu sein, aus welchem jene Kritik sich erklären läßt. Jenes nicht: denn der Verf. gehört zu den Wenigen, die zur Betrachtung der Poesie eine durchaus philosophische Ansicht mitzubringen gewohnt sind: eine Ansicht, die, in der deutschen Schule gebildet, aus der Tiefe schöpft, und die Verzweigungen des Gefühls mit der darstellenden Phantasie nachzuweisen bemüht ist: eine Ansicht, die Empfindungen, wie Gedanken, analysirt, die das Abstrakte mit der Schärfe des Begriffes zu begränzen, und die reiche Fülle der Anschauung aus der Einheit des innern Lebens zu entwickeln weiß. Böser Wille gegen die fremde Literatur aber im Allgemeinen ist wohl kaum bei einem Schriftsteller vorauszusetzen, der es anderwärts anerkannt hat, wie viel er deutschen Forschungen und deutschem Geiste verdankt. Vielmehr sehen wir in jener famösen Kritik das Spiel einer der unergründlichen Launen des englischen Opiumessers, de Quincey, dessen Anonymität, wenn wir uns den Bull erlauben dürfen, nur nominell, und dessen Persönlichkeit unter tausend Masken zu erkennen ist.

Wenn wir einen in Deutschland wenig gekannten Namen nennen, so wollen wir seine Eigenthümlichkeit durch einen bekannten deutschen Namen erläutern. De Quincey erinnert in Allem, was er schreibt, mehr oder weniger an Jean Paul. Er geht im Barocken so weit als man nur irgend thun kann, ohne aufzuhören geistreich zu sein. Wenn Jean Paul's Humor ihm abgeht, so meint man an mehr als einer Stelle, auch dieser sei nur künstlich zurückgehalten, und müsse einmal hervorbrechen, unversehens aber, und in einem unbewachten Augenblick. Er thut es auch; aber verkleidet in die höchste Gravität, und mit einer Welt von abstrakten Deduktionen umgeben. Es ist uns immer und immer als ein Mirakel erschienen, daß de Quincey's vorhin genanntes Hauptwerk — der englische Opiumesser — von unsern hundert Verlegern und zehntausend Uebersetzern übersehen worden ist. Die Zustände des Geistes und Gemüths, unter dem Einfluß des köstlichen Giftes — jenes gesteigerte Gesammtgefühl, das der Begeisterung so ähnlich sieht, und doch nicht Begeisterung — jener Taumel, der so nahe an den Wahnsinn streift, und doch nicht Wahnsinn ist — findet sich ohne Zweifel in keinem Buch so ergreifend und hinreißend, so anziehend und zurückschreckend zugleich geschildert, wie in jenem allerseltsamsten Gemisch von "Dichtung und Wahrheit."

Sollten wir nun eine bescheidene Vermuthung wagen, über das Motiv, das in de Quincey's Kritik des Wilhelm Meister die Feder geführt hat, so wäre es diese. Es war ihm daran gelegen, nachzuweisen, wie das Genie, das rein Menschliche im Menschen, eigentlich zwar über den zufälligen Verschiedenheiten der Vorstellungsweise steht, und seine Flamme nicht am Heerde des Nachbars und der Vettern, sondern an den ewigen Himmelslichtern sich entzündet hat; wie es aber doch wieder den Stoff aus der Umgebung entlehnt, und vielfach befangen in Vorurtheil und angesteckt von den Mängeln erscheint, "die unsers Fleisches Erbtheil;" wie die Schönheit zwar eine einzige, sich ewig gleiche, der Geschmack aber und die feinere oder minder geläuterte Empfindungsweise von nationellen und andern äußern Einflüssen sich nicht ganz frei zu erhalten vermag.

Es war ein glücklicher Gedanke, das an einem Beispiel anschaulich zu machen; und wenn eins — irgend eines — von Goethe's Werken zum Beispiel dienen sollte, so war es der einzige Meister, der sich einigermaßen dazu eignen konnte. Aber wie weit der Kritiker dabei gegangen — wie er das Einzelne in ein verkehrtes Licht gestellt, um das Licht seiner Kritik leuchten zu lassen: wie er die Schatten gehäuft, um seinen Effekt nicht zu verfehlen: wie er das Wahre in das Gebiet des Paradoxen hinübergespielt, anstatt das Paradoxe für das Reich des Wahren zu gewinnen — das würde im Jahre 1830, und in einem deutschen Journal, viel zu spät erörtert werden.

Denn zwei Jahre später — im November 1827 — enthielt das Edinburgh Review selbst eine Palinodie jenes Artikels, die sich nur nicht mit ausgesprochener Beziehung auf denselben als eine solche ankündigte — und zwar von der Hand des Uebersetzers des Meister, Thomas Carlyle.

Man war nicht ganz unvorbereitet auf die Seelenwanderung der Kritik in dem "blau und gelben" kritischen Leviathan. Schon das vorhergehende Heft hatte eine Charakteristik Jean Paul's geliefert, von derselben Hand — die in den Geist des Dichters einging, und eine bei dem Engländer seltene Vertrautheit mit der

Digitized by Google

schwer zu begreifenden Manier bewies. Zugleich waren aber Wendungen aufgefallen, die auf die Vermuthung führten, daß einer der in London lebenden Deutschen die Materialien, wenn nicht mehr, zu dem Artikel geliefert habe.

Wie es gekommen, daß diese gegen de Quincey's Kritik feindseligen Aufsätze, Aufnahme im Edinburgh Review gefunden, darüber kursirten in Edinburgh mehrere Vermuthungen, die auch mit dem Dampfboot unverzüglich nach London gebracht wurden. Unstatthaft scheint uns diejenige, welche de Quincey's Bruch mit dem Edinburgh aus seiner Verbindung mit einem neuen Journal von den entgegengesetzten politischen Grundsätzen erklärt. Denn wenn wir nicht irren, so stand de Quincey schon als er für das Edinburgh schrieb, mit Blackwood in Verhältnissen: und war dieß nicht bei ihm, so war es doch bestimmt bei Andern der Fall. Weit auffallender aber, als der Wechsel der Mitarbeiter, ein Ding, das hundert Zufälligkeiten unterliegt, ist der Wechsel der Ansichten und Ideen, den das Journal mit gänzlicher Hintansetzung der berühmten, eisernen Konsequenz, nach zwei kurzen Jahren zum besten gab. Und es ist gerade jene Konsequenz, jene Einheit der Grundsätze, bei der Vielheit der Mitarbeiter (wenn sie auch nicht ohne einige Strenge von Seiten der Redaktion — bei Jeffrey war es Gewaltthätigkeit — zu erreichen ist), wodurch das Review zur moralischen Person wird, und was die englischen Journale vor den deutschen auszeichnet.

Indessen ist es bekannt, daß jene Aufsätze in die Zeit einer Krise für das Edinburgh Review fielen; und wenn die "Blau und Gelben" mit derselben Vehemenz über Gall und Spurzheim herfielen, wie vor zwanzig Jahren, so war es im Rathe der Götter beschlossen, von Goethe und Jean Paul ganz anders zu reden, als man vor zwei Jahren gethan. De Quincey's Aufsatz hatte, trotz des diktatorischen Tons, den Widerspruch nicht niederzuschlagen vermocht; die Umsichtigeren fingen an zu besorgen, daß man sich dießmal kompromittirt habe: und einen der ältesten, geistreichsten und am vielseitigsten gebildeten Mitarbeiter in London hörten wir unverholen seine Verwunderung äußern, daß Jeffrey den Opiumesser habe gewähren lassen.

Carlyle's Artikel über deutsche Literatur ging in seiner Art eben so sehr in's Extrem, wie de Quincey's. Er war durchdrungen von jener ritterlichen Verehrung, mit der ein junger Mann das System betrachtet, das seine geistigen Kräfte zuerst geweckt, seine Phantasie mächtig angeregt, und den Kreis einer höheren Bildung ihm erschlossen. Wenn Carlyle noch heute der Braut seiner ersten Jugend, der deutschen Literatur, mit demselben Feuer gedenkt, so wollen wir hoffen, daß die "schöne, liebenswürdige Lebensgefährtin," von welcher Goethe spricht, ohne Eifersucht die alte Flamme zu immer neuen Ritterdiensten ihn begeistern sieht.

Als Deutsche können wir nicht anders, als der Verehrung uns erfreuen, mit welcher Carlyle der deutschen Literatur ein schönes, und in manchen Leistungen bewundernswürdiges Talent widmet. Wir haben auch, so lange die Besorgung eines Journals, dessen Spalten ausschließlich der englischen Literatur gewidmet sind, uns oblag, mit Freuden das Unsrige gethan, um die Aufmerksamkeit unsrer Landsleute auf die kritischen Arbeiten des geistreichen Ausländers zu lenken. Aber so wie wir die Engländer zu kennen glauben, hätten wir wünschen können, daß Carlyle eine Terminologie vermieden hätte, die jenseits des trennenden Meeres nicht heimisch ist, und nicht heimisch werden wird. Er scheint selbst dem Jargon unsrer philosophischen und ästhetischen Schulen mit gläubigem Ohr gehorcht, und mit einiger Andacht, die dort wenige Theilnehmer finden dürfte, ihn wiedergegeben zu haben. Das Abstrakte ermüdet: wenige Engländer haben die Geduld, ein abstraktes Raisonnement zu verfolgen, denn sprechen sie, was soll es uns? Man giebt in Deutschland sich unsägliche Mühe, jedes Jahr auf's Neue aus Principien gründlich zu deduciren, was man in England als ausgemacht voraussetzt. Aber schlimmer noch als das Abstrakte ist die Unklarheit, in welcher manche deutsche Schule sich gefällt. Diesem Vorwurf scheint Carlyle auch bei seinen Landsleuten nicht entgangen zu sein: ein Wunder, wenn er es wäre. Wie Viele werden die Analyse von Goethe's Helena für etwas Andres nehmen, als für eine kritische Exkursion im Zwielicht? Wenn man erwartet, daß das englische Publikum einem solchen Versuch, oder dem über Novalis, Geschmack abgewinnen werde, so wird man sich sehr irren. Wenn der Stoff schon in Dunkel gehüllt, die Wahrheit, wie das Sprüchwort sagt, "in tiefer Quelle" allein zu suchen ist, so ergeht an die Darstellung die verdoppelte Anforderung der Klarheit. Der schöne Aufsatz über Burns, aus dem Goethe Einiges aushebt, streift in vielen Punkten an ein Gebiet, das den Engländer zurückschreckt, weil er die Spekulation nicht liebt, nicht für nothwendig erachtet, sondern den einfachen Thatbestand sucht, und um Resultate sich nicht kümmert, die nicht auf dem Wege des klaren, soliden, allgemein verständlichen Raisonnements ausgemittelt sind. Indessen mag Carlyle mit Bacon's Ausspruch sich getröstet haben: "daß nichts Neues unternommen werden kann, es sei denn in einer neuen Manier."

Ist es zu frühe, nach den Wirkungen zu fragen, die das Streben der "Philogermanen" in England bis jetzt zur Folge gehabt hat? Wenigstens wird man auf den Fortgang einzelner literarischen Unternehmungen achten müssen; und daraus einige Schlüsse über die Stimmung und die Bedürfnisse des Publikums ziehen dürfen.

Im Jahr 1827 erschien zuerst das Foreign Quarterly Review von Treuttel und Würtz unternommen, und zunächst unter der Aufsicht von Gillies zusammengestellt. Es hat sich bis auf diesen Augenblick eines günstigen Fortgangs erfreut. Ueber deutsche Literatur hat es manche gediegene Arbeit geliefert: aber es hat nicht in dem Sinne Partei genommen, wie das rivalisirende Foreign Review, für das ein unbedeutender Redakteur wenig thun konnte, während Carlyle mit seiner entschieden deutschen Richtung, in langen, zum Theil zu langen, Artikeln hervortrat. Das Foreign Review hat seit sechs Monaten aufgehört, unabhängig zu bestehen, und ist durch den Entschluß der Verlagshandlung (Black und Young) mit dem andern Journal vereinigt, mit dessen Unternehmern erst eine bittere, ärgerliche Fehde geführt worden war, die auf alles Andere eher schließen ließ, als auf eine so rasche Versöhnung und Verschmelzung feindlicher Interessen. Was mit Bestimmtheit aus diesem Stande der Dinge hervorgeht, ist, daß das englische Publikum noch nicht so vielen, und allgemeinen Antheil an fremder, also auch nicht an der deutschen, Literatur nimmt, um die Existenz zweier Journale zu sichern, welche die Geistesprodukte des Kontinents hinüber verpflanzen sollen. Allgemein bekannt ist es ferner, daß das Foreign Quarterly Review einen Theil seines jetzt sehr bedeutenden Ansehens den Artikeln über die griechische Frage verdankt — also Mittheilungen, die nicht zunächst die Interessen der Literatur berühren.

Dazu kömmt eine weitere Erfahrung. Zu Anfang des laufenden Jahres begann die Foreign Literary Gazette — pomphaft angekündigt, und groß angelegt. Was erfolgte aber — nach drei kurzen Monaten ward sie zu ihren Vätern versammelt. Man ist versucht, aus der kurzen Existenz zu schließen, daß sie eine größere Anzahl von Mitarbeitern gezählt, als von Lesern. Und das Journal war keineswegs von der Art, daß es die Unterstützung des Publikums nicht verdient hätte. Manches hätte weniger schwerfällig geschrieben sein, manche gelehrte Erörterungen hätten vermieden werden können: aber man wird nicht behaupten wollen, daß es die Schuld der Redaktion oder der Mitarbeiter war, wenn es so schnell in zarter

Digitized by Google

Kindheit zu Grabe ging. Sondern es zeigte sich, wie die Verleger fühlten, klar, daß auf hinreichende Theilnahme des Publikums nicht zu zählen war, ohne sie erst mit Opfern zu erkaufen, zu denen sie sich nicht berufen glaubten.

Dagegen ist es nicht zu verkennen, daß die Stimmung des englischen Publikums im Allgemeinen, und der Ton der Journale, über die deutsche Literatur in den letzten fünf Jahren sich wesentlich verändert hat. Man erwartet vieles Belehrende, vieles Unterhaltende: man ist gefaßt, in Tiefen niederzublicken, und zu Höhen aufzuschauen: aber man lebt großentheils noch in der Erwartung: man glaubt, ohne zu sehen. Noch sind die Uebersetzungen des Uebersetzenswerthen zu zählen: *) noch bleibt die Urschrift der großen Mehrzahl der Gebildeten "ein Buch mit sieben Siegeln." Man hört oberflächliche **) — aber nicht mehr wegwerfende Urtheile. Nur ein Punkt ist dem tiefgewurzelten Vorurtheil übrig geblieben. Es verschanzt sich hinter das Bollwerk britischer Moral, britischer Frömmigkeit. Eifrig wird von einer Seite her das Vorurtheil genährt. Die Herren von der englischen Kirche sprechen noch immer bei Gelegenheit die Ueberzeugung aus, daß alle deutsche Gelehrte Heidenbeester sind, und dereinst nothwendigerweise in höllischem Feuer brennen müssen. So hat noch im vorigen Jahr das Quarterly Review mit der Insolenz und Ignoranz, die dem aristokratischen Pöbel eigenthümlich ist, Niebuhr's Geschichte verketzert, und auf die deutschen Universitäten tüchtig geschimpft. Und vor zwei Monaten brachte Blackwood einen Artikel über Kant's vermischte Schriften, der offenbar nichts enthält — auf der Welt nichts — als die bedauerliche Nachricht, daß Kant ungemein heterodoxe Redensarten im Munde geführt und in Schriften verbreitet habe.

*) Sie sind zu zählen, und sie sind leider von sehr ungleichem Werthe. So hat ein übrigens liebenswürdiger junger Mann, dessen Beruf aber die Poesie nicht ist, sich durch die ermunternde und bewundernde Aufnahme, die einige Uebersetzungsversuche in den Cirkeln von Weimar fanden, verführen lassen, eine Uebersetzung von Goethe's Tasso herauszugeben, die besser ungedruckt geblieben wäre.

**) Es thut uns leid, von dem Vorwurf der Oberflächlichkeit auch den Uebersetzer des Wilhelm Meister nicht ganz frei sprechen zu können. Er hat im Foreign Review die neuesten deutschen Bühnendichter — die Komödienschmiede, wie es ihm beliebt sie witzig zu nennen — mit einer Art von Laune, die ihm nicht sehr gut anstehe, sehr cavalièrement angelassen, und dabei Grillparzer großes Unrecht gethan — was einem Mann von seinem anerkanntem Geschmack nur begegnen konnte, weil er Grillparzer's bessere Arbeiten ganz und gar nicht kennt.

Auch diese Dinge werden anders werden. Sie müssen anders werden. Der geistige Verkehr nimmt mit jedem Jahre zu. Tausend mechanische Verbesserungen, und die immer geschäftige Betriebsamkeit, mag sie auch nur an sich selbst denken und an das tägliche Brod, sie muß doch höheren Zwecken dienen. Durch Dampfboote, durch Dampfpressen, werden die Nationen sich befreundet. Und die schönste Gastfreundschaft, den Alten unbekannt, oder doch nur von ihnen geahnt, ist die Aufnahme des fremden und doch verwandten Geistes am heimischen Heerde.

In diesem Sinne hat Thomas Carlyle die Auszeichnung, die ihm von Goethe geworden, und den Dank der beiden Nationen sich verdient. Seine Charakteristik Schiller's, wenn sie den Deutschen nicht viel des Neuen bringt, giebt doch viel Wahres und Schönes, was dem Neuen vorzuziehen ist. Nur ist ein Mangel uns fühlbar geworden — daß nämlich der Briefwechsel von Schiller und Goethe noch nicht berücksichtigt werden konnte, und daß der Uebersetzer nicht die Erscheinung einer ausführlichen Kritik desselben, mit der der Verf. sich zu beschäftigen scheint, erwarten wollte.

Es gehört zu den erfreulichsten Aufgaben der Kritik, das Treffliche aus der Fremde in der Heimath willkommen zu heißen. Wenn wir uns dießmal, durch den Raum beschränkt, das Vergnügen versagen müssen, eine Analyse von den Ansichten des Verfassers zu geben, so sind wir überzeugt, daß durch Goethe's Empfehlung das Werk seinen Weg in die Hände des deutschen Publikums finden, und von den vorhandenen als die beste Lebensbeschreibung von Schiller anerkannt werden wird.

Ueber das Leuchten der Ostsee, nach eigenen Beobachtungen. Von Dr. Michaelis u. s. w.

(Zweiter Artikel.)

Der Verf. giebt folgende Notizen über die Veranlassungen des Leuchtens im Allgemeinen:

"Unzählig sind die Veranlassungen, welche ein Leuchten im Wasser erregen. Indeß lassen sich alle, entweder auf eine mechanische Bewegung, oder eine chemische, galvanische und elektrische Einwirkung zurückführen. Im ersten Falle steht die Erscheinung bis zu einem gewissen Grade in grabem Verhältniß zu der Schnelligkeit der Bewegung. So lange die dem Wasser mitgetheilte Bewegung fortdauert, dauert auch das Leuchten, und es erlischt allmählig mit der eingetretenen Ruhe. Bei Einwirkung chemischer Substanzen dagegen zeigt sich bald ein plötzlich eintretendes und plötzlich wieder verschwindendes Licht, wenn starke Säuren, Alkalien oder Gifte sich zum Wasser mischen; oder ein allmählig wachsendes, lange in voller Stärke anhaltendes und selbst nach Stunden erst wieder völlig verschwindendes Licht, wenn die Beimischung aus milden, indifferenten Flüssigkeiten, als Flußwasser, Milch und dergleichen bestand.

"Die mechanischen Veranlassungen finden natürlich im freien Element bei weitem am häufigsten statt, und in fast allen Schriften über diesen Gegenstand findet man sie allein angeführt. Am bekanntesten ist das Leuchten des Kielwassers, der am Schiffe sich brechenden Wellen, des Ruderschlages. Der ganze Bauch eines segelnden Schiffes erscheint unter dem Wasser erleuchtet; ein langer glänzender Schweif bezeichnet den Lauf desselben; und vor und neben demselben plätschern die schimmernden Wellen am Schiff in die Höhe. Wirft eine höhere Welle das Wasser ins Schiff, so zerstiebt es funkensprühend auf den Brettern. Bei Lustfahrten auf dem Wasser spielt die ganze Gesellschaft mit Händen oder Stöcken im Wasser, und Alt und Jung werden nicht müde, durch Plätschern und Schlagen dem kalten Element sein Licht zu entlocken. Ein ganz besonderes Vergnügen aber gewährt das nächtliche Bad in diesem Feuermeer. Der ganze Körper des Schwimmers erscheint glänzend, und funkentriefend taucht er aus der Tiefe hervor; und selbst dem Wasser entstiegen, leuchtet sein Körper, wenn er ihn reibt.

"Doch sind die Veranlassungen unzählig, und ich beschränke mich nur noch, einige Verhältnisse anzugeben, unter denen die Erscheinung in besonderer Form erscheint. Die ersten großen Tropfen eines Gewitterregens bei windstillem Wetter, lassen plötzlich Tausende von kleinen, blassen Flämmchen auf der Oberfläche erscheinen, gleich Irrlichtern. Darnach verbreitet sich über die ganze Fläche ein milchichter Schein, welcher erst verschwindet, wenn das Regenwasser völlig mit dem Salzwasser gemischt ist. Dies ist die gewöhnlichste Art nicht mechanischer Erregung.

"Trifft nach Windstille plötzlich ein Luftzug das Wasser, so erscheint jedes Wellchen in bunten Farben hell erleuchtet, steigert sich der Wind aber und erheben sich die Wellen höher, so erscheint ihr Haupt anfangs mit schneeweißer Krone; später aber, nach langer Dauer des Sturms, verschwindet die ganze Erscheinung.

"Fische, Krabben, Wasserratten, Mollusken könnte man so lange sie sich bewegen, für selbstleuchtend halten; in großer Tiefe erkennt man sie noch deutlich; doch ist es nach dem früher

Digitized by Google

Gesagten unnöthig die Ursache dieser Täuschung zu berühren."

Im Verlauf der Untersuchung wird die Idee beseitigt, daß die Fäulniß des Seewassers, oder die Einsaugung des Sonnenlichts das Leuchten hervorbringe: und der Verf. hält es keineswegs für ausgemacht, daß die Elektricität in unmittelbarer Beziehung dazu steht. Es wird als höchst wahrscheinlich nachgewiesen, daß das Leuchten der kleinen Bestien eine rein organische Reaktion ist — eine Entzündung — und mit ihrem Willen auch nicht einmal in einer mittelbaren Verbindung steht. Also offenbar eine Art Lichtblick des Genies. Aber, wie es scheint, keine angenehme Affektion: denn in dem Augenblick, wo der äußere Reiz sie trifft, ziehen sie sich krampfhaft zusammen. Gefühlvollen Lesern wird es in der Seele leid thun. Ob dazu noch besondere Beängstigungen kommen, im Moment des Selbstleuchtens? Wenigstens einen "vermehrten Athmungsproceß" glaubt der Verf. bei einigen annehmen zu dürfen.

Der Verf. hat eine Reihe interessanter Versuche über die Wirkung der Wärme, des Galvanismus, ferner mechanischer und mehrerer chemischen Reize auf das Leuchten mitgetheilt. Der Verf. verspricht, seine Versuche fortzusetzen, und man darf hoffen, daß seine Aufforderung an Beobachter in andern Gegenden nicht ohne Erfolg bleiben wird.

Sartorius und Lappenberg: Ursprung der Hanse.

(Zweiter Artikel.)

Eingesandt.

Das ist eine der erhabensten Lehren der Geschichte, daß aus Kräften, mit welchen Gott die menschliche Natur unter ewigen Gesetzen begabt hat, dann, wenn sie zu der Zeit, wo es die Umstände fordern, von recht gesinnten Menschen mit freier Größe angewendet werden, immer das Herrlichste erwachsen ist. Jedoch — das menschlich Herrlichste kann nur gemeint sein. Denn, wie es überhaupt für den, der tiefer zuschaut, sich beweiset, daß nimmer das Leben ganz nach einem Grundsatze (den höchsten, von der Nächstenliebe, ausgenommen) zu fassen oder zu regieren sei, sondern dabei immer verschiedene Grundsätze durch Wechselwirkung jeder den andern begränzen und auf die rechte Ausübung beschränken müssen: So wird auch jener eben ausgesprochene Satz sogleich beschränkt durch jenen andern: daß gleich von vorn herein Niemand begehren dürfe, das an sich Vollkommene in allen Theilen ausgeführt unter den Menschen in der Geschichte zu erblicken oder der Zukunft zu errichten; weil in der sündigen Menschheit — man sehe die Geschichte und das Leben und das eigne Herz an, ob sie denn rein sei oder jemals werde? — weil in der sündigen Menschheit die Kräfte zu verwirrt, das Gute in einem und demselbigen Herzen mit dem Bösen zu sehr vermengt ist, den reinen Willen im Anfange einer Sache die Leidenschaft im Fortgange zu oft bewältiget, die Einfachheit des Planes und der Anlage der Drang gehäufter neuer Umstände vergessen macht, und im Verlauf der Zeiten was richtig war unpassend wird und dennoch fortbesteht, — und (um Dahlmann's Worte zu gebrauchen) immer die menschliche Natur zum Schlechtern neigt und es erreicht, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein neuer Zuschuß von Kraft kommt. Daher die Geschichte ein Kampf des Guten und des Bösen bleibt und dieß der Preis ist, mit dem sich oftmals eine Zeit, ein Volk, ein Held begnügen müssen, wenn nur die größesten Güter, die Freiheit und aufrichtige Bestrebung um das Recht, obschon mit manchem Widerstreit und manchem Fehl von einer Zeit zur andern verjüngt, behauptet oder neu erstritten werden. Woraus sich der Begriff der Demuth, (der Eingang zu dem Christenthum) für den ergiebt, der ihn zu fassen vermag. —

So denn auch mit der Hanse und den Vereinen die ihr vorgingen und worauf sie ruhte. Einsichtig, groß und edel, als Mittel eines umfassenden und guten Zweckes (Schutz und Behauptung des deutschen Handels, dann auch der deutschen Bürgerfreiheit) ausgeführt, sind sie nicht frei von manchem Fehl und Unrecht; — durch Kraft, Selbstständigkeit und Volkes-Einigkeit, Eigenschaften auf welche ursprünglich alle Völker angewiesen sind, die aber damals im vollen Maaße Eigenthum der Deutschen waren, ward ihre Möglichkeit gegeben; — in der rechten Weltlage, die Gott herbeigeführt und große Seelen nutzten, sind sie verwirklicht. —

Wir nannten die deutsche Kraft, Selbstständigkeit und Einigkeit. Wie sehr sind die im Irrthum, die an ein deutsches Volk als Eins nicht glauben! Noch fühlen wir die Einheit, noch denken wir sie zu behaupten: wie hätte sie das Volk nicht fühlen sollen, das seine Angelegenheiten auf Reichstagen mit Herrlichkeit verwalten sahe und unter seinen Kaisern Sieg auf Sieg erfocht! — Die Kraft erweist sich allenthalben selber; aber die Selbstständigkeit als deutsches Gut bedarf (sie ist zu unbekannt geworden) besonderer Erweisung. Wir gehen zurück in unser, der Deutschen, altes Recht. —

Uralter Grundsatz (von welchem noch heute alle unsere ständischen und bürgerschaftlichen Rechte herkommen und nach dem sie daher auch gerichtet werden müssen) war der: daß nie der Richter d. i. die (vom deutschen Reich ausgehende) Obrigkeit, Recht irgend einer Art setzen dürfe ohne des Volks Bewilligung; desgleichen nie ohne ihn das Volk, so lange es das Recht nicht weigert. Von dem größesten Reichstage bis zu dem kleinsten Lande galt dieß als deutsches Recht; womit zusammenhing, daß kein Richter im Reiche war, von der Majestät des Kaisers an bis zum schlichten Dorfsvoigte, der nicht um Gericht zu halten zuerst laut das Volk fragen mußte, was er dort, an richterlicher Stätte thun müsse? (worauf die Antwort "Recht gebieten, Unrecht verbieten") und so ferner vom ersten bis zum letzten Urtheile den Spruch von den weisesten Männern aus dem Volke erhielt, den er dann verkündigte. "So thue ich, wie mir das Volk gefunden hat" war nach erhaltener Antwort der Weisen seiner Reden Eingang, und das Recht der Deutschen hatte hienach seinen Namen — "des Volkes fragendes Recht" hieß es damals, das ist, worin das Volk gefragt wird. Niemand war damals, der fremdes Recht geduldet hätte. Selbst noch, nachdem uns ein solches durch die Gelehrten schon so lange beherrscht, erinnern uns gangbare Ausdrücke an die allgemeine andere Einrichtung der Dinge in frühern Zeiten — von dem häufigen Urtheil finden, Recht finden, die Findung thun (so hieß es, wenn im Gerichte der oder die dazu bestimmten Landleute oder Bürger sich auf das Recht besannen und es sagten) kömmt die Allgemeinheit der Redensart "ich finde das für gut — das nicht Recht" —; ja, der Begriff der Weisheit selbst hat von den Volks-Gerichten seinen Ursprung, denn weil, wenn man in großen und streitigen Sachen öffentlich weisen mußte, was Recht sei, sich die edelste und beste Klugheit dem Volk bewährte, so eignete man dieser davon den Namen zu: Weisheit. — So also bei Urtheilen. Daß aber auch bei Gesetzen der Richter und das Volk nach deutschem Rechte zusammenwirken müssen, das lehrt in unzählbaren Beispielen die Geschichte; und der Sachsen Spiegel, das ist das Buch, in welchem (um das J. Chr. 1220) der Deutschen, insonderheit der Sassen oder Norddeutschen, Geist und Gemüth im Spiegel des Rechts, nach dem sie lebten, für alle Zeiten dargestellt ist — sagt es ausdrücklich und unwidersprechlich so:

"Der Richter muß auch kein Gebot, noch
"Kriegesfahrt, noch Steuer, noch Dienst,
"noch irgend ein Recht auf das Land brin-
"gen, es willkore denn das Landvolk."

Daß auch das Volk nicht ohne seine rechte, das ist vom deutschen Kaiser, den das Volk gewählt,

Digitized by Google

belehnte Obrigkeit dergleichen könne, sagt er nicht ausdrücklich, aber dieses hat auch kein deutsches Land noch je versucht (die Friesen ausgenommen.)

Das war der Deutschen ehrenveste, geordnete Selbstständigkeit — sie galt für alle Stände: Man ließ, was einen Stand allein anging, ihn auch mit freiem Geiste beschließen oder richten; in Klagen, seine Geschäfte betreffend, erkannte kein Deutscher ein Gericht an, das nicht mit Urtheilern aus diesem Stande besetzt war, und man schalt auch die so gesprochenen Urtheile *) vom niedern Gerichte an das höhere immer in demselben Stande. So auf dem Lande — vom Lande ist immer anzufangen — mußte von jeher das Recht zuerst bei dem Kirchspiele oder dessen Geschwornen gesucht werden, und der zweite Spruch bei den vereinigten umliegenden Kirchspielen; jedoch die Entscheidung über Grund und Boden — in Rücksicht auf die darauf beruhende Verfassung — erhielten gleich zum ersten Spruch Höhere: die Ritterbürtigen, eben weil nicht mehr eines Standes, sondern des Ganzen Sache dabei ins Spiel kam. Und als nun die Gewerke entstanden, gingen in diesen ebenso die Urtheile, z. B. in dem der Steinmetzen (einem der ältesten) aus allen Hütten in ganz Deutschland zuletzt an die in Straßburg bei dem Münster. So ferner in Rechtsachen, die nicht schon vor Gewerke bestimmter Art gehörten, beriefen sich die Bürger von 90 deutschen Städten an der Ostsee nach Lübeck, wo ihr Recht entsprungen war, vor den Rathsstuhl; nach Köln am Rhein und Aachen die rheinischen, und die westphälischen nach Soest; die in den Marken, in Obersachsen, Schlesien nach Magdeburg; viele niedersächsische nach Goslar. Mit der Einheit des ganzen Volkes war diese Selbstständigkeit dermaßen verknüpft, daß sie nur durch diese bestand (wie sie später mit ihr gefallen ist) denn, wie noch unser Herz und Gemüth, so war das deutsche Recht damals ein einiges — kein Unter-Richter in allen Landen hatte über Eigenthum am Grund und Boden anders Gewalt als von des Kaisers wegen, der im Namen Deutschlands gewählt war; bis vor den Kaiser konnte der geringste freie Mann sein Recht treiben, kam jener in die Gegend; und Gewerke, sieht man, erstreckten sich durch das ganze Reich — die faßten Beschlüsse in Zusammenkünften ihrer Meister bisweilen "aus allen Landen deutscher Zunge!" Daß sie durch Redlichkeit und Größe der Gesinnung solcher Freiheit werth waren, zeigen die Beschlüsse. Setzen wir nicht die Vergleichung, und sprechen wir es aus: — Die Anhalten der künstlichsten Sorgfalt in einem hundertfach zerrissenen Lande bleiben armselig gegen die Kraft und Ehrenhaftigkeit der aus dem tiefsten freien Leben eines ganzen und edeln Volks erwachsenden Vereine. —

Erst nun, nachdem im Allgemeinen und an Hauptanwendungen die Selbstständigkeit, wie sie deutsches Recht war, erklärt worden, sind wir im Stande zu schildern die Anwendung, welche die deutschen Kaufleute davon machten. — Auf welche Weltlage wandten sie sie an?

Es ging in der bereits oben geschilderten ältesten Zeit, ein Waarenzug von den Niederlanden (alles Gewerbfleißes erstem Sitze im Norden) auf Regensburg, von da fortgesetzt Donauabwärts nach Konstantinopel (denn Konstantinopel war der Weltmarkt, wo Asien und Europa tauschten, was jedes vor dem andern voraus hatte und was sie beide hatten — gefangene Menschen) und also auch zurück. In diesem Waarengange wurde am Rheinstrome Köln Stapelplatz und dieses nicht, wie viele die Zeiten nicht Bedenkende urtheilen, durch Anmaßung, da Bürger, welche mit immerwährender Last und der unerschrockensten Kriegsführung ihrem Wohnorte die erwünschte Sicherheit schufen, doch wohl mit Recht undankbare Gäste zwangen, auch in Friedenszeiten den Ort zu suchen, dem sie selbst die Ruhe des Augenblicks verdankten, (man denke an Hamburg, die unermüdliche Verfolgerin des Seeraubs.) Zu gleicher Zeit mit dem genannten Waarenzuge ward aus England in die Niederlande und selbst schon tiefer in Deutschland Wolle in immer größerer Menge den Tuchmachereien zugeführt und der uralte Einfuhrhandel nach diesem Lande befestiget und ausgebildet. Auch darin waren die Kölner weit die Mächtigsten; die Engländer aber von Kämpfen und Eroberungen aufgerieben, wetteiferten nicht. — Und dennoch ist in dem beschriebenen Zeitraum der eigentliche Haupthandel der Nordeutschen erst langsam gegründet worden, und sein Stützpunkt weder in Holland, noch Flandern oder Brabant, noch auch in England zu suchen. Dieser Stützpunkt ward — Rußland. Aber wie ist nur dahin gelangt? —

Die Namen der Nord- und Ostsee, die bei uns allgemein sind, bezeugen heutiges Tages, wer von uns sie ursprünglich erfunden und dabei die Macht gehabt, sie allgemein zu machen — Niemand anders, als die obgenannten ersten westphälischen und sassischen Städte, als: Münster — Soest — Dortmund — Osnabrück — Groningen (Friesisch), Bremen und solche. Denn nur diesen Gegenden liegen jene Meere im Norden und Osten. Für Magdeburg und alle Marken und Mecklenburg wäre die Ostsee Nordsee, für den Holsteiner und Lübeck, Hamburg selbst, ist die Nordsee Westsee und wird in Holstein noch wohl so genannt — aber der älteste Handel der Deutschen in beiden Meeren gründet sich zu einer Zeit, wo noch Magdeburger die See nicht befuhren, Lübeck, geschweige östlichere deutsche Städte, noch gar nicht war, in dem alles dort die Wenden behaupteten. Vordowik aber, das uralt mächtige, das andere Namen dieser Meere sonst vielleicht mit geltend gemacht, ging unter als der deutsche Handel erst recht zu blühen anfing. Ueber Sand und See zog der kühne Kaufmann damals (sahen wir) mit Waaren und Geld: und so waren es die aus den obgedachten Städten, in kleinen Schiffsgefäßen, die den Deutschen die "Ostsee" eröffneten und mit den Waaren aus England und den Niederlanden dort erschienen. Auf Gothland war der Markt der Schweden, Wenden, Dänen und Russen, uralt schon, als ihn die Deutschen fanden, prachtvoll für jene Zeiten, daher in Sagen vielfach verherrlicht. Da faßten sie zuerst festen Fuß, gewannen das Recht der Niederlage mit vollem Frieden. Den Frieden erwarb ihnen der Kaiser Lothar (von Supplingenburg) in den Jahren 1106 — 1125 und er gab den Gothen eben denselbigen in Deutschland; gleich wie der Kaiser Friederich Rothbart im Frieden mit England auch Sicherheit dem Handel ausbedang, denn die Kaiser sorgten damals für das, was Deutsche auswärts anging. Zu eben der Zeit, wo gegenseitiger Frieden mit den Gothen errichtet ward für die Deutschen, gingen zu Grunde ihre Nebenbuhlerinnen, die wendischen Handelsstädte (Julin traf der Blitz) es verarmte aus uns unbekannten Gründen Schleswig. Indessen ward Pommern christlich. In den Marken setzte sich endlich fest der Fürst Albrecht der Bär aus Anhalt und brachte in die verwüsteten Lande, zum Theil an neue, zum Theil an verlassene wendische Orte, Endauer aus dem Niederlande, theils Landleute, theils Gründer von Städten; da wurden Köln an der Spree, Men u. a. klein begonnen, Magdeburg war und blieb ihrer aller, und aller ihrer Töchterstädte, welche von nun an eine nach der andern bis tief nach Schlesien und Polen hinein entstanden, Vorbild und oberster Schöffenstuhl oder Gerichtshof. Indessen erhub sich die Kraft Heinrichs des Löwen, Herzogs der Baiern und der Sassen, zu Braunschweig: bald brach er die Wenden in den Lauenburger und Mecklenburger

*) Ein Urtheil schelten, hieß es auf der Stelle oder stehenden Fußes mit lauter Stimme verwerfen und ein Höheres fordern; mit diesen Worten (nach dem Sachsenspiegel): dar Ordeel das de Mann gesunden heft, dar is unrecht; dat schelde ick und teehe daß, dar ick it dorch Recht teehen sall, unde bidde daß eines rechten Ordeeles, wor ick it dorch Recht teehen sall — worauf ihm das Gericht antworten mußte, wohin er sich zu berufen habe.

Digitized by Google

Leuden, ihre letzte Kraft, starb auf dem Schlachtfeld bei Demmin, über den Leichen vieler Feinde. Das war 1154. Da ward die Ostseeküste bis Pommern deutsch. Zu gleicher Zeit erstand das Reich Dänemark (in dem noch keine Städte blühten) aus langen Gräueln von Königszwisten, unter Waldemar I., stärkte sich, hielt Frieden mit den Deutschen und begann die Wenden im Fürstenthume Rügen zu bezwingen. *)

Johannes Wit, genannt von Dörring: Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit u. s. w.

(Zweiter Artikel.)

Der Verfasser hat eine Thorheit begangen, indem er diesen Memoiren seinen Namen vorsetzte. Hätte er die Materialien, die sein eignes abenteuerliches Leben darbot, zur Grundlage eines Romans gemacht: hätte er die Ressourcen einer lebhaften Phantasie dabei in's Spiel gesetzt, und mit seinem in Chiffern aller Art gewandten Scharfsinn wirkliche Verhältnisse maskirt: die ganze Geschichte möchte passiren, als Roman: als Wahrheit ist sie gar zu fatal.

Die Verschwörung ist ein sehr zweideutiger Beweis des Enthusiasmus: der Verrath ein noch mehr verdächtiger Beweis der Vernunft. Beides möchte bei einem Romanhelden hingehen: vorausgesetzt, daß die Verhältnisse verwickelt, schwierig, in vielfache Versuchung führen, und den Leser wie den Helden zu verwirren drohen. Auch eine Seite hätte dem Stoff sich abgewinnen lassen, bei welcher das Gemüth nicht ganz leer ausgegangen wäre.

Oder hätte ein Mann, in vorgerücktem Alter, um mit sich und der Welt abzuschließen, die Bekenntnisse seiner irregeleiteten Jugend dem Publikum vorgelegt: hätte er seine Irrthümer durch klare und feste Einsicht geläutert, seine Fehler durch ein langes und für praktische Interessen thätiges Leben gebüßt: wir würden mit ihm, für ihn fühlen, wenn er den Vorhang hinwegziehen wollte; wir hätten ihn achten gelernt, wir würden uns für ihn interessiren.

*) Wir bedauern, daß es dem Einsender, der in diesem Augenblick von Hamburg abwesend ist, nicht gefallen hat, uns den Aufsatz vollständig zugehen zu lassen. Unsern Lesern ist es nicht entgangen, daß diese Arbeit aus einer durchdachten, selbstständigen Ansicht hervorgegangen, und mit schönen historischen Studien ausgerüstet ist: und sie werden uns Recht geben, wenn wir, anstatt in unserm Sinn die Form der Darstellung oder wohl auch eine oder die andre Behauptung anders zu gestalten, die fremde Eigenthümlichkeit geehrt. Red.

Aber wenn ein junger Mann in der Blüthe seines Alters der Welt seine Bekenntnisse aufdringt; wenn er Verschwörung und Verrath, über das eine so wenig als das andre erröthend, aus dem geheimnißvollen Helldunkel seiner letzten Vergangenheit an's Licht zieht; wenn er mit beispielloser Indiskretion, was er mit Andern, Hohen und Niedern verhandelt, ausplaudert, und nur die eine Entschuldigung hat, daß er von sich selbst immer noch Schlimmeres aussagt: so mag er zwar auf die Neugierde, aber wie will er auf die Achtung des Publikums zählen? Wie auf den Glauben der Welt? Wie auf das Vertrauen eines Einzigen — er, der es sich zum Metier gemacht hat, das Anvertraute öffentlich zu machen?

Und wenn er nichts gethan hätte, um das Mißtrauen zu wecken — was hat er denn gethan, um das Vertrauen zu begründen? Er hat sich nicht die Zeit gelassen, durch ein makelloses Leben die Verirrungen auszulöschen, die er freiwillig zur Schau trägt; keine Bürgschaft gegeben gegen ihre Wiederkehr.

Von den Denunciationen, die er dießmal dem Publikum vorträgt, haben wir in unserm letzten Blatt eine Probe gegeben. Zu den interessantesten Passagen gehört die nachfolgende, in welcher er als Märtyrer erscheint, (in seiner Haft zu Baireuth) entschlossen, die Regierungen aufzuklären, zu sterben, und das Vaterland zu retten.

"Als ich die gedachten Eröffnungen machte, war ich des festen Glaubens, daß meine Pariser Thätigkeit das Verbrechen des Hochverrathes gesetzlich begründe, und meine einzige Bitte war stets die, daß man durchaus keine Milderung gegen mich eintreten, sondern dem strengen Rechte freien Lauf lassen möge. Wo es nicht zur Sache nöthig schien, hütete ich mich wohl, Personen zu nennen; anders aber, wo der Zusammenhang der Begebenheiten das genaueste Detail erforderte; da theilte ich, was ich wußte, umständlich mit, unbekümmert, ob Dritte durch diese Aeußerungen inculpirt werden könnten, oder nicht. Der Zufall, oder vielmehr Gottes Güte wollte, daß diejenige Person, über welche ich mich am stärksten äußern mußte, der Prof. Karl Follenius, sich außer dem Bereiche der deutschen Polizeien befand; aber ich schäme mich nicht, frei zu bekennen, daß ich es eben sowohl gesagt haben würde, wäre er zur Stelle gewesen.

"Welchen furchtbaren Kampf es mir kostete, gegen die Freunde meiner Jugend die Anklage auf Leben und Tod zu erheben, weiß der Allwissende, und meine Inquirenten, wenn ich anders so die Männer bezeichnen darf, die meine Angaben entgegen nahmen, waren Zeugen davon.

"Weit entfernt, jetzt eine Erleichterung meiner Lage von der wohlwollenden Behörde zu begehren, konnte man mich nach meinem eignen Verlangen nicht strenge genug behandeln; als mein Geld mir ausging, weigerte ich mich, irgend eine Unterstützung von der Regierung anzunehmen, und erwarb mir mit Abschreiben von Akten für das Baireuther Stadtgericht meinen spärlichen Unterhalt.

"Ich bemühete mich, die eigne Schuld in's stärkste Licht zu setzen, in der Hoffnung, den Tod zu verdienen, und durch selbigen den Beweis zu liefern, daß nur die Liebe für das Gute und Rechte, nicht aber Haß oder jämmerliche Ichheit mir jene Geständnisse diktirt.

"Nicht der Wunsch, hiedurch mein Benehmen zu entschuldigen, hat mich zu dieser Darlegung meiner Motive bestimmt — ich bedarf dessen nicht, und weiß zur Genüge, daß ich meinen Gegnern durch vorstehende Zeilen den reichsten Stoff der Anklage gebe — sondern die Pflicht, wahr und treu das Erlebte und Gethane zu berichten. Wer nie in ähnlicher Lage sich befand, kann sich unmöglich dahinein versetzen, und ich werde daher Keinem zürnen, der bedenklich dazu den Kopf schüttelt, oder gar über mich den Stab bricht.

"Nach acht Tagen reiste der gedachte Commissarius wieder ab, mit dem Versprechen, so bald als möglich zurück zu kehren, um mich dann ausführlich über manches den Regierungen noch durchaus Unerklärliche zu vernehmen.

"War ich gleich von der Rechtmäßigkeit des gethanen Schrittes so fest überzeugt, daß auch nicht der leiseste Zweifel deshalb meine Ruhe mehr störte, so stürmte und drängte es doch in mir, weil ich leicht voraussehen konnte, daß Preußen, das von mir gehaßte und verabscheuete Preußen, Alles anwenden würde die fernere Untersuchung gegen mich in Berlin zu vollenden.

"Es steht mir nicht zu, hier das Dunkel durchdringen zu wollen, worin die über mich und meine Auslieferung gepflogenen Verhandlungen absichtlich oder zufällig gehüllt sind. Daher nur so viel:

"Die Mainzer Kommission, froh, endlich denjenigen erhascht zu haben, der ihr das fehlende Mittelglied in der demagogischen Kette schien,

ἐγχείρησιν naturae nennts die Chemie,
Spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie,

trug sogleich beim Bundestage darauf an, daß die Untersuchung gegen mich in Berlin geführt werde, wo man am besten in diesen Sachen bewandert sei. Der dänische Gesandte concentrirte hiezu, wie den Verlauf erhellt, etwas eigenmächtig.

"Da nun aber Preußen durchaus keine Rechte auf mich haben konnte, und die Verfolgungen

gegen mich — als aus den österreichischen Gefängnissen entsprungen — zuerst von Oesterreich eingeleitet worden, verlangte ich, wolle man anders durchaus von Baiern mich removiren, nach Wien gebracht zu werden. Dies wollte man indessen in Berlin nicht zugeben, eben so wenig wie den von München aus gemachten Vorschlag, einen preußischen Beamten als Concommissarius nach Baireuth zu senden. Da Oesterreich sah, wie ungern ich nach Preußen ginge, und wahrscheinlich besorgte, daß mein Vorurtheil gegen diesen Staat mein Vertrauen schwächen und meine Mittheilungen lähmen würde, wirkte es dahin, daß man von Seiten Dänemarks die Auslieferung rückgängig zu machen suchte. Der dänische Gesandte begab sich in dieser Absicht nach Mainz; aber es war zu spät, die Kommission bestand auf der Erfüllung des einmal gegebenen Versprechens.

"Der Ministerialrath von Abel hatte über mich, außer der eigentlichen officiellen Relation, noch einen confidentiellen Bericht abgestattet, der sehr zu meinen Gunsten war. Dieser gelangte, Gott weiß wie! in die Hände der Mainzer Kommission, und anstatt mir zu nützen, schüttete er Oel in die Flammen. Man glaubte nämlich, eine besondere Vorliebe des Referenten für mich daraus zu ersehen, und drang um so mehr auf meine Versetzung nach Preußen. So schadete mir, was zu meinem Nutzen bestimmt war, in diesem, wie in manchem anderen Falle. Alle meine Inquirenten nämlich, alle Männer, zu denen ich während meiner vieljährigen Haft und Untersuchungszeit in näherer Berührung gestanden, haben mir die wärmste Zuneigung geschenkt und bewahrt. Anstatt aber hievon Vortheil zu ziehen, habe ich darunter gelitten; man wollte mich nun einmal — nicht etwa schuldig finden, dies war auch meine eigne Ueberzeugung — sondern als einen gefährlichen Intriguanten dargestellt wissen, der bei seinen dermaligen Bestrebungen nicht das Interesse der Wahrheit, sondern fremde Zwecke verfolge."

Schon vorher hatte er übrigens den Entschluß gefaßt, dem Kaiser Alexander persönlich sich zu entdecken: und bei dieser Gelegenheit schildert er die Revolution, die in der Seele des Kaisers vorgegangen war, die ihn "zum Retter Europa's machte", und entwirft folgende Parallele zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Metternich, in der man den Scharfsinn nicht verkennen wird: —

"Ganz von selbst machte sich die gedachte Revolution in des Kaisers Inneren, — wonach er, bei der innigen Vorliebe für die liberalen Ideen, die Wortführer derselben fliehen lernte. Begehren wir aber, der entfernteren Ursache nachzuspüren, so dringt sich uns die Ueberzeugung auf: Nicht die Intriguen der Ultra's, sondern die Verbrechen der Revolutionäre gaben den ersten Anstoß ab; und den sichersten Beweis, daß der Fürst Metternich selbige nicht veranlaßte, ergiebt die einfache Thatsache, daß zur gedachten Zeit ein eigentliches Mißverhältniß zwischen Beiden bestand, welches jeder besonders intimen Mittheilung hemmend in den Weg trat.

"Nur die Nothwendigkeit, nur die Ueberzeugung, daß Metternich's Interesse dem seinen entspreche, daß er der einzige Mann sei, bereit und im Stande, die revolutionäre Hyder zu erdrücken, vereinte sie wieder.

"Daß der geistreiche Minister, der liebenswürdige Mann, und vor allem der gewandte Menschenkenner, späterhin einen sehr bedeutenden Einfluß auf des Kaisers Handlungsweise erlangte, ist unläugbar; aber niemals wurde Alexander dessen Dupe. Die Umgebung des Kaisers sah ungern nur die Ascendenz, welche der Ausländer erlangte, und that alles Mögliche, sie zu schwächen. Aber es konnte ihr nicht gelingen, ihn zu enttäuschen, weil er nie getäuscht war, weil der Kaiser nie ein Werkzeug in des Fürsten Hand wurde, weil er scharfsichtig genug war, sich niemals über die Quelle des anti-revolutionären Strebens im Fürsten Metternich zu verblenden.

"Alexander war dem Principe der Heiligen Allianz auf das innigste ergeben, weil sie ihm als höchster Zweck seines Daseins galt, weil er nach keinem irdischen Ruhme, sondern nach dem höheren strebte, de devenir le Régénérateur moral et religieux de l'Europe. Dem Principe der Legitimität stemmte sich nun aber der ungeheure Andrang der Demokratie entgegen; ehe diese vernichtet wurde, konnte jene nicht gedeihen, mithin wandte er seine ganze Kraft auf deren Unterdrückung.

"Anders beim Fürsten Metternich. Wenn gleich an und für sich den liberalen Ideen keineswegs hold, entsprang sein Eifer gegen dieselben jedoch mehr noch aus seiner Stellung als österreichischer Minister, wie aus seiner Abneigung als Mensch. Begünstigte man in Italien die Carbonaria, so drohete Oesterreich der Verlust seiner schönsten Provinzen; begünstigte man in Griechenland die Hetairia, so verlor es in der Türkei einen getreuen Nachbar, der nie gefährlich werden konnte, und gewann einen Anderen (Rußland), um den es nicht viel gab. Der Fürst Metternich war demnach legitim, weil es das Beste seines Staates — der Kaiser Alexander, weil es das Beste der Welt so heischte.

"Weit entfernt, durch diese Parallele dem Charakter und den Verdiensten der Fürsten zu nahe zu treten, stelle ich sie vielmehr in's einzig richtige Licht. Ein guter Minister muß, ganz ähnlich darin dem echten Stoiker, für Nichts eine Zuneigung, gegen Nichts Abneigung haben. Auf seine individuellen Wünsche und Absichten kommt es nie an, sondern nur auf das, was dem Staate frommt. Dem Kaiser Franz durfte die Heilige Allianz Zweck, dem Minister Metternich nur Mittel sein. Stimmten nun Mittel und Zweck zusammen, um so besser. Alexander haßte die Revolutionäre, Metternich hingegen die Revolution; dieser das System, jener die Personen.

"Die Verschiedenheit in den Motiven Beider ergiebt sich auch daraus schon, daß Alexander im Grunde seiner Seele dem constitutionellen Systeme gewogen blieb, welches Metternich, wo möglich noch mehr als die revolutionären Umtriebe zu unterdrücken strebte. Auf dem zweiten Wiener Congresse war Alexander es, der auf jede Weise der constitutionellen Staaten Interesse wahrnahm, und ihm verdanken wir größtentheils die weise Mäßigung der dortigen Beschlüsse. Er war es, der sich jeder Beeinträchtigung des constitutionellen Würtembergs widersetzte, und erst dann seine Hand davon abzog, als es einer Intrigue gelungen war, im constitutionellen Treiben ein revolutionäres darzustellen."

Die Erzählung seiner Schicksale und Seelenzustände mag man bei dem Verf. selbst nachlesen. Seine Offenheit ist von der Art, daß sie nicht für ihn gewinnt: denn es fehlt die Bürgschaft für den Ernst, der etwas Andres will als die Notorietät.

Laßt ihn diese Bürgschaft geben; und dann, nach einer Reihe von Jahren, wieder vor das Publikum hintreten. Aber bis dahin laßt ihn von seiner eignen Person, von seinen hohen Gönnern, den Staatsministern, Kammerherren, und Inquisitoren, und von seinen mächtigen Feinden schweigen — oder laßt ihn es sich selbst zuschreiben, wenn man seine Bekenntnisse mit Ekel und Mißtrauen aufnimmt, und wenn selbst ungegründete Zweifel und unverdient harte Urtheile laut werden. Man kann den Großen wichtig werden, wie er behauptet, es geworden zu sein: aber er sollte aus seinem Shakspeare es wissen —

"Der liebt das Gift nicht, der des Gifts bedarf."

Man kann die Neugierde des Publikums kitzeln; man kann durch eine gewisse Coquetterie sich "interessant machen": aber die Achtung des Volks erwirbt sich nur durch Mittel, die er bis jetzt vernachlässigt hat. Laßt ihn mit Ernst etwas Ganzes vollenden, anstatt zum Spaß (ein betrübter Spaß) Fragmente zu schreiben.

Redigirt von Dr. C. J. Wurm.
Verlegt von S. von Hofstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

17. Hamburg. Montag, den 25. October. 1830.

Inhalt.

Raumer: Historisches Taschenbuch..... Seite 129
(Dreißigjähriger Krieg — Andronikus Komnenus.)
Adrian: Bilder aus Frankreich ..... " 133
Merker: Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger ..... " 135

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zweiter Jahrgang. (Mit dem Bildnisse des Kaisers Maximilian II.) Leipzig, 1831. Brockhaus.

Wir sind der Almanachsliteratur, die bloß zu unterhalten, und bloß für den Augenblick zu unterhalten, bestimmt ist, keineswegs abhold. Aber wir freuen uns, zu bemerken, daß das deutsche Publikum einem Taschenbuch, das mit ernsteren Anforderungen sich bei dem Leser einführt, und dem flüchtigen Reiz den gediegenen Werth an die Seite stellt, das verdiente Interesse zugewandt, und die Unternehmer zur Fortsetzung aufgemuntert hat.

Der bedeutendste Beitrag, dem Gegenstand, der historischen Forschung, und dem äußeren Umfang nach, ist der des Herausgebers — die erste Hälfte einer Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westphälischen Frieden. Das kurze Vorwort, das wir hersetzen, und das (ein seltner Fall) kein Wort enthält, um für den Gegenstand oder die Darstellung zu gewinnen, wird doch keinen Leser darüber täuschen, was er von dem berühmten Geschichtschreiber der Hohenstaufen zu erwarten hat.

"Die Geschichte Deutschlands von 1558 bis 1630, welche ich dem Publikum vorzulegen wage, ist einerseits weit weniger bekannt, andererseits aber auch weit weniger inhaltsreich und anziehend als die Geschichte der Reformation bis zur Abdankung Kaiser Karls V. Streitigkeiten, welche vor, Gräuel, welche nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges immer wiederkehren, ermüden auch den Geduldigsten, und scharfsichtige, die Mängel meiner Geschichte Ludwigs XIII. rügende Freunde werden dießmal zu noch weit strengerem Urtheile Veranlassung finden. Im Widerscheine mangelhafter, formloser Quellen (deren Worte ich, ihrer Wichtigkeit halber, jedoch oft beibehalten mußte) ist meine Darstellung trocken, zerrissen, finster, ja widerwärtig geworden, und die Gemüthsstimmung des Schreibenden nur zu sehr in das Geschriebene übergegangen. Vielleicht gebe ich aber deshalb ein um so treueres und wahrhafteres Bild jener unglücklichen Zeiten; wenigstens dürfte ein Versuch, durch rhetorische oder sonstige Kunstmittel der Erzählung mehr Reiz, Glätte und Glanz zu ertheilen, keinen wesentlichen Vortheil gebracht, wohl aber eine falsche Farbe über das Ganze verbreitet haben."

Die eigenthümliche Wichtigkeit, und das Belehrende eines "treuen und wahrhaftigen Bildes" eben jener unglücklichen Zeiten ist in dem Vorworte nicht berührt. Nicht der Wechsel der Ereignisse, wie gewaltig sie auch den geselligen Zustand umgestaltet haben, nicht die Schilderung der Charaktere, wie tief sie auch in das Treiben menschlicher Leidenschaft blicken läßt, sondern die ewig denkwürdige Lehre ist es, mit welchen Opfern die Duldung erkauft, und mit welchen Anstrengungen die edelste Freiheit errungen worden. Daß die Opfer nicht zu groß, daß das Ziel solcher Anstrengungen nicht unwürdig gewesen, mag eine glücklichere Zeit beweisen, in welcher dem Fortschreiten der Völker auf der Bahn der politischen Freiheit keine geistige Scheidewand, keine beengenden Verhältnisse der Andersgläubigen mehr entgegenstehen.

Wie frühe schon trübt sich die heitere Aussicht, mit welcher der erste Abschnitt sich eröffnet! Die Regierung Ferdinand's (1558 — 1564) und noch mehr die seines Nachfolgers, des zweiten Maximilians, ließ wenigstens erwarten, daß der wilde Ausbruch der feindlichen Elemente zurückgehalten werden würde. Mit leicht zu erklärender Vorliebe verweilt der Geschichtschreiber bei Maxens Charakter, von dem er das nachfolgende Bild entwirft: —

"Löbliche Eigenschaften, die man bei diesem oder jenem Fürsten vereinzelt, oder in schroffer Uebertreibung, oder als Folge mühsamen Entschlusses findet, gingen aus der schönen ungetrübten Harmonie seiner eigensten Natur hervor. Daher war er nicht bloß gerecht, sondern auch milde und großmüthig, nicht bloß Freund edlen Ernstes, sondern auch heiteren Scherzes; daher thaten mannigfache Ergötzungen seinem Fleiße keinen Eintrag, und er brauchte den Kaiser nicht pedantisch zu spielen und Würde zu erkünsteln, da er ein kaiserliches Gemüth besaß, welches Liebe und Vertrauen erweckt, weil es Liebe und Vertrauen in sich trägt. Jedem war er zugänglich, mit jedem wußte er angemessen in der Landessprache (er verstand Lateinisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch, Belgisch, Französisch, Böhmisch, Ungarisch) und nach Landessinn und Sitte zu sprechen. Nie war die große Höflichkeit, Annehmlichkeit und Zierlichkeit seines Benehmens geringhaltig und bloß äußerlich, nie seine Milde Schwäche, oder seine Duldung Gleichgültigkeit. Ueberall hörte er Rath, und wo die Ansichten weit auseinandergingen, suchte er nicht (leidenschaftlich Partei nehmend) die Spaltungen zu erhöhen; sondern, wie es dem höher Gestellten gebührt, durch weise Vermittelung einem erhabenen Ziele entgegen zu führen. So war Maximilian in allen Dingen das vollkommene Gegenstück seines nächsten Verwandten, Philipps II.: welch Glück wenn er so lange gelebt und geherrscht hätte als dieser; Deutschland hätte den gräuelvollsten Theil seiner Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, wohl nicht erlebt!"

Indessen darf man doch bezweifeln, ob es selbst Marens Beispiel und seinen gemäßigten Grundsätzen gelungen sein würde, das Ziel, das er als denkender Mann, und als weiser Herrscher im Auge hatte, zu erreichen. Es bedurfte der schweren, eisernen Hand der Erfahrung, die aus dem formlosen Gewirre von dreißig langen Kriegsjahren einen neuen Stand der Dinge schuf. Man muß des Kaisers Einfluß in diesen Dingen nicht überschätzen. Seine Gewalt mochte das System der katholischen Partei gestalten, wie es seiner Persönlichkeit am besten zusagte: aber es handelte sich nicht um dieß System allein. Man würde sich sehr täuschen, wenn man die Resultate des dreißigjährigen Krieges, die Wohlthat des westphälischen Friedens darin finden wollte, daß die katholische Kirche ihrer drückenden Herrschaft entsagt, und die würdige, selbstständige Stellung der protestantischen anerkannt. Aus einem ganz andern Gesichtspunkte sind die Folgen dieser großen Weltbegebenheiten zu betrachten. Alle Parteien ließen in ihren äußeren Ansprüchen nach: aber dieß war noch wenig, und ist bei den meisten Friedensverhandlungen der natürlich eintretende Fall. Alle Parteien entsagten dem Grundsatz des Zwangs und der Verfolgung

Digitized by Google

in Religionssachen: weil die Besseren jeder Partei sie längst für unvernünftig und unchristlich erkannt, weil die "grause Nothwendigkeit" mit ihrem Gefolge von tausend und tausend Gräueln, auch die minder Wohlwollenden oder Aufgeklärten dazu trieb.

Zwang und Verfolgung, der Gesinnung und den Grundsätzen, wenn nicht immer der äußeren That nach, war das unselige System, das jede Partei den Andersgläubigen entgegenstellte. Raumer hat, mit der Gerechtigkeit, die die erste Pflicht, und der Billigkeit, die die erste Tugend des Historikers ist, bei einer Gelegenheit darauf hingewiesen. Aber man könnte wünschen, daß für Leser, denen es schwerer wird, die Motive und Verhältnisse im innern Zusammenhang zu erblicken, auf diese Ansicht mehr Gewicht gelegt, und die erläuternden Thatsachen unter den einen Gesichtspunkt gebracht worden wären. Vielleicht lohnt es sich der Mühe, einige der vereinzelten Züge hier zusammenzustellen.

Es ist kein Zweifel, daß die mächtigste — die katholische Partei den Arm der weltlichen Gewalt am schwersten fühlen ließ. Ferdinand's jesuitischer Beichtvater, Lämmermann (oder Lamormain), und der Kardinal Caraffa leiteten die Verfolgungen in den österreichischen Landschaften. Man erinnere sich des Machtwortes: "Wer bis Ostern 1626 nicht katholisch ist, der muß auswandern!" Und wenn aus Böhmen allein über 30,000 Familien (darunter 500 edle Geschlechter) auszogen, so mochte der Italiener wohl Klage führen über die Unzulänglichkeit solcher Maaßregeln, und die Halsstarrigkeit des Volkes, während Khevenhiller sich in den Mantel der Toleranz einhüllt, und es rühmt, daß von der Regierung kein anderer Zwang, als der der Emigration gebraucht worden, um das Volk zum rechten Glauben anzuweisen. Daß es übrigens auch an andrem Zwang nicht gefehlt, lehrt die Geschichte vielfach. Die Grausamkeit, mit welcher die Prediger verfolgt wurden, bezeichnet hinlänglich den Charakter der Maaßregeln, die auf Vertilgung, nicht auf Entfernung abzielten. Auch blieben jene kleinlichen Verfügungen nicht aus, durch welche die Tyrannei sich selbst ihr eignes Urtheil spricht, und sich der Verachtung preis giebt. So ward einer bestraft, weil er seinem Sohne den Namen Friedrich gegeben hatte.

Wenn das Parteiwesen der Katholischen mehr den Charakter der offenen Gewalt annahm, so äußerte es sich bei den Lutheranern mehr als unversöhnlicher Haß — und zwar, was hier von der größten Wichtigkeit ist, als Haß gegen die Reformirten.

Noch war das alte Sprüchwort nicht verklungen — "Lieber Türkisch, als Kalvinisch!" *) Jede Form der Verketzerung und der Schmähung ward hier erschöpft. Einige Züge mögen als Beispiele hinreichen. Ein deutscher Fürst — es war Johann Georg I. von Sachsen — hatte hinlänglich Schimpfwort als: "du Kalviniſt." Er war ein roher Mensch, "betrank sich oft und obenein in Bier so, daß er unter den Tisch fiel." Aber die tübingischen Theologen waren — man darf es hoffen — nüchterne und ehrenfeste Leute, und urtheilten doch, "durch den Sieg der Reformirten werde Freigeisterei und Atheismus entstehen" — ganz wie, schon im Jahr 1561, der Jesuit Canisius an den Kardinal Hosius geschrieben hatte, "wenn Kalvin den Luther nicht allein in Frankreich, sondern auch, wie es den Anschein habe, in Deutschland verdränge, so werde nichts übrig bleiben, als daß gar der Atheismus hereinbreche." **) Und der churſächsische Oberhofprediger Hoe von Hoenegg, ein berühmter Theologe, und einflußreicher Mann, schrieb nach der Wahl des reformirten Churfürsten Friedrich zum König von Böhmen, an den Grafen Schlick unter Andrem: "O wie Schad, o wie großer Schad, um so viel edle Länder, daß sie alle dem Kalvin in den Rachen sollten gesteckt werden. Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen, und den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil." †) Es scheint, daß auf dem Churfürstentag zu Mühlhausen (1620) der Entschluß Sachsens zum Theil durch die Versicherung des Kaisers bestimmt wurde, "es sei ihm darum zu thun, beide Religionen, die Luthgrische und die Katholische, zu bestätigen, die Kalvinische aber zu dämpfen." ††) Auch wußte der Kaiser wohl, wie weit er auf dieses Motiv zählen durfte, als er (1623) an Spanien schrieb: gegen die Ertheilung der Churwürde an den Herzog von Baiern werde Sachsen nicht Fehde erheben, werde die vierte katholische Churstimme dulden, "da es die Kalvinisten nicht minder haßt, als die Katholiken." Eine solche Stimmung der Regierungen beweiset mehr, als die einzelnen Beispiele von Unordnungen, bei welchen aus mehreren Städten die Kalvinisten von den Lutheranern verjagt, oder ihre Kirchen ihnen weggenommen worden waren. Wohl mochte schon Mundt, der Gesandte Elisabeth's von England, an Burleigh berichten: — "Niemals war Deutschland so aufgelöst und uneinig! Und dieses Mißtrauens, dieser Spaltung Ursach und Nährung, ist jener hartnäckige Wortstreit über das Abendmahl des Herrn." Und der kostnitzer Stiftsherr Pappus hatte später nur zu sehr Recht, wenn er von den Lutheranern sagte: "Glaubenszwang und Unterthanenpflicht gilt ihnen gleich; aber wenn sie selbst den Zwang auferlegen, nennen sie es ein Recht, bei andern Unrecht und Willkür."

Aber die Reformirten? Es tritt uns hier vor Allen die Unduldsamkeit des Scultetus entgegen, des reformirten Hofpredigers des neuerwählten Königs von Böhmen. Schon auf der Dordrechter Synode (1618) — der letzten Verketzerungssynode unter den Protestanten — finden wir den Scultetus geschäftig, die Arminianer, deren Lehrer durch Gelehrsamkeit, durch Mäßigung und Milde sich auszeichneten, und für welche Simon Episcopius mit der Beredsamkeit der Wahrheit und dem Selbstgefühl des tiefen, aber milden Ernstes das Wort führte, zu verläumden und zu verfolgen.

Scultetus war es, der in Prag den Skandal der Bilderstürmerei, wenn nicht angerathen, (was er läugnet), doch in einer Predigt eigens gerechtfertigt — was ihm die Kunstfreunde bis auf den heutigen Tag nicht vergessen noch vergeben haben. Endlich legte er dem Regenten das unbedingte Reformationsrecht bei. Ein höchst merkwürdiger Umstand: denn er erweiset, wie wenig der Lehrbegriff an ein System des äußeren Verfahrens geknüpft ist, und wie das letztere gänzlich durch den individuellen Charakter und die Verhältnisse bestimmt wird. Dieselbe reformirte Dogmatik, die man einer durchaus republikanischen Tendenz beschuldigt, und die bei Männern von freiem und hohem Sinn — man denke an John Knox *) — der Gewalt der Könige mit der sittlichen Ueberlegenheit, mit edlem Männerstolz entgegentrat — dieselbe vielverschrieene revolutionäre Dogmatik fügte sich bei dem pfälzischen, nachmals böhmischen Hofprediger, einem Grundsatz, der die Selbstständigkeit des Geistes mit Füßen tritt, und die politische, wie die kirchliche Freiheit vernichtet.

---

*) Eine deutsche Flugschrift unter diesem erbaulichen Titel war schon im sechszehnten Jahrhundert erschienen.

**) Bei Cyprian: Abgedrungener Unterricht u. s. w. Vorrede, 12.

†) Mehrere Aeußerungen andrer lutherischen Theologen in gleichem Sinn hat Arnold gesammelt XVII. 1. 18.

††) Raumer erwähnt dieser Versicherung nicht ausdrücklich; der alte Arnold aber führt sie an nach Ferd. Donrätl Beschreibung der abscheulichen Persecution u. s. w. (Frankfurt, 1631.)

*) Einigen unsrer Leser wird es nicht unwillkommen sein, Andre mögen es entschuldigen, wenn wir, um den ungeheuren Gegensatz in's Licht zu setzen, einige, so viel uns bekannt ist, ungedruckte Sätze von Knox hersetzen, die wir vor mehreren Jahren zu einem andern Zweck auf dem britischen Museum aus der Handschrift von Calderwood's Gesch. der schottischen Kirche abgeschrieben, die übrigens mit gedruckten Aeußerungen des Reformators übereinstimmen, wie sie sich auch im Anhang von M'Crie's Lebensbeschreibung finden. "No manifest Idolater, nor notorious transgressor of God's holie precepts ought to be promoted to anie publick regiment, honour, or

Digitized by Google

Wenn man diese Dinge erwägt, und ähnliche Erscheinungen, die hier nicht aufgezählt werden können, hinzufügt, so wird man in dem dreißigjährigen Krieg eine Lehre des Friedens, und in seinen Gräueln selbst, deren die Völker müde wurden, eine Gewähr gegen die Wiederholung der Ursachen erblicken, die dazu geführt. Ein schreckliches Mittel, ohne Zweifel, um eine Ueberzeugung zu wecken, die dem aufgeklärten Verstand ebenso nahe liegen sollte, wie dem unverhärteten Gefühl: daß der Irrthum nicht als Schuld, die Verfolgung nicht als Strafe, der Zwang nicht als Besserungsmittel betrachtet werden sollte. Aber es scheint, daß die Geschichte nur durch harte Prüfungen die Erkenntniß großer Wahrheiten feststellt. Und so bewährt sich, wenn man auch nicht ohne Schaudern seiner Anwendung gedenken kann, der alte Spruch: "was keine Arznei heilt, das heilt der Stahl; was der Stahl nicht, das Feuer."

Indem wir uns zu einem andern Aufsatze — der Biographie des griechischen Kaisers Andronikus Komnenus, von Friedrich Wilken — wenden, führen wir unsre Leser aus einer Zeit der Verwirrung und der Gräuel in eine andre, noch schlimmere Periode zurück; aus einer Zeit des Kampfes um die besten Interessen des Volkes in eine Periode, welche Talent und Thatkraft dem Dienste persönlichen Ehrgeizes und unedler Leidenschaft hingegeben sah; aus einer Zeit des Aufstrebens in eine Periode des sittlichen und bürgerlichen Verfalls. Vielleicht hat auch dieser Uebergang sein Lehrreiches, vielleicht ist er geeignet, das Geschick eines sinkenden Staates, und eines gesunkenen Volkes, mit dem belebenden, aus der Verwirrung sich empor arbeitenden Einfluß der Ideen zu vergleichen, welcher alle sittlichen Kräfte sich zu befreunden, und die gewaltigsten, wenn sie widerstrebten, zu entwaffnen wußte. Das griechische Reich zerfiel, weil dem Volk das selbstständige Bewußtsein untergegangen, der höhere Ernst erloschen war; das deutsche Volk ging einem glücklicheren, geordneten Leben entgegen, weil Beides durch die Prüfungen einer schweren Zeit neue Regsamkeit gewann. Dazu kömmt noch ein charakteristisches Interesse, das dem Beobachter der Geschichte des griechischen Reiches nicht entgehen wird. Wenn auch im Allgemeinen aus jener Geschichte des Wissenswerthen nur wenig zu gewinnen ist, so knüpfen sich doch an die Sprache einerseits, und andrerseits an den Boden, Erinnerungen, welche auf merkwürdige Weise mit dem Charakter der Personen und der Begebenheiten übereinstimmen. Denn es findet sich bei jenen die alte, immer rege Beweglichkeit, wenn sie gleich fast unabänderlich zur Frivolität sich hinneigt; bei diesen aber, eine betrübende Aehnlichkeit mit den Scenen die unter türkischer Herrschaft, die Stadt des Konstantin zum Schauplatz aller, der Civilisation feindlichen Interessen gemacht.

Andronikus Komnenus, mit einem Charakter voll Widersprüche, und einem Leben voll Abenteuer, bald herzlos und grausam, bald anhänglich an die Seinen und weich; bald muthwillig, bald wieder ernst und tüchtig; gewandt um verscherzte Vortheile wieder zu erringen, verschmitzt, um die höchste Stuffe der Ehre zu erklimmen; übermüthig im Glück, aber standhaft in Schmach und Tod — mit solchen Zügen gehört der Mann zu den merkwürdigsten Fürsten, die den morgenländischen Kaiserthron bestiegen. Die Parallele mit Alkibiades liegt so nahe, daß man nicht begreift, warum sein Biograph verschmäht hat sie anzudeuten. Mit Talenten zum Höchsten begabt, hat einer so wenig wie der andere etwas Dauerndes ausgerichtet. Beide gefielen sich in der Etourderie — Beide fühlten, daß sie zu etwas Besserem geschaffen waren. Aber Andronikus war der Alkibiades einer durchaus verderbten Zeit. Darum ward sein Muthwille zur Frechheit, seine Gewandtheit zur Verworfenheit, sein Uebermuth zur abscheulichen Grausamkeit. Mit den Grazien war die sittliche Würde entflohen, die vom Gemeinen zurückhält. Sein Sinn ging unter und versank — ungleich jenem klassischen Leichtsinn, den Kleopatra an dem Antonius rühmt,

> ....."der, dem Delphine gleich
> Anmuthig aus dem Element sich hebt,
> In dem er spielend weilt." .....

Drei Fürsten bereits hatte das Geschlecht der Komnenen dem griechischen Kaiserthron gegeben. Aber es war nicht die Erbfolge, die den vierten — den Andronikus — dazu berief. Dieser, einer der älteren Prinzen des regierenden Hauses, lebte zur Zeit der Erledigung des Thrones in der Verbannung in der Provinz Paphlagonien.

Das erste Auftreten des Andronikus in der Geschichte ist durch eine Unbesonnenheit bezeichnet. Auf einem Zug nach Syrien verließ er das Heer, um auf feindlichem Gebiet sich mit der Jagd zu belustigen, und ward sehr natürlicher Weise, von den Türken gefangen.

Nach seiner Freilassung zeigten sich bald von der Seite des Kaisers Manuel Spuren einer Animosität, die sich am leichtesten aus der Eifersucht gegen andere, verwandte Prinzen erklärt, welche die griechischen Kaiser von ihren türkischen Nachfolgern anticipirten. In Folge seiner unruhigen Bewegungen, und wie es scheint, staatsgefährlichen Anschläge ward er in's Gefängniß geworfen. Und hier findet sich eine Trenckiade, die wir aus einer Erzählung, die nicht viel Besseres darbietet, unsern Lesern mittheilen wollen.

"Andronikus schmachtete neun Jahre im Gefängnisse, und mehrere Versuche, zu entfliehen, hatten nur die Folge, daß er sorgfältiger bewacht und mit größerer Strenge behandelt wurde. Einmal gelang es ihm, während der Kaiser Manuel in Kilikien wider den armenischen Fürsten Toroses Krieg führte, durch einen verborgenen unterirdischen Gang aus dem Thurme des großen Palastes, in welchem er gefangen gehalten wurde, zu entwischen; vergeblich suchte man den Flüchtling nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in verschiedenen Seehäfen, und vergeblich waren die Nachforschungen, welche die Statthalter der Provinzen auf den Befehl des Kaisers anstellten; man bemächtigte sich endlich der Gattin des Andronikus, indem man sie der Theilnahme an der Flucht ihres Gemahls beschuldigte, und sperrte sie in demselben Gefängnisse ein, aus welchem Andronikus nicht lange zuvor entflohen war. Andronikus war aber, während jene vergeblichen Nachforschungen angestellt wurden, noch in der Nähe seines ehemaligen Gefängnisses und besuchte, ohne daß es einer der Späher, welche ihm nachstellten, gewahr wurde, täglich vermittelst desselben unterirdischen Ganges, welchem er seine Freiheit verdankte, seine Gattin, welche in Folge dieses Umganges ihren Sohn Johann gebar. Erst nach einiger Zeit fand er Gelegenheit, aus den Mauern von Konstantinopel zu entkommen, und begab sich nach Kleinasien, wurde aber in der Stadt Melangea erkannt, ergriffen und wieder nach Konstantinopel geliefert, wo man ihn in demselben Thurme, aus welchem er entflohen war, in ein festeres Gefängniß brachte und ihm doppelte Fesseln anlegte. Endlich täuschte Andronikus aber doch sowohl die Wachsamkeit seiner Wächter als die Nachforschungen, mit welchen man ihn verfolgte. Durch einen Sklaven, welcher ihm, als er sich hatte krank melden lassen, zur Aufwartung gegeben wurde, verschaffte er sich Abdrücke der Schlüssel seines Gefängnisses in Wachs und brachte diese in die Hände seiner Gattin und seines Sohnes Manuel,

dignitie, in anie realme, province, or citie, that hath subjected the self (sic) to Christ Jesus, and to his blessed Evangell. Nather can oathe nor promise bind anie suche people to obey and maintaine tyrannes against God, and against his truthe knowne. But if ather rashlie they have promoted anie manifest wicked person, or yit ignorantlie have chosen such a one, as after declareth himself unworthie of reigning above the people of God (and such be all Idolaters, and cruell persecutors) most justlie maye the same men depose and punish him, that inadvertentlie before they did nominat, appoint, and elect. — Matth. 6. If the eye be single, the whole bodie sall be cleere." Calderwood Ms. 1, 282.

Digitized by Google

welche nach jenen Abdrücken Nachschlüssel machen ließen und diese Schlüssel, so wie die übrigen Mittel zur Flucht, dem Andronikus übersandten, wozu die Gefäße benutzt wurden, in welchen dem Gefangenen täglich Wein gebracht wurde.

"In einer Nacht, während die Wächter schliefen, öffnete Andronikus die Thüren seines Gefängnisses, hielt sich einige Tage in dem hohen Grase eines freien Platzes, welcher von dem kaiserlichen Palaste eingeschlossen wurde, verborgen und ließ sich dann, als er die gelegene Zeit dazu fand, vermittelst eines Stricks, welchen ihm seine Gattin und sein Sohn übersandt hatten, von der Mauer des großen Palastes herab, bestieg ein Fahrzeug, welches bereit gehalten wurde, und ward von demselben nach seiner Wohnung, welche in der Nähe des Hafens Blanka lag, gebracht. Auch auf dieser kurzen Fahrt entging Andronikus den Nachforschungen Derer, welche ihm nachspähten, nur durch seine Geistesgegenwart, indem er sich, als er eingeholt wurde, für einen entlaufenen und wieder eingeholten Sklaven seines Schiffers ausgab, diese Rolle mit großer Geschicklichkeit spielte und vornehmlich die Furcht vor der Züchtigung, welche ihm bevorstände, so täuschend darzustellen wußte, daß der Wächter, welcher ihn bewachte, zum Mitleiden gerührt wurde und die Flucht des Andronikus beförderte. Erst in seiner Wohnung entledigte er sich völlig seiner Fesseln, verließ dann unerkannt die Stadt und bestieg außerhalb derselben ein Pferd, welches für ihn bereit stand, und entkam glücklich nach der am Meere liegenden thracischen Stadt Anchialus. Dort fand er bei dem Statthalter Pupaces eine gastfreundliche Aufnahme, wofür dieser hernach auf Befehl des Kaisers Manuel durch eine öffentliche Geißelung gezüchtigt wurde; und nachdem Andronikus zu Anchialus durch einige Ruhe sich erquickt hatte, so begab er sich auf den Weg nach Halitsch, in der Hoffnung, bei Jaroslaw, dem russischen Fürsten dieser Stadt, Schutz und Beistand zu finden. Dahin aber gelangte er nicht ohne Gefährlichkeit, indem die Wallachen sich seiner bemächtigten und beschlossen, ihn dem Kaiser Manuel auszuliefern; er rettete sich jedoch auch dieses Mal durch List, indem er auf eine täuschende Weise sich krank stellte, an heftigen Schmerzen des Unterleibes zu leiden vorgab und durch dieses Vorgeben sich die Erlaubniß verschaffte, von Zeit zu Zeit von seinen Begleitern sich zu entfernen. Auf solche Weise entschlüpfte er in einer Nacht den Wallachen, welche, als Andronikus zu lange ausblieb, ihm nachgingen, aber nichts fanden als den Stock, welcher ihrem Gefangenen zur Stütze gedient hatte und von ihm mit seinem Oberkleide und seinem Hute auf eine solche Weise bedeckt und im Boden befestigt war, daß dieses Trugbild dieselbe Stellung darbot, in welcher die Wallachen kurz vorher den Andronikus gesehen hatten; dieser aber war schon in die benachbarte Waldung entflohen. Von dem Fürsten von Halitsch wurde er nicht nur gastfreundlich aufgenommen, sondern er gewann, obwohl er nur kurze Zeit zu Halitsch verweilte, dessen Vertrauen so sehr, daß er nicht nur der unzertrennliche Gesellschafter desselben war, sondern auch in allen Angelegenheiten von ihm zu Rathe gezogen wurde."

Es scheint, daß Andronikus durch Umtriebe es an Veranlassung zu fernerem Argwohn nicht fehlen ließ; und als der Kaiser, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand einer politischen oder militärischen Sendung ihn von der Hauptstadt zu entfernen wußte, so war sein Benehmen nicht von der Art, um ein bereits wankendes Vertrauen des Regenten zu befestigen. So hatte er als Statthalter von Kilikien seine Provinz wider den Fürsten Toroses von Kleinarmenien zu vertheidigen. Aber, erzählt Niketas, er hatte den gar wunderlichen Einfall, sein Heer solchergestalt aufzustellen, daß die Schlachtordnung die Figur eines Thieres vorstellte "mit Kopf und Rückenpartie, und den Extremitäten im Verhältniß." Als nun die Schlacht, wie leicht zu ermessen, verloren war, sprengte er, recht um zu zeigen, daß er nur durch Muthwillen, nicht durch Mangel an persönlicher Tapferkeit den Sieg verscherzt hatte, gegen den armenischen Fürsten an, warf ihn mit der Lanze aus dem Sattel, und kehrte mit Blitzesschnelle zu seinen fliehenden Truppen zurück.

Er irrte nun umher, knüpfte politische Verständnisse und Liebesintriguen an, nachdem er schon früher durch sein Verhältniß zu einer kaiserlichen Prinzessin vieles Aergerniß gegeben hatte, führte die Wittwe des Königes Balduin, die schöne Theodora, mit sich, und rettete sich endlich durch einen Galopp zu den Saracenen. Einen Beschützer fand er namentlich an dem Sultan von Ikonion, den er früherhin oft zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte. *)

Nun nahm er an den Heereszügen der Türken gegen die Griechen Antheil, und überlieferte dem Sultan gefangene Christen, wofür die konstantinopolitanischen Geistlichen ihn mit dem Kirchenbann bestraften. Indessen lebte er, aller Nachstellungen ungeachtet, ungefährdet mit seiner Theodora, bis es dem Kaiser Manuel gelang, die letztere mit den Kindern, die sie ihm geboren, nach Konstantinopel gefangen wegführen zu lassen. Die Sehnsucht nach den Seinen brach das Herz des Abtrünnigen. Er bat um die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen. In Konstantinopel angekommen, spielte er die Rolle des reuigen Sünders à merveille, ließ sich an einer schweren eisernen Kette an die Stuffen des Thrones schleppen, u. dergl. Manuel behandelte ihn mit Achtung, entfernte ihn aber bald nach Paphlagonien.

Nach Manuel's Tode (1180) trat im byzantinischen Reich große Verwirrung ein. Andronikus wußte sie zu nutzen, und erließ Schreiben voll Ergebenheit, und dazu noch mit Bibelstellen verbrämt, an den jungen Kaiser Alexius, und an den Patriarchen Theodosius. Durch eine Reihe von Intriguen, und durch geschickte Aufwiegelung des Pöbels brachte er es dahin, daß er, scheinbar wider seinen Willen, zum Mitkaiser ausgerufen wurde. Der junge Kaiser vernahm erst durch die Acclamation des Volkes, daß ihm ein Mitregent beigegeben war. Andronikus behandelte ihn übrigens mit großer Zärtlichkeit. Sehr schön erläutert der Geschichtschreiber Niketas das Geschehene. "Das gemeine Volk jeder Stadt," sagt er, "ist zwar zu unverständigen Dingen geneigt, und schwer zu bändigen, wenn es einmal in Aufruhr gebracht ist; kein Pöbel aber ist unbändiger, als der von Konstantinopel, welcher aus Leuten von der verschiedensten Herkunft und den mannichfaltigsten Gewerben besteht."

So hatte denn Andronikus das Ziel seiner Wünsche erreicht. Schon durch seine körperliche Bildung, sagt derselbe Niketas, war er zum Herrscher bestimmt. *) Kaum war die Krönung begangen, so legte er die Maske ab, erklärte die Ausschließung des jungen Alexius für eine nothwendige Maaßregel, und sorgte dafür, daß einer seiner schändlichen Mordgesellen den noch nicht funfzehnjährigen Knaben erdrosselte. Seine Regierung bietet nun eine Reihe von Gräueln dar, die wir nur durch eine Probe bezeichnen wollen, überzeugt, daß unsere Leser uns gerne das Uebrige erlassen werden.

Er unternahm die Belagerung von Nicäa in eigener Person, fand aber nicht geringen Widerstand von Seiten des Isaak Angelus.

---

*) Der Sultan, den die Griechen Klitziasthlanes nennen, hieß eigentlich Kilidsch Arslan (Löwenschwert); Andronikus aber behauptete, er müßte Kutzastlan heißen, der lahme Löwe.

*) Nach Niketas soll Andronikus fast zehn Fuß hoch gewesen sein. Daß man nun nicht auf die Vermuthung gerathe, es sei hier etwa ein kleineres Maaß gemeint, so dient zur Nachricht, was Wilken nicht für nöthig erachtet hat anzumerken, daß gerade in jenen Gegenden in spätrer Zeit ein längerer, als der gewöhnliche griechische Fuß eingeführt worden zu sein scheint, so daß schon eine Länge von neun Fuß höchstens ein paar Zoll weniger als neun rheinländ. Fuß geben würde. S. J. F. Wurm de Pond. Numm. Mens. etc. 105.

Digitized by Google

"Andronikus schaffte auch dieses Mal nach seiner Weise seinem Verdrusse durch eine Grausamkeit ganz eigener Art Genugthuung, indem er die hochbetagte Mutter des Isaak Angelus aus Konstantinopel holen und auf die Widder und andere Maschinen, womit die Mauer von Nicäa bestürmt wurde, setzen ließ, damit sie den Geschossen ihres Sohnes preisgegeben würde; er erreichte aber damit nicht seinen Zweck; nicht einmal die alte Frau ließ sich in den Augenblicken der Gefahr zur Aeußerung irgend einer Aengstlichkeit bewegen, die Belagerten wußten mit Geschicklichkeit die Beschädigung der Mutter ihres Oberhauptes zu vermeiden, und endlich gelang es ihnen bei einem nächtlichen Ausfall, nachdem sie einen Theil der Maschinen des Kaisers verbrannt hatten, auch die unglückliche Frau aus den Händen des grausamen Tyrannen zu befreien. Dadurch wurde der Muth der Belagerten so sehr gesteigert, daß sie, nicht zufrieden, wider den Tyrannen mit den Waffen zu kämpfen, sich nicht scheuten, seinen Zorn durch die bitterste Verhöhnung und durch Schimpfreden aller Art noch mehr zu reizen. Gleichwol, als bald hernach Theodorus Kantakuzenus bei einem unbesonnenen Ausfalle sein Leben einbüßte, so verlor Isaak Angelus den Muth und rieth zur Uebergabe der Stadt an den Kaiser; und da auch der Bischof Nicolaus von Nicäa den Rath unterstützte, so entschlossen sich die Bewohner der Stadt, die Gnade des Andronikus anzuflehen. Indem der Bischof, die heiligen Evangelien tragend, und die gesammte Geistlichkeit vorangingen, zog die ganze Bevölkerung, Junge und Alte, Männer und Weiber, baarfuß und mit entblößten Häuptern, die Hände mit Riemen gebunden, aus der Stadt nach dem kaiserlichen Lager; und Andronikus, welchen diese unerwartete Erscheinung nicht wenig überraschte, verbarg anfangs seinen Zorn und seine Rachsucht unter dem Scheine der Milde und Versöhnlichkeit, und gab ihnen die Versicherung, daß er ihrer Widersetzlichkeit nicht weiter gedenken wollte. Doch kaum war er in dem Besitze der Stadt, so ließ er seiner Rachsucht freien Lauf; viele der angesehensten Einwohner wurden verbannt, andere von der Mauer herabgestürzt, und die Türken, welche den Nicänern Beistand geleistet hatten, wurden im Umkreise der Stadt auf Pfäle gespießt. Nur des Isaak Angelus schonte der blutdürstige Tyrann, behandelte ihn sogar mit Auszeichnung, ertheilte ihm wegen seiner Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen, Lobsprüche und erlaubte ihm die Rückkehr nach Konstantinopel".

Der Fluch der Tyrannei, der Argwohn, und zwar der abergläubische Argwohn, traf auch ihn. Es ängstete ihn die Ahnung, daß ein Mann, dessen Name mit I anfinge, ihn um Thron und Leben bringen würde. Seine Besorgnisse fielen daher bald auf Isaak, den Neffen des vorigen Kaisers, welcher der Insel Cypern sich bemächtigt hatte, und gegen dessen Freunde er nun wüthete.

Mitten unter Verschwörungen brach von außen her eine drohende Gefahr herein. Der normännische König Wilhelm von Sicilien ward leicht durch flüchtige Griechen zu einem Angriff auf den Andronikus bestimmt. Das normännische Heer marschirte, nach mehreren Eroberungen, auf Konstantinopel. Von außen her bedrängt, sah die, dießmal richtige Ahnung des Tyrannen einen andern einheimischen Feind in Isaak Angelus — (auch sein Name, wie der des Königs von Cypern, fing ja mit einem I an) — demselben, der einst ihn an einer Kette, auf seine Bitte, vor den Kaiserthron geschleppt.

Es kam zu einem Aufstand, in welchem Andronikus viele Standhaftigkeit an den Tag legte, die ihn auch bei der abscheulichsten Behandlung und im Tode nicht verließ.

Es ist tröstlich, bei jedem menschlichen Wesen die Spuren besserer Naturanlage, und die kontrastirenden Regungen sittlicher Kraft zu verfolgen. Der Verf. hat wohl gethan, mit der Schilderung solcher Züge seine Skizze zu schließen.

"So sehr die furchtbare Grausamkeit des Andronikus Abscheu und Entsetzen erregt, so gebührte ihm doch der Ruhm, daß er während der kurzen Dauer seines Reichs auf Recht und Ordnung hielt und manche nützliche Verordnungen erließ. Bei aller Grausamkeit schützte er seine Unterthanen nachdrücklich gegen die Gewaltthätigkeiten Anderer, und von den schamlosen Erpressungen, welche von den Statthaltern und übrigen Beamten in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Manuel und während der vormundschaftlichen Verwaltung des Protosebastus Alexius waren geübt worden, war während der Regierung des Andronikus nicht die Rede. Seinen Statthaltern und Beamten wies er reichliche Einkünfte an, um die Verführung zu Veruntreuungen und Erpressungen zu entfernen, und die Aemter wurden nicht, wie unter seinen Vorgängern, verkauft, sondern unentgeldlich verliehen; um so schärfer bestrafte er aber auch diejenigen Beamten, welche irgend einer Willkürlichkeit sich schuldig machten; und selbst seine Günstlinge durften nicht auf Schonung rechnen, wenn sie einer Gewaltthätigkeit überführt wurden. Als Theodorus Dadibrenus, einer der Mörder des jungen Kaisers Alexius, mit seinem Gefolge bei einigen Bauern seine Herberge genommen hatte und abgezogen war, ohne dieselben zu entschädigen, so ertheilte ihm der Kaiser mit eigener Hand zwölf derbe Peitschenhiebe und ließ jenen Bauern aus dem kaiserlichen Schatze eine sehr reichliche Entschädigung verabreichen. Selbst für den geringsten seiner Unterthanen war Andronikus zugänglich und meistens sehr bereitwillig, ihren Klagen abzuhelfen, oder durch Geschenke und Bewilligungen Armuth und Noth zu lindern. Während seiner kurzen Regierung zierte er seine Hauptstadt durch mehrere nützliche Gebäude, und eine seiner heilsamsten Verordnungen war die Abschaffung des Strandrechts im ganzen Umfange des griechischen Kaiserthums durch ein strenges Gesetz, in welchem bestimmt wurde, daß Jeder, welcher ein verunglücktes Schiff künftig plündern würde, an dem Mastbaume desselben, oder wenn dieser nicht mehr vorhanden wäre, auf einer Anhöhe der Küste an einem Baume aufgehängt werden sollte. Dieses Gesetz hatte, wie Niketas versichert, auch wirklich die heilsame Folge, daß seit der Verkündigung desselben die Statthalter und Beamten der griechischen Küstenländer mit der größten Sorgfalt die Plünderung der gestrandeten Fahrzeuge verhüteten."

Wir werden über die übrigen Aufsätze des historischen Taschenbuches in einer nachfolgenden Nummer berichten.

Bilder aus Frankreich. Von Adrian. (Im rheinischen Taschenbuch für 1831. Herausgegeben von Dr. Adrian. S. 140 — 193. Frankfurt a. M., Sauerländer.)

Beim Durchblättern des Taschenbuches fiel uns der Titel des einen Aufsatzes auf. Also keine "Kalendergeschichte." Zugleich erinnerten wir uns, ähnliche "Bilder aus England" von derselben Hand in einem frühern Almanach gelesen zu haben. Die Darstellung war lebendig; die Materialien dem größern Theil nach unverkennbar aus eigner Anschauung geschöpft; aber die Phantasie war manchmal nicht recht geschickt dazwischengetreten, um Lücken auszufüllen; und wir konnten uns des Gedankens nicht entschlagen, daß ein Engländer mit Kopfschütteln und mit einem Lächeln, das weder mehr noch weniger sagen will, als daß der Fremde sich blamirt, manche Stelle durchlesen würde: wenn z. B. der Doktor mit größtem Ernste und in der Erinnerung neu aufgeregten Aerger das hochwichtige Ereigniß erzählt, daß er für ein Frühstück fünf Shillinge bezahlt, aber einen derben Fluch,

Digitized by Google

den er für einen exquisiten Anglicismus zu nehmen scheint, dazu gesetzt; daß er übrigens bei seiner Tasse Thee sich damit amüsirt, die zusammengeknitterten, gedruckten Zettel zu studiren, die ein Lumpenhund, eines Quacksalbers Emissär, ihm bei Temple-Bar in die Hand gedrückt.

Die Bilder aus Frankreich sind mit demselben Leben, und, wenn wir selbst nach flüchtigen Eindrücken urtheilen dürfen, mit mehr innerer Wahrheit vorgetragen. Wir reden nicht von der historischen Wahrheit: es ist wenig daran gelegen, ob ihm, dem Dr. Adrian, das Alles passirt, sondern nur, ob es überall im Charakter und den Verhältnissen liegt, daß es so passiren konnte.

Die Paßgeschichte, die er seinen Gefährten in Boulogne erzählt, versetzt uns nach London zurück. Sie ist gut erzählt, und d'aprés la nature; sie mag hier stehen: —

„Hört! Ich holte meinen Paß auf dem Alien Office zu London, wo mir der freundliche Herr Hughes folgende Instruktion gab. Zuerst, begann er, laßt Ihr diesen Paß von dem Gesandten, Chargé d'affaire, Minister-Residenten oder Konsul Eures Fürsten unterzeichnen. 'Aber, lieber Mr. Hughes,' sagte ich, 'unser Hof hat, Gott sei Dank, keinen Gesandten oder Aehnliches hier; unser Minister-Resident am englischen Hofe residirt zu Friedberg in der Wetterau und von einem Konsul weiß ich nichts.' — Herr Rothschild bekleidet diese Stelle, sagte Mr. Hughes: von ihm laßt Euern Paß unterzeichnen, dann besiegelt ihn der Fürst Polignac, dann bringt Ihr ihn wieder hierher und wir senden ihn in den Hafen, in welchem Ihr Euch nach Frankreich einschiffen wollt. — Das war leichter gesagt, als ausgeführt. Ich begab mich zu dem großen Rothschild. 'Der österreichische Gesandte ist bei Herrn Rothschild!' sagte ein Kommis mit wichtiger Stimme. Ich kam am folgenden Tag wieder. Der große Mann saß, wie ein seltener Vogel, in einem prachtvollen, nur etwas dunkeln Käfig, hörte mich herablassend an und bat mich, den nächsten Tag wieder zu kommen und den Paß abzuholen. Ich kam am folgenden Tag wieder. 'Der russische Gesandte ist bei Herrn Rothschild!' hieß es wieder, nicht ohne Pathos. Ich ging im Comtoir des Schatzmeisters von Europa umher und suchte eines ansprechenden Gesichtes ansichtig zu werden. Dies fand sich endlich. Ich fragte nach dem Paß. 'Der Herr drinnen wird ihn haben.' Und 'der Herr drinnen' übergab mir den Paß und ich sah ihn unterzeichnet von dem ersten Mann unserer Zeit, Rothschild dem Großen, und sah beigefügt ein immenses rothes Siegel mit einem doppelten Adler darauf und einer Umschrift, die, wenn ich nicht irre, den großen Nathanael als General-Konsul der alten und neuen und noch künftig zu entdeckenden Welttheile bezeichnete. Den edlen hessischen Löwen erwartete ich zu sehen; der Vogel ärgerte mich. Was sollte dieser auf meinem Paß? Das Thier schaute mit dem einen Schnabel so albern in die Vergangenheit, und mit dem andern so träumerisch in die Zukunft, daß ich das Papier ärgerlich zusammenknitterte und meinen Hut nahm. Mein Mann beeilte sich, mir kund zu thun: 'Herr Rothschild berechne mir fünf Shillinge für die Unterschrift.' Ich fand dies überaus billig, in jeder Hinsicht, und zahlte. Darauf trat ich die Reise zu dem Fürsten Polignac an. Der Fürst ist kein Jude, und so wurde ich weder auf einen andern Tag verwiesen, noch um fünf Shillinge geprellt. Ich ging in das Alien Office. Es war verschlossen. Da ich nicht Lust hatte, Westminster noch einmal aufzusuchen, behielt ich den Paß in der Tasche und bestand deshalb einen heftigen Kampf mit dem Beamten im Alien Office zu Dover, in welchem ich jedoch Sieger blieb. Nach allem diesen Ungemach hatte ich ein Recht, zu erwarten, ein heiterer Himmel werde über meinen Paß aufgehen, und ich finde hier neue Plackereien."

Wenn der Doktor wieder einmal nach London kömmt, so rathen wir ihm, sich bei Herrn Schmid zu melden, der ihm seinen Paß von den sämtlichen diplomatischen hohen Herren wird visiren lassen, wofür er übrigens — warum sollte er es nicht eben so gut thun, als der große Nathanael? auch fünf Shillinge berechnen wird. Im Allgemeinen wird man finden, daß die Geschäftsträger der kleinen Staaten in London sich in's strengste Inkognito zu hüllen wissen, und dem Fremden manchen vergeblichen Gang bereiten. Verändern sie ihre Wohnung, so ist nicht auszumitteln, wohin sie sich retirirt haben; sind sie abwesend, so bleibt es dem Fremden überlassen, ob er es bei einer andern Gesandtschaft versuchen, oder ohne Paß reisen, oder an Herrn Schmid sich wenden will, der Alles weiß. Das ganze System der Reisepässe bedarf einer Reform. Was den freien Verkehr unnöthigerweise erschwert, ist vom Uebel. Den Fremden von Pontius zu Pilatus zu schikken, und ihm außer der Unannehmlichkeit und dem Zeitverlust, noch Geld abzunehmen, ist höchst unfein, und an wem der Fehler auch liegen mag, er verdient eine Rüge. Der Verf. beklagt sich über die Prellerei in Boulogne. Aber eine weit gröbere Prellerei, die in allen europäischen Sprachen schon verwünscht worden, ist diese, daß man in Paris, wenn man seinen Paß nach England in Ordnung gebracht hat (mit welchen Kreuz- und Querzügen!) noch einmal an ein specielles Bureau sich wenden muß, um zehn Franken zu erlegen — für die Erlaubniß nach England zu reisen.

Die zweite Scene — die Abfahrt von Boulogne — wird unsern Lesern Spaß machen.

"Es war Sonntag. Die Boulogneserinnen, die Köpfe in bunte Tücher gehüllt, strömten die Rue de l'Ecu hinauf, den Kirchen zu; der schöne Herbstmorgen erheiterte jedes Gesicht und belebte die bunte Reise-Gesellschaft, welche vor dem Hôtel du Nord sich allmählig sammelte und von dem stattlichen Union-Wagen Besitz nahm. Einen so herrlichen Tag im Innern des Wagens hinzubringen, schien mir eben so langweilig als unbehaglich; ich sah mich daher auf der Impériale nach einem Plätzchen um. Wehe! Hier, wo nur vier Sitze waren, lagen bereits fünf Mäntel und der Kondukteur mußte natürlich hier gleichfalls seinen Platz haben. Ich ging in's Bureau und nahm einen Platz auf der Impériale bis Abbeville. 'Mein Herr, Ihr habt ja schon Euern Sitz im Wagen?' bemerkte ein naseweises, kleines, zottelhaariges Männchen, welches meinen Namen der Liste der Reisenden zum zweiten Mal einverleibte. 'Kann ich nicht den ganzen Wagen allein miethen, wenn mir's beliebt, mein Herr?' erwiederte ich. Das Faungesicht grinste freundlich, nachdem es einen Blick durch das Fenster auf den Wagen geworfen. 'Ihr thatet wahrlich wohl, den Platz zu nehmen!' lächelte er mir pfiffig zu; ich zahlte und ging.

"Auf der Impériale ließ sich bereits der verlorne Donner des Streites hören. Drei Engländer hatten dort Platz genommen und hörten mit philosophischem Gleichmuthe einem Franzosen zu, der sie redselig und mit lebhaftem Geberdenspiel benachrichtigte, er habe den ersten Platz auf der Impériale bezahlt und werde denselben am allerwenigsten einem Engländer abtreten. Er hatte gut reden, der feurige Mann mit seinen großen brennenden schwarzen Augen und der stolzen Adlernase und den zorngeschwellten Lippen — die beiden Söhne Albions verstanden kein Wort Französisch und nahmen ihn für einen Schauspieler oder Deputirten, der seine Rede gegen einen Cäsar oder Minister einübe. Im Bureau wurde noch geschrieben; der Kondukteur packte noch Koffer, Reisesäcke, Schachteln, Liqueur-Flaschen u. s. w., auf; die Engländer saßen wie Statuen in der Höhe, der Franzose stand aufrecht vor ihnen und redete und gestikulirte, während der Wind mit seinem wohlgefütterten Mantel spielte und die Umrisse der belebten Gestalt sich auf jener Höhe gegen den blauen Himmel scharf bezeichneten.

"Eine Menge müßiges Lumpengesindel stand umher und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf den immer heftiger werdenden Redner. Die Frau unseres Demosthenes, eine lebhafte junge Brünette in einem etwas verschossenen seidenen Kleid und einem schwarzen Sammthut mit mäch-

Digitized by Google

tig schwingenden schwarzen Federn kam aus dem Wagen, wo sie einstweilen Platz genommen hatte, eilig hervor, um zu hören, was es gebe. Ein Riese von Engländer, der nach ihr aus dem Wagen stieg, trat ihr auf das Kleid, als sich das lebhafte Weibchen zur Erde schwang; ein unendlicher Riß — ein herzzerreißender Schrei — eine Ohrfeige, wie sie je ein Engländer von einer Französin erhalten haben mag — und ein allgemeines Gelächter und Beifallrufen von Seiten des umstehenden Publikums, in welches der riesige Engländer mit großer Seelenruhe einstimmte. Dieß änderte die Impériale Scene. Als der Mimiker seine Frau ansichtig ward, die ihre Rechte racheheischend nach ihm ausstreckte, während die Linke das zerrissene Kleid zusammenhielt, fuhr er, schnell und zackig (die vier eisernen Tritte, auf welchen man an solchen Wagen auf- und absteigt, kommen mir bei diesem Bilde gut zu statten), wie der Blitz herab und stürmte ohne weitere Kriegserklärung oder einleitende Bemerkungen auf den englischen Goliath los. Dieser warf ihn einstweilen zu den aufzupackenden Koffern und Reisesäcken und setzte sich dann ganz ruhig auf die steinerne Bank vor dem Bureau, streifte seine Rock- und Hemdärmel auf und lud den Mimen zu einer Box-Partie ein, wobei er, wie er sagte, sitzen bleiben wolle, um seines winzigen Gegners ansichtig zu werden. Die eiserne Faust des Mannes, sein kaltes Blick und die ruhigen, accentlosen Worte brachten das wüthende Heldenpaar plötzlich zur Besinnung; sie wendeten dem Engländer den Rücken und ließen auf den, um den Wagen stehenden und an das Haus gelehnten Pöbel, der die Scene mit unpatriotischem Auge und lachendem Mund mitangesehen hatte, eine Fluth von Schimpfwörtern regnen, wodurch natürlich die allgemeine Heiterkeit des Haufens so wie der Reisegesellschaft noch gehoben wurde.

"Als ich mich umsah, war der Riese verschwunden, kam aber nach zehn Minuten mit einem länglichten Päckchen unter dem Arm aus einem nahen Kaufladen und näherte sich mit aller der Freundlichkeit, deren seine eisernen Züge empfänglich waren, der zürnenden Göttin, die wieder in den Wagen gestiegen war, legte das Papier auseinander und reichte ihr ein Stück des feinsten grünen Seidenzeugs mit den Worten dar: 'Madame, ich habe Euer Kleid zerrissen und mir die Freiheit genommen, Euch Stoff zu einem andern auszusuchen; Ihr habt drei Gründe, die Bitte, dieses Andenken von mir anzunehmen, nicht von der Hand zu weisen: erstens bin ich Euch Ersatz schuldig, zweitens bin ich reich und drittens zerschneid' ich es vor Euern Augen, wenn Ihr es nicht annehmt.' Bei diesen Worten zog er ein grimmiges Messer aus der Tasche und nahm eine Stellung und Miene an, die keinen Zweifel ließen, er werde sein Wort halten. Die Schöne wußte erst nicht, ob sie zürnen oder lachen sollte; dann blickte sie auf den glänzenden Stoff und in das ernste Gesicht des Engländers; dann lächelte sie und versicherte, indem sie das schöne dunkle Grün in dem Lichte spielen ließ, ihr Mann werde es nie zugeben, daß sie ein so reiches Geschenk annehme. 'Gott verdamme,' schrie der Riese, und hob sein Messer empor, 'ich will's ihn lehren.' — 'Ach mein sehr lieber Herr,' erwiederte die Französin: 'Ich will es nehmen, laßt meinen Mann nur in Ruhe, denn er ist ein wahrer Teufel, was Muth betrifft und würde sich von Euch keine Drohung gefallen lassen: er hat sich erst gestern mit zwei Offizieren schlagen sollen und ich habe meine liebe Noth gehabt, ihn von den blutigen Gedanken abzubringen. Heut Nachmittag erwarten sie ihn zu Vimille; ich habe ihnen jedoch geschrieben, daß wir durchaus nach Paris müßten, wo mein Mann eine Stelle bei dem Théatre francais zu erhalten Hoffnung hat. Die Sache wegen Eures schönen Geschenkes will ich unterwegs ihm beibringen und sage Euch einstweilen meinen verbindlichsten Dank. Als wir neulich in Rouen——'

'Auf Eure Plätze, meine Herren und Damen!' rief der Kondukteur und machte der unendlichen Rede ein Ende."

So gut dieß Alles erzählt ist, so können wir doch unsre bescheidenen Zweifel nicht unterdrükken. Die Ohrfeige scheint uns höchst unfranzösisch: indessen, sie mag noch hingehen. Des Franzosen Argument "er werde seinen Platz am allerwenigsten einem Engländer abtreten," ist nicht motivirt, und man kann weit reisen mit der Post, bis man heutzutage in Frankreich auf ein solches Argument stößt. Am schlimmsten aber ist es mit Herrn Hopkinson bestellt: ein Engländer im alten, verschollenen Styl der deutschen Vorstellungen, die man zum Theil, sehr mit Unrecht, aus den Schilderungen von Archenholz herleiten will. Wir haben Deutsche gekannt, die sich einbildeten, der erste Engländer, der ihnen begegne, werde sich in's Wasser stürzen; der zweite ihnen ex abrupto eine Boxerei anbieten; der dritte ihnen, zu seinem Privatvergnügen, tausend Pfund verehren. Das scheint uns, mit Dr. Adrian's und Hrn. Hopkinson's Erlaubniß, etwas zu bunt.

Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Dargestellt von dem Polizeirath Merker. Berlin, 1831. Rücker.

Die Vermuthung, daß ein Individuum den Namen eines Betrügers verdiene, kann sich stützen auf einen Widerspruch seiner Aussagen entweder (1.) mit erwiesenen Thatsachen, oder (2.) mit sich selbst, untereinander; oder (3.) auf das Unwahrscheinliche und Unbegreifliche dieser Aussagen. Jedem dieser Gründe würde ein neues Gewicht zufallen, wenn eine große Versuchung sich nachweisen ließe, die ein hinlängliches Motiv zum Betrug abgeben könnte.

Die Verdachtgründe, welche der Polizeirath Merker mit dem Scharfsinn und der Ueberlegenheit des geübten Inquisitors dargelegt hat, gehören weder der ersten noch der zweiten, sondern lediglich der dritten Klasse an. Unwahrscheinlich ist Manches, was C. H. von seiner Behandlung in dem Kerker aussagt; daß z. B. durch das Abschneiden von Haaren und Nägeln sein Schlaf niemals gestört worden (denn gegen die Annahme, daß ihm Opium gereicht worden, erheben sich Zweifel); unbegreiflich ist es, daß er auf der Reise selbst so schnell, und in Stiefeln, die ihm nicht paßten, gehen gelernt; daß er nachher mit einem Male beim ersten Versuch als ausgemachter Reiter erscheint; unwahrscheinlich ist es, daß ihm, der zum ersten Male die Welt gesehen, kein Gegenstand unterweges aufgefallen sein soll; daß der Führer sein Geheimniß dadurch preisgegeben, daß er bei hellem Tage mit ihm gereiset; unbegreiflich ist es wiederum, daß C. H. lateinische Verse aus dem Horaz und Virgil träumt, denn woher kam ihm die Kenntniß, wenn er als zartes Kind eingekerkert worden? — unwahrscheinlich, wenn das Polnische seine Muttersprache war, daß er nie derselben sich zu bedienen versucht, sondern nur der ihm "faden, häßlichen," deutschen Sprache; unwahrscheinlich ist auch der Mordversuch in Nürnberg, der gänzlich unmotivirt erscheint. Da der Verf. mit Recht, auf den letztern Punkt großes Gewicht legt, so setzen wir einen Theil seiner Erörterungen darüber her.

"Also tödten wollte man den Jüngling? Warum that man das nicht früher, wie es ohne alle Gefahr geschehen konnte? Weshalb tödtete man ihn nicht als Kind, sondern hielt ihn so lange und auf eine so sonderbar erscheinende Weise in Verwahrsam, ließ ihn dann lesen, schreiben und gehen lehren, und schaffte ihn in eine große Stadt unter steter Gefahr einer Entdeckung? Diese Fragen dringen sich immer wieder auf.

"Freilich hat Niemand als C. H. den Mörder gesehen, und wäre er nicht verwundet gewesen, so könnte man den ganzen Mordangriff für ein Gebilde seines furchtsamen Gemüths halten.

"Und dennoch wäre dies nicht ganz unmöglich. C. H. könnte sich zufällig selbst verwundet und in seiner Angst auf dem dunklen Gange einen Verfolger nur in der Einbildung gesehen haben!

Digitized by Google

"Mir ist jedoch gesagt worden, es wäre eine Beschädigung an der Mauer des dunklen Ganges bemerkbar gewesen, von der Art, als hätte der Mörder solche bei dem Ausholen mit der Hacke hervorgebracht. Ist dieß gegründet, dann würde freilich die Meinung niedergeschlagen sein, daß C. H. sich selbst, und dadurch Andere absichtslos täuschte.

"Der Moment ist entscheidend. Wäre es unzweifelhaft erwiesen, daß man C. H. ermorden wollte, dann muß man seine Geschichte überhaupt glauben, so viel Unbegreifliches sie auch enthält. Weshalb man jetzt erst zu diesem Streiche vorschritt und wie eine solche tückische Verfolgung schon vorhergesehen werden konnte: alle diese und ähnliche Betrachtungen können der erwiesenen Thatsache das Gleichgewicht nicht halten.

"Die Hypothese, daß ein ehemaliger Gesellschafter von C. H., der um sein betrügerisches Unternehmen wußte, ihn böslicher Weise verfolgte, weil er irgend einen Verrath früherer Vergehen besorgte, oder weil C. H. ein gegebenes Versprechen nicht erfüllt hatte, liegt zu entfernt, um daraus weitere Verdachtsgründe gegen den Findling zu entnehmen. Es bleibt nur der Schluß haltbar: C. H. sollte wirklich ermordet werden, und die Geschichte seiner früheren Gefangenhaltung ist dadurch erwiesen, oder: der Bursche trieb auch bei der Ermordungsgeschichte ein arges betrügerisches Spiel.

"Wendet man sich der letzten Meinung zu, so tritt natürlich zunächst die Frage ein: was nöthigte C. H. zur Erdichtung der Ermordungsgeschichte, die er sogar durch eine schmerzliche Selbstverletzung belegte?

"Nur bei der genauesten Kenntniß von der damaligen Lage des Untersuchungsverfahrens ist hierüber vielleicht ein zureichender Aufschluß zu geben. Was die Schrift, welcher ich hier folge, mittheilt, und was mir außerdem bekannt geworden ist, führt auf folgende Vermuthung:

„Der Findling war mit den Aussagen, die er anfänglich gemacht hatte, in's Gedränge gekommen; er gerieth in die Besorgniß, sein Inquirent möchte ungläubig werden, daher hat er in seine Aussagen solche Aeußerungen eingeflochten, welche die Besorgniß einer weiteren tückischen Verfolgung erzeugten. Um diese Aeußerungen aber zur unbestrittenen Thatsache zu erheben, bedurfte es eines vollwichtigen Beweises, und dieß führte C. H. zu der neuen Vorspiegelung.

"Vielleicht wünschte er auch das erkaltende Interesse an seiner Person und an seiner Wundergeschichte neu zu beleben.

"Der Beispiele von schmerzlichen und sogar gefährlichen Selbstverletzungen in betrügerischer Absicht giebt es zu viele, als daß bloß durch das Unglaubhafte oder durch das Unerhörte einer solchen Handlung, die hier ausgesprochene Vermuthung widerlegt werden könnte. Die jetzt an C. H. Stirn noch sichtbare Narbe soll überdieß, wie ich erfahren habe, nicht sehr bedeutend sein, und wäre hieraus mit Sicherheit ein Schluß zu ziehen, so wäre die Verwundung wenigstens nicht gefährlich gewesen.

"Der Mörder scheute nicht den Tag. In der Mittagsstunde suchte er sein Opfer auf, und zwar in einer Stadt, wenn auch in einer etwas abgelegenen Gegend derselben. Der Mörder mußte gewiß sein, C. Hausern sich ungehindert nahen und ihn auf der Stelle tödten zu können, ohne daß dieser um Hülfe zu rufen im Stande war.

"Der Mörder mußte sich in ein verschlossen gehaltenes Haus wagen, in welches er nur durch einen der Hausangehörigen den Eingang erlangen konnte, oder sich mit Hülfe von Nachschlüsseln hätte einschleichen müssen. Der Zufall kam ihm sehr glücklich zu Hülfe.

"Er zog an der Glocke und Hauser selbst öffnete ihm die Thür. Er liefert sich ihm in die Hände, indem er nicht erst die Annäherung des Eintretenden, den er für einen Hausangehörigen hielt, erwartete, sondern ihm entgegen ging. Der Mörder erkannte auch gleich, wiewohl der Hausgang etwas dunkel war, das gesuchte Opfer und schlug mit einer Hacke sofort auf ihn ein. Hauser stürzt zu Boden und das Getöse lockt die Magd herbei, auf deren Angstgeschrei der Mörder entflieht.

"Die Erzählung ist durchaus unvollständig. Es bleibt zu fragen: War es üblich, daß Hauser das Haus öffnete, wenn die Glocke gezogen wurde, und hatte er die Gewohnheit, den Eintretenden stets, oder doch zuweilen, bis zur Thüre entgegen zu gehen, oder verleitete ihn sein Unglücksstern nur dießmal dazu?

"Woher konnte der Mörder sich versichert halten, Hausern anzutreffen, ehe er auf einen der Hausangehörigen stieß? Woher konnte er wissen, daß er nicht von einem der abwesenden Hausgenossen bei der That überrascht werden würde oder daß nicht irgend eine andere Person kommen würde, um in das Haus einzutreten? Woher durfte der Mörder hoffen, Hausern sich nähern und ihn tödten zu können, ohne daß dieser oder die noch im Hause anwesende Dienstmagd um Hülfe riefen? Hat die Magd den Mörder selbst gesehen; warum folgte sie ihm nicht auf die Straße; wie konnte er sich das Haus schnell genug öffnen, da der Hausgang dunkel war, oder hatte er die Thür offen gelassen? Wo ist die Hacke geblieben, deren er sich als Mordinstrument bediente? Bei dem Ausholen soll der Mörder mit dem Rücken der Hacke die Mauer beschädigt haben. Wie war es denn möglich, daß er dennoch einen wirksamen Hieb führte? Er mußte, so gehemmt, noch einmal ausholen, um einen Hieb zu führen und dennoch entwich Hauser nicht.

"Zur Ermittelung des Thäters ist eine Belohnung von 500 Gulden fruchtlos verheißen worden."

Nur ein Grund steht, so weit wir sehen können, des Verf. ganzer Schlußreihe entgegen. Wenn C. H. ein entlaufener Schulknabe war; hat Niemand ihn vermißt? Hat Niemand sein vielfach auf Stein gedrucktes nnd nachgedrucktes Bild erkannt?

Im Interesse der Humanität könnte man sich zu dem Wunsche geneigt fühlen, es möchte sich ergeben, daß der Bursche erst nur Reiter werden wollte: daß er durch die Untersuchung in Versuchung geführt worden, die Herren in Nürnberg zu mystificiren; daß er nach und nach in die halb aufgedrungene Rolle des Kindes von Europa sich gefunden; daß also hier nicht ein scheußliches Verbrechen verübt, sondern eine Untersuchung sehr ungeschickt, sehr unzulänglich geführt wrden sei.

Der letzte Punkt — was die Untersuchung betrifft — scheint nur zu sehr ausgemacht. Daß sie nach Merkers nachdrücklicher Berufung auf die öffentliche Meinung, erneuert werden muß; ist unumgänglich nothwendig. Aber so wenig sie von den Nürnbergern verweigert werden darf, so wenig darf man ihren Resultaten vorgreifen.

Novitäten.

Hinrichsen: Der Ein- und Verkäufer englischer Manufakturwaaren, en gros et en détail. Ohne Druck- und Rechnungsfehler. 12. Hamburg, Perthes und Besser. 1 Thlr. 8 ggr.

Lady Morgan: Frankreich im Jahr 1829 und 1830. Erste Lieferung. Deutsch von Fr. Gleich. Leipzig, 9 ggr.

Johanna die Erste, Königin von Neapel. Frei nach dem Englischen von L. Stille. 2 Thle. Bremen, Schünemann. 2 Thlr.

Oertel: Die allerneuesten Wasserkuren. Eine Zeitschrift für Jedermann. 3s, 4s, 5s Heft. Nürnberg, Campe. 18 ggr.

Waagen: Verzeichniß der Gemäldesammlung des K. Museums in Berlin. (Enslin.) 21 ggr.

Houwald: Die Seeräuber, Trauerspiel in 5 Akten. Leipzig, Gerscher. 1 Thlr. 12 ggr.

Cooper: Die Wassernixe. Uebersetzt von Dr. Friedenberg. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr. 12 ggr.

Mercker: Casper Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Berlin, Rücker. 8 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

18. Hamburg. Montag, den 1. November. 1830.

Inhalt.

Elsholtz: Ansichten und Umrisse..... Seite 137
Raumer: Historisches Taschenbuch..... " 139
(Alexander Hypsilantis — Herzog Albrecht von Preußen, und das gelehrte Wesen seiner Zeit.)
Wit-Dörring: Politisches Taschenbuch für 1831..... " 143
Novitäten..... " 144

Ansichten und Umrisse aus den Reise-Mappen zweier Freunde. Herausgegeben von F. v. Elsholtz. Erster Theil. Berlin und Stettin, 1831. Nicolai.

Dieses Buch gehört unstreitig zu den besten Reisebeschreibungen, die neuerdings erschienen sind. Es erinnert in mehr als einer Beziehung an die Briefe eines Verstorbenen. Wie jene Briefe, ist es das Werk eines durch die Welt, nicht durch die Bücher gebildeten Mannes, wenn er gleich die Klassiker gelesen hat, was ihm trefflich zu Statten kömmt, da, nächst der Schweiz, Italien den Hauptinhalt des Bandes ausmacht. An Lebendigkeit der Darstellung steht es den Briefen nicht nach; im Ganzen aber ist es anspruchsloser, der Humor leichter, der Witz weniger bitter. Das rechte Maaß von romantischem Interesse, und von Abenteuern, deren Beschreibung manchmal gewandt an den Gränzlinien des Schicklichen hinläuft, ist den gehaltvolleren Partieen glücklich als leichtere Zugabe beigemischt. Die Verehrung des Verfassers für Jean Paul, den er (1823) in Baireuth besuchte, nachdem er auch Goethen im Marienbad näher gekommen zu sein scheint, verräth sich zuweilen in Wendungen und Bildern, die nicht immer ganz gelungen sind. Die kleinen Gedichte, welche die Erzählung an einzelnen Stellen nicht sowohl unterbrechen, als beleben, lassen auf ein leichtes und glückliches Talent schließen, das gefallen wird, so lange der Verfasser nicht als Dichter von Profession auftreten will. Er ist (oder war), wie er zu verstehen giebt, Militär; er mag auch wohl Patricier sein; ist aber, wie eine Note beweiset, die auf einem der letzten Bogen von den "drei Julius-Sonnen" spricht, die "dem Siege der Freiheit und Mäßigung geleuchtet," gut plebejisch gesinnt. Offenbar ist er ein liebenswürdiger, wenn auch etwas reizbarer, Reisegesellschafter, wie er sich auch selbst als den "Gereizten" bezeichnet, während er dem Freunde, den er in Venedig getroffen, und dem nach der Einleitung ein Theil der "Mappenstücke" angehört, den Namen des Gesetzten giebt. Dem Leser wird seine Reizbarkeit in keinem Punkte zu nahe treten: aber sie wird anziehen und ihn vergessen machen, daß er die Scenen nur liest und nicht mit anschaut.

Die Praktik, von deren Nothwendigkeit alle Reisende sprechen, ist von dem Verf. in gelegentlich eingestreuten Winken, und einmal sehr gut an dem Exempel eines deutschen Doktors erläutert worden: —

"In einem geringen Orte Anguillara geheißen, wo wir gegen die Mittagszeit unter mäßigen Regenschauern anhielten, bekam der Gedachte den Einfall, statt mit dem üblichen Gabelfrühstück, sich auf gut deutsch mit Kaffee bewirthen zu lassen, wofür, wie wir aus Erfahrung wußten, weder die Zeit noch der Ort geeignet war. Der Kellner wurde demnach herbeigerufen und, aller Warnung zum Trotz, von den Wünschen unsres dozirenden Freundes, mit dem ausdrücklichen, mehrmals wiederholten Beisatz 'molto café!' in Kenntniß gesetzt, während wir Andre ganz kurz 'la collazione' bestellten. Nach einigen Minuten waren wir mit guten Kattletts,*) partreflichem Braten, Wein und Brod bedient, und mit unserer Mahlzeit längst zu Ende, als endlich, nachdem die Ungeduld des Harrenden fast bis zum Unwillen gesteigert war, der Kellner hereintrat, mit einem Kessel — ja! der größte Kapaun konnte bequem darin gesotten werden — und diesen, mit triumphirenden Blicken über die pünktliche Erfüllung des, Anfangs ihm etwas problematisch erschienenen Auftrags, vor den Erstaunten hinstellte. Dieser ging inzwischen ans Werk, aber wer schildert den Zorn des Armen, als bräunliches Wasser, zum Waschen geeigneter als zum Trinken, ihm entgegen rann. Der Kellner wurde natürlich zurückgerufen und mit Vorwürfen überhäuft, entschuldigte sich aber, voller Entrüstung, mit des Bestellers eignen, schicksalvollen Worten. 'Molto Café!' schrie er wiederholt, 'ha commandato molto café, ecco lo qua!' wodurch denn der Mißverstand sich erklärte, daß der Doktor viel Kaffee mit wenig Wasser, der Kellner aber viel Wasser mit wenig Kaffee verstanden hatte. Natürlich kam jenem der Irrthum obenein so theuer zu stehn, als hätt' er sechsmal nach üblicher Weise gefrühstückt, wofür der graduirte Mann freilich viel Spott erdulden und den Ausruf: 'molto Café!' als sprichwörtliche Redensart, bei jeder Gelegenheit wiederholt hören mußte, hingegen auch die gute Lehre gewann, daß man in Italien, um Kaffee zu trinken, ins Kaffeehaus gehen, in Wirthshäusern aber klüglich nur das suchen müsse, worauf sie nach Landesbrauch, Zeit, Gelegenheit und Bedürfniß angewiesen sind."

In Florenz ward die Bescheidenheit des Wanderers auf die Probe gestellt: —

"Spät am Abend rückten wir wohlbehalten in Florenz ein, und wer beschreibt meine Ueberraschung, als am nächsten Morgen, da ich kaum aufgestanden war, ein kleiner rothnasiger Mann in mein Zimmer trat, der ein, zum Lobe meiner außerordentlichen Eigenschaften und Verdienste von ihm verfaßtes Sonnett, worin mein Name vollständig genannt und der guten Stadt Florenz zu meinem ruhmvollen Einzuge Glück gewünscht war, mit anzahlingen Bücklingen und Entschuldigungen seiner Dreistigkeit, mir überreichte. Was sollt' ich erwiedern, was von der poetischen Begeisterung des Panegyristen, was von meiner eignen Berühmtheit denken? War mein Ruf, wovon daheim Niemand — nicht einmal ich selbst — etwas wußte, bis nach Italien gedrungen, war der Mann ein Zauberer, ein Prophet, oder — ein Mitglied der geheimen Polizei, das mich aufs Eis führen wollte?? — Glücklicherweise fiel mir noch zu rechter Zeit ein, daß wir am Vorabend im Thor unsre Päße hatten zurücklassen müssen, worauf ich denn, über den Zusammenhang aufgeklärt, schnell in die Tasche griff und durch eine kleine Münze zugleich den Clienten und den Maecenas von ihrer Verlegenheit befreite. Nichts aber kann einem ruhmbegierigen Manne, wie ich es natürlich bin, schmerzlicher sein, als solches Dokument seiner Vortrefflichkeit der Welt nicht mittheilen zu können, was, aller Bescheidenheit zum Trotz, gewiß geschähe, wenn er dasselbe nicht — verloren hätte."

*) Wir schreiben dies Wort und andere, die uns, aus Mangel an eignen, für deutsche gelten müssen und auch gelten, nach deutscher Orthographie, weil wir nicht einsehen, warum Kotlets, Hotell, Kastell, Fassade u. s. w. nicht eben so gut deutsch sein sollen, als fremd. A. d. Verf.

Digitized by Google

Der folgende Zug ist ein Seitenstück zu den Bettlerscenen in Yorick's Reisen: —

'Wir begegneten einem Bettler, der mit der freundlichsten Miene von der Welt den Stummel seines rechten Arms, von traurigen Lumpen umwickelt, uns entgegenstreckt' und um ein kleines Almosen bat. Sogleich griff der Gereizte in die Taschen und zog seine Baarschaft hervor, wobei jedoch keine einzige kleine Münze sich vorfand. Das sah nun der arme Mann mit eignen Augen, und sogleich wünscht' er dem Bereitwilligen alle Heiligen zu Beschützern, nickte ihm auf das freundlichste mit dem Kopf zu und sagte, auf seinen Armstummel zeigend: 'un' altra volta, mi conosce adesso!' — Ist es möglich, mit mehr Lebensklugheit und heiterm Sinn eine getäuschte Erwartung hinzunehmen, mit mehr Billigkeit in die Lage des andern einzugehen, und was hätt' an seiner Stelle wohl ein Zunft- und Kunstgenosse — denn allerdings ist das Betteln auch eine Kunst — diesseits der Alpen gesagt?" —

Der Verfasser schildert die römische Campagna im November: —

"Nach der Rückkehr von dieser anmuthigen Ausflucht (nach der Villa d'Este) suchten wir auch mit der nähern Umgebung Roms nach und nach bekannter zu werden und der melancholisch-freudigen Bewunderung uns ganz hinzugeben, womit die Campagna — einer in Lumpen gehüllten Pallas ähnlich — die Herzen durchdringt. Wir bestiegen den Monte Mario, nicht um die prächtigen Villen Mallini und Madama zu sehen, — nein! bloß um der Natur und ihrer Gaben, der über alle Beschreibung erhabenen Aussicht auf Rom und die weite, vom Tiberfluß durchschlängelte Ebene, auf das Sabiner- und Albaner-Gebirge zu genießen. Ersteres ist an den höchsten Spitzen schon mit Schnee bedeckt; doch unten im Thale lacht das Gesicht des Herbstes, frühlingsgleich, von allen Feldern, Wiesen und Büschen. Nur wenig gelbe Streifen mischen sich in das schöne Grün, und doch ist der graue December nicht fern. Es ist als wolle die Natur sich gar nicht schlafen legen!

"Auf einem ähnlichen Spaziergange bis an die Gränzen des, auf der Ostseite Roms gelegenen alten Sabiner-Landes, von Porta Salara aus über Ponte Salaro und Ponte Nomentano zurück nach Porta pia, entfaltete sich uns ganz der majestätische Reiz, die grandiose Einförmigkeit, die imponirende Ruhe der römischen Campagna. Nichts gleicht dem Gefühl, wovon der Wanderer sich auf diesen ernsten Gefilden durchdrungen fühlt, und kein Ort in der Welt scheint — abgesehen von allen andern, gewaltigen Anlässen zu einer erhöheten Stimmung — in seiner bloßen Lokalität ein so eigen feierliches Schauspiel darzubieten. Wenige hundert Schritte von Roms Thoren entfernt, wo, so wie hier, kleine Hügelketten die [illegible] Welt dem Aug' entziehen, sehen wir uns in eine fremde Welt, in eine Einöde versetzt, deren gleichförmige Stille, von den Spuren gewerblicher Thätigkeit und städtischen Verkehrs ununterbrochen, die Nähe von soviel Tausenden regsamer Menschen fast als eine Fabel erscheinen läßt. Auf den Anhöhen liegt wohl hier und da ein baumbekränztes Haus, und Zäune von Rohr verrathen das Walten der Bewohner; — aber keiner wird sichtbar; verlassen stehen die halbverfallenen Mauern, und nur das eintönige Geschrei des Esels, welcher die Kräuter und Nesseln von altem Trümmerwerk abgraset, unterbricht die tiefe Stille. Endlich erblickt man einen, in Ziegenfelle gehüllten Hirten, von seinen großen, wegen ihren tückischen Wildheit berüchtigten Hunden begleitet, dessen Schaf- und Ziegenheerden an einem Abhange weiden. Er fesselt die Hunde durch seinen Ruf, grüßt freundlich und begehrt, sobald er den Fremden erkennt, eine Gabe, da es, wie schon früher bemerkt, zu den charakteristischen Zügen des niedern Volkes gehört, der Fodernde möge von der Klasse der Bettler sein oder nicht, die Gelegenheit zu so leichtem Erwerb nicht unbenutzt entschlüpfen zu lassen, wobei eben ein dunkles Gefühl mitwalten mag, daß der Fremde auch ihm eine Vergeltung schuldig sei, für den so reichen und reinen Genuß des schönen Landes, das auch der Bettler mit Stolz das seinige nennt und als sein Mitbesitzthum betrachtet. Uns selbst ist immer solche Foderung weniger wie Bettelei, denn als ein Zins vorgekommen, den der Insasse, als Grundherr, vom Fremden, als Nutznießer, zu erheben berechtigt ist, — als eine Art Extra-Einnahme und Neben-Accidenz, deren Beitreibung, da sie einerseits von einem Rechts-Anspruch, andrerseits von so vieler Bescheidenheit, Unterwürfigkeit und charakteristischer Naivetät unterstützt wird, ebensowohl erlaubt, als schwer zu umgehen sei. Auch fodert gewöhnlich, gleichsam zu Rettung des Selbstgefühls, der eine für den andern, der Vater für den Sohn, der Bruder für den Bruder, die Mutter für den Säugling, und immer im Namen der "santissima Vergine," die den Geber belohnen, und: "per l'amore di dio," wodurch ihm werde vergolten werden. —

"Schon ist der Hirte längst dem Gesicht entschwunden, als plötzlich in der Ferne einige Reiter sichtbar werden. Sie haben kleine, sehr lebhafte, an Gestalt und Gangart den russischen ähnliche Pferde, sitzen auf hohen, stuhlartigen Sätteln, in braune Mäntel gewickelt, mit Schießgewehr und langen Stäben, wie Lanzen, versehen. Der ganze Aufzug, die ungewöhnliche Waffe könnten in dieser Einsamkeit leicht auf argwöhnische Gedanken führen, allein es sind Viehhändler und zugleich Führer der, zur Schlachtbank gen Rom ziehenden Ochsen- und Büffelheerden, deren Wildheit nur durch ihre natürliche Furcht vor Pferden gelenkt und gebändigt zu werden vermag. Zieht eine solche Heerde des Weges, so reiten einige Führer voran, um sie anzukündigen und Platz zu schaffen, während die übrigen den Zug auf allen Seiten einschließen. Muß aber Jemand an einem Ort, wo etwa Halt gemacht und weitere Bestimmung erwartet wird, vorüber, so kann es nur geschehen, indem ein Reiter ihn an den grimmigen, mit gesenkten Hörnern und stieren Augen gleichwie zum Kampf gerüsteten Thieren hinwegführt, die sonst unfehlbar auf den Fußgänger losstürzen würden. — Unsre Reiter aber halten vor einem, jenseit der Brücke Salara gelegenen, einsamen Hause still und springen vom Sattel; auch wir lenken den Schritt dahin und finden eine ländliche Osteria, wo vortrefflicher Wein, um noch billigern Preis als in der Stadt, verkauft wird. Welch Labsal, nach dem heißen Wege! Auf die steinerne Bank vor der Thür stellt man für uns die zierliche Foglietta, das weiße Brod und den scharfen Ziegenkäse. Drinnen steht ein päbstlicher Dragoner am Heerd und bereitet sein Mittagmal; wahrscheinlich ist er, der polizeilichen Sicherheit wegen, hier in Station. Das junge, rüstige Weib geht ab und zu, bald in den Keller, bald zum Feuer; einige fast nackte Kinder spielen am Boden, der Wirth rupft einen jungen Hahn für die berittenen Gäste und ein junger Kerl, den ihre Ankunft vom Tisch aufgeschreckt hat, wo er mit gestütztem Kopfe schlief, stellt sich vor uns hin, zählt jeden Bissen, jeden Trunk uns in den Mund und starrt uns an, wie übermenschliche Geschöpfe. Denn fast nichts ist für das Volk in Italien so sehr ein Gegenstand des Erstaunens, als ein nordischer Fremdling, und wenn die Neugier, welche man einflößt, selbst in den größten und besuchtesten Städten, durch den täglichen Anblick sich kaum ganz abstumpft, um wieviel lebendiger muß sie also da sein, wo solcher Anblick nur zu den seltenen gehört."

Es ist tröstlich zu vernehmen, daß diese Neugier nicht unartig wird, sondern, wie der Verf. anderwärts versichert, mit der größten Toleranz gegen fremde Manieren sich verträgt. "Stell dich auf den Kopf," sagt er, "oder bück ihn zwischen die Beine hindurch, um die Sonne oder den Mond anzuschauen, der Römer geht still vorüber, ohne zu spotten, und denkt, es werde

Digitized by Google

wohl so der Geschmack, oder des fremden Vaterlandes Sitte sein."

Zum Schluß noch eine Probe von der militärischen Disciplin im Kirchenstaat.

"Als wir heut, nach vollbrachter Wanderung, in den 'Haasen' zum Mittagessen kamen, fanden wir unsern lieben Bekannten und Begleiter, den mehrerwähnten päpstlichen Dragoner, nachdem er einige Tage gefehlt hatte, sichtbar verstimmt und von sehr mißtröstlichen Ansehen. Wir erkundigten uns theilnehmend nach der Ursach, doch wollt' er mit der Sprache nicht hervor, läugnete den innern Verdruß, obwohl mit Worten, die in seinen lebhaften Zügen denselben noch schärfer ausprägten, und gab vor, daß er Rom auf acht Tage verlassen müsse, was bei unserer Kenntniß seiner Herzenslage — er war in die wunderschöne Lady D****ll, von Geburt eine Römerin, trostlos verliebt — als ein gültiger Grund des Verdrusses allerdings anerkannt wurde. Endlich aber konnt' er sein ehrliches Herz, oder doch seinen Unmuth nicht länger verschließen und nahm den Gereizten bei Seite, welcher nun durch die Nachricht, daß der arme Dragoner auf Befehl der Regierung für die genannte Zeit in ein — Mönchskloster kommandirt sei, um dort den Betübungen beizuwohnen, seine Sünden zu bereuen, zu beichten, zu kommunizíren und endlich als ein Gereinigter zu seinen Fahnen zurückzukehren, in nicht geringes Erstaunen versetzt wurde. Aehnliche Befehle, setzte der Baß-Rekrut hinzu, würden nach und nach allen Offizieren, bis zum Major, zu Theil und mittelst Einladezettels der verschiednen Kloster-Vorsteher denselben zugefertigt, bei schwerer Strafe des Ungehorsams! Uebrigens dürfe der Eingesperrte während dieser Zeit zwar mit Niemand außerhalb des Klosters verkehren, dasselbe auch nicht verlassen, würde jedoch sehr freundlich behandelt und mit Speise, so wie mit der angemessenen, wiewohl nicht zu überschreitenden Quantität Wein nach Wunsch bedient. Der Dragoner also im Kloster, mit Bußübungen beschäftigt, — die bloße Vorstellung davon erregte schon unsre Lustigkeit, in die der angehende Heilige zuletzt mit einstimmte, als er vernahm, daß der Gereizte, welcher auch einen Schnurrbart trug, wie er, und als ein, im wirklichen Schlacht- und Kanonenfeuer gestandener Mann, ja als ein Mit-Erbe des Ruhms vom 'großen König Fritz' ihm, der selbst weder schon Pulver gerochen, noch unter seiner friedlichen Herrschaft je welches hoffte zu riechen, ganz besondere militärische Ehrfurcht einflößte, — da der Frohn-Heilige also vernahm, daß der Gereizte die Buß-Uebung, wenn's nur anginge, für sein Leben gern mitmachte, um die guten Mönche ihren Bekehrungseifer an seiner Ketzerei nach Gefallen versuchen zu lassen. Nebenher ward der römische Held auch noch durch die Bemerkung beschwichtigt, der Pabst habe Recht, und Niemand könn' es ihm verdenken, nur tüchtige Christen zu seinen und der Kirche Vertheidigern haben zu wollen. Drum sei auch durchaus nicht zu verwerfen, daß in den päbstlichen Kriegs- oder besser: Friedens-Artikeln das regelmäßige Besuchen der sonntäglichen Messe der Armee zur Pflicht gemacht und die Unterlassung mit Absetzung verpönt sei, wogegen freilich ein kleiner, unschuldiger Fluch, ein Kreuz-Sakrament und Gott's Donnerwetter mit der Galeere, die darauf steht, fast ein wenig zu hart bestraft scheinen möge. — 'Himmel!' dachten wir dabei, 'wenns einmal mit dem Fluchen bei uns so genau genommen würde, wie bald hätten wir da, außer der Landarmee, auch eine respektable Seemacht beisammen!'"

Der Verfasser beschreibt die Kunstwerke von Rom mit Liebe, aber ohne Anspruch auf Kennerschaft, ohne Affektation von unbedingtem Entzücken. Was ihn anspricht, wird, die Schattirungen des individuellen Geschmacks abgerechnet, jeden Gebildeten in der Beschreibung ansprechen, und, was die Hauptsache ist, Keiner wird finden, daß er zu viele Worte macht. Wir sehen dem zweiten Bande, und wenn er auch noch einen dritten ankündigen sollte, mit Vergnügen entgegen.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Zweiter Jahrgang. Leipzig, 1831. Brockhaus.

(Zweiter Artikel.)

Wachler hat die Vorbereitung und den Ausbruch des Aufstandes der Griechen erzählt, und ist dabei meist den Angaben von Jakovaki Rizo und Alexander Souzo gefolgt. Die Thatsachen, die er aufführt, sind großentheils bekannt; aber mit besonderer Theilnahme wird man die Nachrichten über Alexander Hypsilantis lesen.

Hypsilantis' Schicksal weckt nicht nur, auf vielfache Weise, das Mitgefühl; es nimmt nicht nur, als der erste Akt eines großen Drama, das lebendige Interesse der Zuschauer in Anspruch; es fordert zu ernsten Betrachtungen auf, ernst und wichtig genug, um auch im Drang der neuesten Ereignisse nicht übersehen zu werden. Sein Versuch mißlang: aber durch andere Kräfte, durch andere Mittel, durch das Zusammentreffen verschiedenartiger Motive ist der Erfolg herbeigeführt worden, der seinem Unternehmen versagt war. Er hatte dem Antrag der Patrioten sich nicht entzogen, den die Klugheit des Grafen Kapo d'Istria zurückwies. Er war bereit, die Bewegungen seiner Landsleute zu leiten; er würde sie bis zur Vollendung der Vorbereitungen zurückgehalten haben, wenn die gebieterische Nothwendigkeit nicht den raschen Entschluß und die vorfrühe Wagniß geboten hätte. Seine Opfer, und die der Seinigen — er selbst gab über 125,000, seine jüngste Schwester Maria ihre ganze Mitgift, 100,000 Thaler, zur Gründung einer Nationalkasse — beweisen, daß er bereit war, Alles an den Zweck zu setzen, zu dessen Verfolgung ein ehrendes Vertrauen ihn berufen hatte. Seine Worte an die zu Jassy versammelten Hetäristen "ich komme, um mit Euch zu sterben," zeugen von der Stimmung, in der er der Ungeduld seiner Freunde nachgab, der ungenügenden Vorbereitungen sich wohl bewußt, aber entschlossen, von dem anvertrauten Posten nicht zurückzutreten. Man darf erwarten, daß ihm auch der Glaube nicht fremd gewesen, den die Geschichte so mancher Tapfern, und seine eigene, bewährt hat: daß die Sache der Freiheit nur scheinbar an das Loos von Individuen geknüpft, daß sie mit deren Untergang nicht verloren, daß die Individuen nur Träger sind und Organe dessen, was das Volk wünscht, was die Zeit heischt, was das Recht gebietet. Ihre Leidenschaften können den reinen Glanz der guten Sache trüben; ihre Unfälle können ihn nicht auslöschen.

Der Ausgang von Hypsilantis' Versuchen in den Fürstenthümern war unglücklich. Was auch seine Fehler dabei gewesen sein mögen, sie haben nicht die Vergessenheit seines Namens, nicht die Gleichgültigkeit gegen sein Geschick verdient, die im Verlauf von wenigen Jahren ihn schmerzlicher als Verbannung, Haft und Krankheit getroffen zu haben scheint. Ueber seine Schicksale steht der öffentlichen Meinung eine Frage zu. Es ist noch nicht erklärt worden, wie es kam, daß er so behandelt ward von einer Macht, die er nicht beleidigt, auf einem Boden, den er gestützt, wie es scheint, auf feierliche Zusage der persönlichen Sicherheit betreten hatte.

Sieben Tage vor seinem Tode sandte er an den Kaiser Nikolaus einen Bericht über seine Lage. Aber seine Rechtfertigung und seine Klagen waren nicht nur für das Ohr des Monarchen bestimmt. Man ist es dem Andenken des Patrioten schuldig, sie, soweit es möglich ist, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wachler hat die Bruchstücke, wie sie bei Souzo (38 fg. 60, 86 fg.) sich finden, übersetzt: wir theilen den wesentlichen Inhalt mit. Sind die Angaben richtig, so ist zu wünschen, das sie allgemein be-

Digitized by Google

kannt, sind sie ungegründet, so steht zu hoffen, daß sie widerlegt werden.

"Die Nation arbeitete mit aller möglichen Anstrengung an ihrer Wiedergeburt und verständigte sich vermittelst einer geheimen Gesellschaft lange Zeit vorher, ehe Mißbräuche und Mißverständnisse, welche die Sicherheit des Volks gefährdeten, die Häupter der Hetairie nöthigten, mich in Petersburg zu beschicken, um mir die oberste Leitung anzuvertrauen. Die Gefahr konnte groß werden; ich glaubte, daß die Stunde der Aufopferung für mich geschlagen habe. Es war im Anfange des Jahres 1820, als die Pforte gegen Ali-Pascha von Janina den Vernichtungskrieg erklärte. Dieses Ereigniß, welches den Griechen erlaubte, sich zu bewaffnen, steigerte ihre Begeisterung und ihre Hoffnung aufs Höchste. Ich wußte bald genug die Vortheile zu würdigen, welche daraus zu ziehen waren. — Es ist gewiß, daß Se. Majestät der Kaiser Alexander seit dem Jahre 1816 das Dasein der geheimen Hetairie kannte und Entwürfe unterhielt, die er oft durchschimmern ließ im Gespräche mit den Griechen, welche seinen Schutz und seine Großmuth anflehten und immer überhäuft mit Wohlthaten ihn verließen. Diese Griechen wiederholten überall mit Entzücken die höchst wohlwollenden Aeußerungen und die Hoffnungen, welche sie ihnen für die Zukunft gaben. So gestaltete sich ein prophetisches Echo, welches in allen Gegenden Griechenlands wiederschallte und in allen Herzen das heilige Feuer der Begeisterung und Hingebung für das Vaterland entzündete. Dieses erklärt auch den unermeßlichen Erfolg meiner geheimen Briefe und Aufrufe an die Vornehmen und Häuptlinge, und die Aufopferung, welche sich in den ersten Unternehmungen abspiegelt, da sie alle mit sehr geringen Hülfsmitteln ausgeführt wurden. — Man klagt mich an, daß ich den Augenblick übel gewählt und die Sache zu sehr übereilt habe. Aber als die Umwälzung in Neapel und Piemont ausbrach, war es mir unmöglich, die angeregte Bewegung aufzuhalten, eine Bewegung, welche vermöge ihres obersten Grundsatzes derjenigen durchaus fremd war, durch welche die unruhigen Köpfe dieser beiden Länder zum Aufstande fortgerissen wurden. Ich verheimlichte mir keineswegs die nachtheiligen Folgerungen, welche hieraus für die Sache der Griechen gezogen werden konnten; aber es war zu spät, und alle meine Anstrengungen beschränkten sich darauf, einige Monate zu zögern, bis zu dem Augenblicke, wo von allen Seiten zuverlässige Nachrichten eingingen, daß die Pforte von dem Vorhaben unterrichtet und die Gefahr höchst dringend sei, daher ich mich verpflichtet erachtete, das Zeichen zum Aufbruche zu geben und mich in die beiden Fürstenthümer zu werfen, um die ganze Aufmerksamkeit der Pforte dahin zu ziehen und mehreren Landschaften Griechenlands die Rüstungen zu erleichtern. Ew. Majestät können nun über mich richten; Ihre hohe Weisheit und Ihre Billigkeit mag entscheiden über meine Ansprüche auf Schutz, welchen ich für meine Brüder nachzusuchen wage. Ich fordere denselben als Unterthan Ewr. Kaiserl. Majestät und als alter Soldat, der mit aller möglichen Hingebung gedient hat. . . . . Man kann nicht darauf ausgehen, die Wahrheit zu verbergen, wenn man dem Tode ins Auge sieht. — Dies sind meine Meutereien und die Umtriebe, woraus die österreichische Staatskunst zur Zeit des Laibacher Kongresses ein Gewebe von Abscheulichkeiten und Verbrechen gemacht hat; und als der Kaiser daran nicht glauben wollte, hatte dieselbe die ausgezeichnete Kühnheit, ihm einen unächten und erdichteten Briefwechsel, zwischen mir und den Liberalen von Paris vorzulegen! — — —

"Als ich vergeblich Briefe des Barons Stroganoff erwartete, welche nach den amtlichen Aeußerungen des Grafen Kapo d'Istrias über mein Schicksal entscheiden sollten, und Verrätherei, Zuchtlosigkeit und Unordnung, angeregt durch geheime Agenten Oesterreichs, den Geist meines Heeres vollends vergifteten; als Umlaufschreiben, unterzeichnet von Oudriski, österreichischem Agenten in Bukharest, in meinem Lager verbreitet wurden und im Namen der Türken Demjenigen, der mich ihnen ausliefern würde, Straflosigkeit und Belohnung verhießen; als endlich die Niederlage bei Dragatsan mir keine Hoffnung der Rettung übrig ließ, so war ich entschlossen, mit den wenigen mir treu gebliebenen Tapfern, die Waffen in der Hand, zu sterben, oder mich nach Rußland durchzuschlagen. Um jedoch meine Brüder ein so verzweifeltes Schicksal nicht theilen zu lassen, änderte ich meinen Entschluß und näherte mich den Gränzen von Oesterreich, damit sie sich in dieses Land begeben könnten, vorausgesetzt, daß Leben und Freiheit ihnen gewährleistet würden. Zu diesem Behufe schickte ich Georg Lassanis ab, und diesem erklärte der Obrist Schwindt, daß er nur einen meine Person betreffenden Befehl erhalten habe, worin gesagt sei, auf den Fall, daß ich mich an der Gränze einfände, solle man mich wissen lassen, daß ich unter einem andern Namen in voller Sicherheit durch die österreichischen Staaten nach Hamburg reisen könne, um mich nach Amerika einzuschiffen; daß dieser Befehl eine Folge der Entscheidungen der beiden Kaiser vor ihrer Trennung in Laibach sei, und daß er, ein alter Krieger, sein Ehrenwort gebe, ich werde weder für mein Leben noch für meine Freiheit etwas zu befürchten haben, wenn ich dieses einzige Mittel annehme, um den von allen Seiten mich bedrohenden Gefahren zu entgehen. Da ich ohne Briefe des Baron Stroganoff war und dem Willen des Kaisers Alexander zu gehorchen glaubte, so nahm ich den Vorschlag an; den 27. Juni 1821 ging ich unter dem Namen Demetrios Paleogenides über die Gränze, begleitet von meinen Brüdern und vier andern Personen. Obrist Schwindt empfing mich mit allen möglichen Achtungsbezeigungen, wiederholte mir seine Versicherungen und Versprechen und begleitete mich bis nach Rothenthurm, wo ich 36 Stunden verweilte, um mich zur Reise vorzubereiten.

"Ich reiste des Nachts im Stillen nach einem Dorfe Orlai, jenseits Herrmannstadt, wo Major Hartik, erster Adjutant des commandirenden Generals von Siebenbürgen, die Zusagen des Obrist Schwindt erneute und meinen Paß unterzeichnete. Begleitet von einem Offizier, gelangte ich ziemlich schnell nach Temeswar; hier eröffnete mir der commandirende General, daß er die Fortsetzung meiner Reise nicht zulassen könne, ehe er die ihm mangelnden Verhaltungsbefehle von Wien eingeholt habe, und daß ich seine Befehle in Arad abwarten müsse. Alle meine Vorstellungen waren umsonst; ich begab mich nach Arad, wo ich während der zehn Tage meines dortigen Aufenthaltes mit Achtung und ohne lästige Beschränkung behandelt wurde. Nach Verlauf dieser Zeit lud mich der Festungskommandant General Thori zu sich und theilte mir den durch den Adjutanten des commandirenden Generals von Temeswar erhaltenen Befehl mit, worin gesagt war, daß Kaiser Franz, bewogen durch die ihm eigenthümliche großmüthige Gesinnung, uns eine Freistätte in seinem Reiche bewilligen wolle unter der Bedingung, daß ich mein Ehrenwort schriftlich gebe, für mich und meine Begleiter, keine Entweichung zu versuchen während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an dem Orte, welcher mir angewiesen werde; daß ich mit Keinem, wer es auch sei, einen Briefwechsel unterhalten wolle anders als auf den mir vorzuschreibenden Wegen; daß ich den Namen des Barons von Schönwarth annehme und führe, ohne mich zu unterstehen, Jemanden meinen wahren Namen zu sagen; wolle ich diese Bedingungen nicht eingehen, so werde man, in Rücksicht auf die zwischen Oesterreich und der Pforte bestehenden Verträge, genöthigt sein, mich den Türken auszuliefern, welche meine Auslieferung verlangten. Weil ich das schreckliche Loos, welches meiner wartete, nicht ahnden konnte, so willigte ich in Alles und gab mein Wort, besonders in der Hoffnung, daß dieser Zustand nicht lange dauern könne, worin General Thori und der Adjutant mich bestärkten, mit einer Fassung, die geeignet war, selbst das höchste

Digitized by Google

Mißtrauen zu täuschen. Denselben Tag bei Annäherung der Nacht, begleitet von dem Lieutenant des Platzes und von zwei Personen meines Gefolges, trennte ich mich von meinen Brüdern und traf den 26. Julius des Abends fünf Uhr in Munkatsch ein. Sogleich bei dem Anblicke des Schlosses hatte ich ein Vorgefühl meines Schicksals; mein Blut erstarrte, als ich den Platzcommandanten es dem mich begleitenden Offizier verweisen hörte, daß er mich bei Tage eingeführt habe und nicht des Nachts, wie es für Staatsgefangene vorgeschrieben sei. Der Offizier antwortete, daß in seinen Verhaltungsbefehlen nichts darüber gesagt, und er nicht angewiesen sei, mich als Staatsgefangenen zu betrachten und zu behandeln. Der Kommandant ersuchte uns, in die Kanzlei zu kommen, und schritt sofort mit dem Gefangenwärter dazu, meine Habe zu verzeichnen, die er ohne Ausnahme in Verwahrung nahm. Um zehn Uhr folgte ich auf Befehl des Kommandanten dem Gefangenwärter, der, mit einer düstern Laterne versehen, mich im tiefsten Schweigen nach dem mir bestimmten Gemache führte, welches der Kommandant mir sehr gepriesen hatte." ——

Hierauf schildert er seine Leiden und Entbehrungen in einem ungesunden Kerker, und die endliche Versetzung nach Theresienstadt.

"Abgesehen von den Kerkern und von dem rohen und unfreundlichen Betragen des Commandanten in Munkatsch, wurden wir mehrere Monate in Theresienstadt weit strenger behandelt; erst im zweiten Jahre unserer dortigen Haft, und nachdem wir mehre ernsthafte Krankheiten überstanden hatten, wurde uns erlaubt, zu Fuß oder im Wagen kleine Ausflüge in den Umgebungen der Festung zu machen. So vergingen drei Jahre unserer Gefangenschaft in diesem Orte, ohne daß so viele Zeit, Kummer, Entbehrung und Leiden die geringste Erleichterung unserer Lage herbeigeführt hätten. Kein Schimmer von Hoffnung belebte von irgend einer Seite unsere traurigen Gemüther. Sittlich und körperlich Tag und Nacht abgequält, verfiel meine Gesundheit sichtbar, und ich verlangte, mit Beibringung ärztlicher Zeugnisse, die Erlaubniß zum Gebrauche der Heilquellen in Töplitz oder Marienbad; gegen Ende des Sommers wurde mir erlaubt, in das Bad von Pictzan in Ungarn zu gehen, welches mir mehr Nachtheil als Nutzen brachte; es zeigte sich dieses bei meiner Zurückkunft in Theresienstadt, wo ich den ganzen vergangenen Winter fürchterlich litt, während neue Befehle und ich weiß nicht welcher Verdacht die Strenge unserer Behandlung verschärften; unser Dasein, übersättigt von Verdruß und Wiederwärtigkeiten, wurde unerträglich. Endlich war ich am Rande des Grabes; zurückgerufen ins Leben, fand ich all mein Elend wieder, und fast sterbend konnte ich, trotz der wohlwollendsten Vorbitten, eine Veränderung der Luft, welche zur Wiederherstellung meiner Gesundheit so nöthig war, nicht erlangen. . . . Ich habe den Schmerzenskelch bis auf die Hefen geleert. . . . Ich sterbe, so zu sagen ermordet von Oesterreich. . . . Bald wird der Tod meinen Mund schließen, der einige Wahrheiten enthüllen und meine Verläumder beschämen könnte. . . Wer wird sich meiner annehmen?"

Wird es für eine unzeitige Abschweifung gelten, wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser für die Schicksale von Griechenland noch einen Augenblick in Anspruch nehmen? Wir wissen es recht gut, daß die neuesten näher liegenden Ereignisse das Interesse für die griechische Frage verdrängt haben. Aber bieten nicht diese Begebenheiten eine Seite dar, welche auf's lebhafteste an die griechische Angelegenheit erinnert? Oder liegt die Frage so fern, ob dieß der Augenblick, dieß die Vorgänge sind, geeignet, um ein freigewordenes Volk zur Annahme eines fremden Herrschers zu stimmen? Griechenland ist nicht mehr der europäischen Welt so fremde, wie zur Zeit der ersten französischen Umwälzung. Schon damals sang Rhigas die Marseiller Hymne nach. Aber es fehlte der Chorus. Wie, wenn die griechische Musik sich seitdem verbessert hätte?

In vollem Ernste: man darf nicht erwarten, daß die Griechen ohne Aufregung das Schauspiel aus der Ferne mit angesehen haben, das vor Aller Augen aufgeführt worden ist. Und wenn sie auf ihre Weise sich eine Lehre daraus ziehen sollten, was wird die Folge sein? Die großen Mächte haben den Einflüsterungen einer verschollenen Politik sich nicht geliehen, sie haben das Wahlrecht der Franzosen anerkannt. Wenn die Griechen ein ähnliches für sich in Anspruch nehmen sollten, soll es ihnen verkümmert werden? Wir sind nicht sehr geneigt, in diesen Tagen an Wunder zu glauben: wohl aber an erwiesene Thatsachen.

Was uns zunächst veranlaßt hat, die Frage hier aufzuwerfen, ist ein Artikel "über die griechische Frage," den wir vor wenigen Tagen im neuesten Heft des Quarterly Review gelesen haben. Man trifft darin die Eifersucht gegen die russische Macht, die Feindschaft gegen das französische Volk, die absprechende Verwerfung des griechischen Namens, den bittern Hohn gegen jede Regung der Humanität, verbunden mit dem abergläubischen Hochmuth des Stockengländers, und dem ausschließlichen Sinn für merkantilische Interessen. Wenn die Bevollmächtigten, die überall nicht geschont werden, es wagten, von Cuba zu äußern "es habe in der Gränzbestimmung bereits die Stelle gefunden, welche die Natur und die Bedürfnisse des Landes ihm angewiesen" so wird dieß als eine "revolutionäre Idee, entlehnt aus der Diplomatie des Robespierre und Buonaparte" verdammt.*) Es ist nicht leicht, in Ausdrücken der gebührenden Verachtung von der Politik des Quarterly Review zu reden. Aber man darf sie nicht ganz unbeachtet lassen; denn es wird die Zeit kommen, da man sich verwundern wird, daß im Jahr 1830 in einem freien Lande noch eine Presse sich fand, die sich mit solchen Dingen befaßte. Dann wird man sich auch erinnern, welchen Rath dasselbe Journal der vorigen französischen Regierung gab, und wie es beklagte, daß es Karl X. nicht gelungen, "eine Art von Despotismus" einzuführen!

In einem Aufsatz über Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit hat Johannes Voigt eine Menge sehr lesenswerther Notizen gesammelt, die um so schätzbarer sind, da die Reformationsgeschichte insgemein über das Treiben der Gelehrten, über ihre Verhältnisse, ihre Freuden und Leiden, abgesehen von ärgerlichen Streitigkeiten, nur oberflächlich hinwegeilt. Der Verfasser bezeichnet zuerst mit großer Wahrheit die Richtung, die in jener Zeit geistiger und sittlicher Aufregung die wissenschaftlichen Bestrebungen nahmen.

"Die allgemein religiöse und theologische Richtung der ganzen Zeit beherrschte und durchdrang alle Wissenschaften, die eine mehr, die andere minder; Alles war von dem Sturm aufgeregt, der, von Wittenberg ausgegangen, die ganze abendländische Welt in Bewegung setzte, und wenn auch nicht alle Gelehrten an dem großen Kampf der Lehrmeinungen selbst mit Antheil nahmen, so blieb doch keiner gleichgültig und parteilos in der Sache der Kirche und des Evangeliums, und schon diese lebendige Theilnahme zog von selbst jeden Gelehrten mit seiner Wissenschaft in die ganze Richtung der Zeit hinein. So glaubte Erasmus Reinhold zu Wittenberg, einer der ersten Mathematiker dieser Zeit, die Mathematik nicht höher stellen zu können, als wenn er sie als, 'eine Zier der christlichen Lehre und Kirche' empfahl, und die Astronomie ward zu einer Wissenschaft, deren letzter Zweck die Anbetung Gottes sei. Die Geschichte war schon im ganzen Mittelalter in dieser Ansicht geschrieben worden, und sie lag ihr als schönstes Ziel auch jetzt noch vor."

Die Einrichtung der Hochschulen begriff auch vorbereitende, grammatische Uebungen in sich

*) Quarterly Rev. No. LXXXVI. Oct. 1830. p. 514.

Digitized by Google

— gerade wie das Bedürfniß der Londoner Universität sie unumgänglich nothwendig gemacht hat. Nach Beseitigung derselben ward der junge akademische Bürger in die Fakultätswissenschaften eingeführt. Die meisten Fakultäten waren nur dürftig besetzt. Am höchsten schlug man den Einfluß der "Artisten" an, das ist, der Lehrer der philosophischen Fakultät, welche sich mit der alten Literatur, der Dialektik, Rhetorik und Moralphilosophie, mit der reinen und angewandten Mathematik beschäftigten, wobei die Geschichte nur sehr mittelmäßig bedacht war. Vielen Werth legte man auf die öffentlichen Disputationen, über welche sich vom Jahr 1536 folgende charakteristische Verordnungen vorfinden: —

"In den drei hohen Fakultäten soll alle Vierteljahr einmal disputirt werden, und ob sich gleich von wegen vorfallender Promotionen dazwischen Disputationen zutragen, so sollen doch diese nicht gerechnet werden. Jeder besoldete Lektor soll, wenn ihn die Ordnung trifft, eine solche Disputation zu halten verpflichtet sein, und für seine Mühe und Fleiß soll er auf das Mahl seiner gehaltenen Disputation zwei Gulden, der Respondent einen Gulden erhalten, und einem jeden Arguenten oder Opponenten, wo sein Fleiß gespürt wird, sollen alsbald nach gehaltener Disputation fünf Groschen gegeben werden. In Artibus (d. h. in der philosophischen Fakultät) soll Sonnabends, und zwar am ersten eine Disputation, und am andern eine Deklamation, und also für und für wechselsweise gehalten werden, und sollen alle Magistri, Professores und andere, so in der Fakultät sind, zu disputiren schuldig sein. Die Rhetores, der gräcus Lektor und der Lektor Terentii sollen die Deklamationen bestellen und nach einander soll einer im Jahr einmal deklamiren. Ein jeder Präsident soll von seiner Disputation fünf, der Respondent vier und jeder Opponent zwei Groschen, jeder Deklamant auch fünf Groschen haben. Wer von den Professoren, wenn die Ordnung ihn trifft, nicht disputirt oder deklamirt, der soll, so oft er daran säumig, neben Privirung des Zuganges, um einen halben Gulden gestraft und ihm an seinem Solde abgezogen werden."

In demselben Jahr belief sich das Lehrerpersonal von Wittenberg nur auf zwei und zwanzig, und 1561 auf vier und zwanzig Docenten, während im Jahr 1507 an vierzig akademische Lehrer dort Vorlesungen gehalten hatten. Wie sehr die Frequenz der Universitäten von dem Ruf einzelner Lehrer abhing, erläutern die folgenden Angaben: —

"So war es vorzüglich Erasmus von Rotterdam, der im J. 1521 nach Löwen eine Zahl von mehr als 3000 Studirenden gezogen hatte. Die Frequenz von Wittenberg stieg im J. 1549 bis auf 1000 Studenten, bald darauf bis auf 2000, nahm aber gegen das Jahr 1557, als Melanchthon sich auf dem Colloquium zu Worms befand und an seinen Vorlesungen überhaupt sehr gehindert wurde, so bedeutend ab, daß seine Kollegen ihn dringend ersuchten, er möge so bald als möglich nach Wittenberg zurückkommen, denn der dritte Theil der Studirenden habe sich schon verloren, und bleibe er noch länger abwesend, so werde eine völlige Leere und Einöde in Wittenberg die Folge sein. Bald darauf war indessen die berühmte Hochschule wieder so zahlreich besucht, daß man im J. 1561 gegen dritthalbtausend Studirende zählte. In den blühendsten Zeiten Wittenbergs belief sich die Zahl der jährlich Inscribirten auf vier-, fünf- bis siebenhundert, in einem Semester des J. 1562 wurden 272 Studenten inscribirt, und es betrug die Anzahl derer, die von der Gründung der Universität im J. 1502 bis zum J. 1677, also in 175 Jahren dort studirt hatten, nicht weniger als 75,528. Ungleich geringer war die Frequenz auf andern Universitäten Deutschlands."

Die ökonomische Lage der Professoren war nur in sehr wenigen Fällen glänzend zu nennen. Sämtliche Besoldungen des akademischen Personals in Wittenberg (die Pedelle miteingerechnet) beliefen sich auf 3792 Gulden. Luther und Melanchthon hatten nicht über 200 Gulden; die drei Mediciner nur 150, 130, und 80 Gulden. Was die Honorare betrifft, so sollen (nur?) um's Jahr 1560 die Studenten, zumal in Wittenberg sehr schlecht bezahlt haben.

Es ist nicht zu verwundern, wenn bei solcher Lage der Dinge manche Lehrer in Dürftigkeit lebten. Aber doch würde man nicht solche Beispiele von drückender, äußerster Noth erwarten, wie sie manche, und nicht die am wenigsten berühmten, ihren Fürsten klagend vortrugen. So schreibt die Gattin des Justus Jonas dem Herzog Albrecht, bei Uebersendung eines Paars von ihr gestrickter seidener Handschuhe für des Herzogs Sohn: "Jetzund hat der unchristliche Mann Kurt Kenkel von Bremen hergeschickt und will nicht so lange harren bis auf Ostern. Er will das Geld haben und hat meinen herzlieben Mann vor dem Rektor verklagt, da mein Mann hat angeloben müssen bei seiner Ehre und Treue, daß er auf Ostern die hundert Thaler erlegen wolle. Mein lieber Mann läßt sich's herzlich sauer werden, das weiß Gott; er gehet keine Stunde müssig. Ich habe Sorge, er wird sich um den Hals arbeiten. Er liest alle Tage; zweimal liest er öffentlich an Doktor Lindemann's Statt (dieser las damals kanonisches Recht in Wittenberg), der giebt ihm 50 Gulden davon. Darnach liest er für Geld, aber das er mit solcher Mühe erwirbt, daß es wenig ist. Die Leute bezahlen nicht! Er muß es auch immer zu Briefe schreiben, daß es nicht Wunder wäre, wenn er im Kopfe irre würde, bei den großen Sorgen und dazu bei der großen Arbeit. Ich laß es ihm nicht merken, wie ich mich bekümmere, er würde sonst noch mehr Sorgen haben, denn wir haben, Gott Lob, eine feine christliche Ehe und haben uns sehr lieb. Ich habe gestern alle meine Ringe, so ungefähr 60 Thaler werth, und meinen Gürtel meinem lieben Mann gegeben, daß er's versetzen solle. Der Gürtel ist meiner Mutter gewesen und ist wohl 30 Thaler werth, denn die Ketten sind alle versetzt; aber er hat in dieser Stadt kein Geld können auftreiben. Diese Stunde haben wir zehn Waisen zu speisen, denn meines Mannes ungerathener Bruder Jochem, der so in allen Landen herumläuft und nichts thun will, ist jetzt auch bei uns; was sollen wir thun? Wir müssen ihm geben und haben selbst nichts."

Dazu kamen noch Verfolgung und Verketzerung in manchen Fällen. Am empörendsten ist der Bericht über den Ueberfall und die Verhaftung des Victorin Strigel, eines Anhängers von Melanchthon in Jena, gegen den die Fürsten von Weimar, aufgeregt durch den bigotten Flacius, "hundert Hakenschützen, desgleichen an funfzig oder sechszig Pferde" ausziehen ließen, um ihn und sein Weib auf eine schändliche Art, die das finsterste Zeitalter nicht überbieten könnte, behandeln zu lassen.

Ein Erwerbszweig der Gelehrten waren die Dedikationen, die immer als ein Tribut von Seiten der Patronen betrachtet wurden. Es fielen dabei ärgerliche Mißbräuche vor, und nur zu sehr ward die Würde der Wissenschaft und ihrer Lehrer aus den Augen gesetzt. Einige Fürsten indessen begünstigten das System, und freuten sich der Gelegenheit, verdienten Männern ihre Achtung zu bezeugen. Auch hier ist es Albrecht von Preußen, den wir immer bereit finden, das Verdienst auszuzeichnen. Der folgende Zug unter vielen andern macht ihm Ehre: —

"War der Herzog ungewiß, ob einem Gelehrten ein baares Honorar oder ein Ehrenbecher angenehmer sei, so ließ er zuvor unter der Hand Erkundigungen darüber einziehen; so geschah dieses unter andern einmal auch bei Philipp Melanchthon, wo sich der Fürst an Justus Jonas wandte und dieser ihm antwortete: 'Nachdem Ew. F. G. eines Honorarii halben für den theuren Mann Gottes, Philipp Melanchthon, mir befohlen, mich von fernem zu erkunden, ob es ihm angenehmer sein möchte, wenn Ew. F. G. ihm ein Poculum von hundert Thalern, oder aber so viel an Geld ver-

Digitized by Google

ehren thäten, so soll Ew. F. G. ich in Unterthänigkeit nicht bergen, daß ich weitläuftig mich dieser Dinge bei seinem Eidam, dem Peucer, erkundet habe, welcher sich dieser Worte gegen mich vernehmen lassen: 'Ich wollte, daß alle Die, welche meinem Schwäher einige Verehrung thun wollten, ihm kein Geld schenkten; denn wenn ihm Geld geschenkt wird, so ist dessen weder er, noch seine Kinder gebessert; Ursache: er verschenkt's wieder. Ich sehe wohl, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt; so giebt er so lange davon hinweg, so lange ein Heller da ist. Was darnach in der Haushaltung mangelt, das muß ich suppliren. Darüber werden wir alle beide nicht zu reich. Wann ihm Pocula geschenkt werden, die behält er doch.' Justus Jonas schlägt daher dem Herzoge vor, ihm das Geld zum Ankaufe eines Poculums in Leipzig anweisen zu lassen, 'denn,' schreibt er, 'man jetziger Zeit solche Pocula in Märkten allhie bekommen mag, dergleichen in Vorzeiten nicht gemacht wurden, denn sie sehr scheinbar und artig sind. Ew. F. G. Namen und Wappen wollten wir allhie zu Leipzig aufs artigste mit geschmelzter Arbeit daran machen lassen.' Der Herzog ertheilte ihm hierauf zwar die nöthigen Aufträge; allein der edle Melanchthon hatte nicht die Freude, dieses schöne Ehrengeschenk noch in seine Hände zu bekommen, er starb, noch ehe es vollendet war, und der Herzog war hochsinnig genug, das für den edeln Verstorbenen bestimmte Geschenk von hundert Thalern dessen Schwiegersohn, Dr. Peucer, und Melanchthon's Sohn, Philipp, zuzuweisen, welchen Letztern er auch späterhin noch hülfreich unterstützte. In einem rührenden Dankschreiben bezeugt Peucer, wie hoch Melanchthon allezeit die erhabenen Tugenden des Herzogs, dessen Weisheit, Frömmigkeit, warmen Religionseifer und Liebe zu den Wissenschaften gepriesen habe."

Justus Jonas, der mehrere Sprachen redete, ward zu diplomatischen Sendungen gebraucht, klagt zwar, daß er oft habe mit Leuten reisen, und sie versorgen müssen, "die sich Herr Oberster nennen lassen, eigene Köche und Dollmetscher halten, englische Hunde und Anderes samt zwei und drei Dienern mit sich führen," was von seinen Taggeldern das meiste aufgezehrt habe, aber er fügt doch hinzu: "Daneben kann ich nicht verneinen, daß mein gnädiger Fürst mir allerlei Gnade bewiesen, sonderlich da ich eine Sache in Polen ausgerichtet: da beehrten mich Seine Gnaden mit einem stattlichen Honorario, und da ich auch eine Zeit in Seiner Gnaden Geschäften einen Klepper, der mich 24 Thaler kostete, todt trieb, da gaben Seine Gnaden zu Steuer, daß ich einen andern kaufen möchte, zwölf Thaler." Sehr naive Bitten ergingen manchmal an den Herzog, als allbekannten Fürsprecher; z. B. von dem berühmten Johann Carion: "Es wäre demnach an Ew. F. G. meine unterthänige Bitte, Dieselben wollten mir zu Gute ein Brieflein an königl. Majestät mit gegenwärtigem Boten mittheilen und mich gegen den König bestens commendiren. Was sollte es schaden einem solchen gewaltigen Könige, so ich 100 ungarische Gulden von ihm kriegte, und ich weiß, so es mit Fleiß würde angezeigt, ich überkäme sie. Können Ew. F. G. noch etwas Fruchtbares darin schaffen, ich will es all mein Leben lang verdienen. Die Ochsen stehen gar mit mir am Berge; das macht das Doktorat und mein Bauen, so ich vergangenes Jahr schwerlich in meinem Hause gethan. Und so der Guckuck anging, so wäre ich ein Marterangstfreiherrgesell. Bitte, Ew. F. G. wollen einen Steinwurf thun; so ich etwas kriegte, würde es meinem gnädigen Herrn sehr wohlgefallen, auch der Königin, denn Ihro Gnade sehr gut mit mir ist. Bitte nochmals, Ew. F. G. wolle mir mit einem Fledermäusle aufs beste gegen königl. Majestät zu Polen behülflich sein, denn hundert Gulden sollten mir wohl ersprießlich sein."

Kein Wunder, wenn die Gelehrten auf allerlei Nebenverdienst dachten, und die edle Alchymie mit großem Eifer betrieben. Diese Studien haben indessen auch manche bedeutende Entdeckung zu Tage gefördert, und man wird es dem Verf. Dank wissen, daß er der Aufforderung Alexanders von Humboldt entsprochen, und die Untersuchungen des Predigers Georg Hartmann über den Magnet ausführlich mitgetheilt hat, woraus sich ergiebt, daß die Inklination des Magnets nicht erst, wie auch Hansteen berichtet, gegen das Ende, sondern schon vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts, und nicht von Robert Normann in London, sondern von dem Nürnberger Hartmann entdeckt worden.

Wir haben nur noch Raum um zu bemerken, daß der letzte Aufsatz — die Lebensbeschreibung des berühmten und gelehrten Buchhändlers Heinrich Stephanus, von Passow, nicht bloß für Philologen Interesse haben wird.

Politisches Taschenbuch für das Jahr 1831. Herausgegeben von Wit genannt von Dörring. Zweiter Jahrgang. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe. *)

Man muß die Dinge bei ihrem Namen nennen. Diese Art von Skandal wird nachgerade zu platt; zu augenscheinlich zur bloßen, unverschämten Buchmacherei. Das Publikum muß ihrer überdrüssig werden.

Es ist eine der abscheulichsten Folgen des leidigen Censursystems, daß es die Menschen in Versuchung führt, elendes Zeug drucken zu lassen, um über zwanzig Bogen anzufüllen. Der Verfasser hält sich bekanntlich für eine äußerst wichtige Person, und was er schreibt, für so außerordentlich staatsgefährlich, daß es keine Censur passiren kann, daß die Regierungen sich gezwungen sehen werden, zu konfisciren. Wir fürchten zwar, daß ihm früher einige Veranlassung dazu gegeben worden sein mag, glauben aber nicht, daß die Censur an diesem seinem neuesten Werk sich vergriffen haben würde. Denn daß er es ein politisches Taschenbuch nennt, das ist, um seine Sprache zu reden "ungeheure Ironie und noch unendlichere Pomade."

Im ersten Theil des Bändchens wird mit dem wieder aufgenommenen Faden der vorjährigen Fabel eine Negotiation in Verbindung gebracht, die wiederum seine, des Verfassers, welthistorische Person und den europäischen Ruf seiner noch ungedruckten Schriften illustrirt. Ein berüchtigter Professor, ein gemeiner Kerl, der nach der Natur gezeichnet sein soll, wird, wie man zu verstehen giebt, von der vorigen braunschweigischen Regierung als Emissär nach der Neuenburg geschickt, um den Verleger zu vermögen, einen politischen Roman des Verfassers zu unterdrücken. Die Negotiation des Professors scheitert an dem festen Willen des Verlegers; dem Professor wird übel mitgespielt: er leidet Schiffbruch und wird von einem Nachtwächter auf einem Kehrichthaufen der großen Drehbahn mit dem "Morgenstern" bearbeitet, und mit den Worten salutirt: "Heda! was macht er da! Er versoffenes Schwein!" Ein würdiges Sujet für einen politischen Schriftsteller. Aber der Verf. hat seinen Horaz gelesen: —

. . . . . "cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo."

Mit einem Male wird man nach der Leipziger Messe versetzt, auf welcher der Verf. bekanntlich 1828 sich sehen ließ: und es wird in drei Rhapsodieen die Almanachomanie, die Journalistik, und der Buchhandel im Allgemeinen abgehandelt. Welchen Begriff der Verf. von dem Wesen der Journalistik hat, mag man aus nachstehendem Auszug ersehen.

"Kaum sind dreißig Jahre verflossen, seitdem der selige Hofrath Spatzier die unselige Idee hatte, eine Zeitung für die elegante Welt herauszugeben, und dadurch den ersten Anlaß zum deutschen belletristischen Journalwesen gab. So lange diese sich auf den ursprünglichen Zweck leichter Unterhaltung, durch kleine Erzählungen oder Korrespondenzen beschränkten, erfüllten sie

*) Mit satyrischem Umschlag, darauf unter Andrem, laut der Erklärung, eine Karrikatur des Verlegers von Lysér.

Digitized by Google

ihren Zweck und hatten keinerlei Einfluß auf das eigentliche Wesen der Literatur. Bald aber nahmen sie eine Parteifarbe an (die Schlegelianer und Antischlegelianer) und brachten wissenschaftliche und ästhetische Ansichten vor den Richterstuhl des großen Publikums. Da dieses selten zu einem Journale greift, um über das Gelesene nachzudenken, sondern gemeiniglich nur das Lesen selbst zum Zweck des Lesens macht, so mußte die Ansicht auf eine piquante Weise dargestellt werden, um Leser zu finden. — Nichts interessirt den Menschen mehr als der Mensch; wie der Ungebildete sich die Gottheit anthropomorphosirt, um sie aufzufassen, so versinnlicht er sich auch gerne die Ideen, und deshalb brachte und bringt man die Persönlichkeiten so häufig bei rein wissenschaftlichen Erörterungen in's Spiel. — Die wahre Kritik erhielt dadurch den Todesstoß, daß sie gleich vor's Forum der Journale, der öffentlichen Meinung gebracht wurde. — So excellent auch die Idee einer Jury sein mag, so würde es doch keinem ihrer Vertheidiger einfallen, ein Urtheil von ihr in einem Prozesse zu verlangen, der noch nicht gehörig instruirt worden, und das thun unsere Journale; wäre ihr Urtheil gründlich, so würde es Jedermann langweilen, es muß daher lediglich auf einen Knalleffekt berechnet sein. Keiner verstand dies so wohl, als Kotzebue in seinem Wochenblatte. — Viele haben ihm nachgeahmt, Keiner aber kam auch nur von Ferne seinem Vorbilde nach. — Müllner hatte sicherlich nicht minder kritisches Talent als Kotzebue, und übertraf ihn weit an Kraft der Sprache und Kenntniß des Behandelten, und doch sank der Absatz des Wochenblattes unter seiner Leitung um drei Viertheile. — Niemand begreift dies und doch liegt die Erklärung so nahe. Die Tagsjournalistik Deutschlands erheischt einen Charakter- und Meinungslosen Redakteur; soll der Witz piquant sein, so darf er gar Nichts schonen, und da Grundsätze und entschiedene Ansichten des Redakteurs seinen Tummelplatz beengen, darf er keine haben. Alles muß ihm Pomade sein, gut oder bös, schlecht oder gut, wenn es nur Spaß macht. Müllners Witz war ein Blutigel, der an den einmal erfaßten Gegenstand sich fest klammerte und dann nicht wieder los ließ, der des Kotzebue's dagegen einem unnennbaren Insekte vergleichbar, welches naseweiser Natur, überall umherspringt und sans gêne Herren und Damen, Vornehmen und Geringen, bald hier, bald dort einen Stich versetzt. Das Zucken und Ringen des Gepeinigten ergötzt uns hier, während das wahre Leiden der Anderen uns dauert oder eckelt. Müllner hatte mehr Bosheit, Kotzebue mehr Malice. — Auch hörte er sich nicht so gerne selbst reden, als es alle unsere heutigen Journalschreiber thun. — Er wußte es, das Wesen eines Buches aus dem Buche selbst ipissimis verbis in aller Kürze darzustellen und diese scheinbare Unpartheilichkeit sagte dem Publikum zu, welches sich so in den Stand gesetzt glaubte, selbst urtheilen zu können. Man sieht es seinem Wochenblatte an, daß der Röthel zum Anstreichen eine Hauptrolle bei der Redaktion gespielt, und daß ihm das Ganze, ich wiederhole den studentischen Ausdruck, Wurst und Pomade gewesen, während man den Müllnerschen Kriegszeitungen den Aerger, die Wichtigkeit, die kaum bezwungene Wuth ansieht."

Die darauf folgenden kritischen Bemerkungen über einzelne Journale sind von derselben Art. Was davon wahr ist, ist nicht neu: was neu scheint, ist nicht wahr. So wird dem Literaturblatt ein geistiger, den Brockhausischen Blättern aber ein bibliopolitischer (soll heißen buchhändlerischer; so wie das Wort gedruckt steht, ist es baarer Unsinn, und mag wohl ein Druckfehler sein) — ein buchhändlerischer Nepotismus angeschuldigt. Die erste Beschuldigung ist keine, sondern beweiset nur, daß das Literaturblatt eine bestimmte Tendenz hat; die zweite ist eine Verläumdung gegen eine ehrenwerthe Redaktion, die des Verfassers Schmähungen mit großem Gleichmuth anhören wird. Aber der Verfasser kann von der niedrigsten aller literarischen Gewohnheiten — dem Deuten mit dem Finger auf Persönlichkeiten — nicht lassen. So kann nur ein Autor schreiben, der es zufrieden ist, daß alle Welt mit Fingern auf ihn deutet, und der eben damit von jeder guten Gesellschaft, deren Wesen auf gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Vertrauen beruht, durch seine Indiskretion und seine Leidenschaft für die Notorietät sich ausschließt.

Ueberall begegnen uns Namen, bunt durcheinander gewürfelt. Franckh sagt: "Brückbräu und Spindler sind jetzt meine Hoffnung, und ziehen diese nicht, so lasse ich Saphir mit der Schnellpost ankommen, und gebe Hormayr und Schneller als blinde Passagiere ihm bei." Ob er das gesagt hat, oder nicht, Franckh wird dem Verfasser sehr verbunden sein, daß er es drucken läßt. Reimer hält einen langen Sermon über den Verlagshandel, und meint: "den Vortheil, den Franckh bei den früheren Sachen Spindler's gehabt, wird er bei den späteren schon wieder los werden, und glücklich der Buchhändler, dem sein beliebter Autor grade zur rechten Zeit starb, wie Hauff dem Franckh."

Eine etwas alberne und abenteuerliche Erzählung, "das Abenteuer in der Meßwoche 1828, oder: die Schwedin und der Vampyr" nimmt die letzte Hälfte des politischen Taschenbuches ein. Natürlich hat der Verf. Alles was er hier erzählt, selbst erlebt. Herloßsohn in Leipzig kann es bezeugen, den er durchgängig die aberwitzigsten Redensarten führen läßt. Madame Wollenweber hat Vieles mit angehört. Der Verf. selbst — denn, ein zweiter Childe Harold, giebt er seine Identität mit dem jungen Berthold zu erkennen — tritt als Retter der Unschuld und Tugend auf.

Wenn die Kritik ihre Pflicht thut, so wird das Publikum wissen, was es zu erwarten hat. "Legimus aliqua, ne legantur." Auch wird kaum ein Rezensent sich gelüsten lassen, uns des Verfassers Darstellung wieder so hoch anzupreisen, wie es schon geschehen ist. Es ist wahr, für einen deutschen Scandal-monger schreibt der Verf. nicht schlecht. Aber die Pariser Kammermädchen schreiben doch besser.

Novitäten.

Raumer: Historisches Taschenbuch. 2r Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Louis Philipp I., König der Franzosen: biographische Skizze. Leipzig, Köhle. 8 ggr.

Literarische Anzeige.

Von

Carl von Rotteck's Allgemeiner Geschichte von Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet, 9 Bände in 8., sammt Registerband,

ist nun die siebente unveränderte Auflage im Drucke vollendet, und an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt.

Ueber den klassischen Werth und Charakter dieses Werkes noch weitere Anpreisung hier anzuführen, wäre überflüssig, da mehrere kritische Blätter des In- und Auslandes sich hierüber auf das vortheilhafteste ausgesprochen haben, und dieser großherzige Verfasser (wie sich der Bericht der Oster-Messe über den Buch- und Kunsthandel, Allgemeine Zeitung Beilage Nr. 110, hierüber ausdrückt) sich das größte Publikum in Deutschland gewonnen hat, was die sieben schnell nach einander folgenden Auflagen genügend beweisen.

Der Preis ist wie seither im Durchschnitt der Bogen 4½ kr. oder 1 Groschen berechnet, so daß das Ganze auf fl. 25. 24 kr. oder Rthlr. 14. 3 gr. zu stehen kommt. Privatsammler erhalten das siebente Exemplar frei für ihre Bemühung, und jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, diese Begünstigung gewähren zu können.

Zugleich empfehle ich den bei mir erschienenen:

Allgemeinen Hand- und Schul-Atlas zum geographischen Unterrichte und Gebrauch für alle Stände, nach den besten und neuesten Quellen entworfen und bearbeitet. Querfolio. 26 Blatt in elegantem Umschlag, colorirt 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. Dieser Atlas zeichnet sich sowohl in geographischer, technischer, als pekuniärer Hinsicht vor allen bisher erschienenen Schulatlanten aus, und es wurden in weniger als zwei Jahren über 7000 Exemplare abgesetzt, was dessen Brauchbarkeit am besten beurkundet.

Freiburg im Breisgau, im October 1830.

Herder'sche Verlagshandlung.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S von Hoffrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÆT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

19. Hamburg. Montag, den 8. November. **1830.**

Inhalt.

Hoffmann: Die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen als Staats- und Weltbürger ..... Seite 145
Rellstab; Algier und Paris im Jahr 1830 " 149
Spindler: Vergißmeinnicht für 1831 ... " 151
Tulpen und Staatspapiere..... " 151
Novitäten..... " 152

Untersuchungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen als Staats- und Weltbürger. Von Ludwig Hoffmann, Appellationsgerichtsrath zu Zweibrücken. Zweiter Band. Zweibrücken, 1830. Ritter.

Wir freuen uns, den rüstigen Verfasser wiederum im Felde zu finden. In dem vorliegenden zweiten Band liefert er die Grundzüge des öffentlichen Rechts in ihrer Fortbildung seit der ersten wissenschaftlichen Bearbeitung desselben; entwickelt sofort seine eigene Theorie, und vergleicht zum Schluß die jetzt bestehenden Einrichtungen mit den Forderungen des höchsten Gesetzes der Natur und der Staatsklugheit.

Was zuvörderst die historische Darlegung der verschiedenen Theorieen betrifft, so ist es uns nicht erklärlich, wie es sich ereignen konnte, daß der Verf. von den Arbeiten des ehrwürdigen Veteranen Jeremy Bentham ganz und gar keine Notiz genommen hat, wenn wir eine einzige Zeile ausnehmen, in welcher er Bentham's Verdienste um die Gesetzgebung und Rechtspflege flüchtig erwähnt, und ihn mit Philipps zusammenstellt. Ist dem Verfasser der lebhafte Streit zwischen dem Edinburgh und Westminster Review ganz unbekannt geblieben? Ist ihm keine Kunde davon zugekommen, daß Bentham's Partei — mag man sie nun Utilitarier (von ihrem obersten festgehaltenen Grundsatze dessen, was der Mehrzahl frommt) oder Benthamiten nennen, und mag man ihnen einen oder den andern Namen spottweise oder mit Anerkennung ihres Verdienstes beilegen — daß diese Partei in den letzten Jahren mit einer täglich wachsenden Anzahl von Anhängern sich vermehrt, daß sie mit tüchtigen und schlagenden Erörterungen ihre Sache verstärkt, daß sie durch unermüdete Bemühungen für Recht und Freiheit sich die Achtung und das Vertrauen des Volks erworben? Wir haben nicht selten von Engländern es rühmen hören, daß sie auf dem Kontinent durch Dumont's treffliche Arbeiten Bentham's Namen in gleicher — in früheren Jahren vielleicht in größerer Achtung stehend gefunden haben, als im eigenen Vaterlande. Es würde uns leid thun, wenn die deutschen Publicisten allein in der Kenntniß von jenen Bestrebungen zurückgeblieben wären, denen sie bei ernster Prüfung ihre Anerkennung gewiß nicht versagen würden. Der Verfasser gehört aber gerade zu denjenigen, von welchen wir am lebhaftesten überzeugt sind, daß sie Bentham mit inniger Achtung die Hand reichen würden, wenn es um die Feststellung der obersten Grundsätze des öffentlichen Wesens sich handelt. Des Verfassers leitendes Princip, daß alle Einrichtungen, alle Autoritäten nur um des Wohles der Gesellschaft wegen da sind, was ist es anders, als die von Bentham genauer bestimmte Formel, daß das größte Maaß der Wohlfahrt der größten Anzahl von Individuen zugesichert werden müsse? Setzen wir uns keiner Mißdeutung aus. Nicht die Neuheit der Formel behaupten wir, wie in unbesonnenem Eifer Einige von Bentham's Freunden es gethan haben. Nicht ihre Neuheit, die uns wenig kümmert, sondern ihre Wahrheit, die Keinem gleichgültig sein darf. Wenn Andere vor Bentham dieselbe Formel ausgesprochen haben (und es wäre ein Leichtes, selbst bei griechischen Philosophen die wortgleiche Bestimmung nachzuweisen — man denke an den vielfach verkannten Epikur) — noch mehr, wenn kein Vernünftiger sie je in Zweifel gezogen hat, was soll es schaden? Wie soll es nicht vielmehr ihre Bedeutung in ein helleres Licht stellen? Wie soll es nicht das Verdienst des Mannes nur erhöhen, der die so allgemein bekannte, und so wenig in der Anwendung befolgte Maxime, so laut, und so oft, und so dringend wiederholt, und, was die Hauptsache ist, der sie mit solcher Konsequenz in ihrem Einfluß auf alle geselligen Einrichtungen, auf alle bürgerlichen Verhältnisse verfolgt hat? Diese reinpraktische Tendenz, die Bentham niemals aus dem Auge verloren — diese unbestechliche Prüfung bestehender Institutionen — diese unerschrockene Enthüllung tausendfacher Mißbräuche — dieser Vertilgungskrieg wider Alles, Hohes und Niederes, Altes oder Neues, was den Interessen des Volks widerstreitet — wer, unter den Rechtsphilosophen alter und neuer Zeit, hat ein gleiches Wirken ein halbes Jahrhundert hindurch, mit solcher Ausdauer, und — der Schauplatz seiner Thätigkeit war in Altengland — unter solchen Schwierigkeiten aufzuweisen? Laßt unsere Publicisten den reichen Schatz von praktischen Bemerkungen sich zugänglich machen, die in seinen Schriften niedergelegt sind — nicht um sie, wie sie sind, anzunehmen, sondern um sie zu prüfen. In manchen Punkten glauben wir — in einigen hoffen wir, daß sie davon abgehen werden. Aber sie werden — und der Verf. würde nicht der Letzte sein — von inniger Theilnahme für Bentham's Streben durchdrungen, durch seinen Scharfsinn belehrt, durch seinen Muth neu angespornt, durch sein Ausharren im guten Kampf sich gekräftigt fühlen. Und wir würden unsrer Verehrung für des Mannes politischen Charakter, und den Aufforderungen seiner Freunde, von denen wir Mehrere (und nicht die Unthätigsten) mit Stolz zu den unsrigen zählen — wir würden der eigenen Ueberzeugung und der Treue für die gute Sache nicht genügen, wenn wir eine Gelegenheit ungenützt vorübergehen ließen, um im Vaterlande auf seine Bestrebungen aufmerksam zu machen.

Im zweiten Theil entwickelt der Verf. die Grundzüge seines Systems der reinen Monarchie, das er an die Stelle der repräsentativen Verfassungen setzen will. Er hat dieses sein System ausführlicher beschrieben in einer Preisschrift, zur Beantwortung einer von André in Stuttgart aufgestellten Frage.*) Wir haben diese Schrift nicht zur Hand, und da wir vernehmen, daß eine zweite Ausgabe unter der Presse ist, so werden wir die Vollendung derselben erwarten. Für den Augenblick werden wir es versuchen, die Ideen des Verfassers nach der eben vorliegenden Skizze zu bezeichnen, und die Wichtigkeit des Gegenstandes mag es entschuldigen, wenn wir seiner Zeit auf eine genauere Prüfung derselben zurückkommen.

Der Verfasser unterscheidet strenge zwischen Verfassung und Verwaltung, oder, wie er sich

*) "Die Staatsbürgerlichen Garantieen, oder über die wirksamsten Mittel, Throne gegen Empörungen, und die Bürger in ihren Rechten zu sichern." Zuerst im Hesperus, darauf besonders abgedruckt 1828.

Digitized by Google

mehrmals ausdrückt, zwischen Verfassung und Regierung. Er ist aber weit entfernt, Pope's [illegible] Maxime zu unterschreiben, ...

"What'ever is best administer'd, is best."

Denn er meint nicht die zufällige, individuelle Verwaltungsart einzelner Beamten, sondern die Beamtenwahl und ihre Instruktionen. Wir befürchten, daß hier ein Wortstreit im Spiel ist. Was der Verf. meint, sind offenbar verfassungsmäßige Bestimmungen. Passender finden wir daher den an andern Stellen gewählten Ausdruck, der auf die Unterscheidung der Staats- und der Regierungsverfassung dringt.

Die kurrente Ansicht von drei abgesonderten Staatsgewalten — der gesetzgebenden, der richterlichen, und der vollziehenden — findet der Verf. nicht logisch, und überall nicht passend. Nicht von Gewalten, sondern von Funktionen oder Gegenständen der Regierung sollte hier die Rede sein. Sodann ist der Verf. insbesondere der Idee abhold, daß die Trennung der Staatsgewalten eine Garantie der gesetzlichen Freiheit enthalte. Dieser Einwurf aber trifft zum mindesten nicht die repräsentativen Verfassungen: indem hier nicht sowohl eine Trennung, als vielmehr eine Theilung, nämlich der gesetzgebenden, oder beschließenden Gewalt bezweckt wird. Indessen bestreitet der Verf. im Allgemeinen die Zweckmäßigkeit der sogenannten gemischten Verfassungen, und erklärt sich für die reine Monarchie, in einem Sinn, der mit diesen Worten noch niemals verbunden worden ist, und der aus der eingestandenen Tendenz dieses Systems, eine monarchische Verfassung mit einer republikanischen Verwaltung zu verbinden, ziemlich klar, wenn gleich nicht ohne anscheinenden Widerspruch hervorgeht. Das Geheimniß, das den Widerspruch hebt, liegt nun darin, daß die Wahl der Staatsbeamten (dem Verf. eine Hauptsache) nicht der Willkür des Monarchen überlassen bleibt, sondern daß dieser verbunden ist, aus einer bestimmten, von einem dazu verordneten Kollegium für das erledigte Amt vorgeschlagenen Anzahl von Kandidaten, denjenigen auszusuchen, den er für den tauglichsten und würdigsten hält. Wir setzen die Grundzüge des Systems in des Verfassers eigenen Worten her.

"Die Vortheile der Ernennung aller, besonders der höheren Staatsbeamten auf Vorschläge von den Weisen des Landes liegen auf der flachen Hand. Sie machen die Grundlage des Systems der reinen Monarchie, das ich nun skizziren will.

"1) Nur solche Männer, die das Vertrauen dieser Weisen, und wegen der Art ihrer Auswahl nothwendig auch das des ganzen Volks besitzen, kommen in Vorschlag; die Würdigsten unter jenen empfiehlt das ehrwürdigste Kollegium des Landes zur Ernennung, und unter diesen wählt der Monarch nach seinem Gefallen. Die Mitwirkung des Volkes durch seine Wahlmänner und Repräsentanten ist also im Grunde nur negativ; aber darin liegt ihr Vorzug: denn diejenigen, welche nicht in die Listen der vorgeschlagenen Kandidaten zu den verschiedenen Staatsämtern kommen, können auch nicht dem Volke aufgehalset werden. Selbst der Irrthum, die Kabale und die Intriguen sind hier ohne dauernden Erfolg: der Unwürdige, der diesmal als Kandidat vorgeschlagen und vom König ernannt wurde, wird bei der nächsten Wahl entfernt werden, und der, welcher mit Unrecht jetzt ausgeschlossen wurde, wird das nächste Mal in Vorschlag kommen. Wäre diese Einrichtung gegenwärtig in Frankreich eingeführt, so hätten die abscheulichen Spaltungen zwischen dem Fürsten und beinahe der Gesammtheit (wenigstens der Aufgeklärtesten) des Volks, welche, wenn nicht bald eingelenket wird, entweder die Freiheit der Nation oder die Existenz des Throns bedrohen, — dieses Unheil hätte nicht erfolgen können, weil kein Polignac, kein Bourmont, kein Bourdonnaye und kein Peyronnet von den Weisen des Landes zu irgend einer bedeutenden Staatsstelle, am wenigsten zu Ministern vorgeschlagen worden wären.

"2) Sodann ist der Einfluß der Krone auf die Beamten nicht von der Art, daß er die Unabhängigkeit der Autoritäten bedrohen könnte. Der Kandidat kann nicht durch Kriecherei den Vorschlag zu seinen Gunsten lenken, auch schon darum, weil der Weisen, von welchen die Vorschläge nach und nach geläutert und in engere Gränzen gedrängt werden, selbst noch in der letzten verjüngten Instanz, gar zu viele sind; die Protektion der Maitressen, Kammerdiener, Köche und Höflinge fällt ganz weg, und am Ende ist es denn doch nur das Verdienst, das den Ausschlag giebt. Der ernannte Beamte wird sich aber auch nicht leicht zum Mißbrauche der Gewalt, oder zu jedem andern Eingriffe von Seiten der Regierung in die Verfassung, verwenden lassen, weil ihn nicht nur das Anklagerecht der Behörden und selbst jedes Bürgers während der Amtsführung, sondern auch die — nicht sehr entfernte neue Wahl warnt, und die Hoffnung auf Begünstigungen des Hofs durch das bloße Recht der Ernennung auf Vorschläge von selbst größtentheils verschwinden muß.

"3) Endlich wird durch dieses System die große Aufgabe gelöset: wie in der Monarchie die Regierungsverfassung republikanisch sein könne. Aller Unterschied der Stände ist durch sich selbst aufgehoben; der Würdigste ist vorzugsweise der Begünstigte, und jeder nach dem Maaße seiner Kenntnisse und Eigenschaften darf hoffen, an der Regierung Theil nehmen zu können; keinem ist seine Laufbahn für immer abgesteckt; alle Talente, alle Tugenden erhalten freien Spielraum, sich zu entwickeln und geltend zu machen, und jedes Verdienst kann seine Krone erhalten.

"Der Volksgeist muß durch den Antheil, den jeder Bürger mittelbar oder unmittelbar an der Regierung erhielt, einen republikanischen Charakter annehmen, und die verpestende Tendenz, die in den unbeschränkten Monarchien von Agrippa nach Wahrheit geschildert wird, sich in Patriotismus verwandeln.

"Das Herrlichste, was die Menschheit aufzuweisen hat, und in den griechischen Verfassungen auch am Herrlichsten gediehen war, wird hierdurch in der Monarchie dauerhaft und ohne die Nachtheile, die jenen anklebten, erreicht.

"4) Die Gebrechen der sogenannten constitutionellen Monarchien mit einer Wahl-, oder auch mit einer Wahl- und Pairskammer zugleich, und ihrer bloß auf die Theilnahme an der Gesetzgebung und Besteuerung beschränkten Wirksamkeit, fallen in diesem Systeme völlig weg, und alle die schwierigen Fragen, die jenes System und das der Provinzialstände veranlassen, werden beseitigt.

"5) Die Gesetze, selbst die über die Steuern nach Quantität, Qualität und Modalität, werden von verantwortlichen, fähigen und das volle Vertrauen der Nation (und des Monarchen) besitzenden Männern entworfen, die Entwürfe nicht bloß den Gliedern der Kammern, sondern allem Volke mitgetheilt, die Ansichten und Bemerkungen eines jeden, der sich dazu berufen fühlt, darüber vernommen, selbst ein eigenes Tageblatt dazu bestimmt, jeden Aufsatz ohne irgend eine Ausnahme oder Verstümmelung aufzunehmen, die eingehenden Bemerkungen und Anträge von andern Beamten und dem Areopag geprüft, und erst nach allen diesen vorbereitenden Handlungen auf den Antrag der Minister die Gesetze erlassen.

"6) Die oberste Aufsicht und Leitung der Regierung in allen Zweigen vertrauet der Monarch den Ministern an, die er mit voller Freiheit, aber nur unter den Männern, welche die Nation nicht für unwürdig erklärt, d. h. in Vorschlag gebracht hat, und die ihm von den Weisen des Landes empfohlen worden sind, erkieset. Die Minister sind für jede ihrer Handlungen dem Monarchen und dem Volke verantwortlich.

"Dieses System nenne ich das der reinen Monarchie vor allem Andern darum, weil im Gefolge desselben der Fürst von mitregieren-

Digitized by Google

den Gewalten entfesselt ist; ferner darum, weil der Monarch in allen Autoritäten nur Räthe und Gehülfen, nicht aber Handlanger des Despotismus erwarten darf; weil dem Fürsten die ganze Fülle der höchsten Staatsgewalt bleibt, wie sie seiner Würde angemessen und zur Erfüllung seines hohen Berufes nöthig ist, ohne im wohlwollenden Gebrauche derselben von irgend einer sogenannten 'Gewalt' gehemmt zu werden; und endlich darum, weil die Regierungs-Verfassung und Verwaltung im höchstmöglichen Grade vereinfacht werden."

Betrachten wir nun zuerst die Mängel der gemischten Verfassungen, die durch das System der reinen Monarchie gehoben werden sollen. Mit den Verfassungen der alten Welt haben wir es hier nicht zu thun. Die Umständlichkeit, mit welcher der Verf. die Ansichten des Polyb und Cicero widerlegt, kann uns hier nicht fördern. Ebensowenig werden wir durch das gegen sie angerufene Urtheil des Tacitus uns irre machen lassen, welcher (Ann. 4, 32) von einer gemischten Verfassung sagt, eine solche "werde leichter empfohlen, als verwirklicht werden, oder, wenn sie verwirklicht sei, auf die Dauer bestehen können." Nur eine Einwendung, scheint auch das Repräsentativsystem zu treffen, und daher hier der Erörterung zu bedürfen. Es ist die angebliche Unzweckmäßigkeit der Volkswahlen. Bei den Alten handelt es sich um die Wahl von "Magistratspersonen", das ist, von städtischen Behörden und von Staatsbeamten.*) Aber dieselben Schwierigkeiten würden die Wahl von Volksvertretern treffen. Denn der Verf. scheint nicht nur an einem Wahlsystem zu verzweifeln, das nicht tausendfachen Umtrieben und Corruptionen ausgesetzt wäre: sondern, wenn wir ihn recht verstehen, (wir wünschen aber, daß wir ihn mißverstanden haben mögen) so glaubt er nicht an die Tüchtigkeit des Volkes zur Wahl würdiger Beamten oder Vertreter. Wie kann er sonst die Deduktion so naiv (das heißt ja wohl, lächerlich) finden, durch welche Aristoteles die Fähigkeit des Volkes erweisen will? In der angeführten Stelle (Politik 3, 7) setzt Aristoteles voraus, daß die Menge "nur nicht ganz in der Servilität befangen sei", und fügt hinzu, nicht immer sei das Urtheil des kundigen Werkmeisters dem Urtheil desjenigen vorzuziehen, der die Arbeit gebrauchen soll, ohne doch im Stande zu sein, sie selbst zu verfertigen, und ohne die Theorie zu verstehen. Er erläutert dieß durch Beispiele, die uns nicht eben "naiv", sondern treffend genug gewählt scheinen. So urtheilt, sagt er, der Hausbewohner über das Haus richtiger, als der Architekt, der es erbaut; so der Steuermann über die Brauchbarkeit des Steuerruders besser, als der Schmid, der es fabricirt hat: und deßgleichen der Gast über das Essen besser, als der Koch. Um das Argument zu verstärken, muß man die politischen Bildungsmittel in Anschlag bringen, welche die neuere Zeit vor dem Alterthum voraus hat, und über deren Werth der Verf. sich nicht täuschen kann.

Ferner scheint der Verf. dem Repräsentativ-System es vorwerfen zu wollen, daß der Monarch dadurch gefesselt, und die Staatsgewalt zersplittert werde. Ein Vorwurf kann dieß nur sein, wenn eine Regierung wohlmeinend, aber nicht energisch genug ist, um zweckmäßige Maaßregeln durchzuführen. In solchem Fall liegt aber die Schuld doch wohl an den Individuen mehr als an dem System. Des Verf. Vorschlag beschränkt den Monarchen auch — nämlich auf die Wahl von Staatsbeamten, die im Interesse des Volks der Verwaltung vorstehen werden: er soll ihm auch die absolute Gewalt aus den Händen winden, die Gewalt nämlich, wider das Volksinteresse die Uebermacht zu bewaffnen.

Dieß führt uns auf den letzten, und, wie die Verfassungen jetzt sind, gegründeten Haupteinwurf; die Abhängigkeit der Beamten von der Regierung: die Bureaukratie, das auch unsern repräsentativen Verhaltungen noch einwohnende böse Princip, das in hundert Fällen ihre Wirksamkeit lähmt, das Mark des Landes verzehrt, und dem Wohl des Volkes feindselig gegenübersteht.

Diese Betrachtung hat ohne Zweifel den Ausschlag gegeben; und dem Verf. sein Lieblingssystem als den Talisman erscheinen lassen, durch den die kranke Zeit geheilt werden soll, "und jung die alte Welt."

Wird das System der reinen Monarchie diese Gebrechen beseitigen? Wird es ausführbar sein?

Höchst auffallend ist es uns gewesen, keine bestimmte Erklärung darüber zu finden, auf welche Weise die Wahlmänner constituirt werden sollen, welche die Kandidaten zum Vorschlag bringen. Sie werden bald als das "ehrwürdigste Kollegium" bezeichnet, bald als die "Aufgeklärtesten, die Weisen des Volks."*)

Wir können uns, im Einklang mit des Verfassers Denkungsart, keine andere Möglichkeit denken, als daß sie aus dem Volk, und durch das Volk erwählt werden sollen. Wir sind begierig, aus den "Garantieen" zu lernen, welches Wahlsystem denn hier in Anwendung gebracht werden soll, um die Mängel der Repräsentantenwahl zu vermeiden, und auf welche Weise die Fähigkeit des Volkes wider des Verfassers eigne Einwendungen vertheidigt werden wird. Diese Dinge sind uns aus der Darstellung in dem vorliegenden Bande ganz und gar nicht klar geworden. Warum das Volk, oder das Wahlkollegium, nicht selbst die Beamten definitiv wählen, warum der Monarch nach der Wahl noch die Auswahl treffen soll, begreifen wir ebenfalls nicht, es sei denn, um das monarchische Princip zu retten. Es scheint aber des Verfassers Absicht zu sein, den Monarchen nicht zum bloßen Präsidenten zu machen (seine Stelle ist allein von der Rotation der Staatsämter ausgeschlossen) — auf der andern Seite aber ihn noch mehr zu beschränken, als den Präsidenten der V. St., indem der Letztere bei der ihm zustehenden Besetzung von gewissen Aemtern an keine ihm vorgelegte Kandidatenliste gebunden ist.

Ungern aber, wir gestehen es, würden wir uns zu dem Versuch entschließen, das Repräsentativ-System aufzugeben, und die von dem Verf. vorgeschlagene Beamtenwahl an seine Stelle treten zu lassen. Was dadurch erzielt werden soll und vielleicht kann, ist, was man insgemein ein liberales Ministerium nennt. Die Erfahrung weiß nicht viel Gutes von liberalen Ministern zu rühmen. Die Versuchung ist groß: der Mensch ist schwach. Die Gewalt besticht; ihre lockende Insignien haben der Opposition so viele tüchtige Vorfechter entzogen. Immer und immer wieder ertönt das einladende Wort der Verführung —

"Viens régner avec nous, si tu crains de servir."

Ein liberales Ministerium bleibt meistens — die Erfahrung läßt uns sagen, immer — hinter den Erwartungen des Volkes zurück. Was hat For ausgerichtet? Vieles, so lang er in der Opposition, Weniges, während er im Ministerium war. Canning wollte, mit aller Liberalität, weder die Dissenters emancipiren, noch die Parlamentsreform gestatten. Unter Wellington sind die protestantischen Dissenters und die Katholiken frei geworden: und man darf die Prophezeiung wagen, daß Schritte zur Parlamentsreform geschehen werden. Die Opposition — die öffentliche Meinung — muß leiten: das Ministerium muß nachfolgen. Das ist der Gang der Dinge. Mit allem guten Willen pflegen die Minister zurückzubleiben, wenn sie voraus-

*) Der Verf. sagt: "Freilich setzten Aristoteles und Cicero nur Städte-Obrigkeiten voraus." Ganz recht; aber diese Städte-Obrigkeiten sollten auch Staatsbeamte sein. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man die Stellen nachlesen will. Aristot. Polit. 2, 10; 3, 1; Cicero vom Staat 1, 34.

*) Der Name erinnert an die Witan, die Rechtskundigen bei den Angelsachsen. "Ich König Alfred habe mit meinen Witan mich berathen", heißt es im Eingang der Gesetzsammlung des großen Monarchen.

Digitized by Google

gehen wollen. Aber sie geben der Nothwendigkeit nach: und die Mittel sind gegeben, und sind zugänglicher geworden, die Nothwendigkeit herbeizuführen. Ganz andere Dinge müssen erst augenscheinlich gemacht werden, ehe der Verfasser den Regierungen erweisen wird, welchen Antheil an der Besetzung der Staatsämter das Volk nehmen sollte. Um diesen Punkt zu erreichen, bedarf es der Fortbildung der repräsentativen Verfassungen. Und, was man nicht aus den Augen setzen darf, es bedarf einer freieren Municipal- und Kommunalverfassung, zu welcher die Anfänge gemacht worden sind, und durch welche der Uebergang vermittelt werden muß.

Indessen sind der Garantieen noch mehrere, die der Verfasser auch anerkennt. Wir stimmen, namentlich was die Oeffentlichkeit anbelangt, zu sehr mit ihm überein, um nicht seine Vertheidigung derselben hier anzuführen.

"Das Alterthum, das nach Inhalt der beiden vorhergehenden Bücher in vielen Dingen heller sah, als wir zu sehen wähnen, — das Alterthum erkannte die Oeffentlichkeit aller Staatsverhandlungen nicht nur als unbedingte Pflicht der Regierung gegen die Regierten, nicht nur als eine von der Klugheit gebotene Maaßregel, sondern auch als eine natürliche Eigenschaft der gesellschaftlichen Verbindung. So war es in Athen, so weit die Geschichte Kunde giebt; so im übrigen Griechenland (mit Ausnahme von Sparta und wahrscheinlich in andern oligarchisch regierten Städten, die das Volk feindlich behandelten), so in den griechischen Colonien, sogar unter der aristokratischen Verfassung Rom's in Hinsicht auf die Rechtssachen und alle Volksberathungen in den Comitien, und so war es insonderheit auch bei allen Völkern deutschen Ursprungs. Die Wiedereinführung dieses Systems würde sich also auf die hochgepriesene, sogenannte 'geschichtliche Unterlage' gründen, und darf in keinem Falle als Wirkung revolutionärer Tendenz betrachtet werden. Hingegen galt in den gehässigsten Aristokratien und in denjenigen Ländern des Orients, wo Serail-Regierungen die Völker beherrschten, das Princip der geheimen Verhandlungen öffentlicher Angelegenheiten, das heut zu Tage in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten allgemein, hinsichtlich der Rechtspflege aber in den meisten, selbst in constitutionellen europäischen Staaten, eingeführt, und sogar mit einer Art von heiligen Ehrfurcht beobachtet wird.

"Die gesunde Politik verwirft dieses System. Erstlich setzt das Geheimthun in Angelegenheiten, wozu keine Ursache vorhanden ist, die Regierungen einem der größten Uebel aus, das sie treffen kann, demjenigen, wogegen Machiavelli so treu und ernstlich sie warnt, — dem Bespötteln. Zweitens ist es oft unerläßliche, heilige Pflicht der Regierung, dem Publikum von dem, was in ihrem und in fremden Cabinetten verhandelt wird, und das Interesse des Volks betrifft, Kunde zu geben. Alle Staatssachen sind ja Volksangelegenheiten: und wenn es Fälle giebt, wo das Geheimniß rechtlich gebilligt und politisch geboten ist; so sind doch bei weitem die meisten Staatsangelegenheiten von der Art, daß es rathsam und nöthig ist, die Meinungen und den Rath derer, die sie interessiren, und welche daher auch am geschicktesten sind, darüber zu urtheilen, vorerst zu vernehmen, ehe die Regierung einen Entschluß faßt. In unsern Tagen sind aber die Cabinette aufgeklärt genug, um sich zu überzeugen, daß die Publicität das unfehlbarste Mittel ist, die gründlichsten Gutachten zu erhalten und richtige Ansichten einzusammeln. Auch hier mögen Minister und Staatsmänner mich vertreten, um mich von den Vorwurf der Incompetenz zu entlasten. Ein berühmter englischer Minister, John Sommer, Großkanzler unter Wilhelm III. und Anna, 'ein Mann von vortrefflichen Talenten und großer Gelehrsamkeit, eine Zierde des Richterstuhls,' erklärte, 'daß er kein gutes Gesetz kenne, welches zu seiner Zeit vorgeschlagen und gebilligt worden sei, ohne daß die öffentlichen Blätter darauf hingewiesen hätten.' Und abermals ein berühmter Minister und ausgezeichneter Diplomat, in der vollesten Bedeutung des Worts, Fürst Talleyrand, sprach in der Pairskammer: 'er kenne jemand, der gescheuter sei, als Voltaire und mehr Verstand habe, als Napoleon und alle Minister, die je waren, sind und sein werden, und dieser Jemand sei — die allgemeine Meinung.' Das Geheimthun ist, drittens, immer verdächtig, was auch Herr von Flassan von den 'wenig rechtlichen oder wenig unterrichteten Leuten' halten möge; und dieser Verdacht wird ja leider! durch die ganze diplomatische Geschichte seit der Theilung Neapels von Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII., seit der Ligue von Cambray, der heiligen Ligue und allen folgenden projectirten und ausgeführten oder verhinderten Theilungen, die von Polen einbegriffen, — durch die Staatskünste der 'edlen Gemüther' auf eine so unzweideutige Art bewiesen, daß nun einmal alles das, was man Politik nennt, den gescheuten Leuten Mißtrauen einflößt.

"Es ist daher im höchsten Interesse der Regierungen, den Schlendrian, welchen die kleinliche Eigenliebe derer, die einen Schein von Wichtigkeit annehmen, eingeführt hat, zu verlassen, allen Staatsangelegenheiten, die nicht offenbar geheim gehalten werden müssen (wie es auch in England und in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika geschieht), der Publicität zu übergeben und die Ansichten derer, die sie interessiren, darüber zu vernehmen.

"Indessen sollte der Einfluß der Oeffentlichkeit in Behandlung der Staatsgeschäfte auf die Volksbildung schon allein ein hinreichender Grund sein, alle Geheimnißkrämerei zu verbannen. Die vielfältigen Meinungen, die Gründe, mit welchen sie unterstützt und von Andern bestritten werden, und die Beobachtung der Triebfedern und Absichten, des Spiels der Leidenschaften und der Intriguen regen den Verstand auf: der Geist wird erhellt und Menschenkenntniß gewonnen. Man lernt die Tugend und das Verdienst achten, Laster und Schlechtigkeiten verabscheuen, den Mann von Talenten von der Halbheit unterscheiden und den Kniffen der Intriganten ausweichen. In jedem fähigen Kopfe wird ein edler Wetteifer erweckt, und nichts ist so geeignet, dem Volke Patriotismus und für alles Große und Erhabene Enthusiasmus einzupflanzen, als die Publicität in Behandlung der allgemeinen Angelegenheiten.

"Dieses mächtige Triebrad, nicht die Form der Demokratie, war es, welches die Wunder hervorbrachte, die wir in dem kleinen Staate von Athen in so kurzer Zeit bewirkt sehen; und nichts hindert, das nämliche Mittel in monärchischen Verfassungen in Anwendung zu bringen. Die freie Presse, die Tageblätter und die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen sind sogar vorzüglicher, als das unmittelbare Mitwirken des Volks oder auch seiner Repräsentanten in großen Versammlungen, weil jene Mittel sanfter Natur sind, ohne Gewaltthätigkeiten wirken und die Parteien nicht zu Faktionen gestalten."

Wir benutzen die Gelegenheit, um einige Aeußerungen von Jefferson mitzutheilen, die hier am rechten Orte stehen werden, und die wir aus den in Deutschland noch wenig bekannten Memoiren entlehnen. *)

Im Jahr 1787 schrieb Jefferson: — "Ich bin überzeugt, daß der gesunde Verstand des Volkes die beste Schutzwehr sein wird. Das Volk kann einen Augenblick irregeleitet werden; aber es wird bald seinen Irrthum verbessern. Dem Volk steht allein das Urtheil über die Re-

*) Memoirs, Correspondence and Private Papers of Thomas Jefferson. Now first published from the original Mss. by Tho. Jefferson Randolph. 1829 (Vier Bände, in der Londoner Ausgabe von Colburn und Bentley.)

Digitized by Google

gierung zu; und selbst seine Irrthümer werden die letztere auf der richtigen Bahn ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten. Diese Irrthümer mit zu großer Strenge zu bestrafen, würde einer Unterdrückung der einzigen Schutzwehr der öffentlichen Freiheit gleichkommen. Der Weg, um diesem unregelmäßigen Einschreiten des Volkes vorzubeugen, ist demselben vollständige Aufklärung über seine Angelegenheiten durch die öffentlichen Blätter zu geben und dafür zu sorgen, daß diese Blätter der ganzen Masse des Volks zugänglich werden. Die Grundlage unsrer Regierung ist die öffentliche Meinung: die Hauptsache ist daher, diese in der rechten Richtung zu erhalten: und, wenn ich entscheiden sollte, ob wir eine Regierung ohne öffentliche Blätter, oder öffentliche Blätter ohne Regierung haben sollten, ich würde nicht anstehen, für das Letztere zu entscheiden. Aber ich würde dann voraussetzen, daß Jeder im Volke diese Blätter sich zu verschaffen, und sie zu lesen im Stande ist."

Man hat sich bemüht, spätere Aeußerungen von Jefferson zu sammeln, die er im Unmuth über den Mißbrauch der Oeffentlichkeit, gereizt durch die Verläumdungen die über ihn und seine Freunde ausgestreut wurden, und empört durch den verkehrten Geschmack eines Theiles des lesenden Publikums niedergeschrieben hat. Eine völlige Unterdrückung der Presse, sagt er einmal, könnte dem Volk ihre Vortheile nicht entschiedener entziehen, als diese verworfene Richtung der Verläumdung. Aber niemals hat er einen Schritt gethan, nie einen Versuch gemacht, auch nur durch ein Wort auf eine Beschränkung der Presse hinzudeuten. Und was seine wirkliche, durch die Erfahrung und das reife Nachdenken von langen Jahren bewährte Ueberzeugung gewesen, mag man aus einer Aeußerung ersehen, die er noch im Jahr 1823 (später als jene im Unmuth hingeworfenen Worte), im Einklang mit seinen frühesten Ansichten wiederholt: — "Die einzige Gewähr einer wohlmeinenden und nicht auf Unterdrückung berechneten Regierung ist die freie Presse. Die Aufregung, die davon unzertrennlich ist, muß man sich gefallen lassen. Sie ist nothwendig, um den Strom rein zu erhalten."

*** Wir fügen diesem Aufsatz eine Anmerkung bei, um auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der für die Mehrzahl unsrer Leser nur von geringem Interesse sein kann, aber doch bei einer Prüfung der Verfassungen des Alterthums, die der Verf. ja in seinem verdienstlichen Werke mit beabsichtigt, nicht ganz gleichgültig ist.

Es scheint uns, daß der Verf. durch die Vorliebe für sein Wahlsystem der Staatsbeamten sich hat verleiten lassen, etwas Aehnliches in Solon's Verfassung zu vermuthen, und als ausgemacht zu behaupten. Die Kandidaten für die höchsten Staatsämter, meint er, seien in Athen vom Volke in Vorschlag gebracht worden, und unter ihnen habe das Loos die Ernennung entschieden. Wäre Solon König gewesen, setzt er hinzu, so würde ihm die Auswahl anheim gefallen sein. Diesen Zusatz mag man seiner Hypothese zu Gute halten. Für die Thatsache selbst beruft er sich auf die Zeugnisse in seinem ersten Band (1, 158), bei dessen Anzeige wir sie ganz übersehen hatten. Wir haben sie seitdem geprüft, und die Sache äußerst problematisch erfunden. Es scheint uns nicht, daß zu Solon's Zeit das Loos bei der Archontenwahl irgend in's Spiel gekommen. Daß dem also gewesen, folgert er aus einer Stelle in Plutarch's Aristides (K. 1.). Dort heißt es, Idomeneus berichte, nicht durch's Loos (nicht durch die Bohnen, denn die wurden zum Loosen gebraucht), sondern durch die Wahl der Athener sei Aristides zur Archontenwürde berufen worden. Aber dieß kann zum mindesten nicht beweisen, daß zu Solon's Zeiten schon das Loos dabei mitgewirkt. Eben so wenig will eine andere Stelle des Plutarch bedeuten, im Perikles, in welcher es in allgemeinen Ausdrücken heißt, "von Alters her" seien die Archonten durch Loos gewählt worden. Die letztere Stelle hat übrigens der Verf. nicht angeführt; er hätte sie aber bei Sigonius finden können, der auch an das Loos glaubt, und auch den Lysias citirt, aus dessen Worten wiederum nur hervorgeht, daß zu seiner Zeit (60 — 70 Jahre später als Solon) das Loos entschieden habe. Der gute ehrliche Emmius, der für die Sammlung die unter dem Namen der elzevirischen Republiken bekannt ist, die Skizze der griechischen Verfassungen kompilirt hat, ist dem Lottoriewesen gram, und möchte es gerne entfernen. Dabei läßt er sich aber gröblich verwirren durch einen scheinbaren Widerspruch zwischen dem Demosthenes und dem Aristoteles. Demosthenes behauptet (gegen Leptines, 484.) zwar nur im Vorbeigehen, aber mit dürren Worten, die Thesmotheten (sechs Männer aus der Zahl der neun Archonten) habe Solon durch's Loos erkiesen lassen, sie aber sofort einer gedoppelten Prüfung (vor dem Senat nämlich und vor dem Heliastengericht) unterworfen. Diese Stelle, meint Emmius, (Graec. Resp. 1, 25.) steht in direktem Widerspruch mit einer andern bei'm Aristoteles. Es ist ihm sichtbar ein großer Verdruß, den Demosthenes des Irrthums zeihen zu müssen; eben als wenn ein Tory den Exkanzler Eldon in einer konstitutionellen Frage des Irrthums überführt sehen müßte. Und doch sagt Aristoteles (Politik 2, 10) äußerst klar, Solon habe die Volkswahl nicht aufgehoben, vielmehr diese allernothwendigste Befugniß dem Volk zuertheilt, die Staatsbeamten zu wählen und zur Rechenschaft zu ziehen: denn ohne solche Befugniß würde das Volk unterdrückt, es würde feindselig gegen die Regierung gestimmt sein. — Wie nun, wenn Emmius umsonst sich gegrämt hätte? Wenn kein Widerspruch hier vorhanden wäre? Es waren neun Archonten, ohne Zweifel durch direkte Wahl vom Volke gewählt. Sechs aus ihrer Zahl waren Thesmotheten. Die drei ersten aber genossen höheres politisches Ansehen, und waren im Besitz persönlicher Immunitäten. Konnte nicht das Loos ihre Ordnung entschieden haben, und der scheinbare Widerspruch bloß auf diese Weise sehr leicht sich heben? Auf jeden Fall ergiebt sich keine Spur für die complicirte Hypothese des Verfassers. Die direkte Wahl war dem Geist einer republikanischen Verfassung am angemessensten, und wird es bleiben.

Algier und Paris im Jahre 1830. Zwei Novellen, von Ludwig Rellstab. Erster Band. Die Aventure. Berlin, 1830. Laue.

Das hat der Verfasser gut gemacht, daß er den Faden seiner Dichtung so keck und behende mit der jüngsten Vergangenheit verschlingt. Wer möchte nicht gern einen Novemberabend mit einem Roman ausfüllen, dessen Katastrophe auf den vierzehnten Juni fällt? Ein ähnlicher Versuch über die Geschichte unserer Tage soll dem Verf. übel bekommen sein; man sagt, er habe sich darüber mit der Berliner Polizei brouillirt. Aber die Abenteuer der "schönen Sängerin" waren ein weit bedeutenderes, weit verfänglicheres Sujet, als die der französischen Brigg Aventure, und ihres ersten Lieutenants. Auch soll dießmal nichts ausgeplaudert werden, nichts aus der Schule, nichts aus den Salons; die schweigsame Sphinx, auf dem Umschlag des Bändchens, wird kein Geheimniß verrathen, nicht einmal ein öffentliches.

Das Idol des französischen Volkes, der Ruhm, setzt alle Kräfte in Bewegung, und überwältigt alle Motive. Sein Glanz, blendend schon an und für sich, wird im Spiegel der treuen und zarten Liebe wiedergestralt. Vier junge Helden, gut gezeichnet und glücklich nuancirt, und sämtlich gut französisch, versprechen schon im Eingang der Novelle, daß kein Mangel an Fährlichkeiten sein wird. Eine Matrone, in den

Digitized by Google

Opfern erfahren, die eine bewegte Zeit von der Gattin eines Kriegers fordert, weiß den Muth der Söhne zu würdigen, und die Gefühle der Tochter zu verstehen, die ihren Geliebten gegen die Barbaren ziehen sieht. Dem feiner gebildeten, charaktervollen Mädchen ist eine herzensgute Dirne an die Seite gestellt, die ihrem Jean nicht ohne trübe, abergläubige Ahnung nachblickt. Das Lebewohl, und den Eindruck mancher erschütternden Botschaft auf beiden Seiten, hat der Takt des Dichters treffend schattirt. Denkt man sich dazu noch das Treiben in der Seestadt Toulon (warum verstehen es so wenige Romanschreiber, ein Gemälde durch solche Scenen zu beleben?) — die Aufregung, die tausend Hoffnungen und Besorgnisse, die jedes am Horizont auftauchende Segel weckt — einen lebhaft geschilderten Seesturm, bei dem der landsman, wie der Verf. es doch wohl ist, sich nur verräth, als er sich verwundert, daß die Matrosen auf dem Deck nicht alle über einander purzeln (die gehörige Terminologie von Fockmast, Brahm- und Topsegeln nicht zu vergessen) — eine Reihe höchst gefahrvoller Abenteuer an der Barbareskenküste — endlich noch eine ganz interessante Episode, die wir aber, unsern Grundsätzen getreu, unsern Lesern nicht vorerzählen und dadurch ihren Genuß schmälern wollen — so wird man nicht zweifeln, daß aus solchen Materialien in der Hand eines gewandten Erzählers eine lesenswerthe Novelle werden konnte.

Die Scene der Einschiffung, nachdem die Flotte lange segelfertig auf günstigen Wind geharrt, wird sich am leichtesten von dem Zusammenhang abtrennen lassen. Den Enthusiasmus des Volks wird man in der Darstellung nicht übertrieben finden. Man muß sich erinnern, daß die Leidenschaft für den Ruhm es war, die die Franzosen mit der Unternehmung eines verhaßten Ministeriums, und selbst mit der persönlichen Führung eines Generals von zweideutigem Patriotismus versöhnte. Erklärlich und motivirt ist daher die Stimmung des Volks, durch dessen Reihen Eduard von Clermont hineilt, um nach dem Hafen zu gelangen.

"Jetzt hatte er das Thor erreicht und übersah den wimmelnden, bunten Strom des Volkes, der die enge Straße nach dem Hafen hinunter wogte. Ein Gewühl tausendfach verworrener Stimmen schlug an sein Ohr. Jubel und Schmerz, Freude und Bangigkeit wechselten in den Zügen aller derjenigen, an denen er sich vorüber drängte. Denn dieser hatte einen Bruder, der einen Freund bei dem Heere, den kümmerte es, daß er selbst dem Zuge nicht beiwohnen konnte, jener erinnerte sich an die Tage eigener Jugend; an die Abfahrt nach Aegypten, vielleicht auch, durch das große Ereigniß mächtig aufgeregt, nach langen Jahren wieder mit frischer Kraft der Schmerzen an manchen herben Verlust, den er an den Seinigen dort erfahren! An den Fenstern sah man fast Niemand, kaum einige alte Mütterchen, oder kränkliche Frauen; denn alle Andren waren hinausgeeilt an den Hafen. Aber selbst der Anblick dieser Einsamen, die gleichsam von der Theilnahme am Ganzen ausgeschlossen, doch mit einer tiefen Bewegung in den Zügen in das Gedränge blickten, wie der Gefangene aus seinem Kerker in die schöne Freiheit draußen — selbst dieser Anblick hatte etwas seltsam Ergreifendes.

"Mit einer Wendung der Straße stand Eduard auf dem Quai am Hafen. Welch ein Anblick! Rings, so weit das Auge schauen konnte, war der ungeheure Halbkreis von der bunten Menge des Volkes erfüllt. An den Fenstern, auf den Balkons aller Häuser glänzten die farbenreichen Gewänder geschmückter Frauen, die mit wehenden Tüchern, Blumensträußen und Kränzen den in den Kampf eilenden Söhnen des Vaterlandes nachgrüßten. Denn auch die weibliche Brust fühlte sich groß gehoben durch die Theilnahme am Großen. Von den Balkons herab, von Terrassen, Mauern, Dächern, Thürmen wehten fliegende Fahnen; die weiße schimmernde Fahne Frankreichs mit goldenen Lilien! Ein unermeßliches Gewühl trieb sich auf dem Quai hin und wieder. Aus dem fortbrausenden Gemurmel der Stimmen erhob sich von Zeit zu Zeit ein gewaltig zum Himmel aufhallender Ruf, welcher der Begeisterung mit den geheiligten Worten: 'Es lebe der König! Das Heer! Frankreich! der Ruhm!' eine donnernde Bahn brach, gleich dem tobenden Strom, der den Felsen sprengt und sich über ihn hinab stürzt. Von geschmückten, bekränzten Bühnen herab ertönte Kriegsmusik, und warf die melodisch gestimmten Klänge in das brausende Gewühl hinein. Das jubelnde Volk hub im ungeheuren Chor die vaterländischen Lieder an, die es so oft zu großen Thaten und Kämpfen begeistert hatten!

"Wo Eduard sich zeigte, da wich die Menge rasch aus einander, denn jeder erkannte an seiner Kleidung und Eile in ihm einen Krieger, der sich den absegelnden noch anzuschließen hatte. Auf den Einzelnen warf sich jetzt die Theilnahme der ganzen Masse. 'Seht da noch einen Tapfern unsres jungen Heeres!' rief ein alter ergrauter Krieger, dem die Thränen über das mit Narben bedeckte Antlitz rollten; 'Glück zu, mein Sohn! Gott sei mit Dir und Frankreich!' Dabei ergriff der Greis des Jünglings Hand, und schüttelte sie ihm mit biederer Herzlichkeit. Eduard konnte sich nicht halten; in höchster Bewegung stürzte er dem alter Krieger an die Brust und küßte das ehrwürdige Antlitz. 'O mein Gott!' rief dieser aus. 'Warum bin ich alt! Vor zwei und dreißig Jahren schiffte auch ich mit hinaus als rüstiger Mann! Damals! Es lebe — der König!' setzte er mit gepreßter Stimme hinzu; aber man fühlte, es war einer jener Tapfern, die, dem goldenen Adler folgend, mit dem Schwerdt die Welt durchzogen hatten, und der seinem alten Feldherrn aus tiefster Brust und überwältigender Erinnerung das Lebehoch bringen wollte. Doch es erstarb ihm auf der Zunge, denn er sah die Fahnen mit den Lilien flattern, und gedachte, daß die Gegenwart mit neuer Ordnung der Dinge ihm sein mächtiges Gefühl zum Vergehen mache. 'Kehre wieder, wie Du gehst, mein Sohn!' sprach er mit tiefer, bewegter Stimme, 'nur hier sei es anders!' Bei diesen Worten legte er die Hand auf des Jünglings Brust. Er meinte den Orden der Ehrenlegion. 'Lebt wohl, würdiger Vater!' rief Eduard, 'Gott erhalte Eure Tage!' — und riß sich los. Aber die Menge umringte ihn, jeder rief ihm Segenswünsche nach, jeder wollte ihm die Hand drücken. Frauen reichten ihm Blumenkränze, warfen ihm, wie er sich unter den Fenstern hindrängte, Sträuße nach. 'Laßt mich, Freunde, Brüder!' rief er mit erstickter Stimme, 'o laßt mich!' — Andere machten dem Eilenden Bahn, indem sie das Volk aus einander trieben und riefen: 'Laßt noch einen unsrer Krieger durch! Hier kommt noch ein Tapfrer!' Das begeisterte jubelnde Volk umdrängte ihn, trug ihn fast und brachte ihm ein Lebehoch über das andere, das er kaum durch den angestrengten Ruf: 'Es lebe der König! Es lebe Frankreich!' auf einen allgemeinen Gegenstand zu leiten vermochte.

"Endlich hatte er die Barke erreicht, die er aufsuchte. Zwei Matrosen der Fregatte, auf der sein Regiment eingeschifft war, saßen darin und harrten seiner. Er sprang hinein, reichte den Umstehenden noch einmal die Hände und rief: 'Lebt wohl, Freunde!' — Und abermals erscholl das jubelnde Lebehoch, das ihm die Menge, gleichsam wie einem Spätling, auf den sich die lange gesammelte Liebe reicher vererbt, darbrachte.

"In wenigen Minuten hatte er das Schiff seines Regiments erreicht und wurde von den frohen Kameraden begrüßt.

"Gleich einem Schwan, der im glänzenden Sonnenschein die Flügel prüft, um sich über die blaue Fluth empor zu schwingen, entfaltete jetzt das Admiralschiff, die Provence, seine weißen blendenden Segel. Zugleich sah man Blitz und Rauch, und es erscholl der freudige Donner der Signalkanonen weit über das Meer dahin. Beim ersten Schuß wurde die anwesende Menge plötzlich still und horchte auf in feierlicher Erschütterung. Da tönte in die tiefe Stille hinein das erhebende Geläut der Glocken von allen

Digitized by Google

Thürmen Toulons, und erwiederte den kriegerischen Gruß mit hehrem Klang, der fromme Herzen zum stillen Gebet mahnte, den Segen des Herrn über die Waffen Frankreichs herab zu flehen. Und jetzt regte der Wind, wie auf Gottes Geheiß, die Flügel frisch und freudig, und mit allen hoch aufschwellenden Segeln und schimmernden Flaggen setzte sich das prächtige Admiralschiff in Bewegung. Anfangs theilte der Koloß, stark schwankend, nur langsam, majestätisch die Wellen; dann aber schoß er pfeilschnell durch die Fluth, daß die Wogen hoch an der Brust des Schiffes hinauf schäumten. Und wie eine Schaar gelagerter Zugvögel plötzlich insgesammt die Fittige regt, wenn der Führer sich aufschwingt, so folgte auch die ganze Schaar der übrigen Schiffe dem Admiral, und das Meer erglänzte von schimmernden Segeln, und die ganze Rhede brauste und wogte im wimmelnden Gedränge. Stolz, prachtvoll zog die unabsehbare Reihe der von Waffen leuchtenden, von bunten Wimpeln umflatterten Kriegsschiffe dahin durch die unermeßliche im tiefblauen Dunkel daliegende Fluth, und alle grüßten sie mit der Donnerstimme der Kanonen freudig und muthig zum kriegerischen Abschied die Ufer der Heimath. — Einige Minuten hatte unter den zahllosen Zuschauern jene Stille gedauert, welche sich durch die feierliche Rührung und Erhebung erzeugte, die alle Herzen in demselben Augenblick durchdrang. Als aber von der Rhede her das Jauchzen der Seeleute und Krieger durch Kanonendonner und Glockengeläut herüber an das Ufer drang, da schlug der Jubel aus dem ganzen Volke zugleich in helllodernden Flammen auf, und der Ruf: 'Es lebe der König!' durchdrang tausendstimmig die Lüfte und schlug gegen das Gewölbe des Himmels an. Dieser Augenblick überwältigte alle Herzen. Nicht Brüder und Freunde sanken einander in die Arme, nein, der Nachbar dem Nachbar, der Fremde dem Fremden, denn Alle waren ja Söhne eines Vaterlandes, Bürger desselben Frankreichs, und eines Jeden Herz schlug für den Ruhm des Volkes.

"Auch das zarte Geschlecht der Frauen fühlte sich hingerissen von dem Strom mächtiger Gefühle, der durch die Brust wogte; sie jubelten, weinten, hielten einander umfaßt!

"Größeres bewegt die große Seele nie, als der Ruhm des Volkes, des Vaterlandes."

Diese Gefühle sollten bald für eine größere Sache in Anspruch genommen werden, als die Bezwingung der Raubstaaten und der Sklaventreiber an der afrikanischen Küste. Die Ereignisse des Julius scheinen zur Kenntniß des Verfassers gekommen zu sein, während er mit dem Roman beschäftigt war: er entschloß sich, in einer zweiten Novelle den Faden wieder aufzunehmen, und uns dieselben Persönlichkeiten in der Mitte jener großen Scenen wieder vorzuführen. Es wird einige Umsicht erforderlich sein, um dem Auftreten allbekannter Männer das Störende zu nehmen: einige Selbstverläugnung, um ihnen nicht Reden, wenigstens nicht längere Reden, in den Mund zu legen. Ein dramatischer Versuch ähnlicher Art ist entschieden mißlungen. Mag man immerhin die Deputirtenkammer ein Theater nennen; das Theater ist darum doch nicht die Deputirtenkammer. Und so könnte es sich auch ereignen, daß das romantische Interesse der Geschichte anziehender gefunden würde, als das historische eines Romans. Aber wir wollen warten.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1831. Herausgegeben von C. Spindler. München, Franckh.

Wenn Spindler wirklich wünscht, vom Publikum nicht vergessen zu werden, so muß er etwas Andres schreiben, als ein solches Vergißmeinnicht. Noch hat der Verf. des Juden in keinem Punkte die Erwartungen gerechtfertigt, geschweige denn übertroffen, die man von den Arbeiten einer reiferen Muße sich versprach. Er hat so Manches gegeben, was jenem Roman, mit allen seinen Fehlern, keineswegs gleich kömmt. Man würde es nur bedauern können, wenn dieses Talent, anstatt in der Literatur sich einzubürgern, der Damenzeitung und einem Almanach sich zum Opfer bringen wollte.

Zwei von den hier mitgetheilten Erzählungen — Nenuphar und die Mohrin von Toledo — haben jene unselige "epische Breite", bei der der Leser an etwas sehr Prosaisches denkt, nämlich an die Bogenzahl u. s. w. Engellieschen liest sich ganz artig: aber etwas der Art kann im Grunde Clauren auch machen, und Spindler sollte es verschmähen, selbst an die besseren Sachen von Clauren zu erinnern. Der Titel thut genug, und mehr als genug.

Furchtlos und treu — die letzte Erzählung — hat die meisten Vorzüge und Mängel des Juden. Der Anfang der Novelle spannt das Interesse, und täuscht es wieder. Man denkt an Caspar Hauser; aber man vergißt ihn wieder über Liebesscenen (bei denen ein junges Mädchen gegen einen etwas jüngeren Burschen doch nicht ganz so mütterlich altklug thun sollte), über Reliquienspuck (sehr ergötzlich), und über dem schwäbischen Bauernkrieg, dessen Gräuel sehr wahr, und nur zu wahr geschildert sind. Man kann sich des Gedankens nicht entschlagen, so wenig als beim Juden, daß der Verf. selbst seinen ursprünglichen Plan über dem Schreiben vergessen, daß ihn das Interesse neuer Scenen mit sich fortgezogen, oder daß er gar keinen ursprünglichen Plan im Sinne gehabt, sondern seiner beweglichen Phantasie freien Lauf oder Sprung gelassen. Die einzelnen Scenen sind wiederum äußerst lebendig gemalt, und die Charaktere etwas besser motivirt, als im Juden. Im nächsten Jahrgang soll der Faden wieder aufgenommen werden, der sich leicht mit Grazie in infinitum fortspinnen läßt. Man erwartet von dem Verf. schon seit einiger Zeit einen größern Roman. Wenn er das Pfand lösen wird, das Spindler, wie er sich dessen sehr gut bewußt sein muß, dem Publikum gegeben hat, so werden wir nicht die Letzten sein, bei denen er Anerkennung findet.

Tulpen und Staatspapiere. Ein Beitrag zur Geschichte des Handels des 17. und 19. Jahrhunderts. Hamburg, 1830. Hoffmann und Campe.

Man erwartet einen Spaß; es ist aber Alles in vollem Ernst gemeint. Eine treffendere Parallele hätte sich nicht leicht auffinden lassen, als die zwischen dem Handel mit Tulpen und dem Handel mit Staatspapieren. In beiden Fällen greift die Einbildungskraft der Wirklichkeit unter die Arme. In beiden Fällen handelt es sich um den Kauf oder Verkauf dessen, was man nicht besessen hat, nicht besitzt, nicht besitzen wird, nicht besitzen will. Nicht das Ding an sich kömmt in Betracht; nur seine imaginären Beziehungen zu dem vorstellenden Subjekt. Die Philosophen begreifen's nicht, sonst hätten sie den transcendentalen Idealismus nicht in den Schulen gesucht, sondern an der Börse. Wir schreiben glücklicherweise nicht für die Philosophen; und den Andern wird die Sache ziemlich klar werden aus dem nachstehenden Auszug:—

"Um diesen Windhandel zu verstehen, darf man nur folgendes Beispiel sich vorstellen. Ein Edelmann versprach einem Kaufmann, nach 6 Monaten eine Tulpenzwiebel mit 1000 Gulden zu bezahlen, für welchen Preis dieser sie zu liefern gelobte. Nach 6 Monaten war der Preis dieser Tulpenart entweder gestiegen, gefallen, oder unverändert geblieben. Wir wollen annehmen, die Zwiebel kostete alsdann nicht mehr 1000, sondern 1500 Gulden, so verlangte der Edelmann die Tulpe nicht mehr, sondern der Kaufmann mußte ihm 500 Gulden bezahlen,

Digitized by Google

die also dieser bei dem Handel verlor, und jener gewann. Gesetzt, nach dem abgeredeten Termin sei der Preis gefallen, so daß man ein Stück für 800 Gulden annahm, so bezahlte der Edelmann dem Kaufmann 200 Gulden, die dieser als Gewinn einzog. War der Preis nach 6 Monaten noch wie vorher 1000 Gulden, so hatte keiner gewonnen, keiner verloren. In allen diesen Fällen dachte niemand daran, Zwiebeln zu liefern, oder anzunehmen. Heinrich Munting verkaufte 1688 einem Kaufmann aus Alkmar einige Zwiebeln für 7000 Gulden nach 6 Monaten zu liefern; als aber der Preis gefallen war, bezahlte der Kaufmann, nach der Verabredung, nur zehn Procent; so empfing mein Vater, sagt der Sohn, 700 Gulden, freilich für nichts; aber noch lieber würde er die Zwiebeln selbst für 7000 Gulden weggegeben haben. Man setzte die Termine nicht allemal so lang, sondern oft viel kürzer, und dadurch ward der Handel lebhafter. Je mehr dabei gewonnen ward, desto mehrere traten hinzu, und derselbe, welcher jetzt dem einen Geld zahlen mußte, hatte bald darauf von einem andern Geld zu empfangen, so wie man im Faro zu gleicher Zeit auf einer Karte verlieren, auf einer andern gewinnen kann. Oft scontrirten auch die Tulpenhändler, und jeder wies seinen Gläubiger an einen seiner Schuldner; da wurden große Summen bezahlt, ohne Geld, ohne Wechsel und Waaren, so wie bei den Virements zu Lyon.

"Der ganze Handel war ein Hazardspiel, eine Wette, eben dasselbe was nachher der Mississippi-Handel gewesen, und was in unsern Zeiten der Aktien-Handel ist; was jetzt Aktie heißt, hieß damals Tulpe oder Zwiebel, hätte aber auch jeden andern Namen haben können, ohne daß die Sache sonderlich wäre verändert worden. Der ganze Unterschied dieser Art zu handeln, zu wetten oder pointiren, besteht darin: die Frage, um wie viel ist jetzt am Termin des Kontrakts die Aktie gestiegen oder gefallen, diese Frage beantworten die Nachrichten aus London; aber beim Tulpenhandel ward sie durch die Preise, wozu alsdann die meisten Kontrakte geschlossen wurden, ausgemacht; so wie der Makler sich den Wechselkurs von den an der Börse gefoderten und bezahlten Wechselpreisen abstrahirt. Man hatte theure und wohlfeile Tulpen-Arten angenommen, damit Reiche und Arme mitspielen konnten; man wog sie nach Aßen, um das eingebildete Ganze theilen zu können, um nicht nur ganze, sondern auch halbe und Viertel-Loose zu haben. Wer sich wundert, daß ein solcher Handel so allgemein hat werden können, der frage doch nur was jetzt geschieht, wo das Lotto errichtet ist, wo einige Gewinne, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, zu diesem öffentlichen Hazardspiele ziehen, wo alle Gewerbe schläfriger getrieben und von manchen gänzlich verlassen werden, weil man den Arbeitern ein bequemeres Mittel reich zu werden gewiesen hat. Man kann den Tulpenhandel sehr gut brauchen, um dadurch einem jeden den Aktien-Handel zu erklären, von dem so viele in Zeitungen lesen, und in Gesellschaften reden, ohne ihn zu verstehen, und damit will ich mich denn allenfalls bei dem entschuldigt haben, der jenen Windhandel meiner Erläuterung nicht werth hält."

Ein langer Auszug aus einem kleinen Büchlein, das aber noch viel des Lesenswerthen enthält, und das große Verdienst hat, daß es sich nicht mit unnützen Worten befaßt, sondern mit Thatsachen. Wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. dem Aktien-Handel in Beziehung auf den Scharfsinn den er weckt und exercirt, und in seinem Verhältniß zu allem politisch Neuen mehr Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Das hat das neunzehnte vor dem siebenzehnten Jahrhundert voraus, daß es in der Spekulation politischer geworden ist; wie denn nichts von der Berührung mit der Politik sich ganz fern halten kann, nicht einmal die Kritischen Blätter. Der Verf. scheint prophezeien zu wollen, daß der Aktien-Handel ein Ende nehmen wird, wie alle Dinge unter dem Mond. Aber wir bedürfen erst einer ganz andern politischen Atmosphäre, bevor wir dieses empfindlichste aller Thermometer entbehren können.

Dem Werkchen sind drei sehr nützliche Tabellen angehängt; eine Uebersicht der von 1815 bis 1829 in Europa gemachten Staatsanleihen, ein Verzeichniß der Staatsschulden der europäischen Mächte, und den Stand der Bank von England, nach parlamentarischen Dokumenten. Letzteren hätten neuere Zeitungsangaben beigefügt werden dürfen, wenn sie gleich nicht offiziell sind. Das mag in einer zweiten Auflage geschehen. Für eine solche empfehlen wir dem Verf. ein Motto aus dem Sommernachtstraum (5, 1.). Nach den gewöhnlichen Ausgaben sollte man schließen, es sei von einem Poeten die Rede. Aber die Lesart, nach der wir übersetzen, ist die alte, und offenbar ursprüngliche.

"Des Maklers Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zu Russen, blitzt zu Dänen nieder;
Und wie die reiche Phantasie Gebilde
Von beigischen Staffetten ausgebiert,
Gestaltet sie der Säuselkiel, verleiht
Dem luft'gen Nichts den festen Sitz und Namen.
So gaukelt die gewalt'ge Einbildung,
Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
Wie leicht, daß man den Bull für einen Bären
hält!"

Novitäten.

Völkergallerie. Abbildungen aller Nationen, mit Beschreibung. 28 Heft. Meißen, Goedsche. 9 ggr.

Abicht: Der Arzt für diejenigen, welche an Verschleimung leiden. Nordhausen, Fürst. 8 ggr.

Kind: Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipzig, Hartmann. 2 Thlr. 6 ggr.

Schultheß: Neueste theologische Nachrichten. Zürich, Schultheß. 1 Thlr. 12 ggr.

Reichenbach: Neueste Obstkörbe. (Neue Sorten Birnen, Aepfeln, Kirschen, Pflaumen.) Berlin, Oehmigke. 12 ggr.

Schäffle: Beiträge zur Methodik des Rechnens. Stuttgart, Cotta. 9 ggr.

J. G. Müller: Blicke in die Bibel. Nebst Anhang hinterlassener Noten zur Bibel von Joh. v. Müller. Nach dem Tode beider Brüder herausgegeben von Kirchhofer. 2r Bd. Winterthur, Steiner. 1 Thlr. 12 ggr.

Niemann: Handbuch der Münzen, Maaße und Gewichte aller Länder der Erde. In alphabet. Ordnung. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 ggr.

Memminger: Wirtembergische Jahrbücher. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Caroline de la Motte Fouqué: Gesinnung und Streben in den Jahren 1774 — 1778. Stuttgart, Cotta. 12 ggr.

Cornelius: Umrisse zu Dante's Paradies. Leipzig, Börner. 1 Thlr 12 ggr.

Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1831. 6r Jahrgang. Gotha, Perthes. 1 Thlr.

Zschocke: Ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. 10 Bände. 12. 2e Auflage. Aarau, Sauerländer. 6 Thlr. 16 ggr.

A. W. Schlegel: Indische Bibliothek. III. Bandes. 1s Heft. Bonn, Weber. 18 ggr.

Raupach: Die Schleichhändler. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1 Thlr.

Verhandlungen der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahr 1829 — 30. III. Band. 4 Abth. Beilagen. II. Band. 2 Abth. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Neumann: Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit der Seele, aus dem physiolog. Standpunkte. Bonn, Weber. 16 ggr.

Eginhard: Zwanzig Parodieen bekannter Gedichte. Quedlinburg, Basse. 6 ggr.

Niemeyer: Heldenbuch. 6e Aufl. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 16 ggr.

Förster: Ossian's Gedichte, neu übersetzt. 2e Aufl. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr.

Langenschwarz: Erste Improvisation in München, Stenographisch aufgenommen von Gabelsberger. München, Finsterlin. 4 ggr.

Villaret: Die Kunst sich selbst zu frisiren. Stuttgart, Neff. 8 ggr.

Weber: Vorlesungen zur Aesthetik, vornämlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Hannover, Hahn. 1 Thlr. 16 ggr.

Hormayr: Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Neue Folge. 2r Jahrgang. München, Franckh. 2 Thlr. 12 ggr.

Spindler: Blümlein Wunderhold. Stuttgart, Franckh. 1 Thlr. 6 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄTS

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

20. Hamburg. Montag, den 15. November. **1830.**

Inhalt.

Immermann: Tulifäntchen..... Seite 153
Hormayr: Vaterländisches Taschenbuch.. " 155
Briefe aus Paris, aus der großen Volkswoche..... " 159

Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen. Von Karl Immermann. Hamburg, 1830. Hoffmann und Campe.

Wenn Tulifäntchen nicht in der deutschen, sondern in irgend einer fremden Zunge verfaßt wäre, so würden wir uns keinen Augenblick quälen, sondern sprechen, es ist ein Schwank, und zwar ein ganz amüsanter, und mitunter witziger Schwank. Aber in diesem philosophischen Zeitalter der deutschen Poesie würden wir uns einer ganz ungewöhnlichen Stupidität anzuklagen haben, wenn wir nicht uns nach Kräften bemühten, eine Beziehung aufzufinden, an die der Leser zuletzt denken wird, und der Dichter vielleicht gar nicht gedacht hat. So will es die deutsche ästhetische Kritik.

Ob der Dichter irgend eine tiefere Bedeutung im Sinne gehabt hat? Wer darf es bezweifeln — wer, der das "Billet an Michael Beer" gelesen hat, den geharnischten Prologus, [illegible] Tulifäntchen sich einführt? Tulifäntchen thut so unschuldig, und doch so wichtig — so albern, und doch so lebensklug — so unbefangen, und doch so vielfach anspielend auf Welt und Zeit und Poesie, daß man sieht, Tulifäntchen weiß in der Aesthetik Bescheid,

"and more is meant than meets the ear."

Man höre denn, andächtig und mit würdiger Fassung, des Dichters Botschaft an den Verfasser des Paria: —

"Tulifäntchen kommt und spricht:
Von dem Vater soll ich melden,
Er sei ganz und gar der alte
Grillenfänger, unter strengem
Zauberbanne Wechsel duldend;
Jetzt in trostlos öde Wüste
Hingeschleudert, und zurück
Dann mit einem Schlag geschmeichelt
In das jüngste Paradies. —
Manch ein Edler will ihn anders,
Er will manchen Edlen anders,
Er bleibt Er, Sie bleiben Sie, ...

(o Wunder der Toleranz und der Philosophie! o unbezahlbarer Talisman wider die Revolutionen! o unübertreffliche Apologie des Bestehenden!)

Er bleibt Er, Sie bleiben Sie,
Und so leben Welt und Dichter
In dem wunderbarsten Einklang.

"Tulifäntchen kommt und spricht:
Ich bin nur ein winz'ger Bursche,
Ich bin nur ein armes Garnichts. . . . . .

(Wer erinnert sich hier nicht der sinnigen Zeile "Ist das nicht das Garzuwenig?" aus einem Volkslied voll zarter Gemüthlichkeit, welches also anhebt "Ist das nicht die Lichtputzscheer?")

Ich bin nur ein armes Garnichts.
Mein Verdienst, vom Sonnenstäubchen
Wird es waidlich überwogen;
Doch der Vater sprach, mir solle
Nicht das Herz darob erkranken.
Jeder zeige hier zu Lande,
Sein Gesicht, krumm oder grade,
Wie's gewachsen sei; er frage
Nicht darnach, ob seinem Nächsten
Krämpfe vom Aspekt entstünden.
Darum soll ich meines kecklich
Auch nur weisen allen Leuten,
Denn mir habe Keiner ja
Was geschenkt, so hab' ich keinem
Deutschen Landsmann was zu danken,
Und wer mich nicht wolle ansehn,
Könnn' es wirklich bleiben lassen."

Das wollen wir denn doch Keinem gerathen haben. Vielmehr bitten und beschwören wir unsere Leser, die den Räthselrathen ganz gewiß besser bewandert sind als wir selbst, Tulifäntchen freundlich aufzunehmen, aber nicht als Lektüre für müssige Stunden, nicht aus bloßer gedankenloser Zerstreuungssucht, sondern um ihren Scharfsinn zu exerziren, mit Absicht und Bewußtsein, wie man in's Trauerspiel geht, um die Leidenschaften durch Furcht und Mitleid reinigen zu lassen, in's Lustspiel aber, um die Idee der Vernichtung des Endlichen sich zu vergegenwärtigen. Denn auf dem Höhepunkt des Jahrhunderts der Kritik geht Niemand in's Theater, nimmt Niemand ein Buch in die Hand, bloß um sich zu zerstreuen, bloß um sich zu amüsiren.

Also was ist Tulifäntchen? Daß es Garnichts ist, darf man nicht glauben, schon weil es selbst, aus übergroßer Bescheidenheit, es deklarirt. Ein komisches Epos also? Eine Parodie? Eine Batrachomyomachie? (denn der gute alte deutsche Froschmäuseler ist so gänzlich vergessen, daß den Meisten das griechische Wort geläufiger sein wird, als das deutsche) — und hat Immermann den Versuch machen wollen, ob von unserer Zeit gilt, was Livius von der seinigen aussagt — daß sie weder die Uebel ertragen kann, noch die Heilmittel — weder das heroische Epos, noch die Parodie desselben, das komische? Während unsre Leser, wie billig, zu dem von Ansehen äußerst zierlichen Bändchen selbst sich wenden, um zu bestimmen, ob der Dichter das gewollt, und wie der Versuch ausgefallen, wenden wir uns zu einer flüchtigen Analyse des Heldengedichts in drei Gesängen.

Tulifäntchen ist der spätgeborne Sohn des Don Tulifant und der Donna Tulpa. Tulifäntchen ist aber so unbeschreiblich klein von Leibesgestalt, daß die Aeltern vor Jammer vergehen wollen, wähnend, der Letzte der Tulifanten werde das alte Geschlecht nicht wieder zu Ehren bringen. Da kömmt das goldbeschwingte Wunder, Fee Libelle, um sie zu trösten.

"Weine nicht o Donna Tulpa,
Seufze nicht, Don Tulifant!
Denn ein Sohn werd Euch geboren,
Der des Hauses Stern und Blume:
Dieß, die Zukunft wissend, sag' ich.
. . . . . .
Jetzo ist die Zeit des Kleinen,
Thaten im verjüngten Maaßstab
Will die Welt; noch einmal sag' ich,
Freut Euch dieses winz'gen Helden!"

Tulifäntchen verlangt vom Vater Waffen, um in die Welt hinaus zu ziehen auf Abenteuer. Der Vater spottet; aber beschämt und erfreut durch des Sohnes aufflammenden Muth schafft er ihm Waffen.

"Tulifant, der Vater, sitzet
Bei dem Licht in seiner Kammer,
Schafft das Schwert dem tapfern Söhnlein,
Eine Federmesserklinge,
Stark und scharf und spitz und stahlblank
Hält er in den Händen, schmelzet
Siegellack, und macht den Griff dran
Von dem Siegellack in Kreuzform.
Welch ein Prachtgewehr, unscheltbar!
Federklinge mit dem Lackgriff! . . . . . .
Donna Tulpa sucht in Zähren,
Frommen Zähren, Mutterzähren,
Einen Silberling, durchlöchert.
Dem gefundnen zieht sie Fäden,
Seidne Fäden, starke Fäden
Durch die Löcher, schlingt die Knoten.
Ei, welch mächtig Silberschildlein,
Mit den Riemen, seidenfadig!"

Darauf wird das Schlachtroß vorgeführt, der loyale Zuckladoro. Tulifäntchen setzt sich dem

Digitized by Google

Schimmel in's Ohr, das Vieh hält sein Ohr steif aus Vernunft, und der Ritter reitet auf Thaten aus.

Er gelangt nach Micromona, in's Reich der Frauen: eine gewaltige Brünette führt ihn, den fremden Mann (denn Männern ist der Eintritt in's Gebiet von Micromona verwehrt) nach dem Pallast: die Königin Grandiose sinnt auf das Wohl ihrer Unterthanen: eine große Brummfliege reizt ihren Grimm, und die lieben Getreuen fürchten das Schlimmste von dem gereizten Zorn der Königin.

"Fürstenzürnen, böses Zürnen!
Königsgrimm, o schlimm Verhängniß!"

Tulifäntchen gelingt es, die Brummfliege zu erlegen. Er wird für den Ritterdienst königlich belohnt, der Kleine; die Königin ist mit ihren politischen Betrachtungen zu Ende gekommen; hier das Resultat: —

"Künftig wird, behufs Ersparung
Ueberflüss'ger Dinte, niemals
Ueber's i das Punkt gesetzet.
Hundertzwanzig Kommissarien
Werden wir sofort ernennen
Mit auskömmlichen Diäten,
Das Gesetz emporzuhalten."

Klingt das nicht wie politische Satyre? Aber wie fein angelegt! Wie gewandt! Die Hammelburger Reise ist nichts dagegen. Gulliver verbirgt sein Haupt. Uebrigens wird Tulifäntchen Ritter des Ordens vom Pantoffel. Damit endigt der erste Gesang: Tulifäntchen Fliegentödter.

Der zweite Gesang ist überschrieben: Die Mauer von Brambambra. Tulifäntchen will wieder fort, auf Abenteuer reiten. Die Königin Grandiose hat ihm anvertraut, daß der Riese Schlagadodro ihre Tochter Balsamine geraubt, das einzige überlebende von sechszehn hoffnungsvollen Kindern, die sie ihrem nun verstoßenen Gemahl geboren.

"Die Parze spann vom Rocken
Rasch ihren Flachs; sie starben an den Pocken.
Vermittelst der Vaccine
Erhielt ich nur Prinzessin Balsamine.
Die Tochter, seit der Kindheit
War stets ein Muster lernender Geschwindheit.
Sie stand mit achtzehn Lenzen
Beinah an jedes Wissens letzten Gränzen,
Trieb dreizehn todte Sprachen,
Und las am liebsten philosoph'sche Sachen.
Anatomie in's Kleinste
Verstand sie, spaltete Begriffe auf das Feinste!"

Dieses Wunder von Gelehrsamkeit (wir vermuthen, daß das Bildniß der "gelehrten Schönen" in Castelli's Taschenbuch für 1831 ihr Portrait vorstellt) ward von dem Riesen entführt, weil er, ein großer Ignorant, sich von ihr wollte in den Wissenschaften unterrichten lassen. Seine übrigen Lehrer pflegte er von Zeit zu Zeit todtzuschlagen, und Tulifäntchen trifft einen sterbenden Musiklehrer, den Ritter Fis von Quinten, der vor der Schloßmauer seine Seele mit einem Triller aushaucht.

"Tulifäntchen saß bewegt
Auf der Brust des Todten, weinte:
Rächen will ich Fis von Quinten,
Retten will ich Balsaminen!

Kam ein Bauer, seufzt' und klagte:
Ach, der Riese fraß mein Korn!
Ach, wer hilft, wer hilft mir Armen?

Sprach der Held, Don Tulifäntchen:
Ich will diesem Bauer helfen,
Ich will rächen Fis von Quinten,
Ich will retten Balsaminen.

Kam ein Schäfer, seufzt' und klagte:
Ach, der Riese stahl das Schaaf!
Ach, wer schützt, wer schützt mich Armen?

Sprach der Held, Don Tulifäntchen:
Ich will diesen Schäfer schützen,
Ich will jenem Bauer helfen,
Ich will rächen Fis von Quinten,
Ich will retten Balsaminen.

Kam der Apfelbaum gewackelt:
Riese frißt mir alle Aepfel!
Ach, wer schirmt die Zweig' am Stamme?

Sprach der Held, Don Tulifäntchen:
Ich will Deine Zweige schirmen,
Diesen Schäfer will ich schützen,
Jenem Bauer will ich helfen,
Ich will rächen Fis von Quinten,
Ich will retten Balsaminen.

Kam die Luft heran und klagte:
Mich zerreißt der Ries' mit Schnarchen,
Ach, wer heilet mich, die Arme?

Sprach der Held, Don Tulifäntchen:
Heilen will ich Luft mit Blute,
Schirmen Apfelbaumes Zweige,
Diesen Schäfer will ich schützen,
Jenem Bauer will ich helfen,
Rächen will ich Fis von Quinten,
Und erretten Balsaminen.

Sank die Sonn herab und klagte:
Mir wird übel von dem Riesen,
Wer bringt ihn mir aus den Augen?

Sprach der Held, Don Tulifäntchen!
Ich verberg' ihn Dir im Grabe,
Süßer, goldner Tagesquell!

Auf vom Leichnam sprang begeistert
Unser liebenswürd'ger Held.
Bauer betet, Schäfer betet
Für den Paladin, den kleinen,
Apfelbaum wirft ihn mit Blüthen,
Luft, gleich einer Siegesfahne,
Weht vor ihm her gewaltig,
Sonne sieht ihm günstiglächelnd
Nach auf seiner großen Bahn.

Schlaf in Frieden, Fis von Quinten!
Hoff' Erlösung, Balsamine!
Zittre, zittre, Schlagadodro!"

Ueber Schlagadodro's Herkunft erhält man noch sehr belehrende Aufschlüsse.

"Schlagadodro! Schlagadodro!
Ungeschlacht hieß dein Herr Vater,
Tramplagonde die Frau Mutter,
Und Du selbst heißt Schlagadodro!" —

Hat ein allegorischer Dichter (denn wir fangen an zu glauben, daß weder ein komisches, noch ein satyrisches, sondern ein allegorisches Epos vor uns liegt) — hat, seit John Bunyan, ein allegorischer Dichter durch die bloßen Namen seiner Helden Größeres geleistet?

Fee Libelle erscheint, und giebt Tulifäntchen Anleitung, wie er dem Ungethüm an's Leben kommen soll. Ein englischer Maschinenmeister hat die Mauer von Brambambra erbaut — ein großes Wunder der Mechanik, trotz der Waterloobrücke; denn nicht durch Kitt, nicht durch Nägel, nicht durch Schrauben, nur durch einen einzigen, dünnen Stift im Schwerpunkt wird das Werk zusammengehalten. Schlagadodro sitzt auf der Mauer; sinnt auf Balsaminen's Mord, nimmt des Ritters Herausforderung für das dünne Zirpen eines Heimchens. Balsamine läßt ihn zu sich entbieten, läßt ihm sagen, sie wolle französisch mit ihm treiben. Er schickt die Zofe weg — er werde gleich kommen.

"Zitternd raffte sich das Zöfchen
Auf und ging. Der biedre Riese
War allein mit seiner Größe.
Sprach: Zwei Dinge kenn' ich einzig,
Die mir einzuflößen Ehrfurcht
Sind im Stande. Nämlich erstens,
Mein Charakter. Darauf zweitens,
Diese Mauer. Beide passen
Wie gegossen auf einander;
Ganz massiv sind alle Beide,
Für die Ewigkeit gegründet.
Bagatellen sind dagegen
Höll' und Himmel. Wohl das Beste
Wär's, ich ließ' den ganzen Kram,
Religion und Gott und Teufel,
Glaubte künftig an mich selbst nur,
Und an meine ehr'ne Mauer!
Doch wie ist mir denn? Was wackelt
Mir so seltsam unter'm Kreuzbein?"

Ist das nicht sonnenklare Allegorie? Bedeutet nicht Schlagadodro den Zeitgeist, oder mindestens die Naturphilosophie? So ist's; der Riese wird erschlagen; der winzige Ritter aber von der Fee beschirmt; nur sein Schimmel muß auch das Leben lassen, der lopale Zucklador. Das vermögen wir nicht allegorisch zu deuten. Unsre Leser werden weiter sehen als wir.

Der dritte Gesang, Balsamine, eröffnet sich mit einer langen Apostrophe an den "Widerspruch, den Herrn der Welt." Darauf vernimmt der alte Tulifant die Kunde von des Sohnes Großthaten, und stirbt vom Anblick der Trophäen. Im Reiche Micromona ereignet sich Großes.

"Auf den Spezialbefehl
Kön'gin Grandiosens, glänzend
Der Prinzessin anvermählt
Der lavendelduft'gen Fürstin
Wird der Held Don Tulifäntchen."

Digitized by Google

Aber Balsamine ist lästerlich undankbar. Sie betrauert noch den Verlust des Schlagadodro, der mit seiner großartigen Natürlichkeit ihr Herz gewonnen hatte. Den kleinen Gemahl traktirt sie gar zu schlecht. Einmal legt sie ihn als Lesezeichen in einen dicken Folioband von Jakob Böhmens Schriften. Giebt es eine Folio-Ausgabe von Boehmens Schriften? Uns ist keine solche bekannt; und wenn Einer von unsern Lesern die Frage zu beantworten weiß, so rathen wir ihm, sich seine Kenntniß nicht merken zu lassen: man wird ihn sonst für einen Mystiker nehmen. Soviel ist klar, Balsamine, die lavendelduftige Fürstin gehört zu den Apostaten des Rationalismus, und den Neophyten der Mystik. Das Ende von Tulifäntchens Leiden ist, daß er von der Gemahlin in einen Vogelkäfig gesperrt, und vor dem Fenster aufgehangen wird. Er faßt den verzweifelten Entschluß, sich hinunterzustürzen auf das Straßenpflaster, um im Tode die Freiheit zu finden. Aber Fee Libelle tritt wieder rettend zwischen seinen Ruhm und sein Geschick. Die Feenwirthschaft verdient wohl, daß man einen Augenblick dabei verweilt.

"Auf der Elfenwiese, duftig,
An dem Hügel, Erlengrün,
Wo das Bächlein plaudert lieblich,
Lacht und scherzt das heimlich muntre
Fest der zarten, goldnen Fee.

Denn heut ist Johannisnacht,
Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Auszuruhn vom sauren Pochwerk,
Sitzet auf der Felsenkante,
Wo hinunter steigt der Mondmann
Mit Nachtwandlerinnen lustig;
Wo der Salamander buhlet
Feurig um das Fräulein Irrlicht
In dem Torf- und Mooresgrunde;
Wo an jeder Lindenblume
Fröhlich sich ein Sylphchen schaukelt,
Wo den schilf'gen Strom hinabwärts
Schwimmt der Nix mit Floß und Schuppen,
Base Meerweib zu besuchen.

An dem Hügel, Erlengrün,
Auf der Elfenwiese, duftig,
In dem Kelch der rothen Tulpe
Saß die zarte Fee Libelle,
Saß das Goldbeschwingte Wunder,
Aeußerst glänzend war das Fest;
Zu der Tulpe Füßen spielte
Der Tonkundigen Cicaden
Auserwählteste Kapelle
Stücke von den besten Meistern.
Ernsthaft standen Excellenzen
Feuerwürmer, mit den glühnden
Ordenssternen, in der Runde,
Flogen dann und wann galant
Zu den Damen, die in Lüften
Schwebten strahlend, reichgeputzet,
Zu den lieblichen Libellen.
Diese sind des Tages nur,
Nachstellungen zu entgehn
Vor des Menschen ew'ger Tücke,
Argverzaubert in die Leiber,
Die wir sehn um Wässer flattern.
Nachts, wenn anbrach Geistertanz,
Werden Jungfräulein sie Alle,
Schön und rosig, Glanzgeaugt,
Leichte, bunte Flügelelfen.

Kleine Pág'lein präsentirten —
— Gnomenknäblein guter Herkunft —
Blüthenpunsch in Maienglöcklein;
Alles lacht und scherzt und tändelt,
Alles glüht und funkelt, schwirret
Um den Thron der zarten Kön'gin,
Um den rothen Tulpenthron.

Heiter sprach das goldne Wunder:
Nun beginnt die Lustbarkeit,
Dieser Nacht geweihter Reigen,
Nun beginnt der Thauperltanz!

Alsobald in Ordnung stellten
Sich die lieblichen Libellen,
Faßten sich im Kreis geschlungen,
Tanzten nach dem frohen Takte
Der Tonkundigen Cicaden
Auf des Thaues Perlen munter
Ringelreigen um die Kön'gin,
Um den rothen Tulpenthron,
Sicher, ohne je zu fehlen
Hüpften sie von Perl' zu Perle,
Keine Perl zerfloß erschüttert,
Nicht einmal erbebt' ein Perlchen
Von dem Druck der Lilienfüße;
Seht, so leicht sind die Libellen.
Doch die glühnden Excellenzen
Feuerwürmer, gingen ernsthaft,
Rund in dieses Reigens Mitte,
Fackelträgerdienst versehend.

Aber als der Reigen kreiste
Nun zum drittenmal mit Jubel
Auf den Mondbeblinkten Perlen,
Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Roß,
Jetzt die Silberblühnde Wolke."

Die Wolke sagt Tulifäntchens Unstern an. Die jüngste der Libellen, die ihn längst geliebt, das weiche Rosalindchen, fällt sofort in Ohnmacht mit leisem Schrei. Nur die zarte Fee Libelle bleibt gefaßt; sie gebeut:

"Auf Ihr Pagen sagt dem Kutscher,
Sagt dem rauchen Bärenvogel,
Er soll gleich die Equipage
Mit den sechs Hirschkäfern schirren!" . . . . . .

"Aber alle Gnomenpäglein
Kamen sehr bestürzt und riefen:
Fürstin, ach, der alte Kutscher,
Ach, der rauche Bärenvogel
Hat sich gänzlich übernommen
In gestohlnem Blüthenpunsche,
Liegt und schnarcht im Stall, er ist,
Fürstin, zum Excess betrunken.
Rief die zarte Fee Libelle:
Er ist morgen aus dem Dienste!
Tausendmal warnt' ich den Schlemmer,
Endlich muß ich stiften Ordnung. —

Die Fee Libelle nimmt die Dienste ihrer Cousine, der silberblühenden Wolke, in Anspruch. Sie langt eben im rechten Augenblick an. Tulifäntchen wird gerettet: ein Feenpallast erbaut sich aus dem Stegreif: Rosalindchen ist des Ritters Braut.

"Wie aus weiter Ferne, leis
Rief die zarte Fee Libelle:
Fort, nach Sinnistan! Der Held
Hat vollendet auf der Erde
Und gehört er. Ew'ge Jugend
Kostet er nun in dem schönen,
Traumesel'gen, grünen, tiefen,
Wunderblühnden Reich der Geister! —

Auf des Windes Rücken schwebte
Jetzt empor der Wolkenpallast,
Prachtverklärt! Er schwebt' und schwebte,
Bis er schwand zum hellen Punkt,
Bis er schwand in den Azur.

Nicht auf Erden mehr gesehn
Ward der Held, Don Tulifäntchen."

Man kann nicht unzufrieden sein mit solchem Schluß. Aber Immermann mag uns auf der Erde bald wieder Etwas sehen lassen. Es darf auch etwas Ernsteres sein.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. München, 1831. Franckh.

Der unermüdete Verfasser hat wiederum eine Reihe historischer Bilder und antiquarischer Untersuchungen zusammengestellt, und auch poetische Beiträge von einigen talentvollen jungen Romanzendichtern in seine Sammlung aufgenommen. Wenn auch Manches sich in dem Bändchen findet, was nur von lokalem, oder wenigstens provinziellem Interesse sein kann, (wie denn auch dem "historischen Tagebuch für Baiern" eine in dieser Beziehung verhältnißmäßige Ausdehnung gegeben ist) so wird doch auch manches allgemein Ansprechende seinen Werth für Leser aus andern Provinzen, als Oestreich und Baiern geltend machen. Dahin zählen wir besonders den Aufsatz "die Kaunitze," der sich als Nr. 84. den in früheren Jahrgängen mitgetheilten Ahnentafeln anschließt, und den wir wohl ohne Irrthum dem Herausgeber zuschreiben dürfen.

Den Ursprung des Hauses der Kaunitze verfolgt der Verf. bis in die legendenhafte Vorzeit des böhmischen Volkes, und giebt Notizen über die bedeutendern Sprößlinge des alten Geschlechts bis herab auf denjenigen, durch dessen Namen es eigentlich der Geschichte angehört — Wenzel Anton Kaunitz, den Fürsten. Einige Momente

Digitized by Google

aus dem Leben und der Charakteristik des Letzteren werden unsern Lesern, nach der Darstellung des Verfassers in verjüngtem Maaßstab hier mitgetheilt, nicht unwillkommen sein.

Wenzel Anton Kaunitz war, als einer der jüngsten aus der Zahl von zwanzig Geschwistern, dem geistlichen Stande bestimmt, aber der Tod älterer Brüder ließ ihn sich zum Rechtsstudium wenden, das ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete — so glänzend, als sie ohne den höheren Scharfblick, ohne den umfassenderen Geist, der ihm abging, leicht einem Staatsbeamten zu Theil werden konnte. Zu Wien, Leipzig und Leiden, und auf einer Reise durch Großbritannien, Frankreich, die Niederlande und Italien, bildete er sich, nach der damaligen Sitte des östreichischen Adels, und bereitete sich zum Staatsdienste vor. Maria Theresia übertrug ihm im ersten Jahr ihrer Regierung eine politische Sendung nach Italien, und einige Jahre darauf eine ähnliche nach den Niederlanden. Bei dieser Gelegenheit, und noch entschiedener bei seinem Aufenthalt in London (1747) entwickelte sich bei Kaunitz die leitende Idee seiner Politik; daß nicht in einem englischen, noch in einem holländischen Bündniß, sondern in einer Annäherung mit Frankreich allein Heil für Oestreich sein werde. Das englische Kabinet hatte Freundschaft mit Oestreich gehalten, weil Oestreich auf dem Kontinent ein Gegengewicht gegen die französische Macht abgab. Aber das System änderte sich; Oestreich sollte nicht zu mächtig, nicht zu selbständig werden; auf andere, kleinere Mächte war der Blick des englischen Ministers gerichtet, die, wenn sie zusammenwirkten, Frankreich im Schach halten könnten; Preußen und Sardinien sollten zu diesem Zweck vergrößert werden, und zwar auf Kosten Oestreichs. Wenn Kaunitz diesen Plan durchschaute, und wenn er im Rathe der Kaiserin der Einzige war, der so weit sah, so gereicht dieß mehr zur Schande seiner ältern Miträthe als zu seiner Ehre. Denn gar zu wenig schien es den englischen Minister zu kümmern, ob seine Absicht sich verriethe oder nicht. Einmal hatte Chesterfield, in heftigem Wortwechsel mit Kaunitz, gesagt: — "Le roi de Sardaigne n'a pas tort, n'a jamais eu tort, n'aura pas tort, et ne peut pas avoir tort" — eine Naivetät, der außer Wellington's berühmtem "It can be no mistake, and it shall be no mistake," nur wenige Aussprüche von Staatsmännern an die Seite gestellt werden können. Kaunitzen's Benehmen in der entscheidenden Sitzung des Staatsraths war charakteristisch. "Kaunitzen als den jüngsten traf die Rede zuletzt. Während nun Graf Corsitz Uhlefeld, (der bisherige Minister des Aeußern, ein gefälliger Hofmann, aber kein Staatsmann,) Königseck, Harrach und der kraftvolle Emporkömmling Bartenstein für die Fortsetzung des alten Bundes mit den Seemächten stimmten und ihre Meinung mit Gründen und Lebhaftigkeit unterstützten, schien Kaunitz an keinem ihrer Worte auch nur den fernsten Antheil zu nehmen, und beschäftigte sich indessen damit, Federn zu schneiden, seine Uhr repetiren zu lassen und kleine Derangements in seinem Anzuge mit ächt französischer Sorgfalt zu verbessern, so daß die lebhafte Kaiserin darüber in mühsam unterdrückten Unwillen gerieth. Als aber der Letzte vor ihm geredet hatte, ergriff der, bis dahin leblose Kaunitz das Wort mit einer Bestimmtheit, wiederholte und widerlegte die Gründe der Anderen aus seinen neuesten Erfahrungen, mit einer solchen, wenn schon immer kaltblütigen, dennoch siegenden Beredsamkeit, daß auf der Stelle für seine Meinung entschieden und wenige Wochen darauf Uhlefeld Oberst-hofmeister, Bartenstein böhmisch-östreichischer Vicekanzler, Kaunitz aber Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bald darauf geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler wurde."

Der Verf. macht hier die Bemerkung, Kaunitz habe das Ministerium des Aeußern "auf jene erste Stuffe gebracht, die es bei einer Macht des ersten Ranges nothwendig einnehmen, die Initiative und das letzte Wort haben muß". Dieß ist nicht sehr klar gesagt, und vielleicht nicht sehr klar gedacht. Die Wahrheit, die der Bemerkung zu Grunde liegt, ist ohne Zweifel nur diese — daß Einheit im System der innern Verwaltung sowohl als der auswärtigen Verhältnisse bei einer großen Macht noch dringenderes Bedürfniß ist als bei einer kleinen. Aber eine Präponderanz des auswärtigen Ministeriums ist dadurch noch keineswegs bedingt. Ist eine solche vorhanden, ist sie eine Präponderanz des Talents, und der richtigeren, freieren Ansicht, so wird sie, wie in Canning's Fall, sich geltend machen; der auswärtige Minister wird die Seele des Kabinets sein, oder er wird unmittelbar an die Spitze desselben gestellt werden: aber nur, weil er in seinem früheren Departement von Principien ausging, deren politischer Charakter mit der Stimmung der Nation, oder in absoluten Staaten mit der Stimmung des Hofes zusammentrifft. Der Minister des Auswärtigen wird in größeren Staaten, in den meisten Fällen, entweder der einflußreichste, oder ein gänzlich abhängiger Minister, und bloßes Organ desjenigen sein, der an der Spitze steht. So hat man zwar von der auswärtigen Politik des Herzogs von Wellington, nicht aber von der des Lord Aberdeen reden hören. Eine andere Bemerkung läßt sich bei dieser Gelegenheit kaum unterdrücken — daß nämlich in einem Lande, wo die öffentliche Meinung etwas gilt, und daß namentlich in England, ein Ministerium durch seine auswärtige Politik steht oder fällt. England ist wahrlich in diesem Augenblick im Innern keineswegs beruhigt zu nennen. Vieles wird für Irland, Vieles für die niedre, das ist, die unterdrückte Klasse gethan werden müssen; und das Volk will endlich, nach Jahrhunderten einer Repräsentation der Begüterten und Begünstigten, auch repräsentirt sein. Aber nicht diese Dinge, sondern ein Wort in der Thronrede, die belgischen Verhältnisse betreffend, ist es, was den Puls des Staatskörpers — man weiß, in welcher Region er schlägt — so fieberhaft afficirt hat. "Im Laufe der vergangenen Woche", sagt der Börsenbericht vom 5ten d. M., "würde das Gerücht von einem bevorstehenden Ministerwechsel die engl. Fonds um 2 Procent niedergedrückt haben. Gestern hieß es, der Herzog werde abdanken — und sogleich stiegen Consols um 1 Procent: sie fielen aber wieder, und schlossen zu 81⅛, weil das Gerücht sich nicht bestätigte. Heute wichen sie auf's Neue, und stehen nun 80⅞, ⅜; sie werden nicht aufhören zu sinken; denn in Paris deutet man die Thronrede wie hier; und hier in der City ist der Umschwung der öffentlichen Meinung nicht zu beschreiben." Daß man diese Zahlen nicht verachte: sie sprechen deutlicher als Worte, wirken mächtiger als Reden. Und — um die Abschweifung zu schließen — Pitt selbst würde in diesem Augenblick, mit zehn Finanzprojecten in seiner Manier, mit hundert Citationen aus Horazens Oden, Epoden, Satyren und Episteln, die Zustimmung der Nation zu einem Krieg mit Frankreich nicht erhalten.

Kaunitz freilich war durch solche Rücksichten nicht gebunden. Er hatte die Zustimmung seiner Kaiserin; und es war an ihm, die Mittel zum Zweck anzugeben. Wie er sie gewählt, davon hier eine kleine Probe. "Nicht verschmähte Kaunitz zu großen Zwecken kleine Mittel. Er unterhielt mit Frau von Pompadour einen ununterbrochenen Briefwechsel. Sie entfernte augenblicklich den Kardinal Bernis und ersetzte ihn durch den Lothringer Choiseul. — Nichts hat wohl Kaunitzen Zeitlebens mehr Mühe gekostet und kein Staatsgeheimniß mag je strenger bewahrt worden sein, als daß Er — Theresien — vermochte, an die Pompadour zu schreiben und sie in einem halb scherz-, halb ernsthaften Briefe: 'Madame, ma très chere soeur' zu benennen! — Aber es galt Schlesien, es galt der Rache an dem überlegensten Feind."

Im Januar 1756 ward ein Bündniß geschlossen zwischen England und Preußen — am 1. Mai

Digitized by Google

ein andres zwischen Oestreich und Frankreich, das erste nach dreihundert Jahren des Hasses und der Eifersucht. Erneuert und erweitert ward das letztere am 31. Dec. 1758. Aber die Uebermacht, auf welche Kaunitz vertraut hatte — die Masse der achtzig Millionen, die er gegen sieben verbündet hatte — scheiterte an dem Muth und der Kriegskunst des Gegners, und an der Unfähigkeit von Feldherren, die nur mit Mühe einen Vortheil zu gewinnen, und ihn nur zu gewinnen im Stande waren, um ihn wieder zu verlieren. Nach dem Tag von Kunnersdorf schrieb Friedrich: — "Alles ist verloren. Ich bereite mich zum Tode. Die Archive nach Potsdam! Die königliche Familie weg von Berlin! Es mag nur gleich mit dem Feinde kapituliren." Aber schon am folgenden Morgen ließ er dem Herzog Ferdinand sagen, daß noch nicht Viel verloren sei: denn die kurze Frist hatte hingereicht, um ihn zu überzeugen, mit welchen Gegnern er es zu thun habe. Der Krieg war von östreichischer Seite durchaus ein verfehlter; der Frieden (15. Jan. 1763) schmerzlich, aber nothwendig; und Kaunitzens Verdienst beschränkte sich darauf, in der innern Verwaltung die unglücklichsten Folgen des Krieges so viel als möglich zu neutralisiren, und nach und nach wieder gut zu machen.

Was der Verf., der die innere Regeneration Oestreichs nicht minder "staunenswerth" findet, als die Haltung und den Aufschwung von Preußen, als Kaunitzens Sorge "für die Leitung der öffentlichen Meinung" bezeichnet, erstreckt sich nicht weiter, als auf die Gründung einer tüchtigen Staatskanzlei, zur Rettung und Aufbewahrung wichtiger Dokumente; um vor der Welt mit politischen Ansprüchen rechtskräftig auftreten zu können. Dazu kam die Errichtung einer Akademie der morgenländischen Sprachen, nicht unnöthig für einen Zweig der auswärtigen Angelegenheiten, und für die Wissenschaft durch Hammer's Bildung bedeutend geworden. An diese Sorge schließt einer der bessern Züge von Kaunitzens Charakter sich an. "Kaunitz, gegen seines Gleichen stolz und unduldsam, oraculisirend und hofmeisternd gegen Alle, zumal im vorgerückten Alter, war dennoch der Erste, den rohen Ton zu brechen, mit dem in Oestreich Gelehrte und Künstler behandelt wurden, gleich wandernden Komödianten, Taschenspielern und lustigen Tischräthen. — Ferdinand I., Max II. und Carl der VI. liebten ihren vertrauten Umgang. Rudolph II. war durch sie noch närrischer und (wie die trefflichste Speise dem erkrankten Leibe zum Gift wird statt zur heilsamen Nahrung) Leopold I. noch kleinlicher geworden. — Kaunitz zog, der Erste, Gelehrte und Künstler an seine Tafel und hieht an seine Seite, manches leere Fürstlein, manchen liederlichen Grafen mit so viel Ahnen als ein ausgewachsener Hirsch Geweihe trägt, an's Ende der Tafel oder lieber hinter die Thür weisend. Er ehrte das Talent und ertrug die Freimüthigkeit und rächte sich nie für die Letztere, wenn er auch das Erstere manchmal unbezahlt ließ." —

Kaunitz fand, daß die Jesuiten ihm im Wege standen. "Seit Joseph I. war ihre Allmacht in Oestreich gebrochen. In der Rakozyschen Fehde hatte er sie verderblich, im spanischen Erbfolgekrieg höchst zweideutig erkannt. — Als sich in Portugal und Spanien und Frankreich, in Neapel und Parma, der Sturm wider sie erhob, stand Theresia am längsten für sie. — Vergeblich beschwor sie Kaunitz bei dem ihr über Alles theuern, häuslichen Glück ihrer an bourbonische Höfe vermählten Töchter und bei dem guten Vernehmen mit diesen Höfen. — Thränen waren ihre einzige Antwort. — Aber entrüstet unterschrieb sie, als Kaunitz ihr eine, aus Rom ihm zugekommene, Generalbeichte zu Handen stellte, die sie in früherer Zeit einem Jesuiten gethan. — Mehrere Jahre vor der Aufhebung des Ordens erwirkte der Wiener Jesuite Monsperger vom Pabst Rezzonico den Austritt aus dem Orden durch die angedrohte Bekanntmachung mehrerer Generalbeichten, von Prinzessinnen, Ministern und Großen, theils aus den letzten Jahren Carls VI., theils aus den ersten Theresia's. — Es hatte sie ein Zufall, in einem längst vergessenen, unsichtbaren Wandschrank des Rektorates im Kollegium am Hofe zu Wien ihm in die Hände gespielt." —

Aber wenn Kaunitz auf diese Weise eine dem Wohl und der Würde des Staates feindliche Macht entfernte, so führte er eine andre in die Verwaltung ein, die es nur zu deutlich beweiset, wie fern er selbst den freieren und großartigen Ansichten der Politik stand, und wie er in der Nachahmung französischer, verderbter Staatskunst vielfach befangen war. Er gründete die geheime Polizei, und die systematische Verletzung des Briefgeheimnisses. Die öffentliche Meinung hat längst über diese Dinge gerichtet.

Kaunitzens Antheil an der polnischen Angelegenheit ist eben so wenig geeignet, seinen Namen in Ehren zu erhalten. Maria-Theresia selbst schrieb an ihn Worte, die wir zwar nicht mit dem Verfasser "wahrhaft demosthenisch," aber doch merkwürdig genug finden, um sie herzusetzen. "Als alle meine länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bethenen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. — — — (Folgen verschiedene Partikularitäten der Korrespondenz mit Berlin und Petersburg.) Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey, unnser ehr und reputation in die schanz schlagen. — — — — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen gröSten Gram ihren Weg gehen." —

Aber eine engherzige Politik kehrt sich nicht an Ahnungen, nicht an die Gewißheit des "himmelschreienden Unrechts." Es kann daher auch nicht befremden, daß Kaunitz in seiner Kurzsichtigkeit, Anschläge auf die Selbständigkeit und die Existenz von Baiern machte, denen die Kleinmüthigkeit Karl Theodor's sich willig zu leihen schien. Der Widerstand des Herzogs Karl von Zweibrücken, und seines Bruders, des Prinzen Maximilian, ist rühmlich bekannt. Aber eine Anekdote mag hier stehen, die wir im ersten Bande des in unsrer letzten Nummer angezeigten Werkes von Ludwig Hoffmann gefunden haben. "Romanzov war von Rußland an Karl abgesandt worden, um ihn zur Einwilligung zu bewegen. Er forderte sie unzart und drohend, innerhalb 24 Stunden, doch nur mündlich. Am nämlichen Tage war auch Graf Ségur, damals Secretair der französischen Gesandtschaft zu Berlin, auf seiner Reise dahin bei dem Herzog zum Besuch angekommen, und schlief im Schlosse. Karl, dessen Minister, von Hofenfels (nicht Hohenfels, wie er von Zschocke u. A. genännt wird), abwesend und sich selbst überlassen war, bat noch in der Nacht den jungen Grafen um seinen Rath. Dieser, dem die Gesinnungen seines Hofs unbekannt waren, antwortete, daß er nicht rathen könne. 'Was würden Sie aber thun, wenn Sie sich in meiner Lage befänden?' fragte der Fürst. 'Verweigern ohne Bedenken!' erwiederte er, und Karl, trotz mancher Schwäche, doch ein Mann, wenn es galt, that, wie ihm der junge Mann gerathen hatte. Diese Anekdote ist mir vor mehreren Jahren von einem sehr geachteten und achtungswürdigen Greise, den als Freund und Kollegen zu besitzen, ich mir zur Ehre rechne, mitgetheilt worden, der sie lange Zeit nach jenem Vorfalle zufällig aus dem Munde des Grafen Ségur selbst vernommen hatte. Wie so oft hängt doch das Schicksal der Länder von der Festigkeit Eines Mannes, und das Loos der Völker und Fürsten von unbedeutend scheinenden Ereignissen ab! Noch einmal: was wäre Baiern jetzt ohne Karl von Zweibrücken?"

Digitized by Google

Noch von einer andern Seite fand Karl Theodor entschlossenen Widerstand gegen seine Bereitwilligkeit, Land und Leute testamentarisch einem fremden Hofe zu vermachen. "Diesem Manne (Karl Theodor) gegenüber," sagt der Verf., "stand eine Frau voll Entschlossenheit, voll Vaterlandssinn, voll Stolz auf Baierns alte Größe und auf Wittelsbachs alten Ruhm, die Herzogin Marianne, Karl Theodors Muhme und Schwägerin, und ehe er Land und Leute hingegeben, seine treueste Freundin, schon bei Max III. Regierungsantritte die kühnste Widersprecherin des Füßner Friedens. — Auf sie sah ganz Baiern, die besten Officiere, die treuen Adelsgeschlechter. Ihre Vertrauten waren antike Patrioten, Obermayer, Lori, Leyden, Kennedy. Sie bot Friedrichen in ihrer schlecht maskirten Korrespondenz voll ungeduldiger Erbitterung 20,000 'junge Bären,' (d. i. Baiern) 'eine alternde Pallas an ihrer Spitze.' — Sie verlangte ein starkes fliegendes Körps Preußen in die Oberpfalz, dann solle eine Straubinger Vesper losgehen, wahrlich nicht milder als die sicilianische Vesper und der rächende Contrecoup von Cham, von Aidenbach und Sendling." Wäre nicht die fatale Idee von der Straubinger Vesper, so könnte man sich leichter in des Verfassers Enthusiasmus für die "alternde Pallas" finden.

Zweimal versuchte Kaunitz die Ausführung des Attentats auf Baiern; im Jahr 1778, und auf's Neue im Jahr 1784. In die letztere Zeit fällt die Antwort des Herzogs Karl an den russischen Diplomaten. Friedrich der Große rief noch in seinen letzten Tagen wider den Austausch Baierns, und "zur Aufrechthaltung des Gleichgewichtes", den deutschen Fürstenbund in's Leben: und es ist allerdings ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß acht Tage nach Friedrich's Tode (17. Aug. 1786) der jetzige König von Baiern (den 25. Aug.) zu Straßburg geboren wurde, und, setzt der Verf. hinzu, mit ihm eine neue Zeit für Baiern.

Eine der Verbesserungen, die Kaunitz in dem auswärtigen Departement einführte, war seine Instruktion an die Gesandten, halbjährig einen Bericht über das Fortschreiten der Kultur in dem Lande ihrer Sendung auszuarbeiten. Der Gedanke war durch die "politischen Informationen" der venezianischen Botschafter veranlaßt worden; und es ist natürlich, daß über der Kultur die Politik auch nicht vergessen werden sollte. Der Verf., der Lob spendet, wo es nur irgend thunlich ist, und dessen östreichischer mit seinem baierischen Patriotismus manchmal etwas in's Gedränge zu kommen scheint, nennt es einen der edelsten Gedanken von Kaunitz.

Kaunitzens Beschränktheit, indem er an die Ewigkeit seines französischen Bundes glaubte, und die Revolution, und als sie vorhanden war, ihre Folgen nicht ahnte; kann der Verf. selbst nicht läugnen. "Was Kaunitz am wenigsten vermuthete, die Revolution trat all sein Liebeswerk nieder. Sie trieb alle Kinder Theresiens von ihren Sitzen, Karolinen und Amalien, Ferdinand und Maximilian, oder hat ihnen das Herz gebrochen, wie den beiden Kaiserbrüdern Joseph und Leopold. — Ein Haupt, das allerschönste, rollte blutig in den Staub vom Richtbeil getroffen . . . . . Die Donner von Austerlitz brüllten auf seinem Grabe: die Nemesis seines Irrthums."

Das Bild, das der Verf., nach autenthischen Mittheilungen, von Kaunitzens Persönlichkeit entwirft, ist so lebhaft und charakteristisch, daß wir uns das Vergnügen nicht versagen können, einige Züge auszuheben.

"Seine Diätetik war eine rechte Beute für das Lustspiel. Es ist zum Erstaunen, wie Er bei dieser Lebensweise doch nie krank war und ein vierundachtzigjähriges Alter erreichte.

"Die freie Luft schien Kaunitzen ein Gifthauch. Saß er auch in der drückendsten Sonnenhitze, wenn kein Lüftchen sich regte, in dem unmittelbar an seine Zimmer anstoßenden Gärtchen auf der Burgbastei in seinem Armstuhle, oder ging die wenigen Schritte von da aus bis an die Burg, verstopfte er immer den Mund mit einem Tuche in wahrhaft komischer Angst und Eile. Immer trug er sechs verschiedene Bekleidungen, um sich der Temperatur der ihn umgebenden Luft soviel möglich zu nähern. Dazu hingen auch Thermometer und Barometer in seinen Zimmern. Auf der Reitschule, die er täglich besuchte und die ihm die einzige Bewegung gewährte, ritt er einen Tag wie den andern drei Pferde, jedes eine gleiche Minutenzahl. Nur in der allerwärmsten Witterung wagte er diesen täglichen Ritt in einem hohen Bosquet des Gartens zu Mariahilf, den er den ganzen Sommer über bewohnte. Nur kurze Zeit bewohnte er, dem Hofe näher zu sein, ein eigenes Haus in Laxenburg und in früheren Jahren sein neuerbautes Schloß zu Austerlitz.

"So bekannt war es, wie luftscheu er sei, daß, wenn er zu Theresien kam, die immer ein, oder mehrere Fenster offen hatte, auf das Wort: 'Der Fürst kömmt!' — alles augenblicklich verschlossen wurde, und nicht selten die Kaiserin selbst mit jener schönen, schonenden Aufmerksamkeit, die ihr eigen war, sich bestrebte, jedem Lüftchen den Eingang zu versperren.

"Sein Frühstück mußte gewogen werden, Kaffee sowohl als Zucker. Des Mittags speisete er an seinen großen Tafeln stets dasselbe einzige Gericht, ein Hühnchen in Reis, er soupirte gar nicht. Das Heitzen seiner Oefen wurde gleichfalls nach dem, im Zimmer hangenden Thermometer bestimmt. Nur selten las er, oder schrieb er etwas selbst, sondern ließ sich alles vorlesen und diktirte. Sein Gang war aufrecht und ganz steif, noch im achtzigjährigen Alter. Selbst wenn ihn etwas reizte oder bewegte, war weder sein Gang noch seine Rede geschwinder als sonst. Er saß meist unbeweglich, daß man ihn wohl für erstarrt halten konnte, und sprach eben so ausdrucksvoll, als bedächtig und langsam.

"Seine Ordnungsliebe war so karrikirt wie seine Diätetik, seine Kleidung sehr einfach, beständig schwarze Beinkleider und Strümpfe und goldene Schnallen. Die Oberkleidung geschmackvoll, nie reich oder gestickt. Mit Degen oder in eigentlicher grande parure war er nie, selbst wenn er zur Kaiserin ging. Eben so wenig erschien er bei Festen, eben so wenig machte er Besuche. Sonderbar war seine Perücke, die in einem Zickzack über die Stirne lief, um jede Falte sorgfältig zu verdecken. — Er erwachte um 9 Uhr Morgens, begann zwischen 11 und 12 Uhr zu arbeiten, kleidete sich mit vieler Aufmerksamkeit an, die Perücke wurde nicht gepudert, sondern er ging in einem von Puderstaub erfüllten Zimmer einige Male auf und nieder, damit jede Seite gleich werde.

"In der schriftlichen, eigenhändigen Instruktion, die er jedem Vorleser gab, ersuchte er dieselben angelegentlich, zwei Worte ja nie in seiner Gegenwart zu nennen: Tod und Blattern (Pocken). — Das Letztere, weil er des Eindruckes noch immer nicht Herr werden könne, den es auf ihn gemacht habe, als er die angebetete Theresia von dieser Krankheit an den Rand des Grabes geführt und ihre einst blendende Schönheit so zerstört gesehen habe. — Friedrich von Binder, durch Kaunitzen, Freiherr und Staatsreferendair, ein halbes Jahrhundert hindurch mehr sein Freund, als sein Diener, sein Gefährte von Brüssel, Aachen und Paris her, sein treuer und glücklicher Beistand in dem Prozesse um Rittberg mit dem Hause Lichtenstein, dessen Fürst Gundacker der Erbin von Ostfriesland vermählt gewesen, starb 1782. — Der Vorleser Hurez sagte Kaunitzen: 'Baron Binder sei nicht mehr anzutreffen gewesen,' (todt durfte er nicht sagen). Der Fürst schwieg einen Augenblick ganz stille, den Blick an die Erde geheftet. — Darauf sprach er sehr kalt: 'Est il mort? — Il était cependant assez vieux.' — Binder war übrigens zwölf Jahre jünger als der Fürst. — Aber wie Kaunitz alles sorgfältig mied, was er seiner Gesundheit oder Schönheit nachtheilig glaubte, so wollte er auch noch immer unter die jungen Leute gehören. Mehr als einmal warf

Digitized by Google

er dem Sekretair und Vorleser, Harrer vor: 'mais comment est il possible, que de jeunes gens comme vous (er war, wie der Fürst zwischen sechzig und siebzig) oublient des choses pareilles?"

"Ueberaus denkwürdig ist der schneidende Gegensatz zwischen seiner ganzen Denk- und Handlungsweise als Privatmann und als Staatsmann. Es ist nicht anders, als ob jedesmal seine Seele aus sich hinausgetreten wäre, um die großen Geschäfte mit ganz andern Mitteln, nach ganz anderen Grundsätzen zu ordnen, und sich dann wieder zurückzöge, um an seiner Person und in seinem Hause gleichsam zu tändeln. Hier erschien er nicht selten eigensinnig, kleinlich, furchtsam, strenge aushaltend, hin und wieder eitel. — Dort war er immer für das Liberale, für das Edlere, für das Größte, bescheiden, wiewohl sehr freimüthig, nie entetirt. Meinungen, die er nicht durchsetzen konnte, ließ er ohne Groll, ohne Empfindlichkeit fallen, und handelte dann mit eben der Loyalität, mit eben der Wärme, nach den entgegengesetzten, wenn sie einmal beschlossen waren. Fiel es nun unglücklich aus, so mahnte er mit wenigen Worten an seinen verschmähten Rath. In diesem Sinn war unter andern das: 'Sire, die Holländer haben gefeuert!'— Die Aufmerksamkeit der Kaiserin gegen ihn war rührend und hatte etwas Erhabenes. — Auch Joseph, so verhaßt ihm übrigens alle Autoritäten waren, bewies ihm große Hochachtung. Je mehr in der zweiten Hälfte seiner Regierung Widerspruch, Widerstand, Undank und Aufruhr, äußere Bedrängniß und schweres Siechthum Josephs überströmende herrliche Kraft und (trotz seines despotischen Willens) wahrhaft menschenfreundliches Herz gebrochen hatten, desto lieber ergoß sich sein Herz in viele Seiten langen Briefen gegen den alten Fürsten. — Auch die rücksichtslose Freimüthigkeit in Kaunitzens Schreiben an seine Souverains krönt ihn und sie mit der höchsten Ehre. Als der peregrinus apostolicus Pius VI., Braschi, im März 1782 nach Wien kam, einen Versuch wider Josephs kirchliche Reformen zu machen, reichte er bei der ersten Zusammenkunft Kaunitzen die Hand, damit er sie dem Herkommen gemäß küsse, dieser aber nahm und schüttelte sie mit deutscher Treuherzigkeit. — Wollte Kaunitz etwas über Alles erheben, so hatte er dafür keinen höheren Ausdruck, als: 'Mein Gott! das hätte ich selbst nicht besser machen können.' Wie Friedrich sich auf seine Verse und auf sein Flötenspiel am meisten zu gute that, so setzte Kaunitz seinen Stolz darein, der beste Reiter zu sein, mit dem Schuster zu streiten, über die besten Schuhe, mit dem Schneider über den Kleiderschnitt, mit dem Ziegelbrenner über die Form der Ziegel ꝛc. ꝛc. — So war Kaunitz (1764) auch ohne weiters mit Flocchi nach Hofe gefahren, um Theresien, ohne es solicitiren zu dürfen, seinen Wunsch anzudeuten, die Fürstenwürde zu erhalten."

Briefe aus Paris, geschrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830. Von einem deutschen Augenzeugen an seinen Freund in Deutschland. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe.

Diese Briefe werden allen Denjenigen willkommen sein, die das, was sie zerstreut in Tagblättern gelesen, was sie in der schnellen Folge der Botschaften flüchtig an sich vorübergehen ließen, noch einmal in einem Rahmen, und in frischer, lebenvoller Darstellung zusammengefaßt zu sehen wünschen. Unter den deutschen Berichten über die Ereignisse des Juli verdienen diese Briefe ohne allen Zweifel die erste Stelle. Ob sie in Paris von einem Augenzeugen geschrieben sind, wollen wir dahingestellt sein lassen: auf jeden Fall aber wird man finden, daß sie nach zuverlässigen Materialien gearbeitet sind; und wenn uns nicht Alles täuscht, so müssen sie von einem Manne herrühren, der Paris und die Pariser aus eigener, wenn auch früherer Anschauung kennt. Ein besondres, dramatisches Interesse hat er seiner Darstellung zu geben gewußt, indem er uns in das Innere einer befreundeten Familie einführt, die einen wackern Jüngling, einen Zögling der Rechtsschule, in den Kampf ziehen sieht. Wir heben einige Scenen aus, als Probe der Darstellung: man wird daraus ersehen, daß der Verf. die Aufregung versteht, welche die Gemüther bewegte: man wird leicht sich überzeugen, daß die historischen Partieen mit derselben Lebendigkeit geschildert sind: und, was die Treue betrifft, so gereicht es uns zur besondern Genugthuung, hier anführen zu können, daß wir mehrere Züge (bei der Erstürmung des Louvre und der Tuilerien) in den Briefen wieder gefunden haben, wie wir sie aus dem Munde eines Bürgers der Vereinigten Staaten vernommen hatten, der die Erinnerung an die große Woche, die er in Paris erlebt, zu den herrlichsten seines Lebens zählt.

"Daß an Ruhe, geschweige an Schlaf, diese Nacht nicht zu denken war, wird Dir begreiflich sein. Ich brachte diese angstvollen Stunden theils in meinem Zimmer, an Dich schreibend, theils bei der Frau von H * * * zu, die bald lautlos im Zimmer auf- und abging, sich einige Augenblicke niedersetzte, dann wieder aufstand und ihrer Angst, ihren Besorgnissen keine Worte leihen zu können schien. Bei jeder dröhnenden Salve, bei jedem einzelnen Schuß fuhr sie heftig zusammen, und murmelte dann und wann seufzend vor sich hin: Du guter Gott! Mein Sohn, mein Sohn! Ich that, was in meinen Kräften stand, um sie aus ihren quälenden Ahnungen zu reißen, und nicht selten gelang es mir durch Erzählung von Heldenthaten aus der ruhmvollen Zeit der Revolution und des Kaiserreichs; denn die Revolution ist ihr Glaube, und der große Kaiser ihr Abgott. Diese ihre Gesinnung hegte auch ihr Gatte, ein französischer Soldat in der edelsten Bedeutung des Worts, und Officier jener Kaisergarde, die an Soldatenehre und Muth vielleicht alles übertraf, was je das furchtbare Kriegshandwerk getrieben hat. Auch er kannte nichts Höheres, als den Ruhm, Frankreich und Napoleon'."....

„Draußen rief so eben eine wohlbekannte Stimme; vive la liberté! die Thür flog auf, und Jülien lag in seiner Mutter Armen. Am Hute trug er die Nationalfarben, und in der Hand eine dreifarbige Fahne, die in den letzten Kämpfen seinen Kameraden vorangeweht. Schluchzend vor Freude, und mächtig ergriffen, drückte Frau von H * * * die geliebten, lange entbehrten Farben an ihr Herz, an ihren Mund, und drückte tausend Küsse darauf, und vergoß tausend Thränen der schmerzlichsten Erinnerung und der unaussprechlichsten Wonne. 'Du bist mein Sohn!' rief sie, Jülien heiß umarmend, 'mein edler Sohn; o daß es Deinem Vater im Grabe vergönnt wäre, seinen und meinen Sohn in diesem Augenblick zu sehen!'

"Jülien! Jülien! rief plötzlich draußen eine Stimme, und aus der Ferne erschollen Revolutionslieder, von heranziehenden Volksmassen gesungen. 'Komm doch, Jülien,' rief wiederum, in hastiger Eile hereintretend, sein vertrauter Jugendfreund, Vanneau, von der polytechnischen Schule. 'Laß mich, Mutter,' sprach Jülien, der mütterlichen Umarmung sich entwindend, mit sanfter, bebender Stimme, es geht wieder fort zum Kampf, zum Sieg; laß mich nicht der Letzte sein.' 'Einen Augenblick noch,' flehte die tiefbewegte Mutter; 'Ah, Madame,' unterbricht sie Vanneau, 'la patrie nous attend.' 'Allez, mes enfans, allez,' ruft sie mit erhöhter Stimme und strahlendem Auge, 'faites votre devoir; recevez ma bénédiction, que Dieu soit avec vous!' — Nach einer letzten Umarmung springen die jungen Leute die Treppe hinab unter dem Ruf: Es lebe das Vaterland! Es lebe die Freiheit! und schließen sich dem heranrückenden Zuge an." ... . "Viele Straßen lagen noch voller Leichen.

Digitized by Google

Ueberall wurden Särge fortgetragen, und in stiller Ehrerbietung zogen dann die Vorübergehenden den Hut ab. Ach, auch bei uns kehrte ein solcher Sarg ein. Studenten trugen ihn, und setzten ihn schweigend auf der Hausflur ab. Ihre Hüte umflatterten lustig große dreifarbige Bänder, sie aber waren blaß und weinten, und bleicher noch war Jülien im Sarge. Edler Jüngling, wohl dir! In deiner Blüte wardst du hingerafft, und fielst für dein Volk. Und wirst du einst gefragt, ob es denn nicht eine höhere Sache gebe, als die eines Volks, so antworte, daß die Sache Frankreichs jetzt eben diese höhere sei, die Sache der Menschheit, der Aufklärung und des Rechts, für die wir alle streben und kämpfen sollen, und in der dein edles Volk, wie schon früher, auch heute der ganzen Welt als Leitstern voranglänzt, und als Vorkämpfer blutet. Die Ereignisse dieser Tage sind des Cherubs Flammenschwerdt am Paradiese. Wohl dem, der in edlem Kampf siegte, doch glücklicher noch, wer darin fiel. Und du fielst. Du hattest hohe, schöne Träume vom Leben; wohl dir, daß du, ein Träumer, aus dem Gewühl der Erde unter die Erde gegangen bist; denn unter der Erde ist Ruhe.

"Aber du — unglückliche Mutter!".....

Die politischen Veranlassungen der Revolution hat der Verf. in der Kürze recht gut entwickelt, und namentlich die unmittelbaren, die nothwendigen Folgen der scheußlichen Ordonnanz wider die Presse in's rechte Licht gestellt. Man kann es nicht zu oft wiederholen — eine Regierung, die vor dem Geschrei einiger wenigen Unbesonnenen oder Uebelwollenden sich so sehr fürchtet, daß sie ihre Sicherheit nicht, nächst ihrem eignen, in ihren Handlungen ausgeprägten Bewußtsein, der Aegide der öffentlichen Meinung, und dem besseren, ernsten und redlichen Theil der öffentlichen Presse anvertrauen will, eine solche Regierung würde sich sehr täuschen, wenn sie ihr Heil von einem Kreuzzug wider die Presse erwarten wollte. Den Regierungen, wie den Völkern, ziemt der freie Muth. Jene Ordonnanz aber war eine Maaßregel der Feigheit, des Bewußtseins der Schuld. Bittre Früchte, bis zum Tode bitter, hat auch anderwärts die systematische Verfolgung der Presse getragen. Die Presse, selbst wo sie beschränkt ist, ist zu mächtig, ist dem edelsten Interesse des Volks, und dem wohlverstandenen Interesse jeder guten Regierung zu eng befreundet, als daß an eine Unterdrückung zu denken wäre. "Seht Ihr die Flöte hier", spricht Hamlet: "Ihr mögt sie zerschlagen, aber spielen könnt Ihr sie nicht." Ihr mögt sie zerschlagen, kann man hinzufügen, aber den Ton könnt Ihr nicht fesseln, der ist frei und überlebt.

Eine Frage hat der Verf. nicht berührt — die Bestrafung der schuldigen Urheber der Ordonnanzen. Als wir, unmittelbar nach der Kunde von der Vollendung der Revolution, in diesen Blättern die Hoffnung ausdrückten, daß die Richter nicht das Blut der Schuldigen verlangen würden, als wir unsre Ueberzeugung von der Unzweckmäßigkeit der Todesstrafe im Allgemeinen aussprachen, konnten wir nicht ahnen, daß dieselbe Ansicht so viele und so beredte Vertheidiger in der Kammer finden, und daß auch in diesem Punkt der König sich der Ueberzeugung Lafayette's anschließen würde. Die Verhandlungen haben zwar noch nicht zu dem erwünschten Ziel geführt: aber, was die Todesstrafe im Allgemeinen betrifft, so hat, wie es uns scheint, die öffentliche Meinung den endlichen Erfolg bereits hinlänglich bezeichnet: und was den besondern Fall der Exminister anbelangt, so darf man hoffen, daß die Richter durch Auftritte, die man beklagen muß, sich nicht werden bestimmen lassen von der Bahn der Mäßigung abzuweichen. Wenn das Journal des Débats in einem trefflichen Artikel (man findet ihn mitgetheilt in den Lit. Blättern der B. H., No. 517.) die Bewegungen einer erhitzten Menge, mit Strenge, und nicht mit unverdienter Strenge, beurtheilt, so muß man dagegen die Gesinnung in die Waagschale legen, die in der ewig ruhmwürdigen Petition der Verwundeten niedergelegt ist. Sollte Lord Grey zu viel gesagt haben, wenn er den andern Abend an seinem Platz im Oberhause äußerte, es sei wohl kein Freund der Freiheit in Europa, der sich nicht freuen würde, diejenigen Verbrecher selbst, die am wenigsten die Gnade verdient, begnadigt zu sehen? Was uns überrascht hat, und was wir uns nicht zu erklären vermögen, ist dagegen eine Aeußerung im letzten (Oktober) Heft des Edinburgh Review, die in einem übrigens volksmäßigen und besonders in der Anwendung auf englische Verhältnisse treffenden Aufsatz uns aufgefallen ist — "wenn man die Schuldigen der verdienten Strafe entzieht, so wird man den Verrath gegen die Volksfreiheit begünstigen, da Jeder weiß, was ein unglücklicher Versuch für diese Freiheit für eine Folge unausbleiblich nach sich ziehen würde." (No. CIII. S. 10.) Man ist beinahe versucht, bei dieser Argumentation an eine Phrase von Saint-Just zu denken, mit welcher dieser (am 13. Nov. 1792) für die Verurtheilung Ludwigs XVI. perorirte: — "Que ne doivent pas craindre parmi nous les bons citoyens, amis de la liberté, en voyant *la hache trembler dans vos mains*, et un peuple, dès le premier jour de sa liberté, respecter le souvenir de ses fers." Möge die Humanität, möge die gesunde Vernunft, vor solchen Argumentationen uns bewahren!

Die philosophischen, und die Rechtsgründe wider die Todesstrafe sind in den Verhandlungen erschöpft worden. Aber wir wünschen auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der, so viel uns bekannt, nicht dabei berührt worden ist. Man hat in weniger aufgeklärten, weniger durch Gesetz und Verfassung geschützten Zeiten, die Todesstrafe für politische Verbrechen nicht für nöthig erachtet. Zwei Beweise mögen genügen. Die Gesetzgebung des Königs Alfred verfügte, daß eine Verschwörung gegen des Königs Leben durch eine Geldstrafe abgebüßt werden sollte. *) Wir wollen die Zweckmäßigkeit einer solchen Strafe nicht untersuchen; sie mag im Geist der angelsächsischen Sitten mehr, als im Geiste der unsrigen gegründet sein; aber das Gesetz beweiset, daß man nicht geglaubt hat, zu dem äußersten Mittel schreiten zu müssen, selbst nicht, um das Leben des Monarchen zu sichern. Und auf französischem Boden finden wir, dreißig Jahre früher (856 n. C.) ein Gesetz, das unter Karl dem Kahlen in allgemeiner Volksversammlung zu Kiersy-für-Oise beschlossen wurde, dessen ganzer Inhalt höchst merkwürdig ist. Es wird darin dem Volke (den "Getreuen des Königs") das Recht zuertheilt, den König, wenn er, aus menschlicher Schwäche, wider den Vortrag etwas unternimmt, mit Aufrichtigkeit und schuldiger Ehrerbietung zu ermahnen. Ebenso soll der König Jeden vermahnen, der wider den Vortrag oder wider sein, des Königes Recht, sich verfehlt. Ist aber die Sache von der Art, daß die Vermahnung nicht anwendbar, so soll er ihn vor ein Gericht von seinen Pairs stellen, und wenn der Fehlende sich weigert, dem Gerichte sich zu unterwerfen, wenn er widerspenstig und rebellisch sich erweiset, so soll er "aus unser aller Gemeinschaft und aus dem Reiche ausgestoßen werden."**) So war's im Jahr 856. Und wir, wir schreiben achtzehnhundertdreißig.

---

*) S. Hume, Geschichte von England 1, 156. Anhang 1.

**) Si talis est causa, ut inde illum familiariter non debeat ammonere, et *ante suos pares illum in rectam rationem mittat*, et ille qui debitum pactum, et rectam legem et debitam seniori reverentiam non vult exhibere et observare, justum justitiæ judicium sustineat, et si sustinere non voluerit, et contumax *et rebellis extiterit*, et conuerti non potuerit, *a nostra omnium societate et regno ab omnibus expellatur.* — Balus. Capit. 2, 82.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÆT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

21. Hamburg. Montag, den 22. November. **1830.**

Inhalt.

Weitzel: Scherz und Ernst..... Seite 161
Scholler: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien..... " 164
Kruse: Mesmerische Liebe..... " 166
Stimme wider den Preßunfug..... " 166
Novitäten..... " 168

Scherz und Ernst. Zur Charakteristik unsrer Zeit. Von J. Weitzel. Frankfurt a. M., 1830. Sauerländer.

Es ist ein köstlich Ding um ein gesundes Urtheil. Darin wird es nicht leicht Einer von denen, die jetzt in Deutschland sich mit politischen Reflexionen befassen, dem Verfasser zuvorthun. So wie es mit dieser Gattung der Literatur jetzt bestellt ist, bilden seine Schriften einen grünen Fleck in der Sandwüste.

Weitzel hat in hohem Grade das Talent sich angeeignet, in Allem, was er schreibt, zur Sache zu kommen, und bei der Sache zu bleiben. Darin besteht das Geheimniß, wodurch seine Darstellung immer anzieht und niemals ermüdet. Seine Erfahrung und seine historischen Kenntnisse sind es nicht allein, denen er seine Ueberlegenheit verdankt. Auch nicht die Laune, die ihm zu Gebot steht, um seinen Gegenstand zu erheitern, und frisches Leben über seine Behandlung auszubreiten. Sondern es ist die Fertigkeit, mit welcher er diese nicht geringen Hülfsmittel immer für den rechten Punkt zu nützen weiß. Mit einer solchen literarischen Eigenthümlichkeit schreibt man keine langen, keine erschöpfenden Abhandlungen.

"Le sécret d'ennuier est celui de tout dire."

Sein Talent ist das der besseren Parlamentsredner: auf einen Gegenstand, so oft die Gelegenheit es mit sich bringt, zurückzukommen, und demselben immer eine richtige, praktische Seite abzugewinnen. Die Neuheit der Ideen ist dabei weniger eine Hauptsache, als der richtige, bezeichnende Ausdruck. Das Wahre und Treffende trägt über den glänzenden, rednerischen Schwung den Sieg davon. Die Einfachheit selbst ist eine Tugend; denn sie gehört ganz dem Gegenstand an, und betrachtet weislich die Rede als Mittel und nicht als Zweck. Unterstützt von einem Schatze der Erfahrung, und von einem Reichthum der Laune, wird sie lebendig ansprechen; sie wird immer Hörer finden und immer Leser.

Aeußerst treffend ist schon das Bild, mit welchem Weitzel, im Vorwort, seine Beiträge zur Charakteristik unsrer Zeit einführt.

"Die Cumä'ische Sibylle, sagt man, bot dem römischen Könige Tarquin prophetische Bücher an, in denen das künftige Schicksal Rom's geweissagt stand, forderte aber für dieselben eine Summe, die Tarquin nicht geben wollte. Die Seherin verbrannte von den neun Büchern drei, und forderte für die sechs übrigen dieselbe Summe. Der König, betroffen und größern Verlust fürchtend, gab sie mit dem Bedauern, durch sein Zögern und Feilschen die unersetzlichen Bücher verloren zu haben.

"Diese wahrsagende Sibylle ist für Euch die Zeit. Was sie Euch bietet, sind ihre Lehren. Von der Befolgung dieser Lehren hängt Euere Zukunft ab. Mit jedem Tage, mit jeder Minute steigt der Preis von Dem, was Euch geboten wird. Er könnte zu einer Summe anwachsen, die nicht zu erschwingen ist. Es steht mehr auf dem Spiele, als die sibyllinischen Bücher."

Dasselbe Thema wird in dem dritten der acht Aufsätze, die den Inhalt des Bandes ausmachen, weiter ausgeführt.

"Man hat oft behauptet, es bestehe in der Welt ein großer Bund, der sich über Gebirge und Meere die vertrauten Hände reiche, zum Umsturz der Throne; und man hat es eben so oft geläugnet. Daß sich ein Streben rege gegen jeden angebornen Vorzug, gegen jedes angeborne Vorrecht, gegen jede angeborne Begünstigung, und daß dieses Streben weit verbreitet sei, und den herrschenden Zug bilde in der Physionomie des Zeitgeistes, das mag nur der läugnen, der die Zeit nicht kennt, oder Das, was er in ihr sieht, nicht eingestehen will. Was hilft es, wenn wir uns mit schönen Redensarten täuschen oder täuschen lassen? Ob man uns höflich vor die Thüre komplimentirt, oder unsanft vor dieselbe drückt, ist fast einerlei, wo es doch nur darauf ankömmt, sich im Hause zu behaupten. Mit aller Schminke machen wir das Gesicht weder schöner noch jünger. Sagen wir also ohne Umschweife, daß die Passatwinde der öffentlichen Meinung jetzt voll in die Segel der Argonauten blasen, die das Meer durchschiffen, um das goldne Vließ der Gleichheit vor dem Gesetze zu erobern. So verschieden sich auch Dieser oder Jener die Sache denken mag, darin sind Beide ziemlich einig, daß das Gesetz das Resultat des allgemeinen Willens und allgemein verbindend sei. In diesem Sinne giebt es einen großen Bund, dessen Glieder sich, von Welttheil zu Welttheil, zu demselben Zwecke die Hände reichen. Darum aber kennen sich dessen Glieder nicht; noch weniger haben sie sich verschworen. Zwischen ihnen hat so wenig eine Verabredung statt gefunden, als zwischen Denen, die zu gleicher Zeit am Schnupfen leiden. In dem Geiste, der jetzt durch die Welt geht, erkennen wir das Kind des Geistes, der früher durch die Welt gegangen ist. Die Menschen sind so wenig übereingekommen, jenem Principe zu huldigen, als sie übereingekommen sind, naß zu werden, wenn es regnet, oder zu frieren, wenn es kalt ist. Diese Gesinnung ist keine künstlich angebaute Pflanze, die durch eine besondere Pflege gedeiht; sondern sie wächst jetzt wild. Das darf man ja nicht übersehen!"

Darauf wird die veränderte Stellung der politischen Verhältnisse nachgewiesen, wie die Revolutionen sonst vom Adel und von der Geistlichkeit gemacht worden, nun aber vom dritten Stand die Gefahr ausgeht. Aber nicht eine Gefahr von der Art, wie man sie träumt und predigt und gegen sie zu Felde zieht.

"Der revolutionäre Geist aber, der jetzt in den Staaten unseres Welttheils spukt, ist größtentheils ein Gespenst der Furcht, vielleicht auch der erfindungsreichen Gewinn- und Ehrsucht gewisser Zauberer und Priester, die sich als Beschwörer dieses bösen Geistes wichtig machen möchten. Das leichte Geschäft trägt Gold und Gnaden ein, und wenn jene Angst ausginge, was würde aus den zahlreichen Vertheidigern des Thrones und Altars, die um hohen Preis bequem vertheidigen, was nicht ernsthaft angegriffen wird? Der Revolutionsstoff ist für Viele ein so einträglicher Artikel geworden daß es sich begreifen ließe, wie man darauf denken könnte, ihn selbst zu fabriziren, wo er auszugehen drohte."

Die einzelnen Staaten Europa's werden durchgegangen, und die Elemente untersucht von denen Gefahr drohen könnte. Mit dem Nächsten, mit Deutschland, wird "gegen den deutschen Gebrauch," der Anfang gemacht.

"Unser Vaterland ist, seiner politischen, geographischen und moralischen Lage nach, unter allen Staaten von Europa, zu einer Revolution am wenigsten geeignet und gestimmt. Es wäre

Digitized by Google

eitle Wortverschwendung, den Beweis dieser Behauptung nur zu versuchen. Betrachtet die Landkarte von Staaten und Völkerschaften, und urtheilt selbst! Und wie käme der redliche, treue, wahrhafte und geduldige Deutsche zu einem Aufstande gegen Fürsten, Ordnung und Gesetz? Einige Studenten und Kaufmannsdiener, die sich mit Weltreformen in den Feierstunden die Zeit vertreiben, oder sich einander unzufriedene Briefe schreiben, in denen sie die Regenten-Geschlechter absetzen, wird man doch nicht mit dem deutschen Volk verwechseln! Der Deutsche ist allenthalben heimisch und zu Hause, aber am wenigsten in seiner Heimath und an dem eignen Heerde. Er gleicht seinen Zeitungen, die, im Gegensatze mit den chinesischen, in denen man nur inländische Artikel findet, nur auswärtige enthalten. Es ist ordentlich rührend, zu sehen, wie er in Frankreich für und gegen Villele, Polignac, die Preß- und Wahlfreiheit, die Jesuiten und Congregationen, in England für oder gegen die Politik Canning's oder Wellington's, die steifen Torys und die geschmeidigen Whigs sich erhitzt und kämpft, als gelte es seinen Heerd, auf dem unterdessen das heimische Feuerchen brennen oder erlöschen kann. Die Griechen und die Türken, Südamerika und Bolivar sind ihm näher, als das Nächste, von dem er fast vorauszusetzen scheint, es gehe ihn nichts an. Dabei steigt er nicht gern zum Einzelnen herab, sondern hält sich in den luftigen Regionen des Allgemeinen, und schreibt lieber und leichter eine Metaphysik der Physik, als diese selbst. Im hehren Reiche der Principien bewegt er sich stolz und sicher, wie in seinem Eigenthum; Thatsachen sind ihm zu gemein. Wie kein Volk adeliger ist, als das deutsche, so trägt es die Achtung vor dem Alterthümlichen und dunklen Geheimnißvollen in die Wissenschaft und Kunst über. Der Engländer geht in Allem von seinem Boden aus, und kehrt wieder auf ihn zurück. Selbst die Reden im Parlamente beschäftigen sich nur mit dem Positiven, Wirklichen und Gegebenen, und versteigen sich äußerst selten in das luftige Gebiet der Theorie und Abstraktion. Das Bestehende, Faktische ist des Briten Feld, das er mit Liebe und Geschick bearbeitet. Die Franzosen theilen sich zwischen dem Allgemeinen und Besondern, gehen gern von Jenem aus, kommen aber auf Dieses zurück. Weniger praktisch als die Engländer, sind sie es mehr, als die Deutschen. Darum haben auch ihre Reden in den beiden Kammern und vor Gericht das Ansehen von wissenschaftlichen Abhandlungen, und sind gerade, der Allgemeinheit ihres Inhalts wegen, von allgemeinerem Interesse und anziehender. Der Ausländer kann die herrlichsten Reden eines Fox, Pitt und Canning langweilig finden, weil er sich und seine Welt in ihnen vermißt. Für den Engländer sind sie um so wichtiger, weil sie bei dem Gegenstande bleiben, der ihn zunächst angeht. Die einfachste Darstellung wird, unter der Bearbeitung des gründlichen Deutschen, leicht zu einer Dissertation und Deduktion, und er hält noch über die Maßen viel auf die weitschweifige, wie er es nennt, erschöpfende Umständlichkeit, wenn auch dabei weder Vortheil noch Zweck zu erkennen ist. Das Nahe, Nützliche und Leichte übersieht er für das Ferne, Ueberflüssige und Schwere, und die Mühe, die er zu überwinden hatte, wenn er sie auch sich selbst gemacht, bringt er in Rechnung seines Verdienstes. Man könnte von einem rechten und ächten Deutschen sagen, er habe über den Löffel sogleich eine teleologisch-ästhetische Abhandlung, und eine urkundliche Geschichte der Form und des Gehaltes desselben, wie auch seines Gebrauchs in allen Zeiten, und bei allen Völkern fertig; komme er aber einmal an einen gut besetzten Tisch, dann fehle es ihm selbst an einem Löffel, oder er bringe ihn wenigstens nicht zum Munde, ohne etwas zu verschütten.

"Das Gespenst, mit dem Geisterseher uns etwas zu sehr erschreckt, die Europa auf einem Vulkane sehen wollten, in dem junge Demagogen als Titane arbeiteten, hat seinen Hahnenschrei gehört und Morgenluft gewittert. Gefahr giebt es von dieser Seite wenig, aber an manchen Orten viele Noth, die Gefahr erzeugen kann. Die Verarmung geht raschen Schrittes, die Quellen des Wohlstandes versiegen täglich mehr, und Handel und Gewerbe leiden. Beschränkende Maaßregeln jeder Art, Censur, Zölle und Mauth lähmen die lebendige Bewegung und den Umtausch, der die Thätigkeit anregt und ihr einen Preis giebt. Was helfen die Vereine, Verbindungen und Verträge, setzt man sich mit der Natur in Widerspruch? Hat diese vielleicht Ströme durch das weite Land gezogen, um ferne Völker zu trennen, statt zu vereinen? Man pflegt da zu kaufen, wo man die Waare am besten und wohlfeilsten erhält. Gegenstände von großem Umfange und Gewicht und, im Verhältnisse, von nicht großem Werthe ertragen weder eine weite Landfracht noch starke Zölle. Zu diesen Gegenständen gehören die Frucht und der Wein, besonders wenn letzterer nicht von ausgezeichneter Güte ist. Sperrt man nun die Flüsse, die den Transport erleichtern und wohlfeil machen, um die Waaren zu nöthigen, die mühseligen und kostspieligen Landwege einzuschlagen, wie soll man für sie Absatz finden? Keine Vereine und Verträge vermögen diesem Nachtheil abzuhelfen. Nur die freie Konkurrenz macht den natürlichen Preis der Dinge. Diese fehlt aber, wo man die Verbindung zwischen den Producenten und Konsumenten, den Käufern und Verkäufern erschwert. Es ist gar viel von der Freiheit der deutschen Flüsse gesprochen worden. Man glaubte sie durch Verträge gesichert, und setzte, zu ihrer Erhaltung, sogar Behörden ein. Das erinnert unwillkührlich an die Kommissionen der Preßfreiheit und der persönlichen Sicherheit im französischen Kaiserreiche. Auch da hatte man Kommissionen, aber nicht für die Dinge, von denen sie den Namen führten, sondern statt derselben."

Der Aufsatz, dem wir diese Auszüge entnehmen, das "politische Glaubensbekenntniß eines Mannes ohne Welt," ist, so wie sämmtliche Aufsätze dieses Bandes, vor der Katastrophe des Juli geschrieben. Weit früher als der Verf. es sich gedacht haben mag, wurden Mißbräuche in der Verwaltung der Gegenstand der Volksaufregung in Deutschland. Weit früher legte gerade in den Gegenden, die der Verf. bewohnt, oder doch in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, das Volk seinen Unwillen über das Mauthsystem auf eine Weise an den Tag, die wir eben so wenig vertheidigen wollen, als das Mauthsystem selbst. Der Bauernkrieg ist freilich ein schlechtes Argument gegen die Mauth. Aber wir haben auch noch kein Argument für die Mauth gehört, das in seiner Art besser wäre. Da wir bei einer früheren Betrachtung über die Unruhen in verschiedenen Provinzen von Deutschland den Gegenstand nicht berührt haben, so wünschen wir das Versäumte mit zwei Worten nachzuholen.

Das Mauthsystem muß allen denen, die nicht eine gewaltsame Umgestaltung der Gränzen deutscher Bundesstaaten wünschen, als ein der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt höchst gefährliches System erscheinen. Es ist ja genugsam bekannt, daß die Idee der Einheit von Deutschland noch in manchen Köpfen spuckt, und daß auch noch immer von einem norddeutschen und einem süddeutschen Königreich gefabelt wird: eine Richtung der politischen Meinung, die dadurch noch nicht beseitigt wird, daß man ihr den geraden, öffentlichen Ausdruck versagt. Aber, was soll man solchen Ansichten entgegenstellen, so lange sie sich auf unzweideutig verderbliche Folgen von bestehenden Einrichtungen stützen? Kann man es läugnen, daß die Erfahrung laut und unzweifelhaft das Nachtheilige der Sperre verkündet? Kann man es läugnen, daß der freie Verkehr, und ebendamit auch die Industrie, durch die Zölle vielfach gelähmt wird, die den herkömmlichen Gewinn schmälern, den Unternehmungsgeist entmuthigen, und die Betriebsamkeit niederschlagen? Kann man es läugnen, daß Brutalitäten aller Art dem Reisenden, der

Digitized by Google

ohne kaufmännische Geschäfte seine Straße zieht, den Genuß verkümmern, das Fortkommen erschweren, und jede Art von Selbstgefühl verletzen — während die Mauthlinien besuchte Handelswege durchschneiden, und zum schweren Schaden von früher frequenten Marktplätzen sie verändern? Wer die Straße z. B. nach Frankfurt von Stuttgart und weiter her kennt, wie sie war und wie sie jetzt ist, dem wird ein so trauriger Beleg gegenwärtig sein, daß er nach keinem weiteren fragen wird. Daß es anders werden muß, ist keine Frage. Es muß dem Finanzminister eines kleinen Staates nicht erlaubt sein, Civilliste und Besoldungen einer Legion von Beamten durch ein eigenmächtiges Eingreifen in den besten Nahrungszweig der betriebsamen und dem Staat so nützlichen Klasse aufzubringen. Und die ständischen Versammlungen müssen vom Staatshaushalt eine richtigere Einsicht sich verschaffen, als daß sie solche Dinge gutheißen und mit allzeitfertigem Ja genehmigen sollten. Man kann keineswegs den ehrenwerthen Deputirten anmuthen, daß sie Ricardo, Mac Culloch und Say studiren sollen: aber sie mögen sich Jeder in seiner unmittelbaren Umgebung umsehen und mit den Handelsleuten unter ihren Konstituenten berathen. Und der Handelsstand selbst muß nicht müde werden, das gute Recht der Petition mit immer zahlreicheren, immer dringenderen Verstärkungen auszuüben. Es giebt ein Fortissimo, dessen begleitende Akorde nur durch Ziffern — statistische Zahlen — angedeutet zu werden brauchen, und das ihre Deputirten besser aufklären wird, als alle Lehrbücher der politischen Oekonomie. Wenn die ehrenwerthen Herren es aber dennoch versäumen sollten, auf solche Resultate zu achten, und denselben gemäß zu handeln, so würden sie in Wahrheit verdienen, was Herr Martin — eine von des Verfassers politischen, oder politisirenden, Figuren von ihnen zu sagen sich herausnimmt: —

"Es ist mit den landständischen Institutionen, sprach Herr Martin, wie mit jedem Werkzeuge und Mittel, durch welches Menschen wirken; die Art der Wirksamkeit hängt von diesen ab. Das Werkzeug folgt der Bestimmung, die ihm die Hände geben, welche sich dessen bedienen. Das Feuer wärmt und brennt, belebt und tödtet. Dieselbe Frucht auf verschiedenem Boden und unter verschiedenem Himmel gedeiht nicht auf dieselbe Weise. Was der Süden zum Riesenbaum entwickelt, verkrüppelt der Norden zur Pygmäenstaude. Der römische Senat hat Rom's Größe und Freiheit gegründet, aber auch zerstört. Es war ein Gänsekiel, mit dem Voltaire seine wüste Pucelle und Schiller seine herrliche Jungfrau von Orleans geschrieben. Napoleon hatte einen Erhaltungssenat, bestimmt die Konstitution zu erhalten; und er half sie ihm vernichten. Sein gesetzgebender Körper pflegte die Gesetze von ihm zu nehmen.

"Indessen, wird versichert, machen die Landstände den Haushalt klar. Wird mit ihnen auch nichts gespart, dann weiß man doch, wie sie das Geld verwenden. Das ist hier wahr, und dort ist es falsch. Ein reicher Mann in Volksheim, sagt man, wollte seiner Tochter eine glänzende Hochzeit machen. Da es dazu in seinem Dorfe keine Mittel gab, sandte er einen Deputirten nach Kreuznach, um daselbst verschiedene Arten von Fleisch zu kaufen. Da man indessen sich auch nicht darauf verstand, es zuzubereiten, so erhielt der Deputirte den Auftrag, die Art der Bereitung schriftlich mitzubringen. Der Abgeordnete entsprach der Weisung seines Kommittenten. Schon war er auf dem Rückwege, mit dem Fleisch im Korbe und der Instruktion zur Bereitung im Sacke, da sprach ihn ein Kirschbaum mit der reifen Frucht gar einladend an. Es war ein heißer Tag, und der Deputirte hatte Durst. Zum Glücke gehörten Feld und Baum seinem achtbaren Kommittenten, in dessen Dienste er so durstig geworden war. Nichts fördert im praktischen Leben mehr, als muthiger Entschluß und rasche That. So saß der wackere Stellvertreter schnell auf dem Baume, und ließ sich die Frucht seines Gewaltgebers trefflich schmecken. Da kam ein stattlicher Hund über das Feld gelaufen, durch den Geruch des Fleisches, das unter dem Baume lag, ohne Zweifel angezogen. Das Thier, wie der Deputirte, seinem Appetite folgend, packte das Fleisch auf und lief davon. Der Abgeordnete sah es, aber zu seinem Verdrusse etwas zu spät. Da er sich indessen zu rechter Zeit besann, daß er die Instruktion zur Bereitung im Sacke habe, rief er dem Hunde getröstet nach: 'Lauf nur, du weißt doch nicht, wie es bereitet wird. Da hab ich den Zettel im Sacke!' Herr Martin schwieg. Wir sahen einander ein wenig verlegen an. Der reiche Bauer von Volksheim, fragte ich endlich, wäre vielleicht das Wahlkollegium? Ja, antwortete Herr Martin ernsthaft, das souveräne Volk. — Der Bote mit dem Fleisch der Deputirte, ein ehrbares Mitglied der zweiten Kammer? — Vielleicht — Und der Hund? — Das, erwiederte Herr Martin, habe ich nicht gefragt.

"Uebrigens, fahr Hr. Martin fort, hat man gewöhnlich sehr Unrecht, wegen des geringen Erfolges der landständischen Verfassung die Regierungen anzuklagen. Ich kenne eine Stadt, in welcher die ehrsame Bürgerschaft mit dem Magistrate im Streite war. Nicht leicht wird es eine Regierung den Regierten je zu Danke machen. So ging es auch der Regierung besagter Stadt. Das Mißvergnügen ward vorzüglich von einem verschlagenen, gewandten Menschen genährt, der viel brauchte und wenig hatte, nichts gut fand, was er selbst nicht gethan, und Keinen leiden mochte, der besser war, oder höher stand, als er. Das Volk hatte er durch die Versicherung gewonnen, alles Regiment; das nicht Jeden zufrieden stelle, sei schlecht, und bei einer guten Wirthschaft erwiesen sich die Abgaben nicht nur als entbehrlich, sondern der Unterthan, der es sich gefallen lasse, ein Unterthan zu sein, bekomme von Rechtswegen am Ende noch etwas heraus. Das Volk ist ein Kind, und wie ein Kind hängt es aufrichtig an Jedem, der ihm den Glauben beizubringen gewußt, er meine es gut mit ihm.

"Die Opposition machte dem Bürgermeister und dem Rathe viel zu schaffen, obgleich sie gerade keinen Francis Burdett oder Brougham, keinen Benjamin Constant und keinen Bignon aufzuweisen hatte. Die Regierung verstand sich dagegen auch auf das Regieren, wenn sie es auch, wie die Kleinen, im Kleinen trieb, da die Großen es im Großen treiben. Bei der nächsten Rathswahl ward der Volkstribun in den Rath gezogen, und vertauschte, wie Andere, die Bank der Opposition gegen die der Schatzkammer ohne besondern Widerwillen. Alles Bedeutende und Wichtige beginnt und endet, wie bekannt, mit einem Schmause, so auch die Einsetzung des neuen Raths. Bei der Tafel ging ein großer Pokal herum, der Rathsbecher genannt, aus dem, zum Wohle treuer und lieber Bürgerschaft, wacker getrunken wurde. Das neue Rathsglied fand den löblichen Gebrauch nicht übel, und studirte sich mit jedem Zuge gründlicher in die Natur des gemeinen Wesens ein. Die bisher unzufriedene Bürgerschaft hoffte auf die Wahl ihres muthigen Sprechers und Vertreters eine goldne Zeit; und da sie, zu ihrem Erstaunen, sah, daß es bei'm Alten blieb, trat sie klagend vor den neuen Rath. Ihr alter Freund aber nahm das Wort und sprach: 'Alte Freunde, liebe Mitbürger! So lange ich in Eurer Mitte saß, die schweren Pflichten der Stadtregenten nur von Weitem sah, und die Sache nicht von Grund aus kannte; so lange ich einfältig und unwissend war, wie Ihr, geliebte Mitbürger, wollte ich allenthalben Irrthümer und Fehler sehen. Es verhält sich aber, wie ich jetzt durch Ueberzeugung weiß, ganz anders. Es geht vortrefflich, ganz vortrefflich, sage ich Euch, und ein guter Bürger wird das nicht verkennen. Wohl dem, der zur Einsicht gelangt, und begreift, was ich gesagt! Das ist mein Bescheid!' Es gab viele lange Gesichter; aber da war nichts zu machen. Er hat aus dem Rathsbecher getrunken, bemerkte ein reicher Krämer, dem es vielleicht selbst nicht an Durst fehlte.

Digitized by Google

Ja! ja! riefen Alle, er hat aus dem Rathsbecher getrunken, und mit der lieben Bürgerschaft ist's aus. Wie Viele haben aus dem Rathsbecher getrunken, oder möchten noch aus ihm trinken!"

Einige der Aufsätze enthalten kritische Bemerkungen über Bücher und über die deutsche Journalistik, unter denen wir besonders auf die sehr unterhaltende Prüfung eines sehr unterhaltenden Buches (der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen) und auf die Kritik einer Kritik in den Berliner Jahrbüchern (von Menzel's Reformationsgeschichte) und in der Hallischen Literaturzeitung (einer böotischen Diatribe wider Mignet's franz. Revolution) aufmerksam machen. Das deutsche Autorenwesen wird folgendermaaßen mit einigen Hyperbeln geschildert, in der Kritik der Briefe.

"Die armen Gelehrten nehmen in ihrem Fabrikwesen eine so bedeutende Stelle ein, als die englischen Maschinen in dem von Großbritannien. Stubengelehrte sind es eigentlich nicht, weil sie in ihrer Dürftigkeit sich noch mit Dachstübchen und Speicherkammern behelfen, bis sie sich als Magister zu Doktoren, oder, wenn ihnen das große Loos fällt, zu Professoren hinauf- und in eine Stube des mittlern oder untern Stocks heruntergedient haben. Die großen Fabrikherren und Eigenthümer von gelehrten Plantagen, Literaturzeitungen, Tageblättern, Wochen- und Monatsschriften und Uebersetzungsanstalten, haben diese wissenschaftlichen Taglöhner und graduirten weißen Schwarzen in ihrem Solde, der so stark ist, daß er ihr Dasein zwischen Leben und Tod, wie schwebend, erhält. Es wäre ein großes Unglück, wenn ihre Dienste, wie bei den englischen Fabriken, von Dampfmaschinen versehen würden, wodurch auf einmal so viele tausend Schreibefinger außer Thätigkeit, und so viele Mägen außer Brod kämen. So ein Magister muß ein recht armer Mann, ein wahres Bild des Jammers sein. Da Göttingen einmal in Gefahr kam, belagert zu werden, und man in großer Angst wegen einer bevorstehenden Hungersnoth war, sagte der kaustische Kästner, ein geborner Leipziger: "Es müßte hart kommen, wenn ich es nicht überstände, da ich viele Jahre leipziger Magister gewesen bin." Es verdient, bemerkt zu werden, daß ein leipziger Bücherfürst dem guten Gellert seine Fabeln, das Beste, was er geschrieben, mit 31 fl. honorirt hat. Es sollte mich wundern, wenn der ehrliche Verleger nicht auf Ehre und Gewissen betheuert hätte, es sei an solchen Unternehmungen nichts zu verdienen; der Handel gehe schlecht, und die Schriftsteller würden ungenügsam. Konnte den Waghals von Verleger die Fabel, eine in die andere, nicht baare 30 kr. stehen? Sie richten sich auch Alle zu Grunde, indem sie sich großmüthig der Aufklärung und den ungenügsamen Schriftstellern aufopfern.

"Plato definirte den Menschen, er sei ein zweibeiniges Thier ohne Federn. Diogenes, der, mehr witzig als verständig, sich über die allerdings sonderbare Definition lustig machen wollte, zog einen gerupften Hahn unter dem Mantel hervor, und zeigte ihn der Gesellschaft mit den Worten: 'Da ist der Mensch Plato's.' Der Verf. meint, auf die Norddeutschen und besonders auf die Leipziger, die so entsetzlich viel schrieben, passe die Definition: Der Mensch sei ein zweibeiniges Thier mit einer Feder. Es ist doch seltsam, daß die Schriftsteller, immer mehr schreibend, sich über das viele Schreiben beklagen.*) So meint Jeder, an seinem Geschriebenen allein habe es noch gefehlt, und alles Uebrige sei schon zu viel. Es kann wohl, bei dem beständigen Fortschreiten zur Vollkommenheit, noch dahin kommen, daß Jeder nur sich selbst schreibt, setzt, druckt und liest, demnach Verfasser, Verleger und Publikum in einer Person ist."

Uebrigens haben wir bereits den Beweis gegeben, daß es dem Buch an einer ernsteren Auffassung nicht fehlt, und daß es nicht ganz aus Hyperbeln zusammengesetzt ist. Wir wissen aber diesen Artikel nicht besser zu schließen, als mit einem der angehängten Aphorismen:

"Die Regierungen können sich die große für sie so wichtige Wahrheit nicht oft genug wiederholen, die in folgenden Worten des Herrn v. Segur liegt: 'Die Opfer, welche die Stärke der Meinung bringt, erregen Begeisterung und Dankbarkeit; die aber, welche die Furcht der Schwäche entreißt, vermehren das Mißtrauen und vernichten die Achtung.'"

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Leipzig, 1831. Hartmann.

Dieses Werk, das mit dem zweiten Band vollendet werden soll, wird, wie es uns scheint, ein ganz brauchbares Handbuch für Reisende abgeben, und damit seine Hauptbestimmung erfüllen. Zwar wird man nicht viel Eigenthümliches in dem Kunsturtheil des Verf., noch viel Neues in den angeführten Thatsachen finden, und nicht eben viel besonders Anziehendes in den geschilderten Abenteuern. Aber Winkelmann, Lanzi, Fiorillo, Rumohr, sind fleißig citirt, und auch andre Nachweisungen werden für Den, der nicht bloß sehen, sondern auch lesen will, und, was bei dem größeren Publikum eine etwas gewagte Voraussetzung sein dürfte, der die Bücher zur Hand hat, ihren Werth haben. Die Form der persönlichen Erzählung vermeidet wenigstens das Trockene und Ermüdende eines Lehrbuchs.

Von den beschriebenen Naturscenen heben wir die Kaskade des Velino aus. Man kann sich darnach einen Begriff (und einen nicht unvortheilhaften) von der Manier des Verfassers machen.

"Sobald wir um den Berg in die Ebene einbogen, sahen wir lichten Dampf aus derselben aufsteigen und vernahmen fernes hohles Getöse. Ein kühler Luftstrom fiel die Erwärmten an und jetzt sprang ein glänzender Wasserstrahl über den Oelbäumen auf. Aus den Thälchen im Süden fließt der Velino herunter und wir sind an Ort und Stelle.

"Wir eilten an den Rand des Waldbachs, der mit erschreckender Hast hinstürzt. Das Auge vermag kaum dem Strome zu folgen, ein hineingeworfener Stein kaum unterzusinken. Die beiden Ränder des Bettes sind dicht mit Gesträuch verwachsen, daß man nur mit Mühe und Vorsicht dahin gelangen kann, den Bach fließen zu sehen. Das Bette selbst ist ein tiefer, gerader, in Felsen gebrochener Kanal.

"Wir gingen durch Eichen- und Pinien-Gebüsch am Rande hinunter. Der Rauch duftet näher empor, erschütternder tost der Katarakt und wir treten hinter den letzten Bäumen heraus.

"In den Rauchwolken über'm Thale der Nera strahlt es in sieben Farben, und unter dem luftigen Bogen fährt der wüthende Velino aus seinen bebenden Felsen. Mit unermeßlicher Kraft wühlen die Gewässer in einander, indem sie versinken; sie reiben sich selbst auf, um mit ihrem Staube den Sonnenbogen in den Lüften zu sprengen. Und so sieht man das farbige Wolkenspiel auch nur so lange, als man nicht den ganzen Kampf der Wogen, nur den Dampf erblickt, der aus ihm wie ein Siegesopfer emporweht. —

"Um die Kaskade in ihrer Größe zu sehen, folgen wir einem schmalen sichern Pfade bergab und treten auf einen Felsenvorsprung, der mit unsäglicher Kühnheit über dem Abgrund vor die

---

*) Sollte dem Verf. Schlegel's Apologie für das Druckenlassen, bei der Klage über die Masse des Gedruckten, nicht bekannt sein? Er sagt irgendwo, es sei "smoking in one's own defence."

Digitized by Google

stürzende Wassersäule selber hereinragt. Hier steht eine kleine Hütte von Stein, die Pius VI. erbauen lassen. Sie hat nur Dach und Brustlehne für den Schauenden; sonst ist sie durchaus offen und das ist gut. Man hat ihr den Namen Belvedere gegeben.

"Da gingen wir hin und legten uns unter die Bogenfenster und ließen uns von den Staubwolken durchnässen, die der Sturz über uns herüber schauerte. Auf Augenblicke ist der ganze Abgrund mit undurchdringlichem Dampf erfüllt, wann ein starker Zug des Windes darüber hinwegbläst und den emportreibenden niederhält. Dann sieht man nur in graue feuchte Finsterniß, hört nur wie es unten rast und kracht, fühlt wie die Erde zittert, unter der Wucht der Gewässer.

"Sind aber die Wolken aufgeflogen, so hängt das Auge mit Entzücken an der furchtbaren Erhabenheit des Anblicks. Die Felswand gegenüber mag eine Höhe von zweihundert Fuß haben: sie ist von graubrauner Masse; einzelne Riffe daran grünen unter Moosen und Flechten. Auch großblättrige Saftpflanzen von mancherlei Gattung ranken an den Zacken herum und aus den Spalten. Auf der Stirne der Felswand ragen Pinien und Eichen über geringerem Gebüsch, und rechts und links an dem Berge fort zweigen und spinnen zusammen unzählige selten und nie gesehene Sträucher und Hecken und Bäume als eine düstre und malerische Wildniß.

"Und in der Mitte die Kaskade. Als eine hochspringende Woge rollt oben der Velino unter dem Strauchwerk heraus und gießt blank auf eine tiefere Platte, wo Tropfe mit Tropfe zu ringen scheint. Einzelne Strahlen spritzen indeß schon weit über die Platte weg und suchen allein den Weg in die Tiefe. So weit läßt sich der Katarakt an der Stelle sehen, wo man den Regenbogen erblickt.

"Aber die Platte schwingt über und die ganze Macht des Stroms fliegt in die Luft und fällt mehr als zweihundert Fuß tief senkrecht in die Felsen. Oben unterscheiden sich noch in der wundersam belebten Prachtsäule einzelne blitzende Wasserstreifen, tiefer bricht Alles in weichen Schaum auf und in dem Felsenkessel unten quillt nur leichter staubender Nebel. Den Schwall des Kessels faßt das Auge nicht, dort ist überwältigende Thätigkeit, dort rast und tost es, als ob's die Bergwand einschmettern wollte.

"Aus dem Kessel fließt nun der grünliche Bach ruhiger; ein großes Felsstück, das im Wege liegt, wird zierlich überspült. Dann breitet sich das Wasser aus, plätschert über Steintrümmer, und fällt noch einmal in einem breiteren Gusse über zwei Klippenabsätze von bedeutender Höhe. Gesammelt rauscht es hierauf ins tiefere Thal und mischt sich mit der langsam von Osten herfließenden Nera.

"Vom Belvedere gingen wir den Pfad hinunter ins Thal durch dichtes Gebüsch. Ehe wir's uns versahen, waren wir über der Nera, die zum Theil ungesehen unter Felsen wegeilt. Drüben verfolgten wir den Pfad nach Osten, bis wir dem Katarakt entgegen standen.

"Hier hatte an der schönsten Stelle ein alter Mann mit seinem Enkel aus grünen Eichenzweigen eine Hütte gebaut, worin man, gegen die Sonne geschützt, des Wasserfalls bequem genießen konnte. Den Alten empfahl ein Zeugniß seiner Obrigkeit der Milde reisender Naturfreunde; er wird an dieser Stelle schwerlich jemals eine Fehlbitte thun.

"Da lagerten wir uns nun im Grase, unter dem heiligen blauen Himmel. Im Umkreis erscheint das Thal als geschlossen: überall wildes Gebüsch, feinere Straucharten, junge Eichen darunter, und am höchsten ragend einzelne alte Pinien. Alles dunkles Grün und dazwischen hie und da Felsenzacken und abgerollte Trümmer. Und in dieser großen Natur weit über Baum und Strauch weg der Waldstrom von der furchtbaren Bergwand brausend, und dann durch Felsenbrocken, über Klippenlager breiter ergossen, in die Nera schäumend, die zu unsern Füßen fließt. Das ist die Ansicht der Kaskade vom Thal aus. —

"Der Velino ist dem größten Theile seiner Wassermassen nach Ausfluß eines See's und kömmt von Rieti herunter. Er führt ungemein viel erdige Theile mit, so daß der Staub seines Falles die nahe liegenden Dinge, gewöhnlich in sehr regelmäßigen, oft wunderlichen Formen, mit Kalksinter überzieht. Plinius zählt diese Eigenschaft des Wassers vom Velino, Körper zu überkrusten, unter den sonderbaren Erscheinungen auf, die an Flüssen vorkommen. Wir suchten unter den auffallendsten Steinen der Art einige zusammen, um sie mitzunehmen. Es finden sich viele darunter, an welchen die feinsten Krystalle angeschossen sind.

"Diese Steine machen einen kleinen Erwerb der Bewohner des Thales aus; am Wasserfall wurden uns ausgesuchte seltene Stücke von Groß und Klein zum Verkauf angeboten. Das mag angehen, es kann den Fremden freuen, ein schönes Andenken zu besitzen; zum Unglück hat es aber hier dabei nicht sein Bewenden, das Volk will mehr Gewinn, und es könnt' Einem beinahe den Katarakt verleiden, wenn er nicht so gar schön und groß wäre.

"Durch den ganzen Berg nämlich, an dem Falle herunter, stehen überall, wo nur ein Blick aufs Wasser zu werfen ist, träge zudringliche Menschen, welche die Hand aufheben. Um daran keinen Aerger mehr zu nehmen, muß man schon länger in Italien gelebt haben.

"Die Umwohner nennen den Fall des Velino die Marmorkaskade. Seine ganze Höhe vom obersten Punkt bis zum Spiegel der Nera soll gegen tausend Fuß betragen. Er gehört also, eben so durch seine Höhe wie durch seinen malerischen Charakter, unter die ausgezeichnetsten Kataraktе, die bekannt sind. Einige sind höher; haben aber bei weitem nicht die Fülle seiner Gewässer, andere haben aber des Wassers mehr, sind aber weder so mächtig hoch, noch in so glücklicher Natur belegen.

"Und diese bewunderte Naturerscheinung ist nicht ursprünglich das Werk der Natur. Der römische Feldherr M'Curius Dentatus ist der Schöpfer der Kaskade; er grub gegen Ende des fünften Jahrhunderts nach Rom's Erbauung das Bett, in welchem jetzt der Velino fließt, durch den Felsengrund des Berges und leitete den Bach in die Nera. Länger als zwei Jahrtausende strömte dieser nun durch den Römerkanal in das Thal hinab. Am Hauptfall scheint sich wenig zu ändern; das Wasser hat aber nebenbei ein Paar Löcher durch die Felswand gebohrt und springt auch aus ihnen zu Tage, und diese kleineren Güsse werden sich zuweilen ändern; denn man sieht Oeffnungen im Felsen, durch welche jetzt kein Wasser mehr fließt, mit Spuren früherer Durchströmung."

Bei Vicenza sieht und beschreibt der Verf. die berühmte Villa des Marchese Capra, die für Palladio's Meisterwerk gilt.

"Der Himmel war im Westen noch hell; in seinem Wiederscheine besahen wir das Gebäude von außen. Es erhebt sich als Rotunde auf der Spitze eines kleinen Hügels. Von vier Seiten, Süd, Ost, Nord und West, führen vier stattliche Treppen zu den vier Eingängen, oder vielmehr zu vier kleinen Corridoren, die mit Säulen verziert sind. Diese vier Corridore öffnen sich in einen runden, gewölbten Saal, den Hauptraum des Gebäudes. Rings um den Saal, der also darum keine Verbindung mit dem Freien durch Fenster, sondern nur durch die vier Eingänge hat, liegen zwischen den kleinen Vorhallen acht kleine Gemächer, nämlich immer zwei zwischen je zwei Hallen. Sämmtliche Gemächer stehen mit einander so in Verbindung, daß man durch sie und die Corridore rings herum gehen kann. Zwischen den Treppen und durch sie versteckt, und als die Unterlage, auf welcher der Saal mit den Gemächern und Corridoren ruht, sind Küch' und Keller und die Wohnungen des Gesindes angebracht. Die Frau führte uns mit der Laterne zuerst durch diese untern Räume, die ziemlich eng und niedrig sind und gewölbte Decken haben, und dann

Digitized by Google

hinauf in den Saal und in die Zimmer, die ihn umschließen.

"Wer sich ein Landhaus in die schöne Natur baut, will die Natur nach allen Seiten genießen. Da ist nun klar, daß Palladio in diesem Gebäude dem Zweck eines Landhauses ganz vortrefflich entsprochen hat. Der Gipfel der kleinen Anhöhe gewährt nach allen Gegenden freie Aussicht. Sämmtliche acht Gemächer des kleinen Pallastes haben ihre Fenster auf gleiche Weise in's Freie; alle sind überhaupt völlig gleich, keines zum Besten eines andern in irgend einer Rücksicht beeinträchtigt. Aus der Mitte des Saales aber sieht man zwischen den Säulen der vier Corridore hindurch in vier Landschaften hinaus, deren jede ein anderes prächtiges Bild darstellt. In jedem der Gemächer hat man nur eine Aussicht, im Saale hat man eine vierfache; oder vielmehr, dort sieht man die Landschaft stückweise, hier — im Kerne — sieht man sie ganz. Dieses ist die Symmetrie der Theile im Innern.

"Im Aeußern wird sie dadurch erreicht, daß die vier Seiten, welche sich als solche an der Rotunde absondern, einander in allen Theilen und Verhältnissen völlig gleich sind. Die Treppen, die an allen diesen Seiten zu den kleinen Säulenhallen emporführen, die Säulenhallen selbst und die Giebel, die über ihnen die Oeffnungen der Wandfläche abschließen, sind nämlich sämmtlich einander ganz gleich und auch in den Verhältnissen ihrer Entfernungen von einander gleichmäßig entsprechend. So gestaltet sich das Gebäude von außen und innen als ein herrliches, in sich geschlossenes Ganze, nicht allein von symmetrischen Verhältnissen, sondern auch von Harmonie der unter sich symmetrischen Theile.

"Es giebt schwerlich ein Gebäude, das diesem Landhause in seiner Art gleich zu achten wäre. Die Natur ist auf das Vollkommenste benutzt. Die ganze Anlage ist so harmonisch in allen ihren Theilen ausgeführt, daß jeder Theil den andern mit bedingt und voraussetzt, dabei so einfach, daß sie sich aus der Ausführung von wenigen Theilen ganz ergiebt und aus deren Kenntniß klar wird, denn der Baumeister hat nirgends mehr gethan, als nothwendig war. Die Anlage ist durchaus ein organisches Ganze. Das Licht ist in allen Räumen gleichmäßig vertheilt, und alle Räume haben hinlängliches Licht. Der ganze Bau ist in jenem heiter-gefälligen Style ausgeführt, worin Palladio's ganze Stärke lag, und wenn auch hie und da durch Anwendung irgend einer unstatthaften Form ein kleines Mißverhältniß zu bemerken sein sollte, so ist dieses bei der größten Einfachheit der Anlage gewiß so selten der Fall, daß man es über der Rundung des Ganzen leichtlich übersehen mag.

"Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß Palladio den Bau mit geringen Mitteln unternehmen mußte. Der Marchese Capra, für den er das Landhaus aufführte, war nicht reich genug, kostbares Material daran zu verwenden; so wurden sogar die Säulen in den kleinen Vorhallen aus Backsteinen aufgesetzt. Um so mehr müssen wir aber den Baumeister bewundern, der die Mittel, mit welchen er baute, und die Anlage selbst in so vortrefflichen Einklang zu bringen wußte. Die Anlage, die hier Palladio schuf, konnte sogar nicht größer gemacht werden, wohl um Weniges, doch nicht um sehr Vieles, weil die Rotunde auf einem einzigen Gewölbe beruht, und technischer Hindernisse wegen Gewölbe nur von einer gewissen beschränkten Ausdehnung, und nicht größere, gesprengt werden können. Die Wahl Palladio's in dieser Anlage war also so fein als schön, und wenn wir irgend den Geist dieses Künstlers bewundern dürfen, so dürfen wir es hier im vollen Maaße.

"Traurig ist es nun aber, dieses Meisterstück des Vicentinischen Baumeisters, womit er seine Vaterstadt schmückte, in so vernachlässigtem Zustande zu erblicken. Auf den Treppen wächst Gras zwischen den aufgegangenen Fugen, von den Säulen der Corridore ist der Stuck abgefallen, und das Innere ist nur sparsam mit altem, verblichenem Geräthe ausgestattet. Es scheint außer dem Pächter oder Besteller der Besitzung jetzt Niemand mehr da zu wohnen."

Reisenden, die von dem Werke Gebrauch machen wollen, wird es nicht unerwünscht sein, wenn wir die Route des Verf., und damit die von ihm näher, und mit ihren Merkwürdigkeiten beschriebenen Punkte bezeichnen. Andre mögen das trockene Register entschuldigen. An den mit * bezeichneten Orten ist von der Mauth und Polizei die Rede.

Die Reise geht von Erlangen über Stuttgart, Urach, Lindau, Chur, Hinterrhein, Roveredo nach Bellinzona *; an den Lugauer und Comer See; über Mailand und Brescia * an den Garda-See; nach Verona *, Vicenza *, Padua *, Venedig *; nach Ferrara *, Bologna, über die Apenninen, (Pietra mala *) Florenz *, Arezzo, Cortona, Perugia, Assisi, Foligno, Spoleto, Terni, Narni, in's Land der Sabiner, in die römische Campagna.

Am Schluß des ersten Bandes steht "Hannibal vor den Thoren von Rom". Seine Rührung verheißt noch größere Rührung für den zweiten Band: —

"Ich hab' in meiner Jugend
So lauten Sang gesungen,
Daß oft von meinen Händen
Die hellen Saiten sprungen.
Ach, was ich sang von Treue,
Von Minn' und Heldenschwert,
War keines süßen Liedes
Und keiner Thräne werth."

Indessen darf man sich der Hoffnung überlassen, daß der Verf. den zweiten Band ganz in Prosa schreiben wird.

Mesmerische Liebe. Novelle von L. Kruse. (Ein Taschenbuch für geselliges Vergnügen, herausgegeben von F. Kind. Leipzig, 1831. Hartmann.)

Wer die Seherin von Prevorst gelesen hat — wer darin die Geschichte des griechischen Weltweisen sich wiederholen sah, der, um Natur und Wesen der Dinge zu erforschen, sich in den rauchenden Krater des Aetna gestürzt; wer es beklagt, daß jemals in der Chronik des menschlichen Elends ein so verzweifelter Fall sich vorgefunden, um die Anwendung eines so verzweifelten Mittels zu entschuldigen; wer die Gefahr sich nicht verbergen, und der Besorgniß sich nicht entziehen kann, daß jene selbst an dem Arglosen, an dem Schuldlosen, nicht immer harmlos vorübergehen dürfte — der muß es nicht versäumen, sich mit der Auffassung des geistreichen Verfassers bekannt zu machen. Denn es ist ein eigenthümlicher Zug des Kulturwesens unsrer Zeit, daß eine Idee, einmal angeregt, alle Stadien durchläuft — von der wissenschaftlichen Forschung zur Erörterung im Tagesgespräch, und von diesem zur freien, dichterischen Darstellung.

Dagegen wird es der Verf. selbst uns Dank wissen, wenn wir mit einem Wink wenigstens Diejenigen warnen, deren Nerven dem Popanz nicht gewachsen sind, oder die an der Erwähnung eines zweideutigen Verhältnisses Anstoß nehmen, wenn gleich der Ernst der Auffassung unverkennbar ist, und der Verf., wie er es hier thut, mit der Hoffnung sich rechtfertigt, daß er Zuhörer finden werde, die einer besseren, als die gute Gesellschaft angehören. Es wird kaum nöthig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß, wie der Gegenstand es mit sich bringt, und die Form der Novelle es entschuldigt, die Hypothese mit der Erfahrung Hand in Hand geht, und manchmal ihr vorangeeilt ist. Was man auch von der Wahrscheinlichkeit der Vorfälle denken mag, in den Charakteren, in den Situationen,

Digitized by Google

ist Wahrheit. Und wer die Novelle mit einem andern Interesse, als dem der bloßen Neugier in die Hand nimmt, der wird sie auch mit einem andern Gewinn, als dem der bloßen Unterhaltung, aus der Hand legen.

Eine Stimme wider den Preßunfug.

Zerbst, 1830. G. A. Kummer.

Der Preßzwang hat unter Denjenigen, welche denken und schreiben können, so wenige Vertheidiger; und unter den Wenigen sind wiederum so äußerst Wenige, die sich auf Gründe einlassen, daß wir uns wohl anheischig machen möchten, Alles, was einer Argumentation wider die Preßfreiheit einigermaaßen ähnlich sieht, in den schmalen Spalten dieser Blätter in extenso aufzunehmen und zu beleuchten, wenn wir nicht befürchten müßten, deshalb des Nachdruckes angeschuldigt zu werden.

Der Stimmgeber geht von dem sehr richtigen Satz aus, daß die Revolution des Julius nicht durch das Comité Directeur, sondern durch das Zeitungswesen zu Stande gebracht worden. Also ist es unmöglich, der Revolution zu entgehen, wenn man nicht das Zeitungswesen unterdrückt. Ganz recht; es ist rein unmöglich, wenn man nämlich so regieren will, wie Polignac. Es ist rein unmöglich, daß in constitutionellen Staaten eine Verletzung der Verfassung, oder in andern ein schreiendes Unrecht, ungeahndet bleibt, wenn es irgend eine Oeffentlichkeit giebt. Diese Idee ängstet den Verfasser, über die Maaßen. Denn die entsetzlichsten Symptome der Zeitungsleserei zeigen sich selbst in deutschen Landen. Man höre: "Schon liest nicht mehr bloß am Rhein der gemeine Mann die Zeitungen, auch die Bauerngemeinden an der Elbe lassen sie sich vorlesen, und das Gesinde in Berlin wirft einen Blick in die Zeitungen, ehe es solche der Herrschaft bringt." Schauderhaft in der That, höchst schauderhaft! Wohin soll das führen! Wo soll es enden? Man höre weiter: — "Wer kann wissen, wohin das von den französischen Demagogen gegebene Losungswort: Steuerverweigerung noch führen werde? Scheint es doch, als ob wir in Zeiten leben, wo politischer Fanatism die Köpfe des Landmannes zu erfüllen anfängt, welcher leicht noch weiter führen kann, als der religiöse Fanatism zur Zeit des Bauernkriegs und der Wiedertäufer. Wenn nun die Zeitungen so etwas von Steuerverweigerung fallen lassen und die Bauern endlich die Frage stellen, wozu sollen wir Steuern zahlen? Um Beamte, Soldaten und Staatsgläubiger zu befriedigen. Wie schwer wird es denn halten, ihnen die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, und wenn sie solche nicht einsehen wollen, dann stürzen freilich die Fürstenthrone, mit ihnen aber gehen auch alle Beamte in das Elend und die ganze Civilisation fällt über den Haufen."

Wir wollen dem Verfasser einen Dienst thun, und ein noch weit lebhafteres Gemälde von den entsetzlichen Folgen des Zeitungswesens herseßen, das ein Mann von etwas mehr Phantasie und Loyalität entworfen hat: "Tant y a qu'il n'y a plus moyen de gouverner, surtout depuis qu'un autre émissaire de l'enfer a trouvé cette autre invention de distribuer chaque matin, à vingt ou trente mille abandonnés, une feuille où se lit tout ce que le monde dit et pense, et les projets des gouvernans et les craintes des gouvernés. Si cet abus continuait, que pourrait entreprendre la cour, qui ne fût contrôlé d'avance, examiné, jugé, critiqué, apprécié? Le public se mêlerait de tout, *voudrait fourrer dans tout son petit intérêt, compterait avec la trésorerie*, surveillerait la haute police, et se moquerait de la diplomatie. La nation enfin ferait marcher le gouvernement, comme un cocher qu'on paie, et qui doit nous mener, non où il veut, ni comme il veut, mais où nous prétendons aller, et par le chemin qui nous convient; chose horrible à penser, contraire au droit divin et aux capitulaires." *)

Aber hat der Verf., der sich einen Preußen nennt, und zunächst für Preußen zu fürchten vorgiebt, — hat er nicht eingesehen, daß er ein ganz empörendes Pasquill auf die preußische Regierung schreibt, wenn er sie mit Polignac und dessen Spießgesellen in eine Kategorie wirft, wenn er behauptet, daß sie Steuerverweigerung und Revolution aus denselben Ursachen zu besorgen habe, wie die weggejagte französische Regierung! Schon der Umstand, daß ein Pasquill wie das seinige, (das nach unsern Ideen von einem Libellgesetz, wenigstens einem solchen Gesetz verfallen wäre,) — schon der Umstand, daß ein solches Pasquill nicht unterdrückt wird, kann ihn belehren, daß die preußische Regierung seine Besorgnisse nicht theilt, und nicht zu theilen braucht.

Von der englischen Preßfreiheit spricht der Verfasser nur im Vorbeigehen, legt aber dabei die schönsten historischen Kenntnisse an den Tag. Von der Existenz eines Libellgesetzes hat er zwar nicht gehört; aber gleichviel; er weiß, wie viele Stempel in Printing-House-Square konsumirt werden.

*) Oeuvres de Paul-Louis-Courrier 1, 211.

"In England ist die Preßfreiheit zu einer Zeit entstanden, wo es noch keine Jacobiner gab, wo der Kampf nicht nur gegen den Mißbrauch, sondern auch gegen den Gebrauch der Obrigkeit noch nicht begonnen hatte. Alle große englische Zeitungen sind daher von alter Zeit her und noch jetzt in den Händen von Leuten, welchen am Sturz der Regierung zu ihrem Fortkommen nicht nur nichts gelegen ist, sondern die auch davon alles für sich selbst befürchten müßten. Ein Blatt, wie die Times, ist ja der Revenüe nach ein wahres Fürstenthum, seine Eigenthümer, wenn auch liberal gesinnt, werden wahrlich die Volksleidenschaften nicht in Bewegung setzen, und die kleinen revolutionären Blätter sind nicht im Stande, einen Thronsturz durch Bearbeitung der sogenannten öffentlichen Meinung gegen die Autorität der größern Zeitungen und der Aristokratie überhaupt zu erreichen. Sollte sich dies einst ändern, sollten alle größern englischen Zeitungen in Hände der Verfassungsstürmer fallen und die Aristokratie sich überwiegend zum Radicalismus neigen, dann wird auch dort die Verfassung durch Mitwirkung der freien Presse zerstört werden."

Der Verfasser prophezeit, daß "das verbrecherische Treiben in Belgien und Hessen durch Hungersnoth und Elend aller Art vielleicht bald werde bestraft werden, wenn Gottes Gnade es nicht abwendet." Das geht denn doch zu weit. Wer ist der Mensch, der nicht nur den Menschen das Urtheilen verbietet, sondern über die Rache des Himmels disponirt?

Wer in Deutschland die Preßfreiheit wünscht, mag sich in dem folgenden spiegeln: —

"Wer ist es denn auch, welcher in Deutschland das große Geschrei nach Preßfreiheit erhebt? Ein kleiner Haufe entarteter Jacobiner, denen eine große Zahl Unkluger nachlallt. Außer diesen betreiben, wie jetzt die Adresse der Leipziger beweiset, die Buchhändler die Preßlicenz aus Gewinnsucht. Freilich würden sie bessere Geschäfte machen, wenn sie der begierigen Menge skandaleuse Neuigkeiten vortischen könnten. Welchen Einfluß das Interesse der Buchhändler auf feile Schriftsteller habe, hat sich bei dem Streit über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks gezeigt, wodurch wir indessen diesen keineswegs vertheidigen wollen. Allein schwerlich würde der Kampf so eifrig verfolgt worden sein, wenn die Buchhändler ihn nicht betrieben hätten."

Es folgt das Sündenregister der Berliner Zeitungen. "Nach dem Eintritt der drei Julitage hat die preußische Staatszeitung, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, im Allgemeinen eine ruhige Haltung behauptet." Das klingt wie Lob; aber man wird bald sehen, daß auch die Staatszeitung sich eine Abscheulichkeit hat zu

Digitized by Google

Schulden kommen lassen, nämlich eine Annonce der Marseiller Hymne, und dazu noch mit deutscher Uebersetzung! In der That, wir würden den Redakteur für einen verkappten Demagogen halten, wenn wir nicht aus der Rubrik Tageslügen zu unsrer großen Beruhigung ersehen hätten, daß er auch grob sein kann, und also ein Mann von Welt sein muß. "Allein," fährt der Verf. fort, "nicht alle, nicht einmal die Berliner Zeitungen, sind auch nur dem Beispiele der Staatszeitung gefolgt. Ungescheut haben sie den von allem menschlichen Gefühl entkleideten Kampf des Pöbels mit den größten und ehrenvollsten Anstrengungen der Weltgeschichte in Parallele gesetzt. Allen Heroen des Alterthums ist der Pariser Pöbel an die Seite gestellt worden; ein Pöbel, der Haufen unschuldiger Kinder den Soldaten entgegen getrieben hat, um ihre Reihen in Verwirrung zu bringen, der sich ferner hinter die Körper verwundeter Feinde verschanzt hat. Wird nicht durch solche Lobsprüche der in allen Ländern vorhandene Pöbel ganz eigentlich zur Nacheiferung aufgereizt? — Nicht als ob wir glaubten, daß dieß die Absicht der Zeitungsschreiber gewesen sei, allein ein geringer Grad von Vorsicht hätte doch auf die möglichen Folgen aufmerksam machen müssen. Ist nicht in der Staatszeitung die Marseiller Hymne, jenes schreckliche Lied, unter dessen Klang Tausende hingemetzelt worden sind, angekündigt worden? Wenn der König der Franzosen sich genöthigt sieht, einen Gesang dieser Art im Theater anzustimmen und den Urheber desselben zu belohnen, war es da nicht heilige Pflicht, die deutsche Nation auf die eigentliche Bewandtniß und die Geschichte des Liedes aufmerksam zu machen?.....

"Ganz besonders hat der Redakteur der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung in seinem Eifer sich ausgezeichnet. Einige Beispiele werden dieß mehr als hinreichend rechtfertigen. Nachdem schon am 27. Juli, also ehe die Ordonnanzen bekannt waren, versichert worden: der Tag des Gerichts sei nahe, wird es ein achtungswürdiges Gefühl genannt, daß die Gardisten nicht haben auf den Pöbel schießen wollen und der Mensch, der dem Volke zuerst die Thore des Louvre öffnete, ein wackerer Mann titulirt. In No. 194 heißt es: der Greveplatz sei durch das Blut der Märtyrer der Freiheit (der 1822 wegen eines Komplotts gegen das Leben der königlichen Familie hingerichteten 4 Sergeanten) verherrlicht! No. 193 erzählt, daß Carl X. hohläugig mit erkünsteltem Lächeln und todtenähnlichem Ausdruck, und No. 195, daß er mit rothen Augen und einem erhitzten Gesicht auf das Volk herabgesehen habe. So behandeln Zeitungsschreiber die gefallene Größe und einen unglücklichen Greis! In No. 195 wird erzählt, daß der Figaro seine Vignette geändert habe, man sehe jetzt, wie Figaro dem sehr verdrießlich abziehenden Basil (!) mit dem Stocke die gehörige Richtung gebe. In No. 194 heißt es ganz bestimmt: der Name der Herzogin von Angoulême komme in einem Briefe vor, welcher auf die Brandstiftungen in der Normandie Licht verbreite. Die Blätter der französischen Faktion, z. B. der National, sind edelmüthig genug, jetzt, nachdem die Verläumdung ihr Opfer erreicht hat, die Unerweislichkeit zuzugestehen, und ein deutscher Zeitungsschreiber wagt es, den erhabenen Charakter der unglücklichen Tochter Ludwigs XVI. auf solche Art zu verunglimpfen."

Man muß es es dem Redakteur der Haude-Spenerschen Zeitung überlassen, sich zu rechtfertigen, wenn er kann. Das Einfachste wäre freilich, wenn man ihm mit einem Male den Prozeß machte, und dann sogleich die vom Verf. vorgeschlagenen Schutzmittel in Anwendung brächte: —

"Die Mittel gegen eine zügellose Presse darf man wohl der Weisheit der Regierungen anheimstellen und es wird daher hier nur auf folgende Punkte aufmerksam gemacht:

"1) man muß dafür sorgen, daß die Zeitungen, zumal die der Hauptstädte nicht in Hände von Leuten ohne alle Garantie gerathen;

"2) die Censur der Zeitungen muß in den Hauptstädten Ministerialräthen, in den Provinzen Oberregierungsräthen anvertraut werden, nicht obscuren Schriftstellern. Es kann jetzt kein wichtigeres Regierungsgeschäft geben, als die Zeitungscensur;

"3) die Provinzialzeitungen dürfen keine Urtheile über politische Ereignisse geben, sondern müssen hierin lediglich denen der Hauptstadt nachfolgen;

"4) der deutsche Bund, namentlich Oestreich und Preußen, müssen sogleich einen Beschluß fassen, daß in ganz Deutschland strenge Censur und Ordnung herrsche. Fängt doch die Allgemeine Zeitung schon an, den in Hessen herrschenden Geist des Aufruhrs zu loben, und die großherzoglich-hessische Deputirtenversammlung redet schon von gänzlicher Preßfreiheit. Sollte in kleinen Staaten gegen die Censurvorschriften gefehlt werden, so muß durch Verbote und strenge Maaßregeln sogleich eingeschritten werden."

Wir würden unmaaßgeblich noch einen fünften Artikel vorschlagen.

5) Wenn eine Provinzialzeitung durch ein Urtheil sich vergehen sollte, so soll sofort, nicht eben diese, sondern überhaupt die nächste beste Provinzialzeitung, etwa eine von ähnlichem Druck oder Format, unterdrückt werden. Das wird einen heilsamen Terrorismus abgeben. Gewiß, es wird wirken. "Il faut leur faire peur, Messieurs; il faut leur faire peur!"

Eins ist übrigens zum Schluß an dem Verf. zu loben. Er hat sich offenbar geschämt, dem Pamphlet seinen Namen voranzusetzen.

Novitäten.

Spindler: Der Schwärmer. Stuttgart, Franckh. 2 Thlr. 6 ggr.

Schepeler: Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. 2r Thl. Aachen, Meyer. 2 Thlr.

Aristoteles: Von der Seele und von der Welt. Uebers. von Weiß. 2 Thlr. 8 ggr.

J. Böhme: Sämmtliche Werke. Herausg. v. Schiebler. 1 Bd. Leipzig, Brockhaus. 18 ggr.

Hegel: Encyklopädie. 2e Ausg. Heidelberg, Oswald. 3 Thlr. 12 ggr.

Tittmann: Die evangelische Kirche von 1530 und von 1830. Leipzig, Barth. 20 ggr.

Heupolder: Geographische Anschauungslehre. Coblenz, Hölscher. 18 ggr.

Huber: Tonsetzkunst. 1 Thl. 4. Coblenz, Hölscher. 1 Thlr. 8 ggr.

Lanzi: Geschichte der Malerei. Uebers. v. Quandt. 2 Bde. Leipzig, Barth. 2 Thlr.

Esmarck: Reise von Christiania nach Drontheim. Christiania. 1 Thlr. 8 ggr.

Mansfeld: Das Taubstummeninstitut zu Braunschweig. Vieweg. 8 ggr.

Rissentrog: Die Blitzröhren oder Fulguriten. Braunschweig, Vieweg. 8 ggr.

Horst: Deuteroskopie. 2 Bändchen. Frankfurt, Wilmans. 1 Thlr. 6 ggr.

Adrian: Skizzen aus England. 1r Theil. Mit Kupfern. Frankfurt, Sauerländer. 1 Thlr. 9 ggr.

Duller: Die Wittelsbacher. (Balladen). München, Franckh.

Dringender Aufruf zum Beitritt des in Kiel erschienenen Entwurfes einer Bittschrift an deutsche Fürsten. Schleswig, ebendas. 2 ggr.

Clemens XIV. und Carlo Bortinazzi. (Briefwechsel.) Aus d. Franz. von Rüder. Leipzig, Kummer. 14 ggr.

Veit: Musenalmanach für 1831. Berlin, Vereinsb. 1 Thlr. 12. ggr.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 5 Heftlein. Breslau, Max. 1 Thlr. 20 ggr.

Prokopius: Geschichte seiner Zeit. Uebersetzt von Kannegießer. 4 Bde. Greifswald. 1 Thlr 20 ggr.

Strodtmann: Dänische Grammatik für Deutsche. Altona, Aue. 16 ggr.

Von diesem Journal wird jeden Montag ein Blatt erscheinen. Bestellungen werden in der Expedition der Börsen-Halle, und für Auswärtige von den löbl. Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. (In London von Koller und Cahlmann, Soho Square.) Vierteljährliches Abonnement 2 ℛ.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETET

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

22. Hamburg. Montag, den 29. November. **1830.**

Inhalt.

Lady Morgan: Frankreich.....Seite 169
Duller: Die Wittelsbacher..... " 173
Raupach: Die Schleichhändler..... " 174
Adrian: Skizzen aus England..... " 174
Briefe eines Verstorbenen..... " 176

Frankreich in 1829 — 30. Von Lady Morgan. Uebersetzt von C. Richard. Zwei Bände. Aachen und Leipzig, 1830. J. A. Mayer.

"Achtzehnhundert und sechszehn! ach, das ist ein Jahrhundert her" — ruft ein Pariser Freund der berühmten Verfasserin aus. Man muß die Hyperbel mit einem Körnchen Salz zu nehmen wissen; aber so ganz Unrecht hat der Mann nicht gehabt. Denn welche Umgestaltung in den Sitten, in der Literatur, in den Meinungen, in den Grundsätzen selbst, seitdem die Dame ihr erstes Frankreich geschrieben — dieß lebendige, und in allen seinen, oft grellen Farben, doch sprechende Bild. Auch sie selbst — wir wollen nichts Unschickliches, nichts der schuldigen Ehrerbietung zuwider Laufendes sagen — aber auch sie selbst ist nicht stehen geblieben. Ernster ist ihre Auffassung nicht geworden, aber auch nicht weniger unterhaltend; nicht eben genauer, aber auch nicht weniger piquant. Aber die Sünden ihres Boudoir-Buches — jene kleinlich aristokratische Schätzung von elenden Moderücksichten — jene nicht sehr weibliche Geschwätzigkeit, die so oft an die äußersten Gränzen der Würde und des edleren Selbstgefühls streift — diese Sünden hat dieß ihr neuestes Buch wieder gut gemacht. Vorzüglich scheint es uns, daß ihre politischen Ideen mit weniger Heftigkeit vorgetragen sind, und daß ihr System, bei größerer Umsicht im Ausdruck, mehr Einheit der Darstellung gewonnen hat.

Sie spricht von der politischen Umgestaltung, die sich unter ihren Augen vorbereitete, und die bald nach ihrer Abreise von Paris wirklich in's Leben trat. Unter den Männern, deren literarisches Wirken, wenn nicht den Anstoß gegeben, doch wenigstens die Richtung bezeichnet hat, giebt sie, mit allem Recht, dem ersten Prosaiker Paul Louis Courrier, und dem ersten Liederdichter Paul Béranger, den Vorrang.

"Paul Courrier, der Pascal der Politiker, der Begründer des prosaischen Styls der ersten freien Presse Frankreichs, der durch das schöne Beispiel seiner eigenen Schriften eine Phrasensprache in eine Begriffssprache umwandelte, — dessen Worte Gedanken sind, dessen Logik nur die einfache Offenheit der Wahrheit war — hatte durch beklagenswerthe Verhängnisse nur ein eben so kurzes, als glänzendes Dasein. Seine Aufgabe war aber gelöst. Er begründete die Ueberzeugung, daß ein anderer Styl, als der, durch welchen Bossuet die kränkelnde Empfindsamkeit des Hofes in Angst setzte, oder der, durch welchen Fenelon ihn zur Ruhe besänftigte, erreichbar und erforderlich sei, um ein aufgeklärtes wiedergebornes Volk zu fesseln. In seinen graphischen Abrissen, seinen malerischen Ausdrücken und raschen Abschatten bestehender Sitten, erwies er, daß im Reime nichts zu sagen ist, was nicht viel wirksamer und kräftiger in Prosa zu schreiben wäre. In seinen trefflichen Schilderungen weilt eine Poesie, welche des gezierten Delille Gärten niemals erreichten, und in seinen Zusammensetzungen lebt eine Frische, mit welcher die kränkelnden Dichterlinge des Palais Royal, nicht wetteifern können; denn die Poesie der Natur ist nur da zu finden, wo sie selber mit allen ihren reichen, bewundernswürdigen Werken den Vorsitz führt.

"Während Courrier's Styl in Frankreich für ein eben so reines, als eigenthümliches Muster gehalten wird, bilden die von ihm ausgesprochenen Meinungen den Codex eines freisinnigen, aufgeklärten Volkes; von den zahlreichen Schriftstellern, welche den politischen Kampfplatz einnahmen, ist seit Voltaire's Tagen keiner so eifrig gelesen, hat keiner größere Wirkung auf den Volksgeist hervorgebracht, als er, und keiner war den eigennützigen Mißbräuchen einer verderbten Staatsgewalt furchtbarer.

"Mit diesem Begründer der romantischen Prose auf gleicher Stufe, stand ein Dichter, dessen Begeisterung eben so volksthümlich als sein Temperament war; dessen Verse in ihrer 'alten gallischen Fröhlichkeit' jener alten Französischen Poesie glichen, welche die Akademie und der Pedantismus des siebenzehnten Jahrhunderts, durch Nachahmungen klassischer Muster des Alterthums zu ersetzen suchten. Seit Clemens Marot's Tagen ist nichts so Frisches und so Französisches erschienen, als Beranger's Schriften. Die Poesie liegt im Wesen, nicht in der Form; im Gemüth, nicht in der Diktion. Witz, Sarkasmus, Ironie, Humor und stachelnder Vorwurf, alle in ihrer Weise und Art angewandt, um des Volkes Vaterlandsliebe zu entflammen und seinen Muth zu beleben, gewinnen erhöhete Kraft durch die unerkünstelte Leichtigkeit und Einfachheit der Sprache. Sie hat keine Einschaltung, keine prunkende Bilderei, keine angeschwellte Metapher, aber so, wie sie die Freude reicher Tonfülle wiederhallt oder klagende Laute des bedauernden Mitleids haucht, erweckt sie das Gemüth und dringt zum Herzen. Beranger's Muse ist die des Liberalismus; seine Gedichte tönen im Munde aller Franzosen, die nicht des Hofes Sklaven, oder der Mißbräuche Beschützer sind. Doch beruht seine Volksbeliebtheit nicht ausschließlich auf diesem Grunde; alles, was er schreibt, bezeichnet eine innigst ergreifende Wahrheit und Wirklichkeit, eine ächte Begeisterung unerkünstelter Leidenschaft, deren Reiz alle Fiktion und einbildliche Schreibart bei weitem übertrifft, und durch sich selber ganz unwiderstehlich ist.

"Dem schlichten Leser des Auslandes werden Beranger's Gedichte nur selten verständlich und gefallend sein.*) Bei ernsten Angriffen auf die Ultra-Regierung wird ihm nöthige Orts- und Personenkenntniß fehlen, und im leichten spielenden Angriff herrscht mehr Leichtfertigkeit und Ausgelassenheit vor, als gute Sitte und guter Geschmack zuläßig finden. Es fehlt ihm entweder der nöthige Takt, oder er ist absichtlich unbekümmert um die Gränze des Schicklichen; gleichwohl gehört sein Verdienst zu dem Höchsten, sowohl in Bezug auf Genius als auf Vaterlandsliebe; die Nachwelt wird ihn lesen, wenn gleichzeitige fade Reimer längst vergessen sind."

Unter ihren alten Freunden erfreut sie sich besonders des Wiedersehens von Lafayette, und von dem Grafen Segur.

*) Dem schlichten deutschen Leser, werden solche Wendungen auch nur "selten gefallend sein." Uebrigens gilt Herr Richard für einen unsrer besten Uebersetzer. Seine Arbeit zeugt im Allgemeinen von Sprachkenntniß; aber unter den Versößen, die eine Rüge verdienen, ist uns ein lächerlicher Irrthum aufgefallen, den Herr R. mit vielen Uebersetzern theilt; er meint nämlich, in allem Ernste, genial bedeute genial. So hat ein Uebersetzer aus dem lustigen Klausner im Ivanhoe einen genialen Eremiten gemacht. Red.

Digitized by Google

"Eben kommen wir von einem bezaubernden Mittagessen bei Graf Segur; eine Mittagsgesellschaft bricht in Paris auf, sobald der chasse-café genommen ist, weil sonst nicht Zeit zu den Anforderungen der andern Vergnügungen bliebe. Geht man aber zu solcher Gesellschaft, als Graf Segur an seinem runden Tische für acht Personen vereinigt, wo jedes entfallende Wort das Gedenkbuch eines Historienschreibers füllen möchte, wo man sich der sorglosen Heiterkeit unbewußten Witzes hingiebt, weil man des Mitgefühls der Zuhörer gewiß ist, wo in der Vergangenheit und in der Gegenwart berühmte Namen, Vertrauen einflößen zu jeglichem Ergusse der Laune und der Philosophie, wo das unangenehme Wort 'facheux' vergessen ist, da bleibt man gern bis zum letzten Augenblicke, den die Pariser späte Sitte jeder Gesellschaft vorzeichnet. Welche Ueberraschung und Bewunderung hatte mir Segur's erste Bekanntschaft in 1816 bei Denon eingeflößt; damals hatte er seinen Anspruch an die Welt durch die höchst anziehenden Memoiren seines Lebens noch nicht begründet; ich kannte aber genug von der Literatur und Politik des letzten Jahrhunderts, um zu wissen, mit welchem rühmlichen Erfolge er an dessen Geschäften und Vergnügungen betheiligt war. Vom ersten Tage meiner Bekanntschaft an, bin ich ihm die größten Verpflichtungen schuldig geworden. Das letzte Buch, welches ich vor meiner Abreise aus Irland gelesen, bestand aus den drei ersten Bänden seiner Memoiren; trotz dem Geiste und der Gefallsamkeit, womit sie geschrieben sind, fürchtete ich doch fast unser Wiedersehen. Das Haupt des edeln Stammes war erweislich grün und kraftvoll, dagegen mochte aber der Stamm mit allen seinen Zweigen, den Anfällen der Krankheit bei seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit unterlegen haben. Er war jetzt 77 alt, und hatte seit unserm letzten Hiersein schweren häuslichen Kummer erlitten. Ich wartete deshalb, bis mein Gemahl ihn besucht hatte, dieser fand ihn als er nach der Pairskammer ging, die er fleißig besucht; ein herzliches Wiedererkennen, ein englischer Händedruck und eine Andeutung, daß er jeden Abend Gesellschaft empfange, beruhigten jede Besorgniß.

"Giebt es irgend ein Land, wohin das Alter sich begeben sollte, um die kurze Frist seines Daseins auszudauern, um mitten in Frohgenüssen zu sterben, so ist das Frankreich; denn Geist und Witz werden hier vor allen übrigen Eigenschaften gewürdigt, Freundschaft ist die einflußreichste, allgemein wirkendste Gesinnung. Wir fanden Graf Segur von alten und jungen Freunden, von einigen der lebendigsten und liebenswürdigsten Frauen der Hauptstadt umgeben. Seine männliche Gesellschaft bestand größern Theils aus liberalen Mitgliedern der Pairskammer, aus Generalen, in den Ruhestand versetzt, und aus anerkannt berühmten Schriftstellern. Die Gesellschaft wechselte fast fortwährend in den Stunden unserer Anwesenheit, alles was Verdienst, Annehmlichkeit oder Anspruch durch alte Bekanntschaft besitzt, ist hier eingeführt, doch die Universal-Mittelmäßigkeit muß sich entfernt halten.

"Welch ein erfreuliches Leben genießt Graf Segur! Freilich war seine einst so schöne Persönlichkeit, immer noch durch ihren großherrischen Anstand ausgezeichnet, sehr geändert, seit wir ihn zuletzt gesehen, aber seine Sehkraft hatte zugenommen, sein Anzug war so gewählt, sein Lächeln so gütig, wie immer. Nach unserer ersten Begrüßung fesselten zwei Gegenstände mich, die unser Gespräch trübten. Genau seinem gewohnten Sitze gegenüber hing ein schönes Gemälde der, im letzten Jahre gestorbenen Madame de Segur, die wir gesund und heiter verlassen hatten, und eine kleine Büste unseres beiderseitigen Freundes Denon stand auf dem Kamin.

"Er deutete unsere Blicke und sprach: 'ja zwei theure Freunde sind geschieden, seit wir uns sahen. Das da ist ein schönes Bild, meine alte Freundin, Madame Lebrun, hat es gemalt, die Gottlob noch lebt und sehr wohl ist! Die Aehnlichkeit ist sprechend, dies Bild ist alles, was von einer fünfzigjährigen innigsten Freundschaft mir blieb, die kein Augenblick des Widerspruchs über allgemeine Gegenstände der Literatur, der politischen oder Familienangelegenheiten trübte; ja die nicht von der mindesten Wolke häuslichen Verdrusses gedunkelt ward. Der Verlust einer solchen Freundin, Gefährtin, Geheimschreiberin ist unschätzbar, würde nicht zu ertragen sein, wenn vieles vom Leben übrig geblieben wäre, um es fruchtlosem Bedauern zu widmen. Welchen Trost, welche Aufrichtung gewährte sie mir, bei meinen größern Bedrängnissen! Als Sie zuletzt in Frankreich waren, schrieb sie meine ganze 'Universal-Geschichte,' die ich ihr in die Feder sagte, weil ich damals fast blind war. Und der arme Denon, auch dahin, Ihr Ritter, mein ältester Freund nach meinen Neffen Lafayette und Tracy. Zwei Tage vor seinem Ende kam er Abends spät noch hier, ganz so jugendlich wie Sie ihn kannten. Er war völlig gesund, ausnehmend heiter, sprach mir von seinen angenommenen Einladungen zu Englischen Diners und Französischen Assembléen. Ich sagte ihm, welche Zusage Sie auch gegeben haben, übermorgen müssen Sie bei mir speisen, es ist der Namenstag meiner Frau. Er versprach's und ging zu Madame d'H . . ., um mit ihr über das Geburtstagsgeschenk sich zu berathen. Der Tag erschien, und während wir noch auf ihn harrten, ward uns die schreckliche Kunde gebracht, daß er nicht mehr lebte.'

"Um diese zu schmerzliche Unterredung abzubrechen, sprach mein Gemahl von seinen Memoiren, über welche es unmöglich war, zu vieles Lob auszudrücken. Segur erwiederte, er habe nach seiner besten Ueberzeugung geschrieben und mit gewissenhaftester Unparteilichkeit, darin bestände sein Verdienst.

"'Wann sollen wir den vierten Theil haben?' fragte ich. Er schüttelte den Kopf und sagte: 'Jetzt ist der Augenblick nicht; komme, was da will, ich werde nie gegen meine Ueberzeugung schreiben, und wenn ich jemals von dem großen Manne rede, dem ich so vieles verdanke, will ich sagen, was ich für Wahrheit halte.'"

Das folgende Verzeichniß von Besuchenden, die ihr die Zeit verkürzten, als sie David für ihr Brustbild saß, enthält einen flüchtigen Ueberblick berühmter Namen, mit bezeichnenden Zügen in der eigensten Manier der Verfasserin: —

"Da war Picault Lebrun, der Vater der Revolutionsromane, dessen Witz und Humor nie aus der Mode kommen kann, was auch den Formen bevorstehen möge, in welchen er beide verkörperte. Da war Mignet, der Geschichtschreiber seines Zeitalters, und diesem angehörend — ehrlich, furchtlos seiner Erzählung die mathematische Beweisführung und die Kürze des Epigramms in einem Style gebend, der an sich selber Philosophie ist. Da war Merimée, einfach, natürlich und lebendig, ganz wie seine originellen, entzückenden Dramen. Ferner der glänzende Beyle, dessen Reisen mir eine Sehnsucht nach der Bekanntschaft des Verf. erweckten, und dessen Unterhaltung noch lebendiger, noch eigenthümlicher ist, als seine Schriften; dann Dumas, der Verf. von 'Heinrich der Dritte' und 'Christine,' einer der erfolgreichsten Abenteurer in dem neuen, gewinnvollen Reiche des Romantismus; ebenfalls der geistvoll anziehende Robert Lefevre, und de Montrol, der noch mehr verständige Dinge sagt, als er schreibt, der das Leben von Clemens Marot in einer Episode beschrieben hat, der in Prose das ist, was ihr Gegenstand in der Poesie war; der Commandeur Gazerra, vom Malteserorden, Verfasser vieler sinnreichen Werke, einer der ältesten unserer festländischen Freunde und der gastfreieste aller Bewirther; außerdem noch ein höchst ausgebildeter junger Diplomat aus den vereinigten Staaten, Herr B . . . . , Herr Miguel de la Barra, Sekretair der Legation von Chili, und Don Louis de Arandada, ein Attaché der Portugiesischen Gesandschaft; der Russische Oberst Tolstoy; der Prinz und die Prinzessin von Salm; Graf und Gräfin Liancourt, (die Grundsätze des

Digitized by Google

einen und die Liebenswürdigkeit der andern sind, wie ihr erlauchter Name, über alle Wechsel der Umstände und alles Einwirken der Zeit erhaben) ferner die ehrenhaften und talentreichen italienischen Brüder Ugoni, und 'Seine Verbindlichkeit' Herr Jullien von Paris; ferner die beiden ersten Liebhaber der musikalischen Welt, selber der musikalischen Welt, aus welcher sie herkamen, Berberi und Dottore Benati nebst vielen andern, die nach einander kamen und gingen, und alle die Spenden eines angenehmen Eindruckes zurückließen."

Die Verfasserin findet sich, was ihre Stellung zur Literatur anbetrifft, in einem Dilemma ganz eigner Art. Die Meinungen, die sie in ihrem ersten Werk über die klassische Literatur Frankreichs ausgesprochen hatte, galten damals für Ketzereien. Diese Meinungen, die dem Jahrhundert Ludwig's XIV. den Preis in der Poesie absprechen, sind seitdem zu Ehren gekommen — noch mehr — sie sind so sehr von der neuesten kritischen Schule überboten worden, daß die Dame, die mit ihrer Romantik den Klassikern ein Gräuel war, nun selbst den Romantikern durch ihre Toleranz für die Klassiker verdächtig wird. Es hat ihr gefallen, den herrschenden Ton der Romantiker zu persifliren. Es ist dieß eben nicht sehr schwer, und es ist ihr auch so trefflich, als ihr bekanntes Talent erwarten ließ, gelungen. An andern Orten freilich läßt sie den Leistungen der neuen Schule Gerechtigkeit widerfahren. Aber es scheint uns nicht, daß sie Casimir de la Vigne nach Verdienst gewürdigt hat. Wenigstens müssen wir gestehen, so lächerlich es ihr klingen mag, wenn ihr Freund ihn den französischen Byron nannte, daß wir doch seinen Marino Faliero mit größerem Interesse gelesen haben, und ihn für ein vollendeteres Werk der Dichtung halten, als den von Byron, dessen Schönheiten nur in Einzelnheiten liegen, und dem es an dramatischem Leben fehlt.

Die Verfasserin hat die Mittel gefunden, beinahe in jedem Kapitel irgend eine Figur von ausgezeichnetem Interesse ihren Lesern vorzuführen. Gewiß nicht die letzte Stelle in der Reihe verdient ihr alter Freund, der Protestanten-Pabst.

"Aber ich muß von einem hohen Priester eines andern Glaubens reden, vom Haupte der freigesinnten, aufgeklärten Protestanten in Frankreich, von dem "Protestanten-Pabste" Marron. Ich hatte nicht den Muth nach ihm zu fragen, viele Jahre waren verflossen seitdem ich ihn in Miß Williams' literarischer Gesellschaft gesehen, und damals schien er schon so weit im Leben vorgerückt; ich wartete also bis eine Gelegenheit seinen Namen zur Sprache bringen möchte. Aber wo fand ich diesen Mann in seinem achtzigsten Jahre wieder! Auf einem Balle in der Rue de Bourbon, suchte ich vor der Hitze und dem Gedränge Schutz in einem allerliebsten Boudoir, und fiel fast über einen Herrn, als ich mich in die erste Ottomanne warf, deren eine Ecke er schon eingenommen hatte. Dieser war mein Protestanten-Pabst, ganz unverändert, als wäre er in Eis aufbewahrt gewesen seit ich ihn verließ. Unser Wiedererkennen war augenblicklich, herzlich und heiter.

"'Ich kam eigens hieher,' sagte er, 'Sie zu sehen, und wartete den Aufbruch der Gesellschaft ab, um mich Ihnen vorzustellen.'

"'Tausend Meilen würde ich gemacht haben um Sie zu sehen,' erwiderte ich, 'aber wer sollte Ihre Unfehlbarkeit auf einem Balle erwartet haben?'

"'Und weshalb nicht?' entgegnete er lebhaft, 'Sie sehen indeß, daß ich den Anstand beobachte, ich tanze nicht.'

"'Aber wenn Sie tanzen sollten, müssen Sie mir den Vorzug geben.'

"Das versprach er und nun begann ein recht vertrautes Gespräch über welches wir Alles uns Umgebende vergaßen; ich bemerkte ihm unter andern, daß ich in einem Skizzenbuche, welches gerade in London gedruckt war, ihn erwähnt und gesagt habe, daß Bonaparte ihm den Namen 'Protestanten-Pabst' beilegte; ich hoffe nicht unrecht gethan zu haben.

"'Sie sind im Irrthum,' erwiderte er, 'Pius der VII. gab mir den Titel und zwar in folgendem Hergange. Ich hatte von jeher eine Manie Lateinische Verse zu bauen, und machte bei des Kaisers Vermählung eine Ode, die mir selber wohl gefiel. Weil ich mit Sr. Heiligkeit in sehr freundschaftlichem Vernehmen stand, und weil Pius selber ein Stück von einem Dichter war, schickte ich die Ode ihm in einem Briefe zu, der nicht gar zu sehr den pontifikalischen Charakter trug. Als er ihn gelesen reichte er ihn mit feierlicher Miene dem Abbé Testa und sagte: 'Hier Padre, ist eine wichtige Urkunde, der Brief eines Pabstes an den Andern.' Testa machte große Augen. Se. Heiligkeit wiederholte: 'ja, es ist der Brief eines protestantischen Pabstes an den katholischen.'

"'Pius VII.,' bemerkte ich, 'war ein bezaubernder Mann, er wog jenen andern auf' — ich deutete damit auf Pius VI., von dem ich in Rom Anekdoten gehört, die einen Band ausfüllen könnten.

"'Auch ich kannte ihn,' sagte Marron, 'er war nichts weniger als Frömmler und besaß viele liebenswürdige Eigenschaften. Als er in Valentia Gefangener war, hatte der Oberst M. die strengsten Befehle bekommen, die er gleichwohl nach äußersten Kräften milderte. — Der Pabst ward durch dieses edelmüthige Betragen gerührt, fürchtete indeß es anzuerkennen, um seinen Wohlthäter nicht in Ungelegenheit zu bringen. Aber in der Nacht vor seinem Tode sandte er zu ihm, schenkte ihm einen aus dem päbstlichen Schatze geretteten kostbar vergoldeten Kelch, und bat ihn diesen als einen Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit anzunehmen. Der Oberst M., aus dessen eigenem Munde ich die Anekdote hörte, empfand einigen gewissenhaften Zweifel, ein so werthvolles Geschenk vom erlauchten Gefangenen anzunehmen, und lehnte es endlich unter dem Vorwande der Religionsverschiedenheit ab.

"'Eure Heiligkeit wissen vielleicht nicht,' sagte er, 'daß Sie dieses werthvolle, fast geheiligte Geschenk einem Ketzer machen, ich gehöre zur Genfer Kirche.'

"'Was hat das damit zu thun,' sagte der Pabst mit aufzuckender Lebhaftigkeit, fügte dann fast erschöpft, aber feierlich hinzu: 'sind wir nicht alle Kinder eines Vaters?'

"O ihr katholischen und protestantischen Frömmler, ihr mystischen Methodisten und ränkevollen Jesuiten, warum hörtet ihr meinen Pabst nicht, als er diese Anekdote vom Römischen Pabste erzählte, und sahet nicht sein schönes ehrwürdiges Gesicht aufhellen bei dem Ausspruche eines Gefühles, das so genau zu seinem eigenen Glauben und zu seinen Gesinnungen stimmt. Aber aus den Sektirern sind keine Christen zu machen. Proselyten sind zu erschaffen und Bekehrte von jeglicher Sekte auf Erden, aber diese Zurückgeführten sind um keinen Schritt der Religion näher zu bringen, deren Lehrspruch Liebe ist; denn in ihrem Munde weilt nur Ausschließung, und in ihren Herzen überlegner Vorrang, darin besteht das Wesen des Sektengeistes, nenne man diesen wie man wolle.

"Doch zurück zur Ottomanne und zu meinem Protestanten-Pabste, wir sprachen viel von unserer gemeinschaftlichen Freundin Miß Williams, es war mir peinlich zu hören, daß sie vor ihrem Ende in völlige Armuth versunken war; ein Umstand den ihr unabhängiger Geist bis aufs Aeußerste verläugnen wollte. Ein Verwandter hatte dieß endlich erfahren, kam nach Paris um sie mit sich nach Amsterdam zu nehmen; aber das Entfernen aus ihrem Kreise in Frankreichs Hauptstadt — die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse in Holland, wirkten zu überwältigend auf sie ein. Ihr edler Verwandter setzte ihr ein Jahrgeld aus, und brachte sie zurück nach Paris, aber nur um sie zu ihrem bescheidenen Grab, unter den Cypressen des Père le Chaise zu begleiten. So endete ihre zierliche Muse, in Trübsinn und Armuth. Ihre Fehler waren den sonderbaren Zeiten zuzuschrei-

Digitized by Google

ben, in welchen ihre flammenden Gefühle und glänzenden Talente sich entwickelten. In einer andern Aera geboren und erzogen, würde sie ihre eigenthümlichen Anlagen andren Zwecken, und höchst wahrscheinlich mit glücklicherm Erfolge zugerichtet haben. Marron theilte diese meine Ansicht. —

"'Es ist,' sagte ich, 'der größte Mangel an Philosophie, über Menschen anders als durch Zeit und Umstände geleitet, in und mit welchen sie handeln mußten — zu urtheilen.

"'Und zudem der größte Mangel christlicher Milde,' setzte er hinzu. Der treffliche alte Mann! möchten wir doch ein Dutzend solcher Protestanten-Päbste in Irland haben.'"

Wenn die Literatur des Tags, und der jetzt herrschende Ton der Gesellschaft den Stoff zu der Mehrzahl ihrer Skizzen dargeboten hat, so zeigt die Verfasserin doch, daß sie nicht verlernt hat, in ihrer eigenen, äußerst anziehenden Weise von den Tagen, die nicht mehr sind, zu plaudern, und die Gestalten wieder an's Licht herauf zu beschwören, die längst mit den, oftmals unbillig verdammten, Sitten ihres Jahrhunderts verschwunden sind. Man braucht das Letztere nicht zurückzuwünschen, und wir sind in der That weit entfernt dieß zu thun; mögen seine Fehler immerhin begraben bleiben, und nur seine Tugenden überleben, so wird es doch vergönnt sein, zu wünschen, daß der leichte, gefällige Ton, daß die reiche Würze der Unterhaltung, und die seltne Beweglichkeit des Geistes bei der jetzigen Generation mit dem sittlichen Ernst sich vermälen möge, den eine große Zeit geweckt hat, und den eine noch nicht beruhigte Gegenwart fortwährend in Anspruch nimmt. In diesem Sinne folgen wir mit Vergnügen der beredten Dame auf ihrer Wallfahrt nach Ninon's Hotel:—

"Ninons Hotel ist noch jetzt vollkommen erhalten, klein, engzusammengefaßt, aber höchst bequem in seiner innern Vertheilung. Die hohe Vollendung seiner Bauart ist ungemein charakteristisch für den Styl der Verzierung, der sich bei allen Wohnungsgebäuden kund gab, so lange das Marais-Viertel der neue und elegante Theil von Paris war. Ninons naher Nachbar, Mansart der größte Baumeister seiner Zeit, hatte für sich selber einen kleinen Pallast gebaut, den Ninons Freunde, Mignard und Lebrun, im Innern mit ihrem Pinsel ausschmückten; wahrscheinlich verdankte Ninons Hotel dem Geschmack dieser großen Männer, die Zeichnung jener allegorischen Andeutungen welche dessen Gemächer zieren. Unter den Bas-reliefs befindet sich ein Abbild Ludwig des Vierzehnten im eisförmigen Rahmen über der Treppe, noch jetzt ganz vollkommen erhalten.

"Bei dem Besuche dieser Gemächer, in denen Corneille, Moliere, Scarron, St. Evremont, Chapelle, Desmarest, Mignard, der Abbé Chateauneuf, Chaulieu, der große Condé — der wenn er auf der Straße ihr begegnete, aus seiner Kutsche stieg um ihr zu huldigen, ein Gebrauch der selten anders als gegen königliche Personen beobachtet wurde — Vendome, Marschall Villeroi, Villars, Estrée, Villarceaux, Sevigné, Larochefoucauld und Choiseul so oft geweilt hatten, war es nicht anders möglich, als sie mit Neugierde und Theilnahme zu betrachten. Madame de Sevigné, die einzige Schriftstellerin ihres Zeitalters, welche mit Bitterkeit und Widerwillen von Ninon de Lenclos spricht — gerechtfertigt durch ihre eigene makellose Tugend und die Besorgniß um ihren Sohn — giebt ein Zeugniß von dem guten Ton, der in ihrer Gesellschaft herrschte, und von der hohen Achtbarkeit der Personen, welche ihren Kreis bildeten. In einem ihrer reizenden Briefe an ihren Vetter Coulanges schreibt sie: 'Corbinelli erzählt mir Wunder von der trefflichen Herrengesellschaft welche er bei Mademoiselle de Lenclos findet, so daß sie, was Herr von Coulanges auch dazu sagen mag, in ihren alten Tagen Alle um sich her versammelt, die Männer wie die Frauen.'

"Aber ihr hohes Alter war noch weit entfernt als sie in ihrem Lieblingszimmer den Sevigné's und 'allen Despreaux und allen Racines' wie Madame de Sevigné sagt, ihre kleinen Soupers gab. Sie war sechs und fünfzig Jahre alt, als sie dem Marquis von Sevigné die romantische Leidenschaft einflößte, welche dessen Mutter so launig verewigt hat. Im siebenzigsten Jahre machte sie die Eroberung des Baron de Benier, und im achtzigsten trug sie den Sieg über das Herz des Abbé Gedoin, eines jungen Jesuiten davon. — Als Moliere ihr seinen Tartüffe vorlas, hörte sie dem mit Entzücken zu, aber eben so unzweideutig zeigte sie sich gelangweilt durch Tourville, der ihr seinen 'Demosthenes' vortrug. Diese Unbesonnenheit verwandelte den glühendsten ihrer Liebhaber, in den bittersten ihrer Feinde; die verletzte Eitelkeit kennt keine Bande; Liebe und Freundschaft fallen als Opfer einer gedemüthigten Anmaaßung. Genius allein vermag die Wunde zu verzeihen, welche Beurtheilung ihm schlägt.

"In diesen Gemächern auf dem zweiten Stocke, die aus vier aneinanderhängenden Zimmern bestehen, welche nach dem Garten ausgehen und die Ansicht des Hotels Soubise, la Moignon, so wie der Bastille gewähren, weilten wir am längsten und hier auch erfaßten uns die meisten Erinnerungen, um dieses Zögern zu entschuldigen. In ihrem Cabinet wird durch Ueberlieferung noch die Stelle bemerklich gemacht, auf welcher Moliere saß, als er das schönste seiner Werke ihr vorlas; ebenso zeigt man im Garten unter ihrem Fenster den Platz, auf welchem der unglückliche, der hochausgebildete Chevalier de Villier in seinen Degen stürzte, nachdem sie, um ihn von seiner unseligen gefaßten Liebe zu heilen, ihm das Geheimniß seiner Geburt entdeckte, und er im Gegenstande seiner Liebe die eigene Mutter erkannte.

„Die Architrave und Gesimse in diesen anziehenden Gemächern stellen emblematisch, Liebesgötter und Blumen dar; die Bildnerei ist reich und höchst vollendet. Hier schrieb Ninon ihren ersten Brief an Sevigné und ihren letzten an St. Evremont. Hier fand sie der edelste ihrer Liebhaber an der Toilette, ihr schönes Haar mit dem Heirathskontrakte und der Verschreibung von vier tausend Louisd'or wickelnd, die er ihr Abends zuvor gegeben hatte. 'Dieß muß Ihnen zeigen,' sagte sie, 'was mir Versprechen junger Unbesonnenen gelten, wie Sie sind, und wie viel Sie bei einer Frau wagen, die fähig wäre, Ihre Thorheit zu benutzen.' Hier gab sie Gourville die Hälfte seines Vermögens zurück, das er bei ihr niedergelegt hatte als ein Verbannungsurtheil ihn forttrieb; — die andere Hälfte vertraute er dem Groß-Pönitentiar an, dem Musterbilde priesterlicher Strenge und Frömmigkeit; dieser stellte sich, als habe er den Vorfall vergessen, und bedrohte seinen leichtgläubigen Freund mit bösen Folgen, wenn er auf einer ähnlichen Anforderung beharren sollte. Vom Kirchenmann auf solche Art betrogen, dachte er nicht einmal daran Ninon anzusprechen, weil er viel eher annehmen mußte, daß sie sein Geld verthan habe. Sie aber schickte zu ihm und sagte: 'ich muß mich sehr bei Ihnen anklagen, während Ihrer Abwesenheit ist mir ein Unglück widerfahren, für welches ich Ihre Verzeihung anzuflehen habe.' Gourville vermuthete sogleich, auf welches Unglück sie deute, sie aber sprach: 'ich habe die Liebe verloren, die ich Ihnen bewahrte, aber nicht mein Gedächtniß. Hier sind die zwanzigtausend Kronen, die Sie mir anvertrauten, nehmen Sie die Kiste zurück, leben wir künftig als Freunde mit einander.'

In diesen Gemächern empfing sie ebenfalls die vertraulichen Eröffnungen der Madame Scarron; den Besuch der Königin von Schweden, des Kardinal Richelieu erfolglosen Unterhändler — und den Abgesandten von Anna von Oestreich. Hier endete ihres Lebens erster Zeitabschnitt, und hier begann ebenfalls der zweite achtbarere Theil ihres Wandels. Hier ertheilte sie in ihren letzten Tagen jene Maximen der Gesinnung und Philosophie, welche jetzt eine Art von Codex für guten Sinn und guten Geschmack bilden; der jugendliche Fontenelle hörte

Digitized by Google

mit Achtung und Bewunderung auf ihre Worte, Voltaire, damals erst zehn Jahre alt, kam um in ihr das Wunder eines Zeitalters anzublicken, dem er selber in spätern Tagen so hohen Ruhm hinzuzufügen bestimmt war. Ihr hohes Alter mit allen seinen Kränklichkeiten und Demüthigungen fand sie geduldig, heiter, ergebungsvoll und im Besitz alles dessen was ihr Leben achtbar gemacht hatte und ihre Fehler ertragen ließ — dieß war, ihre Philosophie, ihre Menschenfreundlichkeit und ihr Verstand. Sie pflegte zu sagen: 'könnte man nur mit Madame de Chevreux glauben, daß man im Tode hingehe, um mit seinen alten Freunden zu sprechen, so würde sterben süß sein;' in der Schlaflosigkeit ihrer letzten Stunden, im Ringen zwischen Tod und Leben, verfertigte sie die folgenden Zeilen:

"Qu'un vain espoir ne vienne pas s'offrir
Qui puisse ébranler mon courage;
Je suis en age de mourir,
Que ferais-je ici d'avantage."

Die Wittelsbacher. Balladen von Eduard Duller. München, 1831. Franckh.

Um das eigenthümliche Interesse dieser Sammlung von Balladen zu würdigen, muß man sie noch aus einem andern Gesichtspunkt betrachten, als allein aus dem poetischen.

In keiner deutschen Provinz ist in den letzten Jahren so viel für die Weckung des Nationalgefühls geschehen, wie in Baiern. Die bildenden Künste, und die redenden sind vielfach für diesen Zweck in Anspruch genommen worden. Selbst im Verlauf der wenigen Monate, von denen der Anfang dieser Blätter sich datirt, haben wir mehr als einmal Gelegenheit gehabt, von solchen Erscheinungen auf dem Gebiet der Literatur Kenntniß zu nehmen. Es ist wahr, daß die baierische Geschichte reich an Momenten ist, die bei einer einigermaaßen geschickten Darstellung ihre Wirkung auf das sich hebende Selbstbewußtsein des Volkes nicht verfehlen können. Die lange ununterbrochene Reihenfolge von Fürsten aus demselben altberühmten Stamm; die so oft gefährdete Integrität des Landes, das doch in so manchem Sturm noch weit Mehreres gerettet hat, als bald die entgegenstehende Uebermacht, bald die Ränke und Anschläge begehrlicher Nachbaren hoffen ließen; die politische Wichtigkeit, die in den jetzigen Verhältnissen unter den süddeutschen Staaten vorzüglich Baiern geworden ist — alles dieses bietet so manches Erhebende, so manche Warnung, so manchen Grund zur Einigkeit, so manche Anregung sittlicher Kraft, daß ein Erstarken der öffentlichen Meinung, zumal da der König selbst vor dem Volke mit einer nicht gewöhnlichen Form des Ausdrucks individueller Gesinnung aufgetreten ist, zu den ganz natürlichen Folgen zu zählen ist. Es ist kein Zweifel, daß an dieser im Volke weit verbreiteten Gesinnung, von der unter Andern auch die vorliegende Sammlung ein nicht unrühmliches Zeugniß giebt, jeder Versuch auf die Selbstständigkeit des Landes scheitern würde.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen wird es weniger befremden, wenn wir die, sonst so nahe liegende, Vergleichung mit dem jüngst von uns angezeigten Romanzenkranz von Anastasius Grün ablehnen. Die Momente aus der baierischen Geschichte — von Otto von Wittelsbach (1155) bis zur Thronbesteigung des jetzigen Königs — sind gut gewählt. Und man begreift, daß einer solchen Sammlung ihr Werth bleibt, wenn auch nicht immer die Ausführung den Anforderungen des strengeren Kunsturtheils genügt, wenn sie nicht immer durch gefällige und phantasiereiche Darstellung anzieht, und weniger durch neue, originelle Bilder überrascht. Wenn der Dichter auf dem deutschen Parnaß sich um den unvergänglichen Lorbeer bemühen wollte, so würde er seinen Zweck verfehlt haben. Aber man darf glauben, daß er seines Zieles sich bewußt, unmittelbar ein jetzt angeregtes Gefühl im Auge hatte, und daß in dem Kreise für welchen er gedichtet, seine Arbeit mit Liebe und mit einer gewissen entgegenkommenden Theilnahme wird aufgenommen werden.

Der Eingang knüpft die neueste an die älteste Zeit, und läßt, der uralten poetischen Sage gemäß, den Kaiser Barbarossa und Otto von Wittelsbach im Kyffhäuser tagen, die lange Nacht der Jahrhunderte hindurch, bis ein Stral besserer Zeiten in ihre Höhle dämmert. Die Strophen mögen hier stehen: —

"Was rauscht im tiefsten Berge? welch wunderbarer Klang!
Aus den verschloßnen Höhlen erschallt es wie Gesang,
Dazwischen rasseln Schwerter. — Was haben sie im Werk? —
Scholl doch wohl hundert Jahre kein Laut im Untersberg!

Sie saßen still darinnen, der Rothbart und sein Herr,
Als hätten sie geschlafen am Marmortisch gar schwer;
Es schlang der Bart des Kaisers wohl siebenmal sich drum,
Durch sieben hundert Jahre war's drinnen still und stumm.

Sie saßen drinnen, trauernd um Deutschlands tiefe Schmach,
Der Rothbart und sein Treuer, Herr Ott von Wittelsbach; —
Es drückt in ihren Herzen sich schwer und blutig ab;
Wer wollt' aus Gräbern steigen, zu schau'n der Deutschen Grab?!

Jetzt aber klafft die Spalte des Berges licht und weit;
Es schwebt auf hoher Koppe im langen Nebelkleid:
Ein Panner hoch geschwungen, ein blankes Schwert daran,
Das ist der alte Otto, der Wittelsbacher Ahn.

Der Sand ist nun verronnen, es keimt die neue Zeit,
Der Enkel ist's, der kräftig die Schläfer all' befreit;
Er ruft den todten Vätern, er ruft der alten Treu,
Und Todtes wird lebendig und alte Zeit wird neu!

Drum brausen alle Quellen, wie wenn der Lenz erwacht,
Und helle Lieder springen hervor aus dunklem Schacht,
Verschiednen Klangs, bald Silber und bald von schlichtem Erz,
So wie sie bricht der Hammer, wie sie gebiert das Herz.

Das sind die alten Kunden, das ist der alte Sang; —
Es hat die alte Treue gar reinen hellen Klang.
Daß doch die Lieder lösten dieß alte gute Pfand,
Bei diesen neuen Bräuchen im deutschen Volk und Land!"

Noch eine Probe — die Darstellung eines der schönsten Momente, nicht nur aus der baierischen, sondern aus der deutschen Geschichte. Ludwig der Baier wird als Kriegsgefangener auf einem Schloß in der Rheinpfalz in strenger Haft gehalten (1225): —

"In hoher enger Kammer, vom Welfen streng bewacht,
Stand Ludwig, Baierns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er sah durch's Gitterfenster hinaus in's freie Land,
Und rief in dumpfer Kammer, von Sehnsuchtsgluth entbrannt:

'Wie frei die Lüfte sich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeste schwanken in reifendgrüst'ger Kraft,
Das Vöglein schlägt an's Fenster mit freiem Fittich an,
Und ich muß hier verkümmern als ein gefang'ner Mann.

'O Freiheit, süße Freiheit! des Lebens bester Theil!
Du Sonne aller Wesen, du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen schafft du zum Riesen, den Sterbenden gesund;
Und ich muß dein entbehren auf eignem Land und Grund!' —

Wie er das Wort gesprochen, so tritt der Pfalzgraf ein,
Und ruft: 'Glückloser Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt sein? —
Du wolltest all mir nehmen, was mir vom Himmel ward; —
O Ludwig, Baierherzog! bei Gott! das war zu hart!'

'Der Fürsten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
Drum wollt' ich es nicht lassen, drum kritt ich um mein Land;
Und als du im Kampf verloren, da sannst du ungesühnt,
Mein Liebstes mir zu rauben durch deinen Sohn, — mein Kind!'

Digitized by Google

'Ich hab auf Erden wahrlich doch kein mir werther Gut,
Als Agnes, die einz'ge Tochter, die letzte vom Welfen-Blut -
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben dein kühner Sohn gewillt.

'Und als ich dieß vernommen, und als ich dieß erkannt,
Gelobt' ich, zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt,
Er schwor dich zu befreien, und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich, alter Weißbart, mich ja zu Tode grämen.

'Drum, was er auch geschworen, fürwahr! er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn! — ich geb' ihm sie;
Er schwor dich zu befreien! ich gebe selbst dich frei;
Und willst du Freund mir werden; — die Pfalz bürgt meine Treu!

'Denn sieh! im Treffen mitten, da sann ich dieß bei mir:
Ich sterb des Mannsstamms Letzter, und laß als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt deutsches Blut?
Eint sich die Pfalz mit Baiern! dann hat sie's (denk ich) — gut!' —

Da sinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Busen recht männertreu und warm,
Scheu tritt die Jungfrau eben, und kühn der Freier ein; —
'Mache Hochzeit!' ruft der Pfalzgraf, 'zu Straubing soll sie sein!'

Als sie die Hochzeit hielten, geschah's bei Spiel und Tanz,
Wohl perlt in goldnen Kannen des Weines goldner Glanz,
Der Herzog hob den Becher, 'Hoch Baiern und die Pfalz!'
Ein alter Spielmann brachte den Reim drauf: 'Gott erhalt's!'"

Wir sind überzeugt, daß es der allgemeinen Kenntniß der vaterländischen Geschichte förderlich sein müßte, wenn auch die hervorspringenden Scenen, die sich an die Schicksale anderer deutschen Länder knüpfen, auf ähnliche Weise bearbeitet würden.

Die Schleichhändler. Lustspiel in vier Aufzügen von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, 1830. Hoffmann und Campe.

Shakspeare soll geäußert haben, wenn er seinen Mercutio nicht so frühe schon (im dritten Akte) todt gemacht hätte, so wäre er, selbst von Mercutio todt gemacht worden. Raupach und sein Till stehen offenbar auf weit friedlicherem, freundlicherem Fuße. Till's Grundsatz ist "leben und leben lassen." Auch hat er durch seine vielfache Seelenwanderung weder viel gewonnen noch viel verloren. Doch kann man den Till in den Schleichhändlern unstreitig zu den besseren Exemplaren zählen, wie denn überhaupt die Schleichhändler unter Raupach's Lustspielen eine der ersten Stellen behaupten werden.

Sollten wir gefragt werden, nach welchem Maaßstab wir die Rangordnung von Raupach's Stücken bestimmen würden, wir würden unbedingt antworten, nach der Aufführbarkeit, nach dem Glück das sie auf dem Theater machen. Raupach muß sich selbst dessen bewußt sein, daß die Kritiker kein Recht auf seine Stücke haben, sondern nur das Parterre. Es wird dieß immer der Fall sein mit den Stücken eines Mannes von Geist und von wirklichem Humor. Nur die sehr langweiligen Komödien sind langweilig bei einer Pfeife Taback. Beim Lesen offenbaren sich alle Tugenden; alle Fehler beim Hören und Sehen, und zwar solchergestalt, daß Einem wohl einmal Hören und Sehen vergeht.

Ueber das Verdienst der Schleichhändler hat das Publikum längst entschieden. Keine sehr gezwungene Situation, die Fabel nicht vernachlässigt, keine grobe Unwahrscheinlichkeit, keine Absurdität. Also bleibt, was Raupach nie verläugnet, Witz und Humor; und zwar dießmal weniger schlagender Witz, als durchgeführter Humor. Demnach wird man die Schleichhändler mit Vergnügen lesen, selbst wenn man sie schon gesehen, und wenn man sie hier, das heißt, mit sehr gutbesetzten Hauptrollen, und ineinandergreifendem Spiel gesehen hat.

Skizzen aus England. Von Adrian. Erster Theil, mit Kupfern. Frankfurt, 1830. Sauerländer.

Eine Fortsetzung der Bilder aus England, von demselben Verf. Mit den Skizzen aus Frankreich, mit welchen der erste Artikel dieser Nummer sich beschäftigt, halten freilich die des gelehrten Professors die Vergleichung nicht aus. Auffallend ist es uns namentlich, daß er, der sich auf Maskenbällen herumtreibt, und zu verstehen giebt, daß er mit Leuten aus der vornehmen Welt hand and glove war, doch den literarischen Kreisen von London, die jedem Ausländer von einiger Bildung offen stehen, fremd geblieben zu sein scheint. Unbeschreiblich lächerlich ist das Vornehmthun des Verf. — wenn er z. B. bei'm Wiedersehen einem alten Diener, der ihn bei seinem ersten Aufenthalt in London bedient hatte, die Hand giebt, und sich gegen den Leser mit der Bemerkung entschuldigt, das sei "eine englische Sitte, der sich der Vornehmste gegen den Geringsten nicht entzieht."

Indessen, so wie die Skizzen sind, geben sie doch von manchen Erscheinungen des Lebens in London ein lebhaftes und im Wesentlichen treues Bild.*) Wir heben eine Scene im Exchequergericht aus, die in mehr als einer Hinsicht charakteristisch ist.

Ein Herr Hall, der ein neues System des Sprachunterrichts — er nannte es das "intellektuelle System" — erfunden haben wollte, hielt in London drei Vorlesungen, um die Vorzüge seiner Methode zu entwickeln. Wir erinnern uns, im Januar 1826 der letzten (in Freemasons-Tavern) beigewohnt zu haben, zu unserer sehr mäßigen Erbauung und Belehrung. Herr Hall zog wider die Methode der gewöhnlichen lateinischen Schulen zu Felde, und setzte des Längeren und Breiteren mehrere Fehler der in Eton recipirten Grammatik auseinander. Nun muß man erstaunlich wenig Latein verstehen, um nicht zu merken, wie elend diese Grammatik ist. Von seinem eigenen System war er — ohne Zweifel um das Geheimniß nicht zu verrathen — weniger redselig; aber nach dem, was wir davon begriffen zu haben glauben, würden wir es eher ein etymologisches als ein intellektuelles nennen. Was den unglaublichen Effekt der Methode betrifft, so wird davon weiterhin das Nöthige vorkommen.

Gegen diesen Hrn. Hall nun brachte der verstorbene Dr. Jones, der Verf. eines ganz anständigen griechisch-englischen Wörterbuchs, in einem wider die Hamilton'sche Methode gerichteten Pamphlet die Beschuldigung des Plagiats vor — aber nur im Vorbeigehen. Dr. Jones starb: und nach seinem Tode führte Hr. Hall Klage gegen die Herren Longman und Co. als Verleger des Pamphlets, und nahm Brougham zum Advokaten. Es ist ganz glaublich, was auch der Advokat der Beklagten nicht verfehlt hat anzudeuten, daß Herr Hall, der wohl wußte, daß er den Prozeß nicht gewinnen würde, keinen

*) Die Unrichtigkeiten, die sich nachweisen ließen, sind meistens unbedeutend, und kaum der Rede werth. Wenn z. B. der Titel des verstorbenen Dr. Jones als M. R. S. L. angegeben, und dieß erklärt wird durch Member of the Royal Society of London, so soll es heißen F. R. S. L. und bedeutet Fellow of the Royal Society of Literature. Aber wenn der gelehrte Professor wieder etwas über England drucken läßt, so wird er wohlthun, sich nach einem Korrektor umzusehen, der wenigstens nicht beständig Exchequer für Exchequer, und Edinbourgh für [illegible], und der sich der ganz außerordentlichen Sprachformen "im Edinbourgo Review" enthält.

Digitized by Google

andern Zweck auf der Welt hatte, als lediglich die Zeitungen mit dem Namen, und den Tugenden seines Systems, und mit einer Rede von Brougham zu dessen Gunsten anzufüllen. So brachte einmal Charles Wright eine Klage gegen die Literary Gazette an, um seinem Champagner größere Notorietät zu verschaffen: und man behauptete allgemein, daß die Verleger der London Encyclopedia die Unternehmer der Metropolitana zu einer Klage wegen Plagiats absichtlich haben anstiften lassen, um ihr Werk dem größeren Publikum, das sich für Prozesse mehr als für Buchhändlerannoncen interessirt, bekannt zu machen.

Der Verfasser giebt den Verlauf des Prozesses, aus welchem wir das Zeugenverhör mittheilen: —

"Nun begann das Zeugenverhör. Ein lateinischer Sprachlehrer, ein dämischer, läppischer, ungelenker kleiner Bursche trat mit abgeschmackter Zuversicht hervor und zeigte, nachdem er den herkömmlichen Förmlichkeiten genug gethan, ein Exemplar der Flugschrift vor, welches er in dem Laden der Herren Longman und Compagnie in der Paternoster-Gasse gekauft zu haben behauptete. Nach einigen Fragen von Seiten Brougham's begann Herr Campbell den Zeugen zu verhören.

"Wann habt Ihr das Buch gekauft?

"'Am 5. December 1826, mit Eurer Erlaubniß.'

"Erlaubniß, so viel Ihr wollt. Hieß Euch Herr Hall das Werk kaufen?

"'Nein, sondern ein Freund des Herrn Hall.'

"Kanntet ihr Herrn Hall schon früher?

"'Seit 1822.'

"Wohntet Ihr seinen öffentlichen Vorträgen bei? Und wo?

"'Ich war in einer öffentlichen Vorlesung, in der Freimaurer Halle.'

"Wovon handelte der Vortrag?

"'Vom Studium der lateinischen Sprache.'

"Zahlte man Eintrittsgeld?

"'Ich wurde unentgeldlich zugelassen, die Andern bezahlten ihre Karten.'

"Was wißt Ihr von diesem Vortrage?

"'Herr Hall zeigte, in welcher kurzen Zeit er einen gründlichen Griechen und Lateiner zu bilden im Stande wäre; er behauptete, dieß mit jemand, der der englischen Grammatik mächtig wäre, in drei Monaten zu Stande zu bringen, in vier Monaten aber mit dem, welcher nichts von Grammatik wisse.'

"Sprach er bloß vom Lateinischen?

"'Er sagte, er wollte einen Jeden mit den gelehrten Sprachen, sei es nun griechisch oder lateinisch, in drei Monaten bekannt machen.'

"Hat sich dieß bewährt?

"'Ich habe Versuche gemacht, es aber nie dahin bringen können, jemanden in drei Monaten zu einem gründlichen Lateiner zu machen.'

"Ihr habt vielleicht gefunden, daß dazu die herkömmlichen sieben Jahre und eine Menge Schläge obendrein unerläßlich sind?

"Ein schallendes Gelächter füllte den Saal: der Zeuge ließ sich aber nicht irre machen.

"'In der Vorlesung,' fuhr er fort, "der ich beiwohnte, machte Hr. Hall keinen Unterschied zwischen den beiden gelehrten Sprachen.'

"Stellte er Versuche mit seinen Schülern an?

"'Nein.'

"Kanntet Ihr Dr. Jones und seine Schriften?

"'Ich kannte Dr. Jones nicht; sein Griechisch-Englisches Wörterbuch habe ich gesehen und es rühmen hören; sein Lateinisch-Englisches Wörterbuch kenne ich nicht.'

"Von wem habt Ihr die Flugschrift gekauft?

"'Von einem jungen Menschen im Laden der Hrn. Longman und Comp.'

"Kennt Ihr einen der Beklagten?

"'Nein.'

"Sagte Hr. Hall, er könne in drei Monaten einen gründlichen Lateiner bilden?

"'Ich erinnere mich dessen nicht; aber ich glaube, er sagte, er könne einen Jeden in drei oder vier Monaten das Lateinische gründlich verstehen lehren. Meine Schüler verstanden nach vier Monaten das Lateinische; ich unterrichtete meistens Knaben; er sprach von Erwachsenen.'

"Der nächste Zeuge war Schreiber bei einem Anwalt, ein hagerer langer Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit einer feinen, schreienden Stimme und in seinem Aeußern so tölpisch und ungelenk, wie sein Vorgänger; er hatte aber eine geläufigere Zunge. Er sagte:

"'Ich war in der ersten Vorlesung des Hrn. Hall im Sommer 1824; zwei andere hielt er im Anfang des Jahres 1825, die eine in der Krone und Anker-, die andere in der Freimaurer-Taverne. Seinem letzten Vortrage wohnte ich, wenn ich nicht irre, im Januar 1826 bei. Der Gegenstand dieser Vorträge war die Entwicklung seines Systems: ich zog einigen Nutzen aus dem Unterrichte, welchen mir Hr. Hall gab.

"Das Gegenverhör begann.

"Habt Ihr Hrn. Hall früher gekannt?

"'Ich kenne ihn seit vierzehn oder fünfzehn Jahren, ich weiß nicht, womit er sich früher beschäftigt hat, aber es ist gewiß, daß er damals keinen Unterricht gab. Als er sich mit einer mir genauer bekannten Dame verheirathete, wünschte er meine persönliche Bekanntschaft zu machen; er wurde mir vorgestellt, allein ich sah ihn demungeachtet seitdem nicht oft. Ich mochte ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt sein, als ich seinem ersten Vortrage beiwohnte, und obgleich ich die Englische Grammatik vollkommen inne hatte, so verstand ich von dem Lateinischen doch weniger als nichts, denn mein Vater —'

"Ist wahrscheinlich todt, und so ruhe er in Frieden. Hat man in einer dieser Vorlesungen eine Prüfung im Lateinischen mit Euch oder Andern angestellt?

"'Nie, Herr, zu meinem großen Leidwesen.'

"Zahltet Ihr Euer Eintrittsgeld?

"'Man zahlte für eine Einlaßkarte drei Shilling; an der Thüre aber wurde kein Geld bezahlt.'

"Wie lange währte der Vortrag?

"'Jedesmal eine Stunde. Ich glaube, Hr. Hall entwickelte seine Grundsätze und bezog sich auf die Fortschritte, welche ich in kurzer Zeit gemacht hatte.'

"Habt Ihr griechische oder lateinische Verse hergesagt?

"'Nie Herr, obschon ich das wohl im Stande gewesen wäre.'

"Ihr wurdet also ein tüchtiger Lateiner?

"'Ach Gott, nein; ich lernte nie viel; ich verwandte auch nur sieben Tage darauf.'

"Selbst das ernste Gesicht des Lord Chief Baron's verzog sich ihre zu einem Lächeln und Brougham machte eine Miene, als wollte er den einfältigen Gesellen mit seinen Bekenntnissen verschlingen. Campbell's Augen glänzten; er warf das Haar zurück und ermunterte den Mann, seine Fortschritte näher zu bezeichnen.

"'Seht, Herr,' sagte der Hagere, indem er die Nägel seiner Finger betrachtete, 'ich habe das ganze erste Buch des Virgil durchgegangen. Das war eine Arbeit! Und ich hatte gar keine Lust fortzufahren, denn ich hatte nur wenig Zeit für solche Dinge. Aber ich setzte meinen Kopf auf, und so blieb ich vierzehn Stunden auf einem Fleckchen und studirte im Virgil: den ersten Tag jedoch konnte ich nicht mit ihm fertig werden.'

"Das glaube ich Euch gerne, sagte Campbell lachend und alle stimmten ihm bei. Wie triebt Ihr die Sache? fuhr er fort.

"'Ach, mein Gott, schlecht. Den ersten Tag lernte ich die Deklinationen und die Wurzeln; am zweiten oder dritten Tag kamen Konjugationen und Quantität.'

"Ein schallendes Gelächter unterbrach hier abermals den guten Mann und meine Nachbarn machten seltene Witze über des großen Mannes Quantität.

"'Wohlgemerkt, das war am letzten Tag. Am siebenten war ich so weit gekommen, daß

Digitized by Google

ich scandiren konnte, aber am dritten oder vierten Tag begann ich Virgil zu lesen.'

"Sagt uns jetzt etwas aus Virgil her.

"'Ich habe noch nichts daraus auswendig gelernt.'

"Pah, deklamirt uns etwas daraus, kommt! Nur einige Zeilen! fangt an!

"'Ich weiß wahrlich nicht eine Sylbe.'

"Alles lachte. Campbell bestand auf seinem Begehren.

"Ihr werdet uns doch eine Probe Eurer Kenntnisse nicht vorenthalten? Kommt, kommt, den ersten Vers:

"Conticuere omnes, intentique ora tenebant.

"Der Mißgriff des gelehrten Sachwalters steigerte den allgemeinen Frohsinn. Mein kleines Männchen zappelte mit Armen und Beinen vor Vergnügen; er sah in diesem quid pro quo das sicherste Zeichen, daß sein Abgott, Brougham, Sieger auf dem Kampfplatz bleiben werde. Als es wieder ruhiger wurde, schickte sich Hr. Campbell eben lachend an, seinen Mißgriff wieder gut zu machen, als der Hagere mit durchdringendem Diskant und in dem singenden Schulknabenton ihm in das Wort fiel und deklamirte:

"Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris.

"Vortrefflich, Herr, sehr brav! fiel Herr Brougham ein: Ihr wißt meinen Freund herrlich zurechtzuweisen trotz seiner sieben Jahre und der Zugabe von einer Menge Schläge.

"Ein lautes Gelächter folgte dieser gut angebrachten Bemerkung. Der Zeuge aber fuhr mit großer Seelenruhe fort: 'Ich habe seitdem sechs Stunden Unterricht erhalten, aber mir fehlte die Zeit, in der Sache weiter zu gehen. Griechisch habe ich nie gelernt, eine Viertelstunde ausgenommen.'

"Abermals schallte ein fröhliches Gelächter im Saale wieder, und als dieses verstummte, setzte der lange Mann, mit dem Ausdruck des Staunens über die allgemeine Fröhlichkeit im Gesicht, hinzu:

"'Ich lernte das Alphabet.'

"Während die Richter die Thränen, welche ihnen das Lachen erpreßte, von den Wangen wischten und sich ansahen, als wollten sie sagen, die Sache fange an, fast zu scherzhaft zu werden, legte Hr. Brougham den Kopf in die Hand und der Fragende fuhr ernsthaft fort:

"Wer war bei den Vorträgen des Hrn. Hall gegenwärtig?

"'Die Zuhörerschaft war zahlreich; ich bemerkte gegen zwanzig literarische Charaktere unter den Anwesenden, unter welchen ich den gelehrten Walpy und Hrn. Knight von Lincoln's-inn-fields erkannte.'"

Die Reden von Campbell und Brougham mag man bei dem Verfasser selbst nachlesen. Campbell ereiferte sich sehr gegen die neuen Sprachmethoden, und glaubte, an die Prophezeiung von Dr. Johnson erinnern zu müssen, als man davon gesprochen hatte den Bakel aus den Schulen zu verbannen: — "Was die Buben an dem einen Ende gewinnen, geht, fürchte ich, an dem andern verloren."

Wir können Brougham's Namen nicht niederschreiben, ohne des Ereignisses zu erwähnen, das durch die vorletzte englische Post angekündigt, und durch die letzte (vom 20.) bestätigt worden. Brougham's Advokatenlaufbahn — die glänzendste seit Erskine "vor die Schranken" getreten war — ist zu Ende. Er hat die Würde des Lordkanzlers angenommen. Die Geschichte wird mit Verwunderung berichten, daß im Jahr 1830 der Anwalt der Königin Karoline auf den Wollsack erhöht worden ist. Aber wird sie nicht auch hinzufügen, daß mit jenem Tage seine demosthenischen Donner verstummt sind? Das Unterhaus war des Mannes Sphäre — wird er jemals im Oberhause imponiren? Er hat dort imponirt — einmal, als er mit drohenden, kecken Worten seine letzte Vertheidigungsrede schloß. Aber damals trat er vor sie hin, als einer aus der Mitte des Volkes. Seine Mission war eine andre: seine Würde lag nicht in seinem Stande, sondern in seiner Stellung. Wird er jetzt, im Glanz des Adels von gestern her, der ererbten Weisheit geborner Gesetzgeber gegenüber bestehen? Daß er aus der Opposition tritt, und in's Ministerium, wird seinen Ruhm nicht erhöhen. Wird es zum Glück des Landes gereichen? Er hat zur Bedingung gemacht, daß die Parlamentsreform als Regierungsmaaßregel betrachtet werde. Gut; aber wie weit wird sie gehen? Wir haben wenig Vertrauen zu einer Reform, wenn der Reformator erst "aus dem Rathsbecher getrunken hat." Wir besorgen, daß er selbst sein Talent eingeengt, die Schwingen seines Geistes gelähmt finden wird. Und sollte wirklich der überströmende Reichthum seiner Beredsamkeit im Sande der Chancery sich verlieren, so würde das schlechte Wortspiel noch wahr werden, von dem "barren *broom* of Brougham-Hall:" — ein Ding, (um ein klassisches Bild zu gebrauchen) wie das Scepter der homerischen Helden —

"welchem Zweige nicht mehr, nicht Blätter entsprossen,
noch Knospen." —

Was die Kupfer sollen, wenn es nicht ist um das Bändchen zu vertheuren, begreifen wir nicht. Das Einzige, das einigen Werth haben könnte, die Skizze von Haydon's Mock Election (der Wahl eines High Sheriff's in der King's Bench) ist sehr mittelmäßig ausgefallen. Der Plan des Regent's Park kann Niemanden interessiren, als wer neuerdings in London gewesen ist, und der wird sich mit der neuen Ausgabe von Leigh's New Picture of London versehen haben. Aber das Portrait von "Schön Ellen"? Man kann es dem gelehrten Professor nicht verdenken: aber wenn nun jeder Reisende das erste hübsche Mädchen, das ihm in London begegnet, wollte lithographiren lassen?

Briefe eines Verstorbenen.

(Aus der Preußischen Staatszeitung.)

Es thut mir sehr leid, mich genöthigt zu sehen, das Publikum mit der Erwähnung eines Buches von neuem zu behelligen, dessen schon mehreremale in diesen Blättern gedacht wurde, und das überhaupt größere Berücksichtigung zu erhalten scheint, als sein oder seine Werf. (denn, wie ich höre, wird es einer Firma mit Comp. zugeschrieben) je davon erwartet haben mögen.

Was mich bewegt, davon zu sprechen, ist ein Artikel in der Breslauer Zeitung vom 20. Nov. d. J. folgenden Inhalts:

"Der Nürnberger Korrespondent meldet: Als Werf.
"der in vielen öffentlichen Blättern günstig beur-
"theilten, von Göthe mit einer Einleitung begleite-
"ten 'Briefe eines Verstorbenen' hat sich jetzt der
"Fürst Pückler zu erkennen gegeben."

Dieser Artikel des Nürnberger Korrespondenten enthält in wenig Worten zwei Unrichtigkeiten.

Erstens hat Göthe keine Einleitung zu einem Werke schreiben können, dessen Existenz ihm, wie ich von guter Hand weiß, nicht eher, als bis nach seiner öffentlichen Erscheinung im Drucke, hat bekannt werden können.

Zweitens ist es dem Fürsten Pückler nie in den Sinn gekommen, irgend eine Erklärung abzugeben, daß er der Werf. jenes Buches sei, was Niemand glaubwürdiger bezeugen kann, als der Unterzeichnete.

Berlin, den 25. Nov. 1830.

Herrmann Fürst von Pückler-Muskau.

Die Literarischen und Kritischen Blätter der Börsen-Halle

werden vom 1. Januar 1831 an vereinigt erscheinen, und wird jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend Mittag ein Blatt ausgegeben werden. Zu dem vierteljährlichen Abonnements-Preis von 5 ℛ werden Bestellungen von den löblichen Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. Für die Kritischen Blätter allein wird der bisherige Abonnements-Preis von 2 ℛ vierteljährlich fortbestehen.

Die Redaktion der beiden Journale wird übrigens getrennt, und ihre Tendenz unverändert bleiben, indem die Literarischen Blätter vorzugsweise mit der ausländischen, die Kritischen aber mit der deutschen Literatur sich beschäftigen werden.

Börsen-Halle im Nov. 1830.

Die Expedition.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

23. Hamburg. Montag, den 6. December. **1830.**

Inhalt.

Storch: Die Fanatiker..... Seite 177
Menzel: Taschenbuch der neuesten Geschichte.....?..... " 180
Benedey: das Geschwornengericht in den preußischen Rheinprovinzen..... " 182
Novitäten..... " 184

Die Fanatiker. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Zwei Theile. Leipzig, 1831. Hartmann.

Es ist kein gewöhnliches Talent, das in diesem Roman hervortritt. In der Bemeisterung des Stoffes, in der Lebendigkeit der Darstellung, wird, außer Spindler, nicht leicht einer von den Schriftstellern des Tages dem Verfasser es gleich thun.

Man erräth aus dem Titel, daß es sich um die Bartholomäusnacht handelt. Ihre Vorbereitung, und ihre Motive; die Pläne und die Hoffnungen der Hugonotten, rechtfertigen den Titel. Die Intrigue des Romans ist geschickt mit dem historischen Gemälde in Verbindung gebracht. Der wackere Coligny, der unmännlich schwache und unmenschlich grausame Karl IX., und jenes scheußliche Weib, Katharina von Medicis, sind die bedeutendsten der aufgeführten historischen Charaktere.

Es ist wahr, die Handlung verträgt keine andere als eine Schilderung in grellen Farben. Indessen darf man sich nicht eben zu einem Uebermaaß von Gräuelscenen versehen. Eine andre Frage ist es, ob nicht einige Scenen, in welchen die Sitten jener Zeit und jenes Hofes treu genug gezeichnet sind, sich hätten vermeiden oder mildern lassen.

Die Partie die wir mittheilen ist vielleicht die einzige, die sich ohne lange Vorrede ausheben läßt. Der junge Schmied ist insgeheim Hugonotte; Coligny hat ihn nach Paris und an den Hof zu bringen gewußt, unter der Maske eines rechtgläubigen und etwas leichtfertigen Katholiken.

"In der Werkstatt des Meister Dufras stand Theophile unter den fröhlichen Gesellen allein verschlossen und nachdenkend. Um seine Hüften war das starke Schurzfell gegürtet, ein schwarzlederner Brustlatz und das gröbe, aufgestreifte Arbeitshemd vollendeten die äußere Form des Handwerkers. Mit rüstigem Arm führte er den schweren Hammer in abgemessenen Schlägen auf das glühende Eisen, daß der Ambos klang; bald ließ er die Bälge an, die mit vollen Backen in die Glut bliesen; und die sprühenden Kohlen erweichten schnell das Metall, damit es sich von neuem biegsam dem geschickten Hammer füge. So, ohne sich umzuschauen, arbeitete der Schmied eben so viel, als drei Andere, und es schien, als wolle er durch solch unerhörten Fleiß irgend einen innern Kummer betäuben.

"'Wer ist der Geselle Charlot?' rief plötzlich eine krähende Stimme in unrichtigem, schlecht betonten Französisch, und weckte Theophile aus seinen bittersüßen Betrachtungen. Eine wunderliche Gestalt stand neben ihm. Auf dem breiten, weißen Hute, an einer Seite durch einen großen goldenen Knopf aufgeschlagen, nickten drei purpurrothe Federn; dem bleichen kraftlosen Gesicht sprach ein kohlenschwarzer, glänzender, lang über den Mund herabhängender Schnurrbart Hohn; ein italienisches, reich und bunt gesticktes Wamms umschloß die hohe, verzwergte Brust; die bunten Puffen und Schnürkel an den ausgefütterten weißen Beinkleidern, trugen ebenfalls zum bizarren Ansehen des stolzen Fragers bei.

"'Ihr seht ihn vor Euch, mein Herr. Was [illegible] zu befehlen?' fragte Theophile mit einem Anflug von Hohn und spöttischem Lächeln.

"'Maledetto diavolo! 's ist gut, daß ich Dich habe, Bursche. Des Königs unsers gnädigsten Herrn Majestät geruht Dich vor sich zu bescheiden; folge mir sogleich!' herrschte der Mann in seinem kauderwälschen Französisch.

"'Und wer seid Ihr, mit Verlaub, der mir bürgen kann für solchen Befehl?' fragte Theophile nur aus Neugierde, den wunderlichen Helden kennen zu lernen.

"'Wie?' schrie dieser gleich einem erbosten Hahne auf; 'Du mußt so neu in Paris sein, als ein frischgebackenes Vesperbrodt, sonst würdest Du sicherlich den allbekannten und berühmten Carolo Bretano, ersten Kammerdiener und Lustigmacher Sr. Majestät des Königs von Frankreich, so gut kennen als Deinen Meister. Bin ich doch des Königs rechte Hand; Niemand darf die Falken und die zwanzig Jagdhunde füttern, als ich; auch begleite ich die Majestät auf alle Jagdrennen, Lustschießen, Parforce-Jagden und Pirschen und bin Dero erster und einziger Münzknecht. Hast Du noch nichts von dem großen Gonella gehört, welcher Hofnarr des Markgrafen Nicolo von Este und dessen Sohn des Herzogs Borso von Ferrara war? Wie? Du weißt nichts von diesem berühmten Mann? Du bist sehr dumm geblieben in Deiner Schmiede. Laß Dir einen Schwank von Gonella erzählen. Einst fragte der Herzog den Narren, welches wohl das stärkste Handwerk in Ferrara wäre, und Gonella sagte: das der Aerzte. — Es sind nur vier Aerzte in der Stadt, erwiederte der Herzog. — Und doch will ich mit Euch um hundert Kronen wetten, daß ich recht habe. — Es sei! sagte der Herzog. Am folgenden Tag saß Gonella Gesicht und Hals in Pelz gepackt, vor der Kirchthür; jedem, der ihn fragte, was ihm fehle, antwortete er: ich habe die heftigsten Zahnschmerzen, und Jeder sagte ihm ein Mittel dafür. Also machte er's auch an der Tafel des Herzogs und auch dieser sagte ihm ein Mittel. Diese Leute schrieb Gonella auf, den Herzog oben an, überreichte diese Liste der Aerzte in Ferrara demselben und erhielt die hundert Kronen als gewonnene Wette. Aber Du lachst nicht? O heilige Jungfrau! Du bist ein trübseliges Gesicht. Von diesem Gonella leite ich meinen Ursprung ab, und sieh ich hab's weiter gebracht als er. Er war der Hofnarr eines armen Herzogs; ich bin Kammerdiener des größten und reichsten Königs auf Erden. Und wenn Du vielleicht wähnst, ich sei von unedler Geburt, so muß ich Dir sagen, daß mein Großvater von Adel und erster Falkonier des Großherzogs von Florenz war.'

"'Entschuldigt mich doch ja, verehrtester Herr Carolo de Bretano,' begütigte Theophile den in Harnisch gekommenen Mann. 'Meine gräßliche Unwissenheit wird Euch schon verzeihlich erscheinen, wenn ich Euch sage, daß ich erst seit drei Wochen in Paris und in dieser Werkstatt bin, daß ich, als ein armer Schmiedegesell, der des Fleißes nöthig hat, mich noch gar wenig um die große Stadt, die ich früher noch niemals gesehen, und um die Herren Hofnarren und die lustigen Schwänke, die sie den Königen und Herzogen vormachen, habe bekümmern können. Doch werde ich gewiß nicht wieder den Euch schuldigen Respekt aus den Augen setzen, und Euch deßhalb sogleich folgen, wie Ihr wünscht, nachdem ich nur dieß Arbeitskleid mit einem andern vertauscht habe.'

Digitized by Google

"'Gut, mein Junge, Du sprichst wie ein Buch. Aus deiner Unwissenheit kann was werden. Ich will Dich in die Scheere nehmen. Wenn Du nur kein Kopfhänger bist, sonst kommst Du bei Hofe gleich in Geruch, einer von der Kolas-Kuh*) zu sein.

"'Uebrigens mußt Du wissen, daß die Majestät der geschickteste Schmied und Münzer im ganzen Königreich, ja auf der ganzen Erde ist; Du kannst schlechterdings nicht besser sein, und wärest Du der Meister Vulkanus selber. Sieh die herrlichen Sporen, die ich trage; nun, wie gefallen sie Dir? — Von des Königs höchst eigenen Händen gefertigt, und mir für treue Dienste als huldvolles Geschenk offerirt.'

"'Ein unübertreffliches Meisterstück!' rief Theophile voll innerer Traurigkeit, ohne die plumpen Eisen mehr als eines Blicks zu würdigen; denn der Ton, in welchen er nun einzustimmen sich gezwungen sah, war ihm allzufremd und that seinem offenen redlichen Herzen wehe.

"'Du bist ein Kerl, der seine Sache versteht, das höre ich schon. Die Majestät wird das sogleich einsehen, und die Königin Mutter, glaub' mir — die hat's gar sehr gern, wenn der König recht tapfer am Ambos hämmert, ganze Wochen auf der Jagd ist, sich mit den hübschen Kindern im Schloß Madrid herumbalgt, oder sich recht viel schöne Münzen prägt. Das hat mir schon oft ihre Gnade verschafft. Schau her, die Gunst des Handkusses erwarb ich mir neulich durch diese Münze, die wir nur im feinsten Golde ausgeprägt haben. Dieser Mann im Harnisch ist der König. Nicht wahr, herrlich getroffen? Auf seinen Schultern stehen die Säulen des Reichs, welches er hier als eine mit der Krone umgebene Erdkugel trägt; unter seinen Füßen die zertretene Schlangenbrut; das sind die Hugenotten, das Otterngezücht. Auf der Rückseite drei Lilien, mit der Umschrift: Carolus Rex Catholicus Omnipotens. Nun was sagst Du zu der Idee, Freund?'

"'Sie ist unvergleichlich schön und geistreich,' versetzte Theophile, schon kühner im Lügen, aber der heilige Zorn versagte ihm fast die Stimme.

"'Daran kannst Du sehen, daß ich so etwas von dem in mir spüre, was man Genie nennt, und fürwahr ein Hofnarr ohne Genie ist ein Rindvieh, und dafür soll mich keiner halten,' lachte der bunte Kammerdiener; 'diese kostbare Idee ist aus meinem Kopfe entsprungen, und die Majestät verschmähte nicht, sie mit geschickter Hand sogleich auszuführen.'

"'Das muß Euer Feind einräumen, wenn Ihr — was übrigens zu bezweifeln ist — einen solchen habt, daß Ihr ein sehr ausgezeichneter Narr seid.'

"'Das wollt' ich meinen!' erwiederte Bretano geschmeichelt, 'und es freut mich, daß Du meine Verdienste anerkennst, mein Junge. Und doch kennst Du meine großen Talente nur zum Theil, und weißt z. B. noch nicht, daß ich ganz vortreffliche Verse mache, und die Kunst des Improvisirens mir als einem Dichter italienischer Abkunft gleichsam angeboren ist. Was meinst Du zu diesem Verse:

Du bist ein Schmiedeknecht, ein tüchtiger Geselle;
Deshalb umarm' ich Dich, sogleich hier auf der Stelle.

"Ist das nicht köstlich, herrlich?' Damit umarmte er den erstaunten Charlot stürmisch und rief: 'O möchtest Du doch auch eine poetische Ader in Dir verspüren, dann wären ich und Du und der König Eins, ein Herz und eine Seele — denn die Majestät ist der größte Dichter, der je gelebt — dann schmiedeten, jagten, münzten, dichteten, speisten, zechten, liebten, machten wir Alles zusammen. O Pest auf die Hugonotten die Spitzköpfe! Ich bin so vergnügt, daß ich einen solchen Bibelhelden abschlachten möchte zur Ehre Gottes und der katholischen Kirche.'

"Während dieses Gesprächs war Theophile mit dem selbstgefällig lächelnden eifrigen Italiener vor jener Citadelle angekommen, welche später unter dem Namen des Louvre so sehr bekannt geworden ist. Dieses ungeheure unregelmäßig gebaute, stark befestigte Haus, bewohnte der junge König Karl der Neunte; später ist es der Palast der Könige von Frankreich geblieben.

"'Ich brauche Dich nicht erst zu melden,' sagte der Kammerdiener, 'die Majestät hat befohlen, Dich sogleich einzuführen.' Während sie durch das hohe, befestigte Thor über den Hof und eine schmale steinerne Treppe hinauf gingen, regte sich in Theophile ein beengendes Gefühl, welches er jedoch durch den Gedanken an den hohen, edlen Zweck seines Ganges zu unterdrücken suchte. Als sie über einen kleinen Corridor schritten, tönten ihnen Hammerschläge entgegen. Der Gott der Esse bließ Funken und Dampf aus einem auf den Hof führenden Schlot. Bei diesen Tönen und Bildern erwachte Theophiles ganzer Muth wieder, und beherzt trat er durch die vom Italiener geöffnete Thür in die Schmiede und Münzwerkstätte des Königs von Frankreich.

"Eine lange, hagere Gestalt, gebeugt wie ein Greis, aus deren hohen Achseln ein etwas schief stehender, bleicher, abgezehrter Kopf mit eingefallenen Wangen, einer schönen Habichtsnase, tiefliegenden finsterblickenden Augen, borstigen, glatt auf dem Scheitel aufliegenden Haaren, auf weit vorgestrecktem Halse mit herabhängender Stirn saß, trat dem sich anständig verbeugenden Schmiede entgegen, und betrachtete ihn einige Minuten lang, tückisch lauernd mit den grünen Augen, wandte sie dann wieder scheu ab und schlug sie unruhig, mit dem Ausdruck von Simplicität oder Geistesbeschränktheit, zu Boden, nicht ohne einen sehr spöttischen Zug um den etwas geöffneten Mund, dessen Oberlippe bedeutend vorragte. Auf dem Gesichte des jungen Königs war keine Spur jugendlicher Anmuth und lebensfroher Heiterkeit zu finden, welche sonst immer das zweite Decennium des Lebens schmücken. Seine Rosen waren schon verblüht, oder vielmehr von seiner eigenen Mutter als Knospe abgepflückt, und der Lebenskeim des ganzen Stammes freventlich zerstört worden. So stand Karl der Neunte, als ein achtzehnjähriger Jüngling, im Begriff, das ganze kräftige Mannsalter zu überspringen und zum Greise zu werden. Die Kleidung des Königs war phantastisch, und das treue Abbild eines verwirrten Gemüthes. Den kleinen, fast weiblichen Fuß, der mit dem langen Körper widrig contrastirte, begleitete knapp anliegend ein schwarz sammtner, abgerundeter Pantoffel, ringsum mit Goldplättchen und blitzenden Edelsteinen besetzt; die Beinkleider, von fleischfarbiger Seide, waren mit hochrothen Puffen verziert; sie waren aber, so wie die Fußbekleidung, schmutzig, ja zerfetzt, und von den vom glühenden geschmiedeten Eisen abgesprungenen Funken verbrannt. Ein hellblauer, mit Gold gestickter Gürtel preßte über den Hüften die schmächtige Taille des Königs noch mehr zusammen; darüber hing, mit einer ziemlich starken eisernen Kette hinten befestigt, das schwarze Schurzfell. Ein einfaches Gilet lag um die Brust, deckte sie aber nicht; sie war nackt, und von der Glut der Kohlen braun gebrannt, wie bei jedem Schmied. Uebrigens war er ganz handwerksmäßig im bloßen Hemde, die Aermel hoch aufgestreift; das borstige Haar deckte eine schmutzige Lederkappe, wie sie der gemeinste Schmied während der Arbeit zu tragen pflegt. In der rechten Hand hielt er einen Hammer, in der linken Hand eine Zange, mit der das glühende Eisen gefaßt wird. Gesicht, Arme, Brust und Hände trugen die schwarzen Spuren seiner Beschäftigung an sich. Seine hämische Miene ging bald in eine gewisse aber sehr zweideutig freundliche über, wie man sie oft an reichen vornehmen einfältigen Leuten sieht, wenn sie einen Armen oder einen unter ihnen Stehenden mit ihrer Gunst beglücken wollen, und er sagte in einem vertraulichen Tone zu Charlot, gleichsam als wären sie alte Bekannte:

*) Ein damals bei den Katholischen sehr üblicher Schimpfname für die Calvinisten, dessen Ursprung und Bedeutung mir fremd geblieben ist. A. d. Verf.

Digitized by Google

"'Du sollst mir den neuen Wagen der Königin Mutter beschlagen helfen. Du bist ein braver Kerl, das seh' ich Dir an. Der Doktor hat es auch gesagt. Die Instrumente von Dir waren sehr gut. Ich will noch was von Dir lernen, marblau! wir wollen zusammen schmieden! Sieh Junge, eben bin ich an der großen Schraube, in der der Nagel läuft, aber die Schraubenmutter will mir nicht gelingen. Höllenpest und Brand über die vermaledeite Schraube! Sieh du einmal zu!'

"'Majestät, sie kann nicht gelingen; denn der Schraubenschneider ist abgenutzt, und taugt nichts. Man hat Euch nicht gut damit verwahrt.' So sprach Theophile unbefangen, nachdem er Alles in Augenschein genommen hatte.

"'Donner und Blitz! Daß der Teufel alle Ketzer hätte! da steckt's! das war brav, mein Junge! lange hab' ich tapfer gearbeitet, und doch ging's nicht. Wie heißt Du?'

"'Theophile.'

"'Der Name gefällt mir in der Kirche, aber nicht in der Esse und auf der Jagd. Sollst Henrico heißen, wie mein Bruder, der Naseweiß.'

"Theophile war der neue Name nicht unangenehm, wurde er doch dadurch an Henriette erinnert; er verneigte sich ohne alle Ceremonie, und sagte:

"'Wenn Ew. Majestät wünschen, so wollen wir erst einen neuen Schraubenschneider anfertigen.'

"'Bravo, Henrico! Frisch daran! Parblou! wir wollen was Herrliches zusammen schaffen!' rief die schmiedende Majestät freudetrunken, griff mit den dürren Händen rasch in die Kohlen, und häufte sie im Essen an; Theophile faßte eben so schnell die Stange des Balges, und zog; der König legte Eisen ein, und dämpfte geschäftig die äußere Glut der Kohlen mit dem nassen Strohwedel, um die innere zu mehren. Bald standen Beide mit den Hämmern bewaffnet am Ambos, und schlugen im Takt lustig auf das weiche Eisen los, welches Charlot geschickt wendete und formte. Die Funken sprühten gewaltig, der König stieß inarticulirte Töne des Wohlbehagens aus, und triefte von Schweiß.

"'Alle Wetter! so laß ich mir's gefallen, Höll und Pest! Das geht anders, als wie ich mich mit Dir noch abhämmerte, dummer Hansnarr. Du hast zuweilen gute Einfälle, Carlo; aber ein schlechter Schmied bist Du. Gesteh's nur ein. Mordelement! da weiß mir der Henrico besser zuzuschlagen. Der Doktor ist doch ein gescheidter Kerl, daß er Dich mir empfohlen. Wir wollen ihm auch ein Paar Zangen und Messer schmieden. Bei allen Heiligen! gewünscht hab' ich mir's lange schon so, wenn ich Dich nur eher gehabt hätte, Junge! Sobald wir mit dem Wagen fertig sind, wollen wir's mit dem Münzen probiren, da werd' ich Dich etwas lehren können.— Beim Münzen versteht Benvenuto auch manches. Ja alle Tage wollen wir so arbeiten. Hol mich der Satan!'

"Der Italiener entfernte sich mit mürrischem Gesichte.

"'Wenn Ew. Majestät wollen, ich bin dabei!' rief Theophile frei und kräftig. 'Eure Werkstatt soll wohl die besten Arbeiten in Frankreich liefern.' Damit griff er zu Raspel und Feile, und nach kurzer Zeit war der Schraubenschneider fertig, daß er gehärtet werden konnte. Diese Arbeit ließ sich der König nicht nehmen, der zeither in fröhlicher Stimmung der Gewandtheit und Geschicklichkeit seines Gesellen bewundernd zugesehen hatte, nun aber versicherte, Niemand vermöge besser zu härten, als er. Das wagliche Geschäft ging auch glücklich von statten, und sogleich schnitten die beiden Arbeiter mit vereinten Kräften die Matrize durch, und die Schraube des Wagennagels fügte sich sehr gut in sie.

"'Mille moustaches!' rief der König. 'Das ist herrlich! Ich würde Dich umarmen, Junge, wenn ich nicht König von Frankreich wäre. Aber ausgemacht und abgethan bleibt's nun, Du bist mein Gehülfe. Ich lasse Dich nicht wieder von mir; wenn wir nicht schmieden oder münzen, gehen wir auf die Jagd, und Du bist mein Falkonier; Carlo ist so nicht flink genug.'

"'Alle meine geringen Kräfte stehen Ew. Majestät stets zu Diensten. Ihr sollt mit mir zufrieden sein.'

"'Ja, das glaub' ich auch, beim heiligen Dunstan, aller Schmiede Schutzpatron! Und die Königin Mutter wird uns loben, wenn wir so rüstig dran sind. Im Vertrauen — sie sieht es gerade nicht ungern, wenn ich mich nicht besonders viel um die Staatsaffairen bekümmere. Meine kräftige Natur, sagt sie, tauge eben nicht zum Regieren, dieß schwierige Geschäfte erfordert gar große Feinheit, die mir nun freilich ein für allemal abgeht. Meinen Bruder, den Anjou, den Laffen, hat sie lieber um sich, weil er ein Weichling, ein honigsüßes Herrchen ist. Aber daß sie ihn im vorigen Jahre sogar zum Generallieutenant des Königreichs und Oberbefehlshaber des Heeres gegen die Ketzer ernennen ließ, hat mich doch verdammt geärgert. Ventre saint gris! Ich wollte das Gezücht selbst vernichten, aber sie meinte sehr spitzig, es wäre nicht anständig für den König, die Rebellen selbst zu züchtigen; ich könne meiner Thatenlust immerhin auf der Jagd ein Genüge thun; das Waidwerk sei des Königs würdig. Sie hatte recht, und doch verdroß es mich. Seitdem aber bin ich ein tüchtiger, toller Jäger geworden; denn jedes Wild betrachte ich als einen Ketzer, und ruhe nicht eher, bis es blutend und im Todeskampf zuckend zu meinen Füßen liegt.'

"Theophile schauderte, von unseligen Ahndungen ergriffen, im Innern der Seele zusammen.

"'Folge mir!' rief der König dem Schmiede zu, und beide eilten in den Hof hinab, wo die Pferde gesattelt standen. Einige Minuten darauf sausten sie im Galopp durch das Thor. 'Junge, Du sitzest ja zum verlieben schön zu Pferde!' rief Karl seinem Begleiter zu; aber Theophile hätte auch eher für den König gelten können, als der bleiche, gebeugte, greisende Jüngling. Der junge Herzog von Guise empfing den König auf der Straße, und schloß sich an ihn an. Theophile wurde zu stiller Verwunderung der edlen, einnehmenden Jünglingsgestalt hingerissen. Anmuth, Heiterkeit und eine süße Freundlichkeit verschwammen auf dem Gesichte, welches durch ein sanftes Roth und eine leichte Narbe verschönt war. Ein großes blaues Auge, eine hohe gewölbte Stirne, edle Haltung, leichte Grazie in jeder Bewegung, das herrlichste Ebenmaaß voller runder Körperformen vollendeten die Gestalt eines Jünglings, der zu seiner Zeit für den schönsten und liebenswürdigsten in ganz Frankreich galt.

"Zwölf große Jagdhunde begleiteten die Reiter, die mehr flogen, als ritten; der König raste wie der Sturmwind voraus. In den Gehölzen des Montmartre angelangt, nahm Karl das Waldhorn, bließ einen Marsch mit vieler Kunstfertigkeit, ließ dann die Hunde losbinden, und schickte sie durch die gegebenen Hornsignale nach allen Gegenden des Waldes. Hastig und ungestüm, wie er Alles that, griff er nun nach seiner langen Büchse, setzte seinem Rappen die Sporen ein, und jagte in den Wald. Die Uebrigen stiegen von den Pferden, und der nach dem unbekannten Falkner sich erkundigende Herzog wußte von Theophiles Schicksale bald, was er wissen durfte. Die Hunde jagten inzwischen manches Wildpret vorüber, auf welches der jagdunkundige Herzog zu schießen versucht war, doch ließ er sich durch Theophiles Mahnung, daß jetzt nur junge Thiere geschossen werden dürften, abhalten. Gleich darauf sprang ein junger Bock aus der nahen Hecke.

"'Auf diesen feuert!' rief der Schmied. Der Herzog bließ schnell die Lunte an, doch es war zu spät; das Gewehr ging los, aber er fehlte. Schon war das Thier fast aus der Schußweite, als Charlot, welcher seine Lunte stets im frischen Glimmen erhielt, abschoß, und das Wild todt zusammenstürzte.

"'Bravissimo!' schrie der Kammerdiener unbändig.

Digitized by Google

"'Halt!' sagte der Herzog, 'die Ehre dieses Schusses will ich Dir reich bezahlen, tritt ihn mir ab. Wenn der König kommt, so schoß ich den Bock. Auch Du Carlo sollst nicht umsonst schweigen.'

"Wie der Sturmwind brauste der König schon durch die Büsche, und war mit dem Rufe: 'Wer hat geschossen?' auf dem Platze.

"'Ich!' rief der Duc lächelnd und unbefangen. 'Hier liegt das Ziel, und heute mach ich Euch doch den lang bewahrten Ruhm streitig, Majestät.'

"'Zum Teufel!' rief der König ergrimmt, 'ich glaub' es nicht. Wer hat geschossen, Carlo?'

"Verlegen trippelte der Italiener; kaum hörbar stammelte er: 'Erlauben Ew. Majestät, den Bock sah ich nicht.'

"'Aber den Schützen. Wer schoß!'

"'Der Duc hat geschossen, und der Henrico hat geschossen, ich weiß nicht wer getroffen hat.'

"'Altes Lügengesicht!' rief der König ärgerlich; dann sagte er verdrießlich zum Herzoge: 'meint ja nicht, mein schöner Duc, daß ich so gutmüthig bin, Euch alles zu glauben, wie Ihr wohl von Weibern gewohnt seid. — Henrico folge mir!'"—

Wir bemerken nur noch, daß die Liebhaberei des Königs für das vulkanische Handwerk nicht minder historisch ist als seine Leidenschaft für die Jagd. Ein Zeitgenosse *) erzählt, daß er täglich in die Schmiede im Louvre sich verfügt habe, "se couvrant d'une socquenie de toile noire, par dessus ses habits, et bien souvent il travailloit en chemise, tant il étoit actif à son ouvrage." Derselbe Geschichtschreiber berichtet, daß Karl am Abend vor dem Blutbad mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé, die ihm Handreichung thun mußten, eifrig gearbeitet, als wenn gar kein andrer Gedanke seine Seele in dem Augenblick beschäftigt hätte — ein Umstand, den der Verf. auch benutzt hat, der, wenn er gleich keinen genannt hat, doch den Geschichtschreibern jener Zeit nicht fremd zu sein scheint. Charakteristisch ist auch die Art, wie Karl die Jagd mit der Verfolgung der Ketzer in Verbindung bringt. Karl war ein Meister in der Kunst, Fallen zu stellen, und "ein edles Wild" zu täuschen. Er soll auch eine Abhandlung darüber geschrieben haben. Unter seine Vergnügungen gehörte die Thierquälerei; oft fiel er ein harmloses Hausthier an, um die Schärfe seines Schwertes zu erproben. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß einer seiner Hofleute ihn demüthig anredete — "Aber was hat Euch mein Maulthier Leides gethan, allerchristlichster König?" *)

Wir wünschen, daß es dem Verf. gefallen möge, sein ausgezeichnetes Talent bald einem andern, und einem erfreulicheren Gegenstande zuzuwenden.

*) Favin, Hist. de Navarre, 867.

*) "Quid tibi dissidium cum mulo meo intercessit, rex Christianissime?" Der Jesuit Papire Masson hat diese Anekdote in seiner Lebensbeschreibung Karls IX. (1575) aufbewahrt.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Dr. Wolfgang Menzel. Erster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1829. Mit 24 Portraits. Stuttgart, 1830. Cotta.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Begebenheiten des letztverflossenen Jahres in einem Résumé, nach der Reihe der Länder und Völker geordnet, zusammenzufassen. Eine solche Darstellung gewährt einen gedoppelten Vortheil: sie setzt den Zeitungsleser in den Stand, eine Uebersicht über die Masse von Einzelnheiten zu gewinnen, die der Tag und die flüchtige Stunde an ihm vorübergeführt haben, und sie gewährt nach Verlauf mehrerer Jahre die Leichtigkeit des Nachschlagens. Ein Zeitungsschreiber würde noch einen dritten Vortheil zu rühmen wissen: sie überhebt ihn der Mühe, ein Register zu seinem Blatt auszuarbeiten.

Der Herausgeber hat, wie es uns scheint, die nicht ganz leichte Aufgabe gelöset, das rechte Maaß zu halten. Er hat der Versuchung widerstanden, den interessanteren Partieen eine Ausdehnung zu geben, die andre für den allgemeinen Ueberblick wesentliche Thatsachen ausgeschlossen haben würde, und er hat dem umständlicheren Raisonnement entsagt, durch welches das Buch angeschwellt und minder zugänglich geworden wäre. So gerne wir auch dem Raisonnement des Herausgebers gefolgt sein würden, so können wir doch, in dieser Hinsicht, seine Art der Behandlung nur billigen, und begnügen uns mit der vorangeschickten Einleitung.

Diese Einleitung bezeichnet die leitenden Motive, deren Stempel der Charakter der neuesten Weltbegebenheiten trägt.

Dem allgemeinen Kulturzweck wird zuerst sein Recht eingeräumt, und wir glauben nicht eben, daß das Streben der Völker verkannt oder unterschätzt wird, wenn es zunächst als ein materielles geschildert wird. Daß man sich um Theorieen weniger kümmert, und wo man sich darum kümmert, sich mindestens nicht mehr so leidenschaftlich darum anfindet; daß praktische Interessen an die Stelle dogmatischer Liebhabereien getreten sind, daß als Grundlage des geistigen und sittlichen Wohlseins das äußere und materielle anerkannt worden ist — das ist der theuer erkaufte Gewinn von Bestrebungen, die die Geschichte, und von Ueberzeugungen, die die Philosophie würdigen mag. Was aber das Wechselverhältniß des materiellen mit dem sittlichen Wohlsein vermittelt, das ist die durch das erstere bedingte Selbständigkeit, die auf der einen Seite dem Kulturzweck förderlich sein muß, indem sie das größte Maaß von Zufriedenheit der größten Anzahl von Individuen zusichert, auf der andern aber zu dem zweiten Motiv — dem politischen Egoismus — hinneigt. Die Wirkungen des Letzteren sind in der folgenden Darstellung nachgewiesen: —

"War der allgemeine Kulturzweck die eine große Triebfeder der Begebenheiten, so ist der politische Egoismus die andre.

"Es ist Thatsache, daß die äußere Politik an Weisheit und Billigkeit der innern noch nachsteht. Dieselben Kabinette, die nach Innen die weisesten Maaßregeln für das Wohl des Staats und das Glück des Volkes ergreifen, halten es nicht für unerlaubt, das Gedeihen fremder Völker und Staaten zu hemmen. Die liberalsten Vertheidiger der Volksrechte sind unbedenklich geneigt, das Recht fremder Völker zu verletzen. So sehen wir den Herzog von Wellington zu gleicher Zeit Irland emancipiren und doch gegen Portugal und Griechenland eine feindselige Politik befolgen. So sehen wir die französischen Liberalen zu gleicher Zeit das Ministerium wegen Verletzung der Volksrechte anklagen und Projekte machen, um Deutschland seine Rheinlande wieder zu entreißen. Solche Beispiele aus der jüngsten Zeit beweisen hinlänglich, daß die Moral der Staaten immer noch eine andre ist, als die der Individuen, und welche andre glänzende Beispiele von Mäßigung, Billigkeit, Großmuth seit der Begründung der heiligen Allianz uns die Morgenröthe einer neuen politischen Moral zu verkündigen schienen, so mangelt es doch keinesweges an Gründen, aus welchen der wechselseitige Verdacht des Egoismus noch immer die Seele der diplomatischen Verhandlungen ist.

"Ein Staat ist im Bewußtsein und Genuß seiner Macht großmüthig gegen die Schwächeren, erhält sie bei ihrem alten Glück, oder befreit sie von einem Unglück und sichert ihnen neue Vortheile. Ein anderer denkt aber minder großmüthig, berechnet [illegible] eigenen Vortheil und mißbraucht seine Stärke auf Kosten der Schwächern. Wieder ein anderer kann unmög-

Digitized by Google

lich gedeihen, wenn er nicht auf Kosten der andern sich vergrößert, seine politischen Gränzen bis zu den natürlichen des Landes ausdehnt, die Mündungen seiner Flüsse gewinnt ꝛc. Ferner läßt sich der persönliche Ehrgeiz unternehmender Fürsten nie berechnen, und die Erfahrung vieler Jahrtausende bestätigt, daß die Gewalt dem Mißbrauch ausgesetzt ist. Daher ist der wechselseitige Verdacht eben so natürlich als klug.

"Nachdem in Europa das einseitige Uebergewicht der Römer und später des deutschen Kaiserreichs aufgehört hatte, ist an dessen Stelle ein Gleichgewicht der verschiedenen neueuropäischen Staaten eingetreten. Es bestand darin, daß die Staaten wechselseitig ihr Bestehen garantirten, und sich wechselseitig gegen das einseitige Uebergewicht eines Einzelnen in Schutz nahmen, daß sich je die Schwächeren mit einander gegen den Stärkern verbanden, der nach Alleinherrschaft oder wenigstens nach dem Primat strebte. Der Egoismus und das Recht des Stärkern hat nicht selten dieses Gleichgewicht unterbrochen; dadurch sind auch einzelne Staaten untergegangen, andere entstanden, einzelne mächtiger, andere schwächer geworden; allein im Ganzen ist zuletzt immer wieder ein neues Gleichgewicht eingetreten.

"Während in Bezug auf den allgemeinen Kulturzweck der Norden und Süden einen Gegensatz bilden, bilden ihn in Beziehung auf das politische Gleichgewicht der Osten und Westen. Die eine große Waagschale hängt über Rußland, die andere über England. Wie früher während der nordischen Reformationskriege der Süden das politische Uebergewicht behauptete, und hier westlich die Spanier, östlich die Türken um die Oberherrschaft stritten, so behauptet jetzt während der südlichen Reformationskriege der Norden das Uebergewicht, und im Westen streiten die Engländer, im Osten die Russen um das Primat.

"In der großen Staatenellipsebilden jetzt Rußland und England die beiden Brennpunkte. Alle andern Punkte beziehen sich entweder auf sie, oder wenn sie isolirt stehen, leuchten sie nicht so auffallend hervor, wie diese beiden.

"Die Staaten der ersten Reihe drohen das Gleichgewicht durch ihr Uebergewicht zu stören, die Staaten der zweiten Reihe sind um so mehr darauf bedacht, es durch ihre imposante Vermittelung zu erhalten; doch sahen wir Frankreich im Jahre 1829 auf die Seite Englands, Preußen auf die Seite Rußlands sich neigen. Unter den Staaten der dritten und vierten Reihe sind die südlichen, die gegenwärtig durch innere Reformationskriege zerrüttet werden, dem Einfluß Englands oder Rußlands unterworfen, und dadurch auch deren Zankapfel, vor allem die Türkei; während die kleineren nordischen Staaten, die sich der Ruhe und Kraft erfreuen, sich auch mehr diesem Einfluß zu entziehen wissen und den vermittelnden Staaten der zweiten Reihe sich anschließen.

"Auf diese Weise spielen in der türkisch-griechischen Sache die beiden großen Triebfedern des Zeitalters, der allgemeine Kulturzweck und der politische Egoismus in einander. Es handelt sich in dieser Sache eben so sehr um das Primat Rußlands oder Englands, als um den höchsten Zweck der Menschheit, die Civilisation. So ist die türkisch-griechische Sache der Centralpunkt der jüngsten Weltereignisse geworden.

"Das Jahr 1829, welches diese Sache zur Entscheidung, wenigstens erster Instanz, gebracht hat, ist eben deßhalb in der Weltgeschichte von großer Bedeutung. Aber auch außer dem Frieden von Adrianopel zeichnen die Geschichte dieses Jahres Begebenheiten von hoher Wichtigkeit aus. Als die bedeutendsten dieser Begebenheiten nennen wir voraus: die Emancipation Irlands — den Ministerwechsel in Frankreich — die mißlungene Unternehmung Spaniens gegen Mexiko — die Unternehmung des Don Miguel gegen Terceira — die Händel Frankreichs und Oestreichs mit den Raubstaaten — die Reformationsversuche des Pascha's von Aegypten — die Kriege in Kolumbien und Buenos-Ayres — die Streitigkeiten Englands mit Brasilien — den Oppositionskampf in den Niederlanden — den Zollvertrag zwischen Preußen, Baiern und Würtemberg — die Wahl Jacksons zum Präsidenten der Vereinigten Staaten — die Wahl Pabst Pius VIII. und dessen Eifer für das Ansehen der Kirche — die Vermählungen des Königs von Spanien und des Kaisers von Brasilien — den Gesandtenmord in Teheran — die Unruhen unter den Truppen in Ostindien — das Erdbeben von Murcia."

Der letzte Satz mag zugleich den Hauptinhalt des Taschenbuchs bezeichnen. An Abwechslung, sieht man wohl, fehlt es nicht — auch die Reihe der vier und zwanzig Portraits ist bunt — so bunt, daß es der Mühe lohnt, sie zu katalogisiren. Polignac steht dem Titel gegenüber; dazu ist das Blatt doch gar zu schlecht, wie denn überhaupt die Steindrücke sehr ungleich, einige recht gut, manche aber äußerst mittelmäßig sind. Die Schrift ist durchgängig schlecht, oft fast unlesbar. Was es bedeutet, daß Einzelne auf weit kleinerem Papier abgedruckt sind, ist uns nicht klar geworden; es nimmt sich aber ausnehmend schlecht aus. Wir wollen die so Verkürzten mit einem * bezeichnen; vielleicht gelingt es unsern Lesern, den geheimen Sinn zu errathen. Diebitsch*; Paskewitsch*; Müffling; Kapodistrias; der Sultan; der Kaiser und die Kaiserin* von Rußland; Peel; O'Connell; die Prinzessin Victoria; Wellington; Labourdonnaye*; der kleine Herzog von Bordeaux, und sein geliebter Vetter von Reichstadt; Maria da Gloria*; Don Miguel; Don Pedro* und seine Gemahlin; Guerrero; Jackson; die Könige von Preußen, von Baiern*, und von Würtemberg.

Man könnte wünschen, daß bei der Erzählung von Nebenumständen größere Genauigkeit beobachtet wäre. Es wird wenige Zeitungsleser geben, die nicht den folgenden Vorfall aus ihrer Erinnerung, was die Veranlassung betrifft, zu berichtigen im Stande sein werden. "Am 21. März mußte sich Wellington mit Lord Winchelsea, dem eifrigsten Gegner der Emancipation, den er in Folge der Verhandlungen beleidigt hatte, duelliren. Er hatte den ersten Schuß, und fehlte. Winchelsea war edel genug, seine Pistole in die Luft zu feuern, und dem Herzog Genugthuung anzubieten."

Der Artikel über die freien Städte wird hier in Hamburg nicht ohne Lächeln gelesen werden. Auch in dem angeführten Datum ist dem Chronisten ein menschlicher Irrthum begegnet. "In den freien Städten ereignete sich nichts Wichtiges. Nur in Hamburg fiel ein Streit zwischen dem Senat und der Bürgerschaft vor. Die letztere verlangte die Abschaffung der hohen Zölle, und setzte dieselbe in einer Versammlung am 23. Julius gegen den Vorschlag der Beibehaltung von Seiten des Senats durch."

Angehängt ist die "kleine Chronik" des Jahrs; eine Regententabelle: ein Nekrolog; und eine chronologische Uebersicht. Aus dem Nekrolog heben wir die berühmtesten Namen aus. Januar: 6, Joseph Dobrowsky; 12, F. v. Schlegel; 17, Adam v. Müller; 18, Georg Hassel; 27, Chappe, Erfinder des Telegraphen; 30, General Barras, Haug, der Epigrammatist, und Tierney. Februar: 5, Gail, der Philologe; 10, Leo XII. März: 19, Aler. Lameth. April: Stagnelius in Stockholm; Obrist S. Aulaire. Mai: 4, Büsching in Breslau; 13, F. W. Meyern, Verf. von Dya-Na-Sore; 23, Schweppe in Lübeck; 28, Sir Humphrey Davy. Junius: 11, Müllner; *) 15, Therese Huber; 21, Buttmann; 26, Tischbein. Julius: 26,

*) Bei Müllner findet sich der Zusatz "berühmter dramatischer und kritischer Schriftsteller, durch seine egoistische Tendenz, Grobheit und Ungerechtigkeit in der letzten Zeit fast allgemein verhaßt." In einem Nekrolog der in den meisten Fällen die Namen ohne alle weitere Phrase anführt, scheint uns die Anmerkung nicht sehr würdig.

Digitized by Google

Alexander Krüloff, russischer Dichter. September: 6, Daru; 12, Admiral Tombazi; 29, Dumont. Oktober: 15, James Hamilton, der Erfinder der neuen Methode des Sprachunterrichts; und Montucci. November: 9, Staatsrath Hirzel; 28, Washington's Wittwe. December: 21, Jacobs in Halle.

Das Geschwornengericht in den preußischen Rheinprovinzen. Von Jakob Venedey. Köln, 1830. Pappert.

Wir wüßten wenige Werke zu nennen, die geeigneter wären, als das vorliegende kleine Buch, dem Nichtjuristen eine klare Einsicht in den Rechtsgang des Kriminalverfahrens zu verschaffen. Und wir zählen es zu den erfreulichsten Vorrechten dieser Blätter, ein andres Publikum, als das der Literaturzeitungen, auf ein so nützliches Buch ohne Verzug aufmerksam zu machen.

Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erste liefert die Darstellung des Kriminalverfahrens in den Rheinprovinzen, wie es durch das französische Gesetzbuch bestimmt, und zum Theil durch spätere (preußische) Verordnungen modificirt ist. Der zweite Theil erläutert den ersten, durch umständliche Erzählung von drei sehr gut gewählten, und an und für sich schon interessanten Rechtsfällen: und der dritte entwickelt die Vorzüge des öffentlichen und mündlichen, und insbesondere des Verfahrens durch Geschwornengerichte.

Wenn wir bei einer Analyse dem Gang des Verfassers nicht genau folgen, sondern einzelne Partieen der speziellen Gesetzgebung unmittelbar mit eingestreuten Bemerkungen begleiten, so ist es nur, um Wiederholungen zu vermeiden.

Das einleitende Verfahren in den Rheinprovinzen ist schriftlich und heimlich: nur das entscheidende, vor dem Geschwornengericht selbst, mündlich und öffentlich.

Das einleitende Verfahren beginnt mit der Untersuchung an Ort und Stelle, mit vorläufigem Verhör des Verdächtigen und der Zeugen, die sich zunächst vorfinden. Es steht eigentlich dem Staatsprokurator zu, der es in Beisein des Untersuchungsrichters vollzieht; aber es liegt in der Natur der Sache, daß in vorkommenden Fällen der Untersuchungsrichter allein, oder ein Friedensrichter, es übernimmt; selbst ein Polizeikommissär oder der Bürgermeister kann die Stelle desselben vertreten. Diese, und die ferneren Schritte geschehen von Seiten, oder im Namen, des öffentlichen Ministeriums.

Das öffentliche Ministerium ist ein Institut, das die englische Rechtspflege nicht kennt, sondern das in Frankreich, und zwar dort schon im vierzehnten Jahrhundert, in's Leben getreten ist. Der Verf. definirt die Funktionen desselben in den Rheinprovinzen auf folgende Weise: — "Es vertritt in allen Fällen die Rechte des Staats und jedes einzelnen Bürgers, und schützt ihn gegen jede Verletzung; leitet bei Verletzungen die Untersuchung ein, und bewirkt die Vollstreckung der Urtheile, so wie der Befehle höherer Behörden, es führt die Aufsicht in Straf- und Disciplinarsachen gegen die den Gerichten angehörigen Beamten, und hat die Vorschläge zur Besetzung erledigter Stellen."

Man hat dieses Institut durch die Idee zu rechtfertigen gesucht, daß der Staat, daß die Gesellschaft selbst, einen Vertreter haben müsse, in allen den Angelegenheiten, welche das Gesellschaftsinteresse mehr als das von Individuen angehen; "wenn das Staatseigenthum betheiligt — wenn die öffentliche Ruhe bedroht — wenn die Institutionen des Landes gefährdet seien; wenn endlich die Gesellschaft der Schwachen sich annehmen wolle, die keinen Fürsorger haben — in solchen Fällen sei es dem Interesse, der Ehre, der Pflicht des Staates gemäß, nicht die Rolle des unthätigen Zuschauers zu spielen, sondern, Partei zu nehmen für seine eigne Sache, und über die Aufrechthaltung und Ausübung der Gesetze zu wachen." *)

Dagegen haben die englischen Rechtsphilosophen mit einem gewissen Mißtrauen die althergebrachte französische Einrichtung betrachtet. So kann ein sehr achtungswerther Recensent des trefflichen Werkes von Meyer seine Besorgniß nicht unterdrücken, was in Frankreich werden wolle aus einem stehenden, wohl disciplinirten Heere von 45,000 Mann (denn auf diese Anzahl belaufe sich das Personal des öffentlichen Ministeriums); einem Heere, das unter dem Kommando eines Oberbefehlhabers — des Garde-des-Sceaux stehe. Auf eine solche Einrichtung dürfte wohl Napoleon (sie ist aber wie wir bereits gesehen haben, älter als sein Gesetzbuch) am meisten sich zu Gute thun haben, als auf den Meisterzug hoher, kaiserlicher Politik. Kein Wunder, daß in Frankreich, wo so viele autorisirte Spionen jeden Schritt der Advokaten und der Richter belauern — kein Wunder, daß in diesem Lande Richter und Advokaten (the bench and the bar) am wenigsten hoch stehen in der öffentlichen Achtung. **)

Die letztere Behauptung scheint uns keineswegs gegründet: und wenn sie es wäre, so würden wir die Ursache nicht in dem Institut des öffentlichen Ministeriums suchen. Die Bezeichnung der Mitglieder desselben als autorisirter Spione, und die Besorgnisse selbst, welche sie als der freien Verfassung gefährlich darstellen, werden wegfallen, sobald die Schritte des öffentlichen Ministeriums öffentlich, und seine Verhandlungen mündlich sind, und nicht, wie in den Rheinprovinzen, schriftlich und geheim. Der Verf. hat auch den Versuch nicht gemacht, diese Abweichung von dem Princip der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen. *) Aber ein öffentliches Ministerium, so wie Meyer es will, das durchaus öffentlich verfährt, wird wenigstens keinen weiteren unkonstitutionellen Einfluß gewinnen können, als der, den man wohl einmal einem Attorney oder Solicitor General angeschuldigt hat.

Der Verf. hat eine, wie es uns scheint, hieher gehörige Bemerkung über die Stellung des öffentlichen Anklägers gemacht. "Dem das öffentliche Ministerium vertretenden Prokurator sind bei den Assisen zwei, früher getrennte Funktionen aufgelegt; nämlich die des öffentlichen Anklägers, und die des Staatsprokurators, des Anwalts der Gesetze.

"Der öffentliche Ankläger stand dem Angeklagten direct gegenüber, so wie der Vertheidiger für denselben; und wenn auch das Gesetz selbst ihn nicht gerade auf diesen Standpunkt stellte; so lag es in dem Amte, daß jeder öffentliche Ankläger bald dazu kommen mußte, sich als die Partei gegen den Angeklagten zu betrachten. Das humane Gefühl der Gesetzgeber zeigte ihnen bald das Unmenschliche eines solchen Amtes in seinem grellen, eines freien Staates und seiner durch ihn geschützten Bürger unwürdigen Lichte; und dieß war wohl der Grund, warum sie jenes Amt mit dem des Staatsanwalts verschmolzen. Durch diese Vereinigung des Amtes des öffentlichen Anklägers mit dem des Anwalts der Gesetze, ist das öffentliche Ministerium auf einen höhern, schönern Standpunkt gestellt. Nur die Aufrechthaltung der Gesetze, der bürgerlichen Ordnung ist ihnen anbefohlen; und diese Pflicht muß über allen kleinlichen, persönlichen Rücksichten erhaben

---

*) Nach den Worten von Meyer — Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires. 5, 258.

**) Foreign Quarterly Review 6, 459. (Jan. 1829.)

*) Es läßt sich hier im Vorbeigehen bemerken, daß in Frankreich, nachdem das Gericht der Standesgleichen, (Pairs, pares) das, wenn nicht die Formen, doch den Geist der Jury darstellte, längst beseitigt, und durch eine mit gehäuften Mißbräuchen verbundene Jurisdiktion der Parlamente ersetzt worden war, doch erst durch die Ordonnanz von 1539 (unter Franz I.) der Gang der Untersuchung in einen geheimen verwandelt worden ist.

Digitized by Google

sein. Nur wo der Angeklagte wirklich schuldig oder doch als solcher sich seiner innersten Ueberzeugung nach darstellt, darf er gegen denselben auftreten; — er ist seiner frühern harten Pflicht, stets nur Ankläger zu sein, überhoben; und sollte sich der Fall ereignen, daß aus den Verhandlungen sich die Unschuld eines Angeklagten klar ermittelte; so muß das öffentliche Ministerium selbst auf die Anerkennung der Unschuld des Angeklagten antragen. Das Gesetz will die Strafe des Schuldigen, aber wohl noch aus höheren Motiven den Schutz des Unschuldigen, und das öffentliche Ministerium ist der Anwalt der Gesetze zur Handhabung und Aufrechthaltung dieser Gesetze selbst."

Wir wissen diese Bemerkung nicht besser zu erläutern, und zu ergänzen, als wenn wir eine Stelle der Rede hersetzen, mit welcher Marchand, ein geachteter Straßburger Advokat, vor wenigen Wochen (am 20. Nov.) seine neue Funktion als Stellvertreter des Prokurators bei den niederrheinischen Assisen antrat. "Das öffentliche Ministerium handelt im Namen der Gesellschaft, und Kraft der vom Staatsoberhaupt ihm übertragenen Gewalt; es betreibt die Reparation der Handlungen, welche das Gesetz verbietet, und durch welche die Gesellschaft verletzt wird. Absichtlich, meine Herren, bediene ich mich dieses Wortes: denn die Gesellschaft rächt sich nicht, wie man nur allzuoft gesagt hat. Die Rache ist leidenschaftlich; die Reparation ist die Entschädigung für erlittenen Nachtheil, aber sie wird mit Ruhe, mit Unparteilichkeit, ohne Ansehen der Person, innerhalb der vom Gesetz bestimmten Schranken — sie wird im Interesse Aller in Anspruch genommen. Die Wahrheit also soll der Staatsanwalt auszumitteln suchen; auf sie allein soll er sich berufen, wenn er die Strenge der Gerechtigkeit anruft. Daraus entspringen zwei unumgängliche Pflichten: entweder er verfolgt die Anklage mit Festigkeit, mit allem Nachdruck, den er ihr zu geben weiß, wenn die Ueberzeugung, der einzige Einfluß, dem er sich hingeben darf, ihm sagt, daß sie gegründet ist: oder er giebt die Anklage auf, ohne Anstand, ohne Bedauern, ohne Rückhalt (sans arrière-pensée) selbst mit Freuden, wenn die Verhandlungen sie nicht gerechtfertigt haben."

Wir kehren nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit des öffentlichen Ministeriums zu der Darstellung derjenigen Thätigkeit desselben zurück, welche das einleitende Verfahren in Kriminalsachen betrifft.

Man wird in diesen Einrichtungen die gedoppelte Tendenz erkennen, nur nach reiflicher Erwägung und mehrfacher Kontrolle einen Fall den Assisen zuzuweisen, und doch, so viel als möglich, die Revision rasch und ohne Verzug eintreten zu lassen.

Gegen den eines Verbrechens Beschuldigten wird ein Vorführungsbefehl erlassen, worauf das Verhör in 24 Stunden beginnt. Nach dem ersten Verhör kann der Vorführungsbefehl in einen Verhaftsbefehl verwandelt werden, nach eingeholtem Gutachten des Prokurators. Die Zeugenverhöre beginnen gleichfalls, und können selbst wenn die Assisen schon bestellt sind, noch fortgesetzt werden.

Nach beendigter Untersuchung berichtet der Untersuchungsrichter, nachdem er die Akten dem Prokurator zum Antrag mitgetheilt hat, an die Rathskammer des Landgerichts. Diese besteht, mit Einschluß des Instruktionsrichters, aus drei Richtern. Fällt ihr Urtheil dahin aus, daß die That sich nicht ermittelt habe, so wird die Freilassung des Angeklagten verordnet: ist die That erwiesen, oder der Beschuldigte hinlänglich beschwert, qualificirt sich aber die That nach ihrer Meinung nicht zu einem Verbrechen, sondern zu einem Vergehen — so wird der Angeklagte vor den kompetenten Richter verwiesen. Hat die Mehrheit der Richter dafür entschieden, daß der Beschuldigte hinlänglich beschwert, und ist dann Einer der Richter der Meinung, daß die That sich als Verbrechen qualificirt, so muß die Rathskammer gegen den Beschuldigten einen körperlichen Verhaftsbefehl erlassen, der zugleich mit den Akten dem Generalprokurator eingeschickt wird.

Hier können wir nun nicht umhin, auf das Mangelhafte dieser Gesetzgebung aufmerksam zu machen. Ist nicht die Lossprechung des Angeklagten gänzlich in die Willkür der drei Richter gelegt, aus denen die Rathskammer besteht? Sobald auch diese einleitenden Schritte öffentlich geschehen; sobald die Richter der Rathskammer verbunden sind, bei offenen Thüren ihre Verhandlungen zu führen, und ihr Urtheil gehörig zu motiviren, so sehen wir in dem Institut nichts, was Gefahr bringen, was dem Schuldigen Straflosigkeit gewähren, oder den von der Regierung bestellten Richtern in dem Fall z. B. wenn der Angeklagte ein Regierungsbeamter ist, es möglich machen würde, parteiisch im Sinn der Regierung zu entscheiden. Aber hier wird der Mangel der Oeffentlichkeit am fühlbarsten sein, und, wenn wir uns nicht sehr täuschen, so würden die Richter selbst in manchen Fällen wünschen, daß ihnen die Möglichkeit verstattet wäre, ihren Spruch zu rechtfertigen. Das Geschwornengericht ist ein durchaus freisinnig gedachtes Institut — warum soll nicht auch die Vorbereitung den Charakter der öffentlichen Verantwortlichkeit tragen, den schützenden Charakter der unverdächtigen Treue? —

Der Generalprokurator muß binnen 10 Tagen nach dem Empfang der Akten seinen Antrag beim Anklagesenat vorbringen, und der Präsident desselben binnen dreien Tagen nach dem Antrag die Sache zum Urtheil befördern. Hier wiederholt sich die Frage, ob die That hinlänglich erwiesen, ob sie zum Vergehen oder zum Verbrechen sich qualificire. Im letzten Fall wird der Generalprokurator beauftragt den Anklageakt zu entwerfen, der nebst sämmtlichen Akten dem Angeklagten abschriftlich mitgetheilt wird, und die Sache wird vor den Assisenhoff gebracht.

"In jedem Bezirke eines ersten Instanzgerichts werden am Sitze desselben alle drei Monate Assisen-Sitzungen gehalten.

"Der Assisenhof besteht: 1) aus einem Präsidenten, der von dem Präsidenten des Appellationsgerichtshofes aus den Räthen des Appellationsgerichtshofes ernannt wird; 2) aus vier Richtern des ersten Instanzgerichts; 3) aus dem das öffentliche Ministerium vertretenden Generalprokurator oder dessen Substitut; und 4) aus einem Gerichtschreiber.

"Die Wahl des Präsidenten, so wie die der Richter ist in der angegebenen Beschränkung frei, und nur diejenigen dürfen nicht gewählt werden, welche in dem Anklagesenat, wo die Sache vorgekommen, gesessen haben; so wie auch der Richter, der als Instruktionsrichter in derselben Sache fungirt hat, nicht wählbar ist. —

"Ist einer der vier Richter verhindert, so wird dieser durch einen andern Richter des ersten Instanzgerichts ersetzt.

"Zur Bestellung des Geschwornengerichts fertiget der Chefpräsident der Regierung oder der dessen Stelle vertretende Director unter eigener Verantwortung Geschwornenlisten an. Den gesetzlichen Bestimmungen gemäß können zu Geschwornen gewählt werden: 1) die 300 Einwohner des Regierungsbezirks, welche die meiste Steuer bezahlen. 2) Die Administrationsbeamten, welche unmittelbar vom Staatsoberhaupte ernannt werden. 3) Die Doctoren und Licentiaten der Rechte, der Medicin und der Philosophie, so wie die Mitglieder der von der Regierung anerkannten gelehrten Gesellschaften. 4) Die Notare. 5) Wechsler, Wechselagenten, Großhändler und Kaufleute; überhaupt alle Handelsleute, welche ein Patent der beiden höchsten Klassen zahlen. 6) Die Administrationsbeamten, die 4000 Fr. Gehalt haben.

"Jeder ehrenhafte Bürger, der nicht hier mitgezählt, kann darauf anstehen, Geschworner zu werden, und ein ministerielles Reskript autorisirt ihn dazu.

"Das Amt der Geschwornen wird in den Gesetzen einerseits als eine Beschwerde (onus publicum), aber andrerseits als ein Ehrenamt be-

Digitized by Google

handelt. — Unwählbar zu Geschwornen sind die Minister, die Regierungspräsidenten, die Richter, die Generalprocuratoren und deren Substitute. Außer diesen können sich die Staatsräthe, siebenzigjährige Greise und Kranke (durch ärztliche Atteste bekundet) entschuldigen. Sodann können die nicht gewählt werden, welche die gerichtliche Polizei in der zu beurtheilenden Sache versehen, oder welche als Zeugen, Interpreten und Sachverständige in derselben auftreten. Jeder nichtentschuldigte Geschworne, welcher sich seiner Pflicht entzieht, verfällt beim erstenmale in eine Strafe von 500 Fr. im Wiederholungsfalle in 1000 Fr. und beim drittenmale in 1500 Fr. und verliert das Recht Geschworner zu sein."

Hieher gehört die von dem Verf. gegebene Erörterung des Princips der Standesgleichheit zwischen dem Angeklagten und seinen Richtern, die er mit Recht als Grundidee des Geschwornengerichts darstellt. Sehr richtig bemerkt er, daß in Frankreich auf diese Ansicht weniger Gewicht gelegt worden ist, weil die Jury dort als Nachahmung des englischen Institutes eingeführt worden. Aber er hätte zugleich bemerken sollen, daß in alten Zeiten, vor dem Unwesen der Parlamentsjustiz, in Frankreich die Standesgleichheit bei den Gerichten vom Volk als ein ebenso nothwendiges Erforderniß angesehen wurde, als in England und im alten Deutschland. *)

Der Verf. entwickelt die Bedeutung, welche die Idee der Standesgleichheit bei den jetzigen Verhältnissen erhalten hat.

"Seit in rechtlicher Hinsicht diese Verschiedenheit der Stände (nach Heerschilden, oder sonst auf irgend eine Weise näher bestimmt) verschwunden ist, giebt es nur zwei Klassen von Bürgern, nämlich erstens: vom Staate Unabhängige, Nichtbeamte, Nichtbesoldete, und zweitens vom Staate Abhängige, Beamte, Besoldete.

"Jeder Beamte ist ein Ausfluß eines Theiles der, in monarchischen Staaten dem Staatsoberhaupte inwohnenden, oberherrlichen, gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt. Jeder Staatsbeamte ist Stellvertreter eines bestimmten Theiles dieser dem Staatsoberhaupte inwohnenden gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, und alle Staatsbeamten zusammen, als Ganzes betrachtet, Stellvertreter des Staatsoberhauptes. Die ganze Klasse der Beamten muß also in dieser Beziehung mit dem Staatsoberhaupte gleichfalls als dieselbe Person angesehen werden.

"In dem Staatsoberhaupte und den dessen Stelle vertretenden Beamten ruht nun, wie schon gesagt, die gesetzgebende Gewalt. Von dem Oberhaupte unmittelbar, und mittelbar von den Beamten gehen die Gesetze aus. Jede Verletzung der Gesetze ist also eine Beleidigung des Staatsoberhauptes; da eben die Gesetze von ihm ausgehen, und da durch den, der dieselbe übertritt, sein eigenes Werk verletzt oder zerstört wird. Die Beamten des Staats sind Stellvertreter des Staatsoberhauptes und so sind auch sie durch die Verletzung der Gesetze ebenfalls (mehr oder minder) verletzt.

"Jeder Staatsbeamte ist hiernach bei der Verletzung der Gesetze (mehr oder weniger) Partei, und wenn auch die Verletzung den dem einzelnen übertragenen Zweig der gesetzgebenden oder vollziehenden Gewalt nicht direct berührt; so ist doch der Einfluß des direct verletzten Staatsoberhauptes auf ihn so groß, daß er, im Falle das Staatsoberhaupt sich seines Einflusses bedienen will, nicht als unabhängiger Richter betrachtet werden kann.

"Dieß führt, um der Möglichkeit eines (directen oder indirecten) Einflusses vorzubeugen, zu dem Grundsatze: daß über den Bürger nur der freie, nicht angestellte, nicht besoldete Bürger unabhängig und unparteiisch urtheilen könne — zu der Idee des Geschwornengerichts.

"Nur selten wird zwar der vom Staate angestellte Richter durch die Verletzung selbst, direct (etwa als Mitarbeiter bei der Abfassung des verletzten Gesetzes) beleidigt, und vielleicht ebenso selten wird die oberste Staatsgewalt ihren Einfluß auf den Richter zur Bestimmung des Urtheils benutzen; allein die Möglichkeit ist vorhanden, und äußere Umstände können eintreten, die die Wirklichkeit ermitteln.

"Wo ein Staatsanwalt oder (wie in den Rheinprovinzen), das öffentliche Ministerium, als Ankläger auftritt, ist die Möglichkeit dieses Einflusses noch klarer in die Augen fallend. Das öffentliche Ministerium (der Staatsanwalt) klagt im Namen des Staats; sind nun die Richter vom Staate angestellt, und besoldet; so steht auf der einen Seite der Staat, der eben diese Richter angestellt, der sie besoldet, von dem sie ihre Gewalt haben, der sie absetzen kann, wenn er will, — und auf der andern Seite der angeklagte Bürger, der Nichts in die Waagschale zu werfen hat, was jenes schwere Gewicht in die Höhe ziehen könnte; er steht nackt und wehrlos einem vollkommen Gewaffneten gegenüber, und der Kampf kann nicht mehr zweifelhaft sein, wenn sein Gegner die ihm zu Gebote stehenden Waffen nur zu etwa zu handhaben weiß, und sie handhaben will.

"Diese Möglichkeit eines Einflusses auf die Entscheidung des Richters fällt weg, wenn über den Verletzer nur vom Staatsoberhaupte unabhängige, freie Bürger urtheilen."

Wir werden in einer folgenden Nummer auf den Gegenstand zurückkommen, und hoffen, daß Manche unsrer Leser es zufrieden sein werden, das Verfahren des Geschwornengerichts, über welches so viel verhandelt, und so weniges Thatsächliche für den Nichtjuristen dargestellt worden ist, nach den Angaben des Verfassers erläutert zu sehen.

*) Noch unter der Regentschaft der Königin Blanca finden wir, daß die Barone sich auf das uralte Recht berufen, und die Worte die Matthäus Paris ihnen in den Mund legt, sind nicht weniger bestimmt, als die Ausdrücke der Magna Charta. "Adjiciunt quod nullus de regno Francorum debuit ab aliquo jure suo spoliari, nisi per judicium *duodecim parium*." Matth. Paris. — "Nullus liber homo capiatur vel emprisonetur, aut exulet, aut aliquo alio modo destruatur, nisi per *legale judicium parium suorum*, vel per legem terræ." *Magna Charta.*

Novitäten.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Erster Theil. (Rest 2r) Stuttgart, Cotta. 3 Thlr.

Caroline Pichler: Friedrich der Streitbare. (41r und 42r Band der Werke.) Wien, Pichler, Rest 3r und 4r Band. 6 Thlr.

Vesta, Taschenbuch für Gebildete. Wien, Ludwig. 3 Thlr. 16 ggr.

Vorschriften für die spanische Inquisition. Aus dem Span. von Dr. S. — Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Bertha van der Velde: Novellen und Erzählungen. Erstes Bändchen. Leipzig, Leo. 1 Thlr. 16 ggr.

Spindler: Zeitspiegel. (Fortsetzung der Damenzeitung) Wochenblatt. Probeheft. München, Lindauer. Der ganze Jahrgang. 11 Thlr.

Die Literarischen und Kritischen Blätter der Börsen-Halle

werden vom 1. Januar 1831 an vereinigt erscheinen, und wird jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend Mittag ein Blatt ausgegeben werden. Zu dem vierteljährlichen Abonnements-Preis von 5 ℛ werden Bestellungen von den löblichen Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. Für die Kritischen Blätter allein wird der bisherige Abonnements-Preis von 2 ℛ vierteljährlich fortbestehen.

Die Redaktion der beiden Journale wird übrigens getrennt, und ihre Tendenz unverändert bleiben, indem die Literarischen Blätter vorzugsweise mit der ausländischen, die Kritischen aber mit der deutschen Literatur sich beschäftigen werden.

Börsen-Halle im Nov. 1830.

Die Expedition.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETET

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

24. Hamburg. Montag, den 13. December. **1830.**

Inhalt.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt..... Seite 185
Hagkomster u. s. w., d. i. Erinnerungen aus den jüngern Jahren und der Regierungszeit des früheren Regenten eines Nord-Asiatischen Staates..... " 187
Bertha van der Velde: Novellen und Erzählungen..... " 188
Strombeck: Was ist Rechtens u. s. w. " 189
Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte..... " 191
Warnung..... " 192

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung. Von W. v. Humboldt. Stuttgart, 1830. Cotta.

Es ist die Sache der Nation, durch unzweideutige Theilnahme zu bezeugen, daß sie die Erscheinungen zu würdigen weiß, die ihr den Bildungsgang und das innere Leben ihrer großen Männer enthüllen. Daß solche Denkmale nicht von den Zeitgenossen übersehen, und der Nachwelt entzogen werden — daß das Verständniß derselben nicht mit der Lebensdauer der wenigen, unmittelbaren Beobachter untergeht — das hat unsere Zeit vor dem Alterthum, und selbst vor der klassischen Periode mehr als einer Literatur des neuen Europa voraus. Aus lückenhaften und ungenauen Angaben müssen wir errathen, was uns von den ausgezeichnetsten Griechen und Römern, außer ihren Schriften, interessiren kann; und nur der seltnen Kenntniß eines Deutschen, vereint mit eben so seltner Divination, ist es gelungen, uns, mit Ueberspringung zweier Jahrhunderte, unter die Zeitgenossen des größten englischen Dichters zu versetzen.

Es ist dafür gesorgt, daß ein solcher Fall für unsre ersten Dichter und Denker nicht eintreten kann: und die dem Zweck und Gewinn entsprechende Theilnahme ist insbesondere dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in vollem Maaße geworden. Wird die vorliegende Sammlung mit gleicher Wärme von allen Seiten aufgenommen werden? Zwar darf die müssige Neugier sich nur geringere Ausbeute davon versprechen: zwar wird ein reiferes Nachdenken, und eine Vertrautheit mit der Literatur, die nicht von gestern her datirt, für die Untersuchungen in Anspruch genommen, die den Hauptinhalt des Bandes ausmachen. Aber wir hoffen bessere Dinge von den ernster Gesinnten, als daß sie darum gegen den dargebotenen Genuß gleichgültig bleiben sollten. Sie werden die Gelegenheit willkommen heißen, die sie im Verstehen des deutschen Dichters fortschreiten läßt, der dem Gedanken die reichste Phantasie vermält, und der die Phantasie in die Tiefen des Geistes, als in ihre Heimath, eingeführt hat — und sie werden sich nicht darüber täuschen, welchen Gewinn es bringen muß, dieß an der Hand des Mannes zu unternehmen, dessen Urtheil Schiller selbst so hoch gehalten.

Wilhelm von Humboldt bezeichnet Dasjenige, was die Persönlichkeit eines großen Mannes, wie sie im Leben sich ausspricht, von ihrem Abdruck in seinen Schriften unterscheidet, in folgenden Sätzen: —

"Es giebt ein unmittelbares und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dieß stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich."

Von Schiller insbesondere finden diese Sätze in den nachstehenden Zügen ihre Erläuterung: —

"Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm die Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer, den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müssig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstand herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Ahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinn zu, er beherrschte dieß Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstand. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der

Digitized by Google

Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so drang er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab."

Der Zeitraum, welchen Wilhelm von Humboldt's nähere Bekanntschaft mit Schiller und der Briefwechsel (mit Ausnahme weniger späteren Briefe) umfaßt, fällt in die Jahre von 1794 bis 1797: — für Schiller ohne Zweifel, wie sein Freund es nachweiset, ein höchst bedeutender Zeitraum. Denn es waren dieß die Jahre, in welchen, nach einer Pause in seinem dichterischen Wirken seit Don Carlos (1787), und nach der Beendigung seiner größeren historischen Arbeiten mit dem dreißigjährigen Krieg (1790), rastlose philosophische Thätigkeit eine Krise vorbereitete und "an ihm vorüberführte," die ihn seinem eigensten Berufe, der dramatischen Dichtkunst, wiedergab. Es folgten, in ununterbrochener Reihe, Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell.

So gewiß nun diese Werke einer neuen Periode von Schiller's Dichterlaufbahn angehören, so klar und, wenn wir unserm Gefühle trauen dürfen, bis zur Evidenz hat sein Freund erwiesen, daß die historischen Arbeiten und die philosophische Thätigkeit, nicht als bloße zufällige Aeußerungen einer Vielseitigkeit des Talentes, auch nicht als Zeichen des unsteten und unbestimmten Herumirrens auf fremden Gebieten zu betrachten sind, sondern daß die Entwickelung von Schiller's eigenthümlicher geistiger Kraft sie mit Nothwendigkeit in den Kreis seiner Bestrebungen, in seine intellectuelle Atmosphäre hereinzog.

Was zuerst die Beziehungen zwischen der Poesie und Philosophie betrifft, so findet W. v. Humboldt in deren lebendiger Auffassung einen Zug des deutschen Charakters, den vor Allen Schiller hier repräsentirt. "Die Kunst," sagt er, "und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dieß Streben nach Philosophie, auch ganz seiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation festhielt, wird auch der Gesang fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat."

Wenn der früheren Literatur andrer Völker gerade dieser Vorzug des deutschen Geistes abgesprochen wird, so hätte doch wenigstens mit einem Wort erwähnt werden dürfen, daß, durch deutschen Einfluß angeregt, in England eine Dichterschule sich gebildet hat, die einem ähnlichen Ideal mit Treue, und mit keinem gewöhnlichen Maaß von Talent nachstrebt. Wordsworth, Coleridge, und der frühe vollendete geniale Shelley, verdienen gewiß nicht, mit Stillschweigen übergangen zu werden, wenn es um die Vergleichung des deutschen mit fremdem Dichtergeiste sich handelt. Die Zeit wird kommen, wenn diesen Männern in ihrer Heimath eine ganz andre Würdigung zu Theil werden muß, als sie bis jetzt gefunden haben — und es wäre in der That ein neuer Vorgang, wenn die deutsche Kritik in der Anerkennung fremden Verdienstes zurückbleiben sollte. Schüchterner, aber doch nicht ganz ohne Vertrauen auf die Regsamkeit eines immer frischen, immer neuen Geistes, möchten wir auf den Wechsel hinweisen, der in Frankreich mit den alten Formen des äußern, auch die des dichterischen Zwanges vernichtet hat.

Kant's Einwirkung auf Schiller, die mächtige Anregung, die er ihm verdankte, aber auch die Selbständigkeit, die er sich zu bewahren wußte, sind von dem Herausgeber in kurzen, aber treffenden Worten entwickelt. Die Huldigung, die der Herausgeber dem gewaltigen Reformator der Philosophie gebracht, ist um so erfreulicher, je seltener solche Stimmen in unsern Tagen sich vernehmen lassen: —

"Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe und philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genie's dieses Mannes auch auf seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellectualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabener Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweiset."

Jene Unabhängigkeit aber, die Schiller's Verhältniß zu dem Philosophen bezeichnet, hat zu dem folgenden Satz von tiefer Wahrheit die Veranlassung gegeben: — "Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüths; aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug."

Bei Gelegenheit der historischen Arbeiten wird bemerkt: — "Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen." Es wird ohne Zweifel als bekannt und selbstverstanden vorausgesetzt, was der Rechtfertigung des Zusammenhangs der poetischen mit den historischen Arbeiten auf empirischem Wege sich hinzufügen läßt, daß nämlich die größeren historischen Arbeiten unmittelbar die Zeiten schildern, denen die Charaktere dramatischer Darstellungen angehörten. Sie sollen darum keineswegs als bloße Studien angesehen werden: aber es würde nicht uninteressant sein, die Auffassung im Don Carlos mit der im Abfall der Niederlande, und

Digitized by Google

wiederum die im dreißigjährigen Kriege (denn in diesem Fall ging die geschichtliche Darstellung der poetischen voraus) mit dem Wallenstein zu vergleichen. Denkwürdig ist ein Zug, der Schiller's Liebe für die Geschichte in das vollste Licht setzt. Noch als W. v. Humboldt ihn das letztemal im Herbst 1800 sah, sprach Schiller ihm mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Rom's, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte.

Einer auffallenden Erscheinung erwähnt die folgende Stelle, und beseitigt zugleich das Mißverständniß, das sich darauf gründen könnte: —

"In dem Briefwechsel mit mir giebt es Stellen, wo Schiller seinem Dichterberufe zu mißtrauen scheint, und Aehnliches befindet sich in Körners Lebensbeschreibung angeführt. Ich erwähnte auch dessen schon im Anfange dieser Vorerinnerung. Solche augenblickliche Aufwallungen, so wie der sonderbare Mißgriff, sich mehr für epische, als dramatische Dichtung geboren zu halten, werden Niemanden irre machen, der mit dem menschlichen Kopfe und Herzen vertraut ist. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verstimmung ausnimmt, so klar und entschieden gewußt, was er durch seine Natur wollen und suchen mußte, nie einer sein Streben und sein Gelingen so richtig und unbefangen gewürdigt, als Schiller; nie war einem mehr, als ihm, unsichres Umhertappen nach seiner naturgemäßen Bestimmung fremd und verhaßt. Seine Bestimmung war aber offenbar die dramatische Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die Alles auf Einen Punkt hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effekt hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen, und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches Alles durch Schillers Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise dieser Dichtungsart zu, deren Charakter sich, nach Goethe's treffender Bemerkung, daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt."

Anstatt zum Schluß dieses ersten Artikels noch einen geordneten Ueberblick über den Briefwechsel selbst anzufangen, setzen wir eine Stelle aus einem spätern Brief (21. März 1796) her, der die Nachricht enthält, daß Schiller mit Ernst an den Wallenstein zu gehen im Begriff sei. Man wird sie, zumal nach der oben angeführten Aeußerung seines Freundes, mit Interesse lesen: und es wird das Geschäft eines zweiten Artikels sein, ähnliche charakteristische Züge zusammenzustellen, um, so viel an uns ist, zum Studium des Briefwechsels aufzufordern: —

"Daß Sie mich auf diesem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Sein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordiniren."

"Hägkomster" u. s. w., das ist: Erinnerungen aus den jüngeren Jahren und der Regierungszeit des früheren Regenten eines Nord-Asiatischen Reiches; nebst einem wahren Roman, zur Lehre für Andre. — Stockholm, bei L. J. Hjerta. 1830. 80. S. 8.

An den Redakteur der Kritischen Blätter.

Die kleine Schrift in Schwedischer Sprache unter dem obigen Titel giebt sich, wie aus einer Recension derselben in der Stockholmer Zeitung Journalen (vom 12. und 13. November) hervorgeht, für das Werk des Obersten Gustafsson selbst aus. Sie scheint im hohen Grade eine Uebersetzung in's Deutsche zu verdienen; *) was aber von ihrer Aechtheit zu halten sei, bleibe Ihren Lesern selbst anheimgestellt, nach Maßgabe folgender Bemerkungen des Schwedischen Recensenten:

"Als Recensent diese Arbeit zuerst auf Französisch angekündigt sah, glaubte er, daß sie aus der Fabrik von historischen Mémoiren, selbst mitlebender Personen, herkomme, die bekanntlich mit so vielem Erfolge ihr Gewerbe in Paris betrieben hat und deren letztes Produkt die Mémoiren des Sir Hudson Lowe sind. Allein beim Durchlesen fand Recensent schon solche innere Beweise für die Aechtheit, daß er nicht ohne große Ungerechtigkeit zu begehen den Verfasser unter die Zahl derjenigen würde zählen können, die, um Pope's Ausdruck von Garth zu gebrauchen, gegenwärtig ihre eignen Arbeiten nicht schreiben. Ueberdem würde, wenn dieß der Fall hier gewesen wäre, eine Aufklärung darüber in ausländischen Zeitungen nicht ausgeblieben sein; des Verf. Empfindlichkeit in dieser Hinsicht ist hinlänglich bekannt.

"Obgleich Recensent von den inneren Beweisen der Aechtheit dieser Schrift gesprochen, muß er dennoch zugeben, wie auch der Herausgeber in dem Vorwort schon bemerkt hat, daß sich zwischen den beiden Schriften (den "Erinnerungen" und dem "Roman,") die hier vorgelegt werden, eine so große Ungleichheit im Styl und in der Darstellungsart zeigt, daß man leicht versucht wird, die erste für untergeschoben zu halten. Sie zeichnet sich durch einen gewissen Witz, eine Art von schneidendem epigrammatischen Ton aus, der, so weit Recensent aus desselben Verfassers anderen schriftlichen Aufsätzen abzunehmen die Gelegenheit gehabt, nicht in seinem Charakter liegt. Inzwischen hat Rec. eine Person, die längere Zeit in seiner näheren Umgebung gewesen, und deren Zeugniß demnach nicht bezweifelt werden kann, sagen hören, daß es ihm in Augenblicken der guten Laune an diesen Eigenschaften nicht gemangelt habe. Dem, welcher bloß Meine ersten Kriegsthaten und den hier beigefügten Roman gelesen hätte, muß es fast unglaublich vorkommen, daß derselbe Verf. die Erinnerungen schreiben können und er kann sich nicht anders aus diesem Dilemma ziehen, als indem er annimmt, daß sie nicht nur in einem jener blinden Intervalle niedergeschrieben worden, wo Witz und Scharfsinn den Verf. überkommen, sondern daß sie auch vor der Herausgabe von irgend einem Stylisten durchgesehen worden. Hat der Verf., wie es zu glauben steht, seine Arbeit auf Französisch geschrieben, so wird er vermuthlich die Nothwendigkeit eingesehen haben, sie vor dem Drucke von einem literarischen Franzosen prüfen zu lassen und dieser wird, nach der Franzosen Weise, das Kleid derselben so ausgeschmückt und geändert haben, daß als Eigenthum des Verf. wenig mehr als das Gerüste übrig geblieben; daß aber dieses das seinige ist, darüber kann kein Zweifel entstehen."

Die Auszüge, welche der Rec. aus den Erinnerungen folgen läßt, sind, wenn sie auch im Ganzen durch die Gemüthsweise des Verf. nicht eben fesseln, doch höchst anziehend, indem

*) Unendlich schwieriger, oder als sie in gutschwedischer Diktion ist die verschiedenen Selbstlautgruppen des Großen Gustaf Wasa, des bekannten Günstlings Gustafs III., und die Schwedischen Lesern können nicht müde werden, Auszüge aus derselben zu liefern, und Anwendungen daraus zu ziehen.

Digitized by Google

sie die Erziehungsgeschichte desselben von Mutterleibe an (beginnend mit dem Eisbade, das der Arzt dem eben gebornen Prinzen zugedacht haben soll) in einem sarkastischen Tone auftragen. Weiterhin kommt der, in seine Knabenzeit fallende Angriffs-Krieg Gustafs III. gegen Rußland im Jahr 1789 und ich will hier mit dem, was der Verf. darüber zum Besten giebt, schließen:

"Das Königreich hatte eines langen Friedens genossen, wurde aber in dieser Zeit aus der angenehmen Ruhe aufgerüttelt, die so viel zum Glücke des Volkes beiträgt, wenn auch nicht zu dessen Verherrlichung. Eine Nation, die ein langer Friedenszustand verweichlicht, zeigt sich nicht bekannt mit den Gefahren und Beschwerlichkeiten des Krieges. Die Gelehrten sprechen sich selten darüber aus, wohl aber die Dichter, die mit gleichen barbarischen Farben die Annehmlichkeiten des Friedens und den Ruhm der Helden ausmalen. Ich erinnere mich ganz wohl, daß viele meiner Mitbürger ihren Muth nicht über einen gewissen Punkt hinaus auf die Probe setzen wollten. Sie kramten sehr patriotische Gedanken aus, jedoch sieht, spricht und handelt man nicht auf gleiche Weise. Die Feinde erwarteten meinen Vater an der Gränze und da sie wußten, daß er mit Riesenschritten herankam, so konnten sie ihren Augen kaum trauen, da sie sein Heer umkehren und nach Hause gehen sahen. Aber so ist es mit dem mißverstandenen Patriotismus bewandt. Die Feigen und Verräther erreichten inzwischen ihren Endzweck, wenigstens auf einige Zeit, und beschäftigten sich mit Untersuchungen darüber, in wie ferne der Krieg ein Angriffs- oder ein Vertheidigungskrieg sei, und ob nicht in dem ersten Fall jeder wahre Patriot sich weigern müsse, gegen den Feind zu ziehen, woneben man sichere Mittel zu haben glaubte, den Frieden wieder zu erlangen, obschon man seinen vaterländischen Muth in den, durch die Regierungsform bestimmten Gränzen einschloß.

"Inzwischen kehrte man nur um, um mit einem besseren Anlauf wieder vorzuschreiten. Man fing das nächste Jahr wieder an; wie man es mit Schulknaben macht, die ihre Lection nicht recht gelernt hatten. Man hielt sich jetzt besser, aber doch schien der Patriotismus dem Heldenmuthe noch die Waage zu halten. Wie es nun einmal gekommen war, währte der Krieg zwei Jahre zu Lande und zur See, ohne zum Ende zu kommen. Ja, der Krieg währte fort, mußte aber nothwendig im dritten Jahre geschlossen werden, denn es fehlte dem Lande an Geld und jeder hielt die Hand auf der Tasche. Also mußte dem Feinde eine Schlappe beigebracht werden, was meinem Vater denn endlich auch glückte, der sich des Sprüchworts erinnerte, "daß alle Poltrons auf der See Helden sind," weshalb er mit einem zahlreichen Heere zu Schiffe ging. Ich war damals in meinem zwölften Jahre und bat meinen Vater um Erlaubniß, ihn im Kriege folgen zu dürfen, um seine Gefahren und seinen Ruhm zu theilen; es wurde mir aber verweigert: nein! ich war ein zu kleiner Knabe, um an einem so großen Knabenstreiche*) Theil zu nehmen. Mein Vater errang sich Ruhm durch diesen Feldzug und unterzeichnete nach einer der merkwürdigsten Seeschlachten den Frieden zum großen Vergnügen der Patrioten, die den Ruhm in solcher Form nicht zu lieben schienen. Der Friede war gut und ehrenvoll, denn wir verloren nichts und jeder behielt was er gehabt hatte. Mein Vater kehrte zum Vaterlande zurück, erfreut, doch etwas mit einer Nation gethan zu haben, deren Väter die Geschichte mit ihren Heldenthaten gefüllt hatten. Dieses Volk war, ohne darauf gerechnet zu haben, wieder kriegerisch geworden und ward nach und nach wieder unter die Nationen, die einigen Rang haben, gezählt. Hat es sich für diese Wohlthat dankbar bewiesen, oder nicht? Ich finde es schwer, dieses zu entscheiden. Man veranstaltete Illuminationen und Lustbarkeiten, das versteht sich, man hat meinem Vater eine Statue errichtet; allein ist es wohl das, was die wahre Meinung einer Nation ausspricht?"

Ueber den angeführten s. g. Roman urtheilt der Schwedische Recensent, daß derselbe von einer Confession à la Rousseau, die er vorstellen solle, nur die Schlüpfrigkeit an sich habe, und scheint der Inhalt, nach dem, was er davon sagt, nur überaus gemein genannt werden zu können.

J. D. Runge.

---

*) Der Schlacht und dem Siege der Schwedischen Scheerenflotte im Swinesund, wie es nach der Wortfolge scheinen möchte. Der Schwedische Rec. ärgert sich weidlich darüber, daß der Sohn von der That des Vaters so sprechen möge, und angenommen freilich, daß er nur diese hier meint, und da, man halte nun von jenem Kriege, seinen Bewegründen und seiner Führung, was man wolle, doch wohl nur eine Stimme über die Heldenhaftigkeit des Schlages sein kann, durch welchen Gustaf und die ihm treu Gebliebenen sich und ihr Land von dem nahe drohenden Untergange retteten, müßte man den Ausdruck Knabenstreich hier gradezu ruchlos nennen, wollte man nicht etwa eine Entschuldigung dafür in dem Aerger finden, der den Verf. nothwendig bei einer stillen Vergleichung seines eigenen Benehmens in dem spätern Finnischen Kriege, das ihn um Thron und Land gebracht hat, anwandeln mußte. Doch er hat wohl nicht die Schlacht, sondern die Unternehmung jenes Krieges überhaupt gemeint, aber auch so bleibt sein Ausdruck, als von ihm gebraucht, noch immer zu frivol.

Novellen und Erzählungen von Bertha van der Velde. Erstes Bändchen. Leipzig, 1831. Leo.

Des Vaters Talent hat sich in der Tochter verjüngt. Diese weiche Sprache, diese lebensfrische Auffassung, diese gefällige Darstellung, versprechen, daß sie in der Gunst der deutschen Lesewelt dieselbe Stelle einnehmen wird, die er mit Ehren behauptet; und einem Kritiker ihrer ferneren Arbeiten mag es vorbehalten bleiben, wenn das Versprechen gelöset sein wird, mit gebührendem Pathos hinzuzufügen —

"O patre blando filia blandior!"

Die erste Novelle dieses Bändchens — Katharina Gabrieli — spielt zum Theil in Palermo, zum Theil am Hofe der großen Namensschwester der berühmten Sängerin, am Hofe Katharinens von Rußland. Eine Mannichfaltigkeit der Charaktere giebt der Novelle, bei ihrem kleinen Umfang (sie hält sich innerhalb der Gränzen des Almanachformats) vieles und reiches Leben.

Von größerer Ausdehnung und im Allgemeinen von mehr Bedeutung ist die zweite Novelle, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, in welche Kaiser Friedrich II. mit seinem wandernden Hoflager und Ezzelino verflochten sind — die Deutschen in Welschland. Sie bot ein weiteres Feld für die Erfindung, für schöne historische Vorstudien, und für eine des Südens, den sie schildert, nicht unwürdige Phantasie. Eine Stelle mag hier stehen, als Probe; eine andre, von größerem Interesse, würde sich nicht so leicht von dem Faden der Erzählung abtrennen lassen: —

"Im August des Jahres 1237 kehrte endlich der große Hohenstaufen zurück, begleitet von seiner dritten Gemahlin, der schönen Elisabeth von England, und sein glänzender Hof zu Verona vereinte Helden, Dichter, Gelehrte, Künstler und Sänger, die von Nah' und Fern, von Deutschland und von dem blühenden Sicilien und dem ritterlichen Burgund hier zusammen strömten. Immer neue Siege errang von hier aus der kaiserliche Held, doch, von manchem Mißgeschick und dem ewigen Zurückrollen des Glücksrads gereizt, befleckte er den errungenen Lorbeer oft mit Thaten der Grausamkeit, und darum konnte der Oelbaum des Friedens noch immer nicht gedeihen in seiner ehernen Hand. Furchtbar im Kampfe, und herrlich und mild in den Tagen des Friedens, stand jetzt wieder an seiner Seite der schöne Osmund von Gundelfingen, und während er, als der geehrte Günstling seines Herrn, mit Jünglingsfeuer und Manneskraft das Gute schaffte und das Böse hinderte, und wie ein En-

Digitized by Google

gel Gottes mit den finstern Geistern des angebeteten Kaisers kämpfte, erblühete unter seinem Schutze in Vineas Hause seine Schwester Theuberga in einem Schönheitsglanze, der alle Frauen des stolzen Hoflagers überstrahlte, und den Kern der Ritterschaft huldigend zu ihren Füßen zog. Aber kalt und streng wies sie die Bewerbungen der edlen Jünglinge zurück; keiner konnte sich je eines gütigen Lächelns rühmen. Die blauen Augen, von stiller Trauer umschleiert, schauten gleichgültig auf die glänzenden Kampfspiele, wo ihre Farben wehten, und der würdevolle Ernst, der über ihr ganzes Wesen ausgegossen, wandelte oft das heiße Verlangen der Liebenden in achtungsvolle Scheu. Nur an dem treuen Osmund hing sie mit Schwesterliebe und glühender Dankbarkeit, und Mancher beneidete ihn um die süß tönenden Worte, die sie traulich in ihrer Muttersprache rauhern Klängen mit ihm wechselte, obgleich er vor allen, selbst vor des Kaisers Augen, für ihren Bruder galt. Doch konnte sich der Jüngling des hochgepriesenen Glückes wenig freuen, denn er kannte die Flamme, die unauslöschlich in Theubergas Busen loderte, und ihre stille, gewaltsame Sehnsucht aus diesem glänzenden Treiben hinweg nach des Klosters friedlicher Freistatt, und ob auch sein Herz brechen wollte bei dem Gedanken an diese Trennung, so blieb er doch dem edlen Sinne treu, und billigte in stiller Selbstverläugnung das, was sie zu ihrer Ruhe nöthig hielt.

"Es war an einem der ersten Frühlingsabende, Stadt und Land schimmerte im milden Sonnenlicht, und golden erglänzten die hohen Thurmspitzen Verona's und die bunten Fenster des alten, jetzt verfallenen Kaiserschlosses, in dessen prächtigen Sälen Ritter, Hofleute und holde Frauenbilder auf und nieder wandelten. Müde des fröhlichen Gewühls, war Theuberga von Sundelfingen durch die offne Glasthüre getreten, und lehnte sich nun auf das vergoldete Gitterwerk des Altans, um sich entzückt zu weiden an dem herrlichen Landschaftsgemälde rings umher. Im lieblichsten Grün prangte die weite, lachende Ebene, anmuthig durchströmt von den Silberwellen der stolzen Etsch. Reizend wechselte das frische Laub des Maulbeerbaums mit der Oliven matter Farbe, den hohen Ulmen, und den blühenden Obstgärten, die, von weißen Quadern eingefaßt, sammt den wogenden Saaten einen erfreulichen Anblick boten. Auf sanften Anhöhen erhoben sich hier und da die schönen, verfallenen Denkmäler entschwundener Jahrhunderte, oder die stattlichen, etwas überladenen Villen, die der Geschmack der neuern Zeit erbaute, während die kleinen, schlechten Dörfer sich bescheiden hinter den Wein- und Seidenpflanzungen verbargen, denen die Bewohner ihre Nahrung abgewannen. Näher dem Schlosse, an der Piazza Bra, prangte Domitians Schöpfung und Verona's Stolz, das altrömische Amphitheater von festem Marmor, mit seinen zwei hohen Stockwerken, jedes mit zwei und siebenzig Arkaden geziert, in einer Ausdehnung von 464 Fuß Länge und 367 Fuß Breite, und weit hinter den Stadtmauern schlängelte sich die breite Heerstraße, auf der der stattliche Ritter und der demüthige Landmann, der düstre Mönch, der fromme Pilger und der tückische Bandit in anziehendem Wechsel daher zogen. Osmund war leise der geliebten Base gefolgt; doch seine Blicke suchten nicht die Ferne, sondern sie hafteten auf dem Engelsantlitz der Jungfrau mit wehmüthiger Innigkeit; da bog diese sich eilig zurück, legte die kleine Schneehand vertraulich auf seinen Arm, und rief begeistert: O sieh, wie schön ist doch die Welt!

"Meine Theuberga fühlt das, und will sie doch verlassen! jetzt, da ihr Leben noch Kraft und Jugend athmet, wie dieser Frühling! — entgegnete der Jüngling ernst.

"Mein Leben? — fragte Theuberga mit dem geduldigen Lächeln der Entsagung — Ach, Osmund! Du hast wohl nie geliebt?!

"Rosseshufschlag auf dem Pflaster des Schloßplatzes unterbrach das beginnende Gespräch; ein Ritter, von großem Gefolge umgeben, hielt vor den Pforten, und geharnischte Fußtritte klirrten die marmorne Wendeltreppe herauf; die Flügelthüren des Saales flogen auf, und Ezzelino da Romano trat ein. Willkommen, mein lieber, wilder Degen! — rief Kaiser Friedrichs wohltönende Stimme dem Ankömmlinge entgegen — Mantua ist zu uns über, nicht so?

"Ja, mein kaiserlicher Herr! — entgegnete der Feldherr triumphirend; doch schien es den Höflingen, als ob trotz der frohen Kunde eine düstre Wolke sein Gesicht beschatte. — Brescia wird sich schwerlich lange halten, Ihr dürft nunmehr getrost an das trotzige Milano denken: es kann unsern Heeren, die gleich Frühlingsgewässern angeschwollen sind, sicher nicht ernstlich widerstehen.

"Schenkt Eure Mittheilungen nur *meinem* Ohr, da sie leicht die holden Frauenbilder hier erschrecken könnten — gebot der Kaiser, und zog den Vertrauten rasch in eine Fensternische, wo nun ein leises, eifriges Gespräch begann.

"Endlich, nach einer Stunde, die der Versammlung gar lang geworden, entließ ihn Friedrich mit sehr heiterm Gesicht, und rief, zu seiner Gemahlin eilend: Verscheucht alle Wolken von dieser schönen Stirn, erlauchte Frau! wir werden bald die eiserne Krone mit Fug und Recht die Unsere nennen dürfen! Ihr Ritter und Schönen aber! helft diesen Tag mit Sang und Tanz mit feiern, daß ganz Verona höre, wie fröhlich sein Kaiser ist. — Da kam eine heitre Bewegung unter die edlen Gäste; die Edelfräulein dachten mit weiblichem Entzücken an die glänzenden Reigen, die sie heute noch aufzuführen hofften, ein zu hoher Genuß, als daß die Erinnerung an die warme Frühlingsnacht ihn zu schmälern vermocht hätte."

Nun erwarten unsre Leser, daß wir uns dem, wie ihnen dünkt, ganz interessanten Geschäft unterziehen werden, einer jungen Dame mit Artigkeit die kleinen Mängel anzudeuten, die durch Uebung und Feile sich leicht werden wegglätten lassen: — als da sind, gehäufter Gebrauch der Beiworte, u. s. w. In der That, wir werden nichts dergleichen unternehmen. Wir freuen uns des schönen Talents, das hier zum ersten Male dem Publikum begegnet; wir hoffen und wünschen, daß Bertha van der Velde sich erinnern wird, zu welchen Erwartungen ihr erster Versuch berechtigt; daß sie ein klares und würdiges Bewußtsein gewinnen wird, von dem, was sie leisten kann und soll; und daß sie so wenig als das Publikum es vergessen wird, *wessen Namen sie trägt.*

Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt? Erörtert und beantwortet von Friedrich Karl von Strombeck, Fürstlich-Lippischem Geheimen Rathe u. s. w. Braunschweig, 1830. Vieweg.

Die Frage wird dahin entschieden, daß ein Volk, dessen natürliche und bürgerliche Rechte der Fürst verletzt, *als äußerstes Mittel*, das Recht hat, ihm den Gehorsam aufzukündigen, wodurch die oberste Staatsgewalt unmittelbar auf seinen rechtmäßigen Nachfolger übergeht.

Die verschiedenen Schritte, die dem *äußersten* vorangehen müssen, also in konstitutionellen Staaten die Vorstellungen von Seiten der Repräsentanten, werden näher bezeichnet, und nur das letzte Glied in der Kette wird vermißt — dasjenige nämlich, wodurch der äußerste Schritt in den meisten Fällen unnöthig gemacht, und ohne offnen Widerstand der Staatszweck erreicht werden würde — die Berufung auf ein *Bundesgericht*. Bis ein solches für Deutschland errichtet werden wird (und es ist nicht zu zweifeln, daß die letzten Vorfälle, durch welche die superstitiöse Heiligsprechung aller bestehenden Gewalt in den Augen aller Welt viel von ihrem

Digitized by Google

Nimbus verloren hat, das Bedürfniß recht fühlbar gemacht haben) — aber bis ein solches Bundesgericht den Völkern die Möglichkeit verschaffen wird, ihr gutes Recht auf einem andern Weg als dem des Widerstandes zu erlangen, empfiehlt der Verf. kleineren Staaten den Versuch der Vermittlung durch benachbarte oder verwandte Herrscherfamilien.

Die Vorrede giebt den Gesichtspunkt an, aus welchem die Schrift gewürdigt sein will: —

"Die Blätter, aus welchen der nachfolgende Aufsatz besteht, hingeschrieben in wenigen Stunden, enthalten nichts Neues. Sie stellen staatsrechtlich dasjenige her, welches zu allen Zeiten von Weisen und von Königen, die Weisse waren, für Recht anerkannt worden. Die Anmerkungen, welche hin und wieder den Text fast erdrücken, sollten eben darthun, daß der Aufsatz nichts Neues sage; einigemal legen sie auch abweichende Meinungen dar, die vielleicht Manchem mehr gefallen, als die des Verfassers. Er wollte so darthun, daß er nur die Erörterung wichtiger Fragen und die Ausmittelung der Wahrheit bezwecke. Der staatsrechtlichen Ausführung sind einige Winke, hergenommen von dem, was die Staatsklugheit gebeut, hinzugefügt."

Die Ausführung beurkundet die bekannte Belesenheit des Verfassers im Fache des Staatsrechts, und namentlich jene Vertrautheit mit dem klassischen Alterthum, die man bei deutschen Staatsmännern im Durchschnitt seltner antrifft, als bei englischen. Einigen Werth wird auf die Auszierungen von Politz gelegt — hauptsächlich, wie es scheint, weil sie unter sächsischer Censur gedruckt worden sind. Kein großes Kompliment dieß für die sächsische Censur: denn theoretische Ausführungen staatsrechtlicher Grundsätze werden, wie wir hoffen und glauben, in keinem deutschen Staate die Verfolgung der Staatsgewalt auf sich ziehen. So schlimm steht es doch wohl nicht um die deutsche Presse, so schlimm gewiß nicht um die Absichten der Regierungen. Denn die Unterdrückung einer theoretischen Ansicht kömmt von Seiten der Gewalthaber das Manuskript, daß die Ansicht für ihre schlechte Administration gefährlich sein werde. Für eine gute Administration kann sie es nie werden: denn ohne faktische Beschwerden ist die revolutionairste Theorie ein Ding, auf was Niemand achtet. Aber freilich, wer über die Legitimität der Thronfolge schreiben will, der muß sich nicht an die Censur des Don Miguel wenden.

Wir sind überall der Meinung, daß man die deutschen Censurverordnungen häufig mißversteht. Zum Beispiel die neuerdings durch einen Bundestagsbeschluß gegebenen Instruktionen, welche enthalten sie, was der deutschen Presse so gefahrdrohend sein sollte, als man wohl gefürchtet, oder zu fürchten affektirt hat? Lügenhaftem Verrichten wird kein ehrenhafter Redakteur die Erwähnung in seinem Blatt gestatten, wenn es nicht ist, um sie zu widerlegen; unverbürgte wird er nicht mit dem Ton der Zuverlässigkeit vortragen; Ruhe und Ordnung wird er für wohlthätiger halten, als Lärm und Tumult: Alles dieses auch ohne Censur. Und wenn denn doch eine Censur existiren soll, so ist es natürlich, daß sie geradeüber diese Dinge, so viel an ihr ist, wachen soll — im Sinn der Wahrheit, im Interesse der öffentlichen Ruhe.

Aber die Auflagen die man, wir wissen nicht durch welche verkehrte Besorgnisse angetrieben, jenen Beschlüssen geben wollte, ging dahin, daß die Zeitungen in einem Fall, wie der allerneueste, nur würden setzen dürfen — "Apropos, es haben auch die Schneidergesellen in Marschau einen Auflauf gemacht." Die preussische Staatszeitung, mit ihrer "würdigeren Haltung", hat, wie es uns dünkt, die deutschen Zeitungsschreiber belehrt (und sie sind zu gewohnt, Lehren von ihr hinzunehmen), daß jene Instruktionen so nicht zu deuten sind: daß es nicht in der Absicht einer deutschen Regierung liegen kann, ausgemachte Thatsachen zu unterdrücken: daß die Censur nicht gemacht ist, um irgend einem Schriftsteller zu untersagen, die Wahrheit, die er erweisen kann, auszusprechen: weil eine solche Censur nichts Anderes wäre, als Hochverrath an den ersten Menschenrechten.

Der Vers. hat manche Gegenstände, die mit seinem Zweck in Verbindung stehen, mit Umsicht und Mäßigung entwickelt. Wir setzen seine Nachschrift her: —

"Der Zustand von Europa gestaltet sich in diesem Zeitpunkte (Anfangs November 1830) so gefährlich, daß der bekümmerte Patriot nur mit der äußersten Besorgniß in die Zukunft blicken kann. Nichts ist leichter möglich, als daß in Frankreich von Neuem der Pöbel die Oberherrschaft erlange; denn wer begreift nicht den ungewissen Zustand der dortigen obersten Gewalt? — In Belgien hat der Pöbel schon die Gewalt an sich gerissen; Irland gährt. Spanien und Portugal sind einem dem Ausbruche nahen Vulkane zu vergleichen. — Im Deutschen Vaterlande äußern sich Symptome von der gefährlichsten Beschaffenheit, und nicht in Einem Lande. — Wer scheut sich nicht, die Möglichkeit, daß ein allgemeiner Brand Europa ergriffen könne? — Daß die Völker nicht allenthalben Unrecht haben, zeigen schon die Konzessionen, die man ihnen hin und wieder macht, und die, wiewohl erzwungen, gern den Stempel an sich tragen, daß sie mit Recht Gefordertes gewähren. — Sind diese einzelnen Concessionen genügend? — *) Sollte es nicht für den öffentlichen Frieden durchaus erforderlich sein, statt mit Gewalt die laut werdenden Beschwerden zurückzudrängen, (wie unsicher ist zur Zeit das Resultat!) jede gerechte Beschwerde zeitig, von selbst, unaufgefordert, zu beseitigen? Sich des Wohlwollens der Mehrheit der rechtlichen Staatsbürger zu versichern, damit sie geneigt seien, wenn es nöthig, gegen Anarchie und gegen möglichen äußern Angriff zu den Waffen zu greifen? — Sollte es nicht an der Zeit sein, den Deutschen Völkern schnelle Gerechtigkeit gegen Bedrückung von Oben durch ein Bundesgericht, durch Verantwortlichkeit der Minister und durch geordnete Stände zu verschaffen? — Ein bekanntes Deutsches Land hatte diese durch die Weisheit eines väterlich gesinnten Königs und seines weisen und wohlwollenden Ministers. Dieses Recht wurde diesem Lande von einem unerfahrenen, übelberathenen jungen Fürsten angefochten; es klagte: aber der aus der Natur der richtenden Behörde erwachsende langsame Prozeßgang, die lange Verschiebung der Entscheidung, verwandte das Land jeder Fürsprache; denn der Fürst wies diese zurück. Die Beschwerden stiegen ins Unerträgliche: eine furchtbare Explosion erfolgte. Sie war gleichsam ein Naturereigniß. Sie hätte sehr gefährlich werden können, wären die beiden Nachbarstaaten nicht so trefflich regiert, daß in diesen kein Entzündungsstaff vorhanden war, und wären ihre Folgen nicht schnell durch einen herbeieilenden Engel des Friedens beseitigt. — Woher das schnelles Ereigniß? — Weil dem Volke ein gesetzlicher Fürsprecher fehlte; weil man zögerte, ihm denselben zu gewähren; weil es also keine Gerechtigkeit suchen konnte. — Und wo hätte es sie schnell finden können? — Ein Bundesgericht, verantwortliche Minister und Landstände! — Kennt denn

*) Dürfen die Ueberschüsse der Kassen, selbst diejenigen, welche aus dem Domanial-Vermögen (dem doch die Natur des Staatsguts beiwohnt) herrühren, lediglich zur Bereicherung der regierenden Familie dienen: müssen sie nicht vielmehr zur Abtragung der Staatsschulden, zur Verbesserung des Landes, zur Verminderung der Abgaben angewendet werden? — Wie unzählige Male wandten sich Deutsche Fürsten an ihre Stände, um Uebernahme der Privat- und Kummer-Schulden auf die Staats-Kassen zu erlangen! — Diese die Schulden gehören dem Lande; die Ueberschüsse dem Fürsten!! — Welche Gerechtigkeit! Dieß fühlt der Unterthan: er wird unzufrieden, die Unzufriedenheit äußert sich laut. Ist es ein Wunder? Sind hier zusammengezogene Regimenter die angezeigte Arznei? — Ist es nicht piemontesische Strenge?! A. d. Mensch.

das Ganze ein einziges Zollsystem für ganz Deutschland, so steht das herrliche Land fest; ein Felsen in den Stürmen der Zeit, trotzend den Wogen, die von Westen seine Dämme zu durchbrechen drohen."

Wir schließen uns diesen Ansichten im Wesentlichen an, nur hoffen wir Besseres für Frankreich, und hoffen es selbst für Belgien.

Bericht über die neunte Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Hamburg. Mit kritischen Anmerkungen für's größere Publikum. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe.

Ein ziemlich brauchbares, aber im schlechtesten Geschmack geschriebenes kleines Buch: empfehlungswerth, weil das Verzeichniß der Mitglieder, die Berichte über die öffentlichen Sitzungen, und die Protokolle der Sektionen darin zusammengedruckt sind, die bis jetzt nur in Tageblättern zerstreut zu finden waren.

Was die Berichte über die Sitzungen betrifft, so hat der Verfasser uns die Ehre angethan, den Vortrag des Etatsraths Pfaff aus diesen Blättern, (mit einigen Druckfehlern) abdrucken zu lassen, und seine Quelle zu nennen. Er hat zwar bei den meisten übrigen Vorträgen das Wesentliche auch in den Worten unsers Berichts gegeben, diesen aber mit seinen eigenen Phrasen dergestalt verbrämt, daß wir ihm recht gerne jeden Anspruch auf seine Analysen überlassen. So hat der erste Geschäftsführer weder von der "Ehre der ihn getroffenen Wahl" *) geredet, noch haben wir ihn davon reden lassen. So gehört die Phrase "sie (die Naturforscher) die Mannen der Wissenschaft" dem ersten Geschäftsführer ebensowenig als unserm Bericht, sondern lediglich dem Verfasser an. Sant tua, cum rectus.

Von dem Geschmack des Verfassers liefern die vielen hors d'oeuvres die auffallendsten Proben. Daß er auf eine höchst unartige Weise an mehr als einem Orte von den Hamburger Damen spricht, ist ein würdiges Seitenstück aus der Feder eines Fremden zu den Aeußerungen eines Einheimischen in dem kleinen Buch, das den Naturforschern als Gastgeschenk angeboten wurde. Daß er Hamburg überall als "freie Reichsstadt" betrachtet, und von dem "reichsstädtischen Publikum" spricht, soll uns ohne Zweifel belehren, daß er selbst aus der Residenz kömmt, und zwar, wenn wir uns nicht sehr täuschen, aus einer sehr ästhetischen, an Schöngeistern reichen Residenz. Auch Hamburg, erzählt er uns, "hat schätzbare Schöngeister, aber an die mit Schüsseln und Weinen verschwenderisch besetzten Tafeln seiner Reichen wird sehr selten kaum Einer von den Genannten zugezogen; sie glauben wahrscheinlich, daß der Luxus ihrer Gastmäler von denen man oft nur mit vielem Glücke ohne Indigestion fortkömmt, durch die eßbaren Herrlichkeiten an und für sich schon genug imponire, ohne des attischen Salzes der beaux esprits zu bedürfen." Man möchte beinahe auf die Vermuthung gerathen, daß der Verf. ein desappointirter Schöngeist, dem dichtenden früher als dem heilenden Apoll gehuldigt. Den Geschmack und die Grundsätze des reichsstädtischen Publikums hat er in ein paar gemeinen englischen Sprüchwörtern auszudrücken versucht, die er offenbar aus Arnold's englischer Grammatik aufgelesen hat. Aber sein Urtheil über den Bühnengeschmack des reichsstädtischen Publikums ist besonders charakteristisch — nicht für die Hamburger Welt, sondern für ihn, den Verfasser. "Sobald es (das Publikum) sich von der Theaterluft etwas angeströmt fühlt, geht es in Extreme über, entweder in die rauschendste Lachsucht, oder zu ätherischer Sentimentalität; dabei ist das Zwerchfell der Hamburger Männerwelt mit taustarken Saiten bezogen, sie will am liebsten mit harten Vorerfäusten angeschlagen sein, und gelingt das den Söhnen des Apolls, so wird ihnen dafür übermäßig viel Pöckelweihrauch (?) gestreut. Dagegen sind die Thränensäcke der schaulustigen Frauenwelt wie unsre neuen Ziehbrunnen, die nur eines leichten Druckes bedürfen, um Wasser zu geben." Es würde zu nichts führen, noch fernere Proben von des Verfassers Geschmack zu geben; in dem Vorangehenden hat er sich selbst übertroffen. Wie, und in welcher, der ärztlichen und chirurgischen Atmosphäre benachbarten Luftschichte ein solcher Geschmack sich mag gebildet haben, das zu bestimmen bleibt dem Scharfsinn unsrer Aerzte überlassen.

Wahrscheinlich gehört es zu den kritischen Anmerkungen für's größere Publikum, wenn der Verf. es nicht verhehlen mag, wie es ihm wirklich leid gethan hat, "daß der Genialste unter der jüngeren Generation in Hamburgs Freistaate — der in ganz Deutschland so rühmlichst bekannte Lyriker Dr. Heinrich Heine auch nicht einmal den öffentlichen Sitzungen beiwohnen konnte, weil er durch die Bevorrechtung Anderer auf sein zufällig verspätetes Nachsuchen keine Einlaßkarte mehr erhielt." Von Bevorrechtung kann offenbar die Rede nicht sein, wenn, nach der alten und billigen Regel, der zuerst Anwesende zuerst bedient wird; und wir sind überzeugt, daß es Niemanden eingefallen sein kann, über eine solche Einrichtung ernstlich Klage führen zu wollen. Auch wird in einer "Anmerkung des Setzers" das welthistorische Faktum nachträglich berichtet, daß Dr. Heine in Okens Begleitung der letzten Sitzung, ohne Einlaßkarte, beigewohnt haben soll. Aber der Verf. will es bemerklich machen, daß er selbst Sehnsucht getragen hat, Heine kennen zu lernen;

.... "mens juvenili ardebat amore
Compellare virum, et dextræ conjungere dextram"

noch mehr: daß Heine ihn seiner Konversation gewürdigt, und daß er nun befugt ist, über Heine zu raisonniren, wie folgt: —

"Wie viele waren nicht in der Gesellschaft, die sich Heine's schönen, lebenskräftigen Talents und heitern fruppanten Gedankenspiels, der poetischen Färbung seiner Ideale und sarkastischen Laune seines Lebensernstes, seiner flammerfüllenden Begeisterung für's Vaterland und seines Eifers für das urakte Menschenrecht — der Freiheit und Gleichheit — innig erfreuen, und die sogern sich an einer poetischen Ergießung seines Gemüths beim seltenen Anblick eines solchen für Wahrheit erglühten Forschervereins erlabt hätten! Ref. hat Heine mehrmals zu sprechen Gelegenheit gehabt, und kann Allen, die das viele Geschwätz über seine Subjectivität und Objectivität in den verschiedenen deutschen Blättern vor Gesicht bekommen, versichern, daß er auch nicht die entferntesten Spuren von der ihm so oft angeklagten Zerrissenheit und dem Verdüstertsein des Gemüths wahrgenommen. Heine ist, wie schon von Andern vor uns anerkannt, der Dichter unsrer Zeit; seine Poesie ist der Spiegel derselben; er sagte selbst es uns, wie die gegenwärtigen Gährungsprozesse von ganz Europa, die politischen Bewegungen und Unruhen in allen europäischen Kabinetten mächtig in ihm sich abspiegeln; er fühle sich unglücklich, weil die Gegenwart den schroffsten Gegensatz zu seinem poetischen Himmel gebildet; mit

*) Der Verf. spricht auch "von den Geschäftsführern und der ihnen sich beigesellten achtbaren Kommission." Eine andre Eigenthümlichkeit seines deutschen Ausdruckes ist es, daß er, mit Ersparniß von zwei Worten, für "sowohl — als auch" mehrere Male schlechthin "als" setzt. Dr. Stierling's Vortrag, sagt er z. B. "hatte einigermaßen ein Zeitinteresse, insofern jetzt in Frankreich, als in unserm Vaterlande, der Punkt von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe zu lebhaften Diskussionen Veranlassung gegeben." Endlich heißt bei dem Verf. der Geheimerath Wendt bald "Herr pp. Wendt," bald "pp. Wendt;" und die Schrift "Hamburg in naturhistorischer Hinsicht" ist ihm "die qu. Schrift." Das werden wohl Schreib- oder Druckfehler sein, die man mit der Abwesenheit des Verfassers von dem Druckort entschuldigen muß.

Digitized by Google

Gewalt habe er sich dem Genius der Poesie (von dem er doch mehr wie alle jungen Dichter unsrer Zeit den Kuß der Weihe empfangen) entrissen, und seine ganze Aufmerksamkeit nunmehr dem politischen Himmel zugewendet. Was wir in diesem Felde von ihm zu erwarten haben, steht nun noch in der Zeiten Hintergrund!"

Ob Heine wirklich auf solche Weise sich gegen den Verf. ausgesprochen, scheint uns etwas problematisch; hat er aber etwas dergleichen geäußert, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er den Verf. zum Besten gehabt hat.

Daß sofort auch Börne gelobt und gepriesen wird, ist an der Tagesordnung. Aber auch der Baron von Maltitz hat die Ehre, von dem Verf., der seine Bekanntschaft im König von Hannover gemacht hat —

"Ille terrarum tibi præter omnes
Angulus ridet" .....

wegen seiner patriotischen und loyalen Gesinnungen, an denen unsers Wissens Niemand gezweifelt hat, in Schutz genommen zu werden. Was es aber bedeuten kann, wenn der Verf. sagt, "der Baron soll eine sehr vortreffliche Ode der Versammlung auf höhern Wunsch gewidmet haben", können wir nicht verstehen. Die Phrase gehört in die Residenz.

Betrachtet der Verf. die Dichter vielleicht als Naturmerkwürdigkeiten? In diesem Fall werden die Literaturfreunde es bedauern, daß er die Dichterschau nicht fortgesetzt, und am Ende auch den Dichter Tobias Sonnabend — als deus ex machina — eingeführt hat.

Die hier und dort eingestreuten kritischen Bemerkungen über einzelne Vorträge scheinen uns nicht von großem Belang zu sein. Wendt's Vortrag und seine Auffassungsweise wird z. B. getadelt — aber was wird an die Stelle derselben gesetzt? Der Verfasser hat uns die Kenntniß seiner eigenen Ansicht nicht gegönnt.

Achtungswerth aber ist die Tendenz, die sich in den Schlußbemerkungen ausspricht: daß nämlich die Wissenschaft nicht bloß mit isolirten Erfahrungen sich begnügen, daß sie nach der Gesammterkenntniß des Ganzen, als eines organischen Ganzen ringen, und auf einen Standpunkt sich erheben müsse, der die Vielheit der Erfahrungen in der Einheit der Idee zusammenfaßt. Nur möchten wir hier erinnern, einmal, daß man den Deutschen am wenigsten unter allen Völkern den Vorwurf machen kann, daß sie den empirischen Weg mit Vernachlässigung der konstruktiven Ideen vorgezogen; und zweitens, daß eine Versammlung, wie die der Naturforscher und Aerzte, weit nützlicher und erfolgreicher sein wird, so lange sie den Kreis der Erfahrung durch Thatsachen, die an den verschiedensten Orten, und unter den verschiedensten Verhältnissen beobachtet sind, erweitert, als wenn sie sich bemüht, den unzureichenden Zeitraum der wenigen Tage mit theoretischen Debatten auszufüllen, die wohl schwerlich zu befriedigenden Resultaten führen dürften. Indessen kann diese, wie jede andre Stimme aus der Mitte der Versammelten als Anregung und Prüfung des Geleisteten den Zwecken der Versammlung nur förderlich sein.

Warnung.

"Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung, welche sich im Besitze des Original-Verlages der Karoline Pichler'schen Werke befindet, thut der gesammten Lesewelt hiermit kund, daß das bibliographische Institut zu Hildburghausen und New-York eine Anthologie aus diesen Werken in die 'Bibliothek der deutschen Klassiker' aufnahm — was nicht nur ein widerrechtlicher Nachdruck ist, sondern auch wegen willkürlicher Verstümmelung öffentlich gerügt werden muß.

"Um das elende, entstellende Portrait, welches dieser Anthologie beigegeben ist, ganz zu übergehen, heben wir nur nachstehende Stelle aus, um dem Publikum eine Probe dieser unwürdigen Kompilation zu liefern — es hat nämlich dem Herrn Kompilator des bibliographischen Instituts gefallen, den 'Ueberblick meines Lebens' aus den prosaischen Schriften der Frau Verfasserin aufzunehmen und mit folgenden Worten zu schließen:

"'Die Verfasserin dieser Selbstbiographie endete (1824) in einem Anfalle von Melancholie freiwillig ein Leben, in dem sie des Guten so Vieles gewirkt hat.'

"Die Frau Karoline v. Pichler lebt und lebt in Wien in wünschenswerthem Wohlsein, und in einem Ansehen, das sich auf ihren literarischen Ruf eben so wie auf einen verehrungswürdigen Charakter gegründet. Sowohl Frau v. Pichler, als auch wir halten es unter aller Würde, diese Worte des Herrn Kompilators zu widerlegen.

"Eine durchlauchtige herzoglich-sächsische Regierung machen wir geziemend auf dieses strafbare Unternehmen aufmerksam, und die verehrte Lesewelt ersuchen wir, diesem zum Theil lächerlichen Unsinn eine gerechte Verachtung angedeihen zu lassen.

"Ohne uns über die Bibliothek deutscher Klassiker — dieses übel renommirte Verlagsunternehmen des bibliographischen Instituts — in ein näheres Detail einzulassen, bemerken wir nur, daß, da die hohen Landesbehörden nächstens über die Verlegerrechte und den Nachdruck entscheiden dürften — wir diese Rechte nicht unbenützt lassen werden, um das höchst unziemliche Benehmen des bibliographischen Instituts und seiner Kompilatoren gebührend zu erwiedern.

"Wir ersuchen alle Herren Redakteurs, deren Blätter das Organ der Wahrheit und des Rechts sind, dieser 'Warnung' einen Platz darin zu gönnen.

Wien, November 1830.

A. Pichler's Verlagsbuchhandlung.

*** Wir hoffen, daß auch die Redaktionen andrer Journale es der Mühe werth halten werden, dem Gesuch der obengenannten Verlagshandlung zu entsprechen. So lange das Eigenthumsrecht durch eine mangelhafte Gesetzgebung nicht überall gesichert ist, muß es wenigstens durch die Oeffentlichkeit vertreten werden. Wir sollten denken, daß keine deutsche Regierung es sich zur Ehre rechnet, wenn sie den Nachdruck tolerirt; es ist uns wenigstens kein Beispiel bekannt, daß von einer Regierung der Versuch gemacht worden wäre, ihr Schweigen zu diesen Dingen anders als wiederum durch Schweigen zu beschönigen. Man muß nicht aufhören, die eklatantesten Fälle (und der vorliegende gehört doch wohl zu denen von beispielloser Unverschämtheit) ohne alle Schonung als das zu bezeichnen, was sie sind, bis in keinem Staat, der auf Recht und Ehre hält, länger dazu geschwiegen werden kann. Was die Nachdrucker selbst betrifft, so gehören sie zu den Leuten, die da gewohnt sind, am Pranger zu stehen; eher werden ihre Helfershelfer im Sortimentshandel stutzig werden: für diese, hauptsächlich aber für das Publikum, dient eine Notiz, wie die gegenwärtige, zur Warnung. — Red.

Die Literatischen und Kritischen Blätter der Börsen-Halle

werden vom 1. Januar 1831 an vereinigt erscheinen, und wird jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend Mittag ein Blatt ausgegeben werden. Zu dem vierteljährlichen Abonnements-Preis von 5 ℛ werden Bestellungen von den löblichen Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. Für die Kritischen Blätter allein wird der bisherige Abonnements-Preis von 2 ℛ vierteljährlich fortbestehen.

Die Redaktion der beiden Journale wird übrigens getrennt, und ihre Tendenz unverändert bleiben, indem die Literarischen Blätter vorzugsweise mit der ausländischen, die Kritischen aber mit der deutschen Literatur sich beschäftigen werden.

Börsen-Halle im Nov. 1830.

Die Expedition.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

25. Hamburg. Montag, den 20. December **1830.**

SOCIETÄT

Inhalt.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt..... Seite 193
Vom guten Rath..... " 197
(Arnsel's Memoiren)
Gurlitt: Archäologische Schriften..... " 197
Das Bedürfniß der Intelligenz unsrer Zeit..... " 199

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttgart, 1830. Cotta.

(Zweiter Artikel.)

Die Arbeiten von Schiller, die der Periode des frühern, lebhaften Briefwechsels mit W. v. Humboldt angehören, waren, beinahe ohne Ausnahme, für die Horen, oder für den Musenalmanach bestimmt.

Für die Bedeutung und die Tendenz der Horen ist, wie man hoffen darf, durch den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe neuerdings wieder einiges Interesse angeregt worden. Für die Charakteristik des deutschen Publikums und des gesammten Literaturwesens ist die Kälte, mit welcher das Unternehmen der ersten Männer der Nation aufgenommen wurde, eine überaus bezeichnende Erscheinung. Mag es sein, daß der Ton der Untersuchungen, daß selbst die Wahl der Gegenstände nicht immer gemacht war, um einen größern Kreis anzuziehen: mag Schiller, nicht ohne Bitterkeit, aber doch mit voller Ueberzeugung darüber sich äußern: — "Das ist nicht zu leugnen, daß Sie und ich verident haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so erwde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein, und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten." Der Mangel an Theilnahme, die Gleichgültigkeit gegen berühmte Namen, die selbst, nachdem sie öffentlich genannt waren, keine Revision des Urtheils, kein Vertrauen begründen konnten; das entschiedene Vorurtheil, der Verdacht der Dunkelheit, der dem noch nicht Geprüften voranging; diese Dinge werden immer zu denjenigen gehören, deren das Publikum, um es mit einem, und dem entsprechenden Worte herauszusagen, sich zu schämen hat. Dahin gehört auch die auf den heutigen Tag fortdauernde Gleichgültigkeit gegen die Arbeiten von Schiller, die aus den Horen später in seine prosaischen Schriften übergegangen sind — jene Reihe von Aufsätzen, über das Wesen der Kunst, und der Dichtkunst insbesondere, an deren Spitze die Briefe über die ästhetische Erziehung gestellt sind.

Daß diese Aufsätze, von unübertroffener Tiefe und unerreichter Schönheit, ungewürdigt, beinahe unbeachtet und spurlos an dem literarischen Horizont vorübergehen konnten, das wird man leichter beklagen als erklären. Es ist wahr, daß der Krieg, die damit verbundene Aufregung und die politischen Verwickelungen jener Zeit, das Talent der Fähigen und die Aufmerksamkeit der Müssigen in nicht geringem Maaße in Anspruch nahmen. Aber man fand doch Zeit, und fand Neigung, für die leichteren Genüsse der Unterhaltung sowohl als für die ernstere Beschäftigung mit einer abstrusen Philosophie. Eins muß man ohne Zweifel voranstellen, wenn man die Gründe jener Gleichgültigkeit darlegen will: die Kritik hat ihre Pflicht nicht gethan. Bedarf es eines sprechenderen Beweises für den heillosen Zustand, in welchen schon vor fünf und dreißig Jahren das deutsche Recensionswesen versunken war, als die Thatsache, daß Schiller und seine Freunde ihren ganzen Einfluß und persönliche Verwendung bei der Redaktion aufbieten mußten, um für die Horen in der Literaturzeitung eine nicht unwürdige, nicht von Unwissenden oder Uebelwollenden angefertigte Recension zu gewinnen? Aber auch jetzt noch, wie viele junge Künstler sind es, wie viele Literatoren, die sich die Mühe genommen haben, in jenen Schriften, die aus Schiller's innerster Eigenthümlichkeit hervorgegangen sind, Belehrung, Aufmunterung, Kräftigung zu suchen, für einen Beruf, über welchen seit Milton Keiner schöner und würdiger zugleich geschrieben hat als Schiller. Wenn unsere Spalten, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, der Literatur des Tages, und zum großen Theil, der flüchtigen Verzeichnung von Erscheinungen gewidmet sind, deren Lebensdauer, wie ihre Bedeutung, nur eine ephemere sein kann, so würden wir doch glauben, unser gutes Recht nicht geübt, unsere Pflicht nicht vollständig erfüllt zu haben, wenn wir die Gelegenheit versäumten, an das Treffliche einer früheren Zeit zu erinnern, und zu dem Genuß und Gewinn, den wir selbst durch keine andre Beschäftigung uns möchten entziehen lassen, auch unsre Leser einzuladen. —

Mehr Freude, als an den Horen, erlebte Schiller an dem Musenalmanach. In einem Brief vom Januar 1796 äußert er gegen Humboldt: — "Was Sie mir von dem Almanach schreiben, war mir sehr angenehm; denn daß mit Begierde darnach gegriffen wird, ist Alles, was ich verlange. Diese Stimmung des Publikums macht doch die Existenz solcher Werke möglich; auf den innern Charakter der Produkte soll das Urtheil der Majorität, hoffe ich, bei mir nie einen Einfluß haben." —

Mehrere von den Gedichten, die in dem Musenalmanach (zum Theil auch in den Horen) erschienen, werden in dem Briefwechsel einer lehrreichen und ziemlich ausführlichen Kritik unterworfen. Für keinen Wink des Freundes war Schiller gleichgültig. "Wie danke ich Ihnen," schreibt er einmal, "daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann." Auch manche einzelne Züge, in denen der erste Eindruck eines Gedichts auf verschiedene, bedeutende Individualitäten, aufbewahrt ist, werden nicht aufhören zu interessiren. Zum Beispiel die folgende Bemerkung: — "Mich amüsirt der sonderbare Widerspruch zwischen Euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und He der den Tanz." Man erinnert sich aus Körner's Lebensabriß, mit welchem Vergnügen Schiller den Spaziergang unter seinen Gedichten auszeichnete. In einem Brief an Humboldt wird der eigentliche Grund des Vorzugs wiederholt — "weil das Gedicht die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt." Schiller fährt fort: —

"Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten,

Digitized by Google

die Götter Griechenland's, die Würde der Frauen u. s. f. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind.

"Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedicht erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt."

Der bedeutendste Theil des Briefwechsels ist ohne Zweifel die Untersuchung über die Verwandtschaft und die Verschiedenheit des griechischen und des deutschen Dichtergeistes, veranlaßt durch Schiller's augenblickliches Schwanken zwischen der epischen und dramatischen Dichtung, und durch einige Aufsätze für die Horen.

Bei Wilhelm von Humboldt tritt hier vorzüglich die Ueberlegenheit hervor, die ihm seine ausgebreitete und tiefeindringende Vertrautheit mit der Literatur gewährt. *) Dazu tritt noch Humboldt's innige Begeisterung für die Poesie, die er an mehr als einem Ort ausspricht. So ermahnt er Schiller, für die Horen zu thun, was nur möglich sei. "Aber", fügt er hinzu, "bleiben Sie ja bei dem Entschluß, in den nächsten Monaten bloß zu dichten. Es giebt doch nichts so Bezauberndes, als die Werke des dichterischen Genie's. Nur sie scheinen eigentliche Produktionen, nur sie Werke, die für sich bestehend auf die Nachwelt gelangen können. Alles philosophirende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwickelung, Trennung, Verbindung) entstanden denken zu können, es gleicht mehr einer bloßen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfs, es ist mit einem Wort nicht so in sich vollendet, nicht so ein eigenes Individuum, wie ein Kunstwerk.' 'Wie aber Schiller Humboldt's geistige Eigenthümlichkeit zu schätzen wußte, geht aus einer merkwürdigen Entwicklung hervor, die hier ihre schickliche Stelle finden wird. Es ist klar, daß solche Aufrichtigkeit nur neben der innigsten gegenseitigen Achtung bestehen konnte: — "Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maaße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem productiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein Mittel ist."

Wir wünschen, so weit es durch Auszüge möglich ist, die Hauptideen über das Verhältniß des griechischen zum deutschen, und namentlich zu Schiller's Dichtergeist, aus Humboldt's und Schiller's Briefen hier zusammenzustellen.

Die Veranlassung zu der Entwickelung giebt der Gedanke von Schiller, eine romantische Erzählung in Versen auszuarbeiten. "Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Frage entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publikum, wie es scheint, auf diese Mannichfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint ein Ingrediens der Vorstellung zu sein, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Auf diesem Wege scheint also der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen ist. Nehmen Sie aber auf diese öffentliche Stimme auch nicht mehr Rücksicht, als sie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anschlag, als insofern sie die Quelle von etwas Gutem werden kann." Auf der andern Seite drückt er ein "recht ungeduldiges Verlangen" aus, das ihn treibt, ohne Verzug an die Malteser zu gehen. Man erinnert sich des schönen, den dramatischen Werken beigefügten Planes zu dem Trauerspiel.

"Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Sujet noch am wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe.

"Denken Sie, lieber Freund, noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also bloß, ob episch (im weitern Sinne des Worts) oder dramatisch?"

Humboldt wünscht die Idee der romantischen Erzählung nicht aufgegeben zu sehen: aber er zieht am Schluß seiner Antwort das Resultat: — "Den schönsten und Ihrer am würdigsten Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Gränzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar."

In dem einleitenden Theil der Antwort steht nun die folgende Charakteristik: —

"Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie als Dichter charakterisirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem anderen deutschen Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Produkten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakspeare vergleichen; man hat das letzte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jetzt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hiervon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr Dichtercharakter, wenn ich Sie gegen die Griechen

*) Man wird weiter unten die interessante, wenn gleich paradox klingende Behauptung antreffen, daß Schiller vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würde, wenn er sie griechisch zu lesen gewohnt wäre. Diese Behauptung wird, zum Theil wenigstens, darin ihre Erklärung finden, daß der gelehrte Apparat dem Verstehen des Einzelnen wohl mehr als dem Genuß des Ganzen förderlich sein kann.

Digitized by Google

halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie, als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genie's verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hierbei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach, fast bloß alleinwirkend, aber der Form und dem Schein nach (worauf das Wesen der genialischen Produktion beruht) nur durch Wechselwirkung thätig ist. Dieß nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Konsequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat."

Die letztere Behauptung wird erläutert, indem die Anwendung auf die dramatische Dichtung weiter ausgeführt wird.

"Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos sehr genau untersucht, und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dieß am meisten sichtbar sein, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten auseinander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, so fest ich glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser [illegible]tung der Tragödien, sondern nur in jenen einfachen und heroischen ganz sichtbar sein würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden kann."

Vielleicht wird es einem oder dem anderen unserer Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir zum leichteren Verstehen, hier Einiges aus dem Verfolg der Erörterung anticipiren, und, freilich nicht ohne einige Schüchternheit, mit erläuternden Winken begleiten.

Was Humboldt als einen "Ueberschuß von Selbstthätigkeit" bezeichnet, das nennt Schiller mit einem geläufigeren Namen, Geist. Es ist dieses Vermögen des Idealisirens, was z. B. den Charakteren im Don Carlos den "eigenthümlichen Glanz" verleiht. Es ist dasselbe Vermögen, das in den philosophischen Gedichten eine Idee gewissermaaßen vor unsern Augen entstehen läßt, so daß wir nicht einen Begriff mit dem Schmuck der poetischen Form umgeben, sondern ein lebendiges Bild erblicken, das in uns eine Idee — dieselbe, die der Dichter in sich trägt — zum Bewußtsein bringt. Es ist nicht die höhere Vollendung der äußern Form, nicht der Reichthum und die Vertheilung der Farben, was diesem Vermögen zukömmt: es ist der Stempel der edleren geistigen Eigenthümlichkeit, den es dem Kunstwerk aufprägt. Daß der Dichter, wie der Maler dem sinnlichen Auge eine Welt von Gestalten, so dem geistigen eine Welt von Ideen erschließt; daß er uns unwiderstehlich anzieht, einzugehen in diese Welt; daß er einen Charakter in eine ideale Sphäre versetzt, und uns mit auf seinen Gesichtspunkt erhebt; daß er, nicht zufrieden, den Eindruck zu erwarten, den eine Handlung auf unsre Empfindung hervorbringen wird, die ganze Stärke seines individuellen Gefühls mit in die Waagschale wirft; daß er, anregend und aufregend, daß er selbst aus seinem Werke zu uns spricht — das gehört zu den Leistungen jenes Vermögens, dessen die griechische Dichtung nicht bedurfte, das aber als der Talisman der modernen geschildert wird.

Ob denn dieser Talisman urplötzlich den neueren Poeten mitgetheilt worden? Oder ob in der Poesie mit der fortschreitenden Kultur das sich entwickelnde Vermögen mehr und mehr heimisch geworden?

Schiller stellt die Römer auf die Seite der Neueren. W. v. Humboldt stimmt ihm bei, und beschränkt noch ferner die Zahl der Repräsentanten der altgriechischen Dichtung auf die vier Meister — den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar. Was den Pindar anbelangt, so haben wir unsre bescheidenen Zweifel. Aber wir möchten volles Gewicht legen auf die Ausschließung des Euripides.

Wie, wenn schon im Euripides etwas dem modernen Wesen Analoges sich nachweisen ließe? Wenn die römische Bildung fördernd — stufenweise fördernd — hinzugetreten wäre, und die des neueren Europa das Werk vollendet hätte?

Sichtbar ist im Euripides ein Hervortreten individueller Gesinnung des Dichters. Alle Welt weiß, daß er ein Weiberfeind gewesen, und, gewiß sehr untragisch, seine Helden zu verschiedenen Malen zu Aposteln seines Weiberhasses gemacht. Man erinnert sich auch jener Stellen, in welchen eine schlecht versteckte Ketzerei des Denkers den Dichter verführt hat, seine Helden Reden halten zu lassen, die man mit einigen Stellen im Voltaire, und in Byron's Kain zusammenhalten darf. Ueberall ist ein raisonnirendes, ein in seiner Art modernes Element. Selbst in den Wendungen des Dialogs wird dasselbe einem aufmerksamen Leser der Griechen sich nicht verläugnen. Es versteht sich von selbst,

Digitized by Google

daß wir dem Euripides nichts Uebles damit nachreden wollen. Vielmehr bedauern wir, daß man ihn, nach Aristoteles' Urtheil den "tragischsten der Tragiker" nicht nach Verdienst zu würdigen gewohnt ist (vielleicht nicht ohne einige Schuld von A. W. Schlegel), und daß, seit Lessing. Keiner ihn hat zu Ehren kommen lassen.

Bei den Römern tritt die Individualität des Dichters, der Antheil der freien Geistesthätigkeit an dem Gedichte, noch markirter hervor. Man nehme den Virgil — Niebuhr hat das Verdienst, den rechten Standpunkt für seine Schätzung bezeichnet zu haben; *) man nehme den Horaz, zumal — was giebt es Moderneres in römischer Zunge, als ein so ausgesponnenes poetisches Raisonnement — in den Sermonen und Episteln; man nehme, wenn man will, statt Aller, den einzigen Ovid. Freilich kein hoher Geist; freilich vom Idealischen, bei allem Idealisiren im Einzelnen, keine Ahnung. Aber doch etwas entschieden Ungriechisches, in Vorzügen wie in Mängeln.

Sollte ein Blick auf die Zeitbildung dieß neue Element in seinem Wesen und Wirken vielleicht erklären?

Euripides sah eine gewisse dialektische Bildung als Eigenthum, wenn nicht aller Freien, doch Aller, die an philosophischen Schulen Antheil nahmen. Konnte diese Anregung ohne Einfluß auf jede Art der Geistesthätigkeit, konnte sie ohne Reaktion auf die Poesie selbst bleiben?

Aber Euripides schrieb noch für's Theater — für die Menge — und zwar die hörende Menge. Jene Römer, die wir genannt, (den älteren Plautus, und den attisch gemodelten Terenz wird man schwieriger in die Vergleichung ziehen) schrieben für die gebildete Lesewelt. Ein ganz moderner Ausdruck; aber hier der passende.

Sollte nicht in dieser veränderten Stellung des Dichters zu seinem Publikum ein rückwirkender Einfluß begründet sein? Den Dichter von geringerem Geiste wird die längere Muße zur Ausschmückung, die Scheu vor der Muße des kritischen Lesers zur Korrektheit führen. Der aber in höherem Sinne Dichter ist, wird sich nicht entschließen, von seinem Werke zu scheiden, wenn er demselben, dem bleibenden Denkmal, dem redenden Zeugen seines Geistes, nicht den lebendigen Odem seines Geistes eingehaucht, und so dem edleren, dem idealischen Theil seiner Eigenthümlichkeit die Fortdauer in der Sympathie der Zeitgenossen und der Nachwelt gesichert. Im Gegensatz gegen die Dichter des zweiten und dritten Ranges, deren allein die altrömische Muse sich rühmen kann, möge man des ersten großen Dichters gedenken, der im neuen Europa auftrat, und wie er, neben so manchen Zügen, die an das Naive altgriechischer Dichtung streifen, doch die ganze Fülle seines Geistes, und die reichen Schätze seiner philosophischen Bildung in seiner "göttlichen Komödie" niedergelegt.

Irren wir, oder drückt dieser Ideengang etwas demjenigen ähnliches aus, der den nachstehenden Erörterungen zu Grunde liegt? — Schiller schreibt an W. v. Humboldt: —

"Nehmen Sie den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (so weit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Spekulation von der dichterischen Vorstellungsweise um soviel mehr hätte abkommen sollen, nichts destoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dieß geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur, unter so ungünstigen Umständen beweist, wie mir däucht, daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern bloß der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten sein konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und soviel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer sein sollen als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag sein, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt sein wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

"Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet, sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Kultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal *als die Wirklichkeit zu bearbeiten?*"

Noch klarer wird, wie es uns scheint, die Sache durch W. v. Humboldt's Antwort: —

"Sie scheinen mich in meiner Vergleichung Ihrer und der griechischen Eigenthümlichkeit nicht ganz richtig verstanden zu haben. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie von den Griechen sehr weit entfernt, und diese Entfernung für einen Mangel an ächtem Dichtergeist halte, und keines von beiden ist meine Meinung. Die Gründe, die Sie anführen, beweisen allerdings eine überaus große Verwandtschaft Ihres Geistes zu dem griechischen, und ich denke, wir haben auch schon mit einander davon gesprochen, daß Sie vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würden, wenn Sie sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wären. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maaßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig Griechisch wissen, sind hier redende Beweise. Das aber, wodurch sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der ächte Dichtergeist. Diese ist — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugnisse — in Ihnen, wie in den Griechen nur freilich auf eine ganz andere Weise und durch andere Nahrung gestärkt. In Ihnen nämlich ist, außer diesem ersten und wesentlichen Bestandtheil

*) Röm. Gesch. 1, 203. Neue Ausg.

Digitized by Google

des Dichterberufs noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihnen Geist nennen kann, der Sie aber (wenigstens nicht nothwendig, wenn auch hier und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß Natur zu sein. Diesen Charakter, sagen Sie, theilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar ihrer Meinung, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, um einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete hinauszugehen."

Vom guten Rath.

An den Redakteur der Kritischen Blätter.

"Guter Rath kömmt über Nacht," mein werther Herr Redakteur, oder Herr "Nachbar mit Rath." Wenn Sie wollen, so könnten Sie die untenstehende Sentenz als eine Art Zusatz zu meinem letzten Schreiben in Betreff des Nord-Asiatischen Prinzen, als die Moral zur Fabel, nachfolgen lassen. Ich finde sie angeführt aus den in Upsala kürzlich erschienenen "Zeichnungen aus dem Alltagsleben, zweites Heft," von einer Schwedischen Schriftstellerin, wo die Worte lauten:

Intet är mer ofta gifwet,
Ofta sagdt och ofta skrifwet,
Ingenting är mindre lydt,
Mera sökt och mera skydt,
Sökt i wankelmod och skydt i öfwerdåd,
Än den Himla mannan, goda råd.

Nach meiner Uebersetzung etwa so:

Nichts ward stets so viel getrieben,
Mehr gesagt und mehr geschrieben,
Mehr verschmäht, zu bitterm Leid,
Mehr gesucht und mehr gescheut,
Gesucht im Zweifelmuth, gescheut bei kecker That,
Als das Himmels-Manna: guter Rath.

Bei dieser Gelegenheit und da ich in einer Anmerkung zu meinem "ergebensten Letzten" der Selbstbiographie Armfelts gedacht habe, bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, die folgende Nachricht, die seitdem im Dagligt Allehanda erschienen, Ihnen und dem Publikum mitzutheilen. Sie werden mir einräumen, daß durch dieselbe wenigstens dem Gehaltreichen der gedachten Schrift nichts genommen sein kann, wenn auch hervorgeht, daß es mit dem Memoirenstehlen in Schweden nicht besser zugeht, als anderwärts auch.

J. D. Runge.

Auf Anlaß eines neulich erschienenen Buches unter dem Titel: "Denkwürdigkeiten, betreffend Schwedens ältere, neuere und neueste Geschichte und historische Personen, enthaltend einen Bericht von dem Leben und den politischen Schicksalen des Generals Baron Gustaf Mauritz Armfelt, von ihm selbst verfaßt," sehe ich mich für verpflichtet an, dem Publikum folgende Aufklärung zu geben: Der verstorbene Graf Gustaf Mauritz Armfelt hat zwei Exemplare von Mémoiren hinterlassen: das eine wird auf dem Gute Åmine in Finnland von seinem Sohne, dem General-Major Grafen Gustaf Armfelt, aufbewahrt; das andere hier in Stockholm von der Frau Gräfin Piper geb. Armfelt. Keines von diesen Exemplaren ist seit dem Tode des Grafen G. M. Armfelt zum Lesen oder Abschreiben aus den Händen gegeben worden, indem sein letzter Wille war, daß sie vor der, von ihm bestimmten Zeit nicht bekannt gemacht werden sollten, und diese Zeit ist noch nicht eingetreten. Wider Wissen und Willen der hinterlassenen Gattin, der Kinder und Berechtigten des Verstorbenen sind die jetzigen verstümmelten und entstellten Fragmente davon erschienen, zu welchen man auf eine, jedem Rechtschaffenen fernliegende Weise gekommen ist. In wieferne die, in jenem Buche zugleich erschienenen Briefe von dem Grafen G. M. Armfelt an den Oberstlieutnant Adlersparre ächt sind oder nicht, kann bloß der Letztere bestimmen, doch hat es wenig Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann von der Denkart Sr. Exc. des Grafen Adlersparre dem Publikum das, was er im Vertrauen von einem Freunde und Gönner erhalten, sollte überliefern wollen. Stockholm, den 1. December 1830. M. W. Armfelt, Major, Sohn Sr. Exc. des Grafen G. M. Armfelt.

J. Gurlitt's archäologische Schriften. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Cornelius Müller. Altona, 1831. Hammerich.

Man wird die Frage aufwerfen, unter welchem Titel das vorliegende Werk in den Kreis dieser Blätter gezogen werden soll? Wir haben geglaubt, daß es den zahlreichen Schülern des Mannes, zerstreut wie sie jetzt im deutschen Vaterlande leben, und durch spätere Beschäftigungen den früheren Studien vielleicht entfremdet, doch interessant sein wird, wenigstens zu erfahren, was der Band enthält, der den Namen des hochverehrten Lehrers trägt. Wir könnten noch hinzufügen, daß kein geringer Theil des Inhalts nicht bloß dem Gelehrten, sondern auch dem Gebildeten, vielfaches Interesse darbieten kann.

Die erste Nummer giebt eine "allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Alterthums." Es darf nicht verschwiegen werden, daß der Herausgeber, bei dieser wie bei den übrigen Abhandlungen, durch ergänzende literarische Nachweisungen, besonders von neuern Bearbeitungen (die Abhandlung datirt von 1799) um eine Arbeit sich verdient gemacht hat, die, wie jede von Gurlitt's Hand, durch Klarheit, Scharfsinn, Fleiß und Gelehrsamkeit charakterisirt wird.

Es folgen drei Nummern über die Gemmenkunde; über die Mosaik; über die Büstenkunde; die letztere mit einem bedeutenden, alphabetischen Verzeichniß des dem Verf. bekannten Vorrathes von antiken Köpfen, Hermen und Büsten. *)

Die fünfte Nummer besteht aus einem Fragment einer archäologischen Abhandlung über Herkules. Wäre die raisonnirende Aufzählung der Darstellungen, nach Attributen geordnet, nicht bloßes Fragment geblieben, so hätten sich, nach einer solchen Uebersicht, leicht auch zuverlässigere mythologische Resultate ziehen lassen, als auf dem Wege der beliebten, symbolisirenden Annäherung verschiedenartiger Vorstellungsweisen, die bekanntlich auf einer, nicht sehr kritischen, Annäherung entfernter Quellen, Zeiten und Völker beruht, zu gewinnen sind.

Für einen weiteren Kreis von Lesern eignet sich besonders die biographische und literarische Notiz von Winkelmann. In einem Nachtrag hat Gurlitt, bei Gelegenheit einer Aeußerung von Dr. Uden, über Winkelmann's Uebertritt zur katholischen Religion sich ausgesprochen. Förster, der Uden's Aufsatz wieder abdrucken ließ, hat Gurlitt's Aeußerung unterdrückt; der Herausgeber hat sie in einer Anmerkung wiederholt, wir setzen sie her, soweit sie hauptsächlich Winkelmann betrifft: —

"Uden hatte am Schluß gesagt: 'W. war überhaupt sehr gleichgültig gegen alle Religionen; und dieß hatte er dem Lesen Englischer freigeisterischer Schriftsteller, sonderlich des Tindal zu danken, daß er so leicht die katholische Reli-

*) Es sind auch ganze Statuen hin und wieder aufgeführt; der Herausgeber hat, gewiß mit Recht, die Erwähnung derselben in dem Verzeichniß nicht unterdrückt.

Digitized by Google

gion angenommen, weil er seinen Vortheil dabei sahe.' Darüber bemerkt G.: Wenn der ehrwürdige Greis von W's Gleichgültigkeit gegen alle Religionen spricht, so will er eigentlich wohl sagen: sehr gleichgültig war er gegen alle partielle Religionen und die Sekten derselben. Denn wer sich, wie W. that, ein hannöverisches Gesangbuch nach Rom verschreibt, weil er des Morgens gern ein religiöses Lied singt — er sang besonders gern das Lied: Ich singe dir mit Herz und Mund — der kann nicht gegen Religion überhaupt gleichgültig sein. Was den Vortheil betrifft, um dessen willen, nach Uden's Angabe, W. zur katholischen Kirche übertrat, so bestand dieser in der Aussicht auf die Reise nach Italien und auf das Studium der dortigen Kunstwerke des Alterthums, verbunden mit der Hoffnung, durch die veränderte Lebensweise seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Dieser Grund besteht freilich nicht vor dem Gerichte der Vernunft und des Gewissens, das einen solchen Uebertritt nur durch die subjektive Ueberzeugung von der Wahrheit der Dogmatik einer andern Kirche zu rechtfertigen weiß. Daß eine solche Ueberzeugung aber bei W. nicht statt fand, erhellt theils aus dem ängstlichen und unruhvollen Briefe, (S. d. Note S. 381.) in welchem er dem Grafen von Bünau den geschehenen Uebertritt meldet und der, auf Entschuldigungen sich beschränkend, nicht ein Wort von Ueberzeugung enthält, theils aus vielen Stellen seiner Schriften, besonders seiner Briefe, wenn es sich auch nicht schon von seiner Gelehrsamkeit erwarten ließe. Denn ein gründlicher und philosophisch gebildeter Philolog, der die Geschichte der menschlichen Meinungen und Lehren über die wichtigste Frage der Menschheit kennt — dergleichen freilich Friedrich Stolberg nicht war — kann unmöglich zur katholischen Kirche sich bekennen, es sei denn, daß er dieser Kirche durch Geburt angehöre. Denn im letzten Falle legt er ja nicht vor der Welt ein lautes Bekenntniß ab, daß er der Kirche, welcher ihn das Schicksal seiner Geburt einverleibte, in allen Stücken aus Ueberzeugung zugethan sei. Wie denn überhaupt auch ein weiser Mann nicht leicht aus der Kirchengesellschaft, in welche ihn die Geburt versetzte, zu einer andern übergehen mag, unter andern auch aus dem Grunde, weil er das Wahre und Gute, was andere Religionen und Sekten derselben bewahren, in seine Erkenntniß aufnehmen und reel benutzen kann, ohne den Namen, auf welchen wesentlich Nichts ankommt, zu ändern: was z. B. sicherlich bei dem würdigen Mendelsohn der Fall war."

Gegen die Behauptung, daß ein gründlich gebildeter Philologe zur katholischen Kirche unmöglich übertreten könne, läßt sich so Vieles erinnern, wie gegen die meisten Behauptungen, die sich in solcher Allgemeinheit halten. Wenn man der Beschäftigung mit dem Alterthum den materiellen Einfluß auf diese Angelegenheit nicht einräumen will, so wird man wenigstens zugeben, daß jenes Maaß von Phantasie, und von wenig geregelter Phantasie, das in den meisten Fällen den Uebertritt vermittelt, nicht leicht neben den Eigenschaften sich finden wird, welche dem gründlichen, philosophischen Studium des Alterthums förderlich sind.

Winkelmann's Reise in die Heimath, sein merkwürdiger Seelenzustand, und seine letzten Schicksale, sind so lebhaft geschildert, daß wir der Versuchung nicht widerstehen, die Stelle auszuheben.

"Nachdem nun Winkelmann zwölf Jahre hindurch in Italien für Gelehrsamkeit und Kunst unermüdet gearbeitet, unternahm er zu seiner Erholung und Belehrung eine Reise in sein erstes Vaterland; wobei er zugleich die Absicht hatte, die Uebersetzung seiner Kunstgeschichte in's Französische durch Toussaint (den Verfasser der Schrift: Les moeurs), zu Berlin zu veranstalten. Die Wiederumarmung seiner alten bewährten Freunde in Dresden, die persönliche Bekanntschaft und mündliche Unterredung zu Wien, Berlin, Göttingen, Hannover und Dessau, mit Männern, mit welchen er längst einen vertrauten Briefwechsel unterhalten, die Einladung von Fürsten und Ministern, die, wie es solcher Staatsbeamten ganz vorzügliche Pflicht ist, den gelehrten und verdienten Mann schätzten, die Aussicht, sich in Wien durch Betrachtung der Schätze der Kunst, und zu Göttingen durch die reichhaltige Bibliothek und den Umgang mit gelehrten Männern der Akademie zu belehren, hatten einen zu bezaubernden Reiz in der Erwartung für ihn, als daß er diese länger unerfüllt lassen sollte. Auch in allen vorher benannten Orten harrten seines Besuchs die Großen, die Gelehrten und die Künstler mit der Sehnsucht der Freundschaft und Liebe. Von mehreren Großen, besonders zu Wien, Dessau und Hannover (hier besonders von dem edlen Münchhausen) war er öfters zu einem Besuche eingeladen worden, ja an jedem jener Orte hatte man es darauf angelegt, ihn durch die angenehmsten Bedingungen auf immer zu fesseln, die ihn, wo möglich, sein geliebtes Rom vergessen machen sollten. So hat uns das Ausland schon öfters Deutsche, die es zu den Seinigen gemacht, schätzen oder doch höher schätzen gelehrt. Wer erinnert sich hier nicht der Namen Mengs, Wille, Gluck und Händel? Es liegt in der Natur des Menschen — und vielleicht besonders des Deutschen, — daß er dem Ausländischen und dem nach Ort und Zeit Entfernteren eine größere Aufmerksamkeit und Schätzung gewährt, als dem gleich guten oder wohl noch vortrefflicheren Einheimischen, das ihm der Zeit und dem Orte nach näher gestellt ist. — Winkelmann reisete also mit seinem Freunde Bartol. Cavaceppi, dem berühmten römischen Bildhauer, im Frühlinge des Jahres 1763 den 10. April von Rom ab. Sie nahmen ihre Reise über Loretto, Bologna, Venedig, Verona: und von da über die Alpen durch Tyrol nach Schwaben. Aber schon in den tyrolischen Gebirgen überfiel ihn ein Unmuth, der sich durch ungerechten Tadel äußerte. 'Sehen Sie, mein Freund, sprach er, welche schreckliche, schaudervolle Gegenden! welche unermeßlich emporsteigende Gebirge!' Bald darauf auf deutschem Gebiete: 'o, welche abgeschmackte Bauart! Sehen Sie nur die oben spitzig zulaufenden Dächer!' Cavaceppi widerspricht, er findet die Gebirge majestätisch groß, und die Bauart für das Klima zweckmäßig; er zürnt, er findet so verzärtelte Begriffe eines Philosophen unwürdig; er sucht seinen Freund aufzuheitern, er scherzt. — Alles vergebens! Winkelmann antwortet endlich: er habe keine Ruhe, und werde sie nur in Rom wiederfinden. Unter so unangenehmem Gespräch kommen sie in Augsburg an; und unter gleichem Zwist reisen sie von da nach München, wo man Winkelmann'en alle seinen Verdiensten gemäße Ehre erzeigte. Aber dies vermochte nicht die düsteren Nebel in seiner Seele zu zerstreuen. Sein Gefährte mußte ihn beinahe zwingen, mit ihm nach Regensburg zu reisen; und auf alle freundliche Vorstellungen und Bitten erwiederte er: 'Laßt uns wieder nach Rom zurückgehen!' Zu Regensburg bemächtigte sich seiner die Melancholie so heftig, daß der Entschluß fest stand, seinen Freund zu verlassen und zurückzureisen. Und Alles, was eine bald ernstere, bald zärtlichere Unterredung über ihn gewinnen konnte, war: er wollte mitreisen bis nach Wien, von da aber schlechterdings zurück nach Italien und Rom gehen; er sehe ein, er handle Unrecht, aber er könne nicht anders handeln. Niedergeschlagen und traurig ging er also mit nach Wien, wo beide am 12. Mai eintrafen. Hier wiederfuhr ihm eine ausgezeichnete Achtung von den Großen des Hofes, von dem Protektor der Künste, dem Fürsten von Kaunitz, von dem Grafen Joseph von Kaunitz, der sein Freund ward, und von dem Freiherrn von Sperges, welcher ihn auch in dem Lustschlosse Schönbrunn der Kaiserin Königin und den Erzherzogen und den Erzherzoginnen vorstellte, von welchen er reichliche Geschenke erhielt, — Geschenke, die ihm leider! den Tod brachten! — Fast bis zum Anfange des Junius blieb W. in Wien, wo

Digitized by Google

ihm die Bibliothek, die Bildergallerien und Kunstkabinette die belehrendste Unterhaltung gewährten, welche auch für die Bereicherung seiner Kunstgeschichte fruchtbar wurde. Zu Wien geschah endlich der letzte Versuch, ihn von seiner übereilten Rückreise abzuhalten; aber hier überfiel ihn eine so heftige Unruhe und Angst, daß ihn nicht der Gegenkampf eigner angestrengter Kraft, nicht Vorstellungen, Aufmunterungen, Bitten der Freundr, nicht das zärtliche Flehen des Fürsten Kaunitz, seinen Freund Cavaceppi in einem Lande nicht zu verlassen, dessen Sprache, Sitten u. s. w. er nicht kenne, davon befreien konnten. Nur sein geliebtes Rom, glaubte er, würde dieses schwermüthige Herz heilen; aber diese Wohlthat war — dem Tode vorbehalten. Beide Freunde scheiden also, Cavaceppi, um seine Reise über Dresden bis Berlin fortzusetzen, Winkelmann, um nach Rom zurückzugehen. Winkelmann traf auf seiner Reise nach Triest einen Reisegefährten an, der ihn durch einige Kenntniß der Kunst, die er verrieth, und durch seine aufmerksame Dienstfertigkeit einzunehmen wußte. Er, der, nach der Weise ehrlicher und offener Herzen, in diesem Menschen kein Trug und kein Falsch ahndete, gewinnt Zutrauen zu ihm, vertraut ihm seine wenigen Geheimnisse, erzählt ihm, wie ehrenvoll er von den Großen in Wien empfangen sei, zeigt ihm die schönen Medaillen, die sie ihm geschenkt, sammt seiner nicht unbeträchtlichen Goldbörse. Unter so traulichem Gespräch gelangt er mit ihm zu Triest an, wo beide in demselben Gasthause abtreten. Hier sahe sich W. genöthigt, einige Tage auf ein Schiff zu warten, um nach Ancona zu segeln. Er meldete sich indeß in keinem der angesehenen Häuser, sondern einsam auf seinem Zimmer beschäftigten ihn die Lektüre des Homer, des einzigen Buchs, welches er auf dieser Reise mit sich führte, einige Zusätze zu der Geschichte der Kunst, die Anfertigung einiger Danksagungsschreiben, die er nach seiner Ankunft in Rom an einige Große und an seine Freunde zu Wien absenden wollte, und mitunter auch die Unterhaltung mit einem Kinde des Gastwirths, das er wegen seiner Naivetät und wegen der guten Anlagen, die es verrieth, liebgewonnen hatte. Während deß drängte sich sein bisheriger Reisegefährte öfters bei ihm an, unter dem Vorwande seine kleinen Angelegenheiten zu besorgen und besonders, sich nach einem abgehenden Schiffe zu erkunden, das W. in sein ersehntes Italien, in die Arme seines Gönners und Freundes Alexander Albani, wieder hinüber führe. So ruhig und heiter, so in angenehmer Erinnerung der ihm zu Wien erzeigten Achtung und in süßer Erwartung der Rückkehr in sein zweites Vaterland verstrichen ihm die ersten Tage des Brachmonats zu Triest. Aber der achte desselben war das Ziel seines Lebens. Winkelmann sitzt des Morgens an seinem Tische, und — was auffallend scheinen mag — er schreibt Erinnerungen für den künftigen Herausgeber der G. d. Kunst. Der Reisegefährte tritt mit verstellter Betrübniß in's Zimmer: 'ich muß Sie leider verlassen,' spricht er, 'weil ich schnell in das Venetianische reisen muß, wo ich Geschäfte habe.' Er nimmt darauf den zärtlichsten Abschied von ihm. 'Aber mir fällt eben ein,' fährt er fort, 'ich wünschte wohl die trefflichen Denkmünzen noch einmal zu sehen, womit Sie zu Wien beehrt worden, damit ich mich ihrer in der Folge desto lebhafter erinnern könne.' Der gefällige Mann eilt, die Denkmünzen dem scheidenden Freunde noch einmal zu zeigen; aber, indem er sich bückt, seinen Reisekoffer zu öffnen, wirft der sich enthüllende Bösewicht ihm eilends von hinten einen Strick mit einer laufenden Schleife um den Hals, um ihn zu erwürgen. Winkelmann erschrickt, aber behält noch Fassung genug, um den Strick zu fassen, daß der Mörder ihm den Hals nicht zuschnüren könne. Die Lebensgefahr verdoppelt seine Kraft, er wehrt sich, er ringt mit dem Verruchten; dieser fällt mit ihm zu Boden, zieht das Messer hervor, womit er sich auf diesen Fall gerüstet hatte, und giebt seinem Wohlthäter damit fünf Stiche in den Unterleib. Jetzt eben klopft das Kind, womit sich Winkelmann gern beschäftigte, an die Thüre, um eingelassen zu werden. Dieß hindert den Mörder, den Mord auf der Stelle zu vollziehen, er flieht, ohne die Medaillen und die Goldbörse, wonach er trachtete, bekommen zu haben. Das Kind schreit auf, als es seinen Liebling im Blute liegen sieht; man eilt nach Hülfe; aber die Wunden sind tödtlich, die Kunst des Arztes ist zu schwach; der edle Mann verzeiht seinem Mörder, dictirt seinen letzten Willen, vermöge welches er edeldankbar seinen großen Gönner und Freund Alexander Albani zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzt; und nach sieben Stunden löscht der Genius mit traurig gesenktem Blicke die Fackel des Lebens ihm aus."

Wir schließen diese flüchtige Anzeige mit dem Wunsche, daß die schöne deutsche Sitte der Schulschriften — die vorliegenden Arbeiten waren ursprünglich als solche herausgegeben — nicht in Abgang kommen, und daß immer allgemeiner, anstatt des konventionellen Lateins, die Muttersprache dazu gewählt werden möge. Surlitt wenigstens war einer von Denen, bei welchen der Philolog sich nicht verläugnet, auch wenn sie deutsch schreiben.

Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unserer Zeit, und die Möglichkeit, mit einer liberalen Majorität einen Staat zu regieren. (Als Erwiderung auf des Herrn F. Buchholz Aufsatz "über den fünften Akt der französischen Umwälzung" im Okt. Heft seiner Monatschrift für Deutschland.) Leipzig, 1830. J. A. Barth.

Der Verf. hat sich die sehr unnöthige Mühe gegeben, die Behauptungen des Herrn Buchholz umständlich zu widerlegen. Herr Buchholz ist der Meinung, die Welt müßte stillstehen, und rückwärts gehen. Was kann es schaden wenn er das meint? Herr Buchholz ist kein Josua; er wird weder das Sonnensystem turbiren, noch einen Sterblichen auf andre Gedanken bringen.

Herr Buchholz meint, die Theilung der Gewalten führe zum Unheil, ihre Vereinigung in den Willen eines Einzigen zum Heil. Er empfiehlt nach Kräften die absolute Monarchie. Und der Grund, mit dem er die Völker zu seinem Glauben zu stimmen vermeint? "Die Gesinnung des Monarchen könne schwerlich eine andere sein, als seiner Bestimmung zu entsprechen, Freund und Vater seines Volkes zu sein." Wie konnte es dem Verf. einfallen, auf die Widerlegung eines solchen Grundes ernstlich zu denken? Wer die Geschichte so gründlich ignorirt, wer die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts für so einfältig hält, daß sie einen solchen Satz für eine Garantie nehmen werden — der kann zur Ausübung von allerlei nützlichen Gewerben fähig sein — er kann Don Miguels Minister werden — aber als politischer Schriftsteller in einem civilisirten Lande wird er je eher je besser seinen Abschied nehmen.

Herr Buchholz meint ferner, es sei unmöglich für einen König, mit einer liberalen Majorität zu regieren. Hat Hr. Buchholz, oder sein Opponent, daran gedacht, was daraus folgen würde, wäre die Behauptung gegründet? Nichts Anders, als daß alle Vernünftige darauf denken würden, das Königthum lieber heute als morgen abzuschaffen. Denn offenbar liegt mehr daran, daß gut regiert werde, als daß von einem König regiert werde; es liegt mehr an dem Glück Aller, als an der Majestät eines Einzelnen. Aber die Vernünftigen wissen gar wohl, daß Herr Buchholz faselt; sie werden ganz gewiß nicht an die Abschaffung des Königthums denken, sondern an die Einführung von verfassungsmäßigen Garantien; sie werden in dem Wunsch und in der Hoffnung sich vereinigen, daß die

Digitized by Google

deutschen Staaten unter repräsentativen Verfassungen, wie die Bundesakte sie zusagt, und die freien Städte in ihrer garantirten Unabhängigkeit, noch lange Jahrhunderte glücklich sein mögen, wenn der Namen des Letzten der Ultras längst vergessen sein wird.

Der Verf. der kleinen Schrift hat besonders auf preußische Verhältnisse Rücksicht genommen. Was er darüber sagt, gehört zu dem Besten, was wir noch darüber gelesen haben; das Wesentliche mag hier stehen: —

"Sehr leicht läßt sich begreifen, daß der schweigende Theil der intelligenten Bevölkerung eines Staates, in welchem diese Vereinigung der Gewalten mit aller Kraft eines wohlgeordneten Beamtensystems festgehalten ist, eine lebhafte Beunruhigung bei der Vermuthung fühlen müsse, daß auch diese Zeit mit ihren ungeheuren Lehren spurlos vorübergehen sollte. Mit Stolz und Freude sagt jeder Preuße sich, daß die musterhafte Verwaltung seines ehrenwerthen, gerechten, trefflichen Königs sich auch in dieser Zeit herrlich in ihren Folgen bewährt habe. Kaum eine Spur von Unordnung hat sich innerhalb der Gränzen Preußens gezeigt, kaum ein Laut der Unzufriedenheit ist gehört worden. Trotz der finanziellen Anstrengungen für die Erhaltung eines großen Heeres und einer bis in die kleinsten Details eingreifenden Verwaltung mit zahllosen, gut und pünktlich besoldeten Beamten, gelang es der Rechtlichkeit der Regierung durch eine bis ins geringfügigste Detail aller Verhältnisse eingreifende Beamten-Verwaltung einen politischen Indifferentismus gegen die inneren Angelegenheiten im Volke zu erzeugen und um die Intelligenz gewisse Kreise zu ziehen, die in manchem anderen Staate als Geistesbann und Mißtrauen in die Treue und Loyalität der Unterthanen, wenn nicht selbst für eine Beeinträchtigung der natürlichen Rechte gegolten haben würden. Durch ein strengdurchgeführtes Mauthsystem aber wußte die Regierung ihren Unterthanen zu ersetzen, was sie, noch vor wenigen Jahren in einer bedenklichen Finanznoth, durch hohe Steuern ihnen abfordern mußte. Sie traute dem Volk Geist genug zu, eine industrielle Thätigkeit zu entwickeln, durch welche es die Mittel zu jenen Anstrengungen herbeischaffen möge, und verhieß selbst freimüthig, daß sie im Volke die nothwendige Reife zu entwickeln wünsche, um es an der Vertheilung der Lasten und an den Verwendungen der geforderten Leistungen thätigen Antheil nehmen lassen zu können. Nichts ist unterblieben, um jene Bildung im Volke zu verbreiten, welche das Hauptaugenmerk des großen Friedrichs war, dem es deutlich einleuchtete, daß ein gesund gebildeter Menschenverstand sich weit leichter behandeln und zum Staatswohle verwenden lasse, als die Beschränktheit der Begriffe, mit welcher er zu kämpfen hatte. In Geduld aber harrte der aufgeklärtere Theil des Volkes dem Augenblicke entgegen, wo sein weiser und gerechter Fürst den nöthigen Grad jener Reife erkennen werde, und vielleicht hegt man den Glauben, daß dieser Augenblick gekommen sei. Und diesen Glauben sollte die kecke Stimme eines einzigen Pamphletisten vernichten können?

"Dieß nun glauben wir allerdings nicht! Allein wir fürchten, daß der geringe Antheil, welchen der Bürger dieses Staates bisher an seinen öffentlichen organischen Institutionen nahm, der Regierung die Ueberzeugung aufdringen möchte, es sei die Zeit der Reife noch nicht gekommen. Man erstaunt, wenn man die Verhandlungen der Provinzialstände liest, wie überlegen diesen die Regierung an Intelligenz ist. Man erstaunt, zu welchen Zwecken das ständische Petitionsrecht so häufig herhalten muß, und geräth in Versuchung: in der Zusammensetzung, in dem Uebergewicht einer stets zu Rückschritten und zu Selbstsucht geneigten Feudalpartei, in dem beengenden provinziellen Gesichtskreis, welcher den Ständen angewiesen ist, in dem Mangel großartiger, die ganze geistige Kraft in Anspruch nehmender und in Thätigkeit setzender Verhandlungsaufgaben — kurz in dem Mikrokosmus dieses ständischen Lebens die Gründe davon zu suchen. Eine ganz natürliche Folge davon ist der geringe Antheil, den das Volk an diesen Berathungen nimmt; auf der andern Seite aber entspringt aus der Ueberlegenheit und Consequenz der obersten Verwaltung ein Vertrauen zu dieser, welche das Institut der Provinzialvertretung völlig gleichgültig macht. Bedeutend hat jenes Vertrauen gewonnen, seit die Regierung dem Volke mehrmals das Budget der Einnahme und Ausgabe des verflossenen Jahres offen vorgelegt und genau nachgewiesen hat, wie die 50 eingenommenen Millionen Thaler bis auf den letzten Groschen wieder ausgegeben worden sind. Der Beweis ist damit geführt, daß die Ausfälle des Staatseinkommens gedeckt worden sind, wenn auch bisher kein Ueberschuß sichtbar werden konnte, um alte Schulden bedeutend zu mindern.

"Allein wenn die Regierung sich ein so großes Vertrauen durch ihre trefflichen Einrichtungen zu erwerben wußte, weshalb hat sie den Beifall, ja nur den Antheil der Bürger für jene ständischen Institute nicht zu erlangen gewußt? Sind diese Institute der Art, daß sie Antheil, daß sie Beifall erwecken können, oder entsprechen sie der Anforderung der Intelligenz nicht in dem Maaße, daß diese ihre Rechnung dabei findet? Einen Grund muß diese Thatsache haben und schwerlich ist es der, daß die preußische Nation ganz gleichgültig gegen alle constitutionelle Institutionen sei. Gewiß aber ist auch, daß man noch keine Veranlassung hatte, das zu fordern, was man vielleicht wünscht; und dieß ist eins der schönsten Zeugnisse, die eine Regierung von ihrem Volk erhalten kann, darf aber auf keinen Fall zur Grundlage unrichtiger Folgerungen gemacht werden. Ein einziger unbedeutender Anstoß ist im Stande, den stillen Wunsch laut zu machen, und wir zweifeln nicht, daß dann dessen vollständige Erfüllung die Zeitigung und Reife der Intelligenz der preußischen Nation zur allerhöchsten Zufriedenheit beurkunden würde."

Eine Bemerkung können wir indessen hier nicht unterdrücken, da der Verf. sie weniger beachtet zu haben scheint.

Man kann es bedauern, daß Preußen nicht in diesem Augenblick schon einer Verfassung sich erfreut, wie es von der Stipulation der Bundesakte, von der Rechtlichkeit seiner Regierung, von der Gesinnung seines Königs mit Zuversicht sie erwarten darf. Aber man wird es auch sehr erklärlich finden, wenn in dem Augenblick, da von andern Regierungen die Abstellung von Mißbräuchen, die längst hätten abgestellt, die Einräumung von Concessionen, die niemals hätten vorenthalten werden sollen, durch Furcht oder Gewalt ist erlangt worden, wenn in einem solchen Augenblick Preußen sich nicht beeilt, dem Anschein ähnlicher Motive, der möglichen Mißdeutung des sittlichen Verhältnisses zwischen Fürst und Volk sich auszusetzen. Es hat unstreitig ein höchsterfreuliches Moment, wenn eine rechtliche Regierung (das Lob klingt unscheinbar, ist aber in Wahrheit das höchste) der Welt zeigen kann, daß sie auf Vertrauen zählen darf. In einem Staate, in dem das Recht dem Einzelnen nicht vorenthalten, und das Staatseigenthum gewissenhaft verwaltet wird, ist Ruhe und Sicherheit. Was die Besseren wünschen, das erwarten sie von ganz andern Kräften, als von der Uebermacht der Mehrzahl; von ganz andern Motiven, als von der Furcht der Regierung. Sie werden ihre Erwartungen, und die Regierung wird ihren Charakter zu rechtfertigen wissen. Darum kein Wort mehr von Herrn Buchholz. Laßt ihn meinen, schreiben, publiciren, was er will; kompromittiren wird er nur sich selbst.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

26. Hamburg. Montag, den 27. December. **1830.**

Inhalt.

Levasseur: Lafayette's Reise in Amerika Seite 201
Benjamin: Ein Roman..... " 206
Kalender für 1831..... " 206
Uebersicht des Inhalts der Kritischen Blätter, vom Juli bis December 1830..... " 207

Reise des General Lafayette durch Amerika, in den Jahren 1824 und 1825. Beschrieben von A. Levasseur; und aus dem Französischen übersetzt von A. Levasseur, geb. Zeis. 2 Bde. Naumburg, 1829. Wild.

"Ein Buch mit der Jahrszahl 1829?" So ist es; aber wir haben unsre Leser so oft von dem Neuen und Neuesten unterhalten, daß sie uns schon erlauben werden, zum Schluß des Jahres sie, Ausnahmsweise, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das nur noch für die Literaturzeitungen zu den Neuigkeiten gehört.

A. Levasseur hatte, als Begleiter des Generals Lafayette, Gelegenheit, im Verlauf eines Jahres von den Vereinigten Staaten mehr zu sehen, und von ihrer Geschichte mehr aus dem Munde der Kundigen zu vernehmen, als irgend einem andern Fremden zu Theil geworden sein mag. Die Reise des Herzogs Bernhard, unstreitig die anziehendste von allen die ein Deutscher angestellt und beschrieben, konnte nicht dasselbe Interesse darbieten, wie die des alten Generals. Der aufsprachlose, durch seinen geraden Sinn und sein Nachdenken ehrenwerthe Fürst ward von ausgezeichneten Männern mit Auszeichnung — der graue Held von den Söhnen, von den Enkeln seiner Waffengenossen mit Enthusiasmus aufgenommen. Der Empfang des Einen hat den Verdacht beseitigt, daß die Republikaner einen Mangel an Aufmerksamkeit und Artigkeit für Diejenigen affektiren, deren Stand in Europa höher geachtet ist; das einstimmige Benehmen des Volkes gegen den Andern hat die schlimmere Beschuldigung widerlegt, daß die Republiken stets undankbar seien.

Der Verfasser verhehlt es nicht, daß ihm in Amerika Alles neu, Vieles überraschend, Einiges Anfangs gar unbegreiflich war. Es geht deutlich aus seiner Darstellung hervor, daß er früher sich nur wenig mit der Kunde der Vereinigten Staaten beschäftigt haben kann. Aber die Thatsachen, die er erzählt, sind so gut beglaubigt, der Eindruck so mancher Erscheinungen, die er beschreibt, stimmt so gut mit den Berichten andrer Augenzeugen, und er hat so häufig die geachtetsten Gewährsmänner genannt, daß man keinen Anstoß daran nehmen muß, wenn er hie und da selbst die Ueberraschung zu theilen scheint, die bei der Mehrzahl seiner Leser nicht ausbleiben wird.

Von den Orten die er besucht hat, nimmt er nicht selten Gelegenheit, die Begebenheiten, deren Schauplatz sie gewesen, nach der Erzählung die ihm an Ort und Stelle gemacht war, zu beschreiben. Unter diesen Episoden wird man besonders die Vorfälle bei Yorktown, die bei Baltimore (1814), die Schlacht von Bunkershill, und die Erzählung der Verrätherei Arnold's mit Interesse lesen. Am zahlreichsten sind natürlich die geschilderten Scenen aus der Revolution, und beinahe sämmtlich nach den Berichten von Männern niedergeschrieben, die daran Theil genommen hatten. Bei der fünfzigsten Jahresfeier der Schlacht von Bunkershill war es, daß Lafayette, nach der berühmten, von dem Verf. ausführlich mitgetheilten Rede von Webster, die Worte sprach, an die er vor wenigen Wochen wieder erinnert hat: "der Trinkspruch des nächsten halben Jahrhunderts soll sein: dem befreiten Europa!"

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die Schilderung der Ehren, die dem Gaste der Nation überall erwiesen wurden, nicht ohne Wiederholungen, und eine gewisse Einförmigkeit abgehen konnte. Indessen werden auch Diejenigen, denen es um Unterhaltung zu thun ist, nicht getäuscht werden. Der Schiffbruch auf dem Mississippi ist ein stattliches Abenteuer, und gut erzählt: und die schöne Maria, die Tochter eines indianischen Kriegers, unter Weißen erzogen, aber durch Neigung und Sehnsucht nach den Wäldern zurückgeführt, giebt ein ganz interessantes Bild.

Ueber die noch immer bestehende Sklaverei scheint der Verfasser etwas zu milde geurtheilt zu haben. Er scheint jene abscheulichen Gesetze nicht zu kennen, durch welche in Georgien und Süd-Carolina es zum Verbrechen gemacht wird, einen Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten, Gesetze, deren Bestehen jenen Staaten zur unauslöschlichen Schande gereicht, so wenig man daran denken mag, sie jemals in Anwendung zu bringen.

Auch die Behandlung der indianischen Stämme, und das in der ganzen Union allgemeine Vorurtheil gegen die "freien farbigen Leute" sind Flecken, die bei einer getreuen Darstellung der amerikanischen Verhältnisse nicht so leicht hätten übergangen werden müssen, wie es von dem Verfasser geschehen ist. Möglich, daß er nicht gerne zum Dank für die Gastfreundschaft die Kehrseite des Bildes den Europäern zeigen wollte; möglich, daß das, was er in Amerika gesthen und erlebt, ihn parteiisch gestimmt hat für das gesegnete Land der Freiheit. Dankbarkeit und Enthusiasmus sind Regungen, die dem individuellen Gefühl Ehre machen; aber wenn es sich darum handelt, dem Publikum richtige Eindrücke zu geben, so wird eine strenge Prüfung Pflicht, und der Entschluß, sollt' er auch nicht ohne Selbstverläugnung gefaßt werden, die ganze Wahrheit zu sagen.*)

Wir freuen uns zu sehen, daß der Verfasser durch das verständige Raisonnement eines Amerikaners von der Jesuitenfurcht geheilt worden ist: —

"Die hohe Schule von Columbien, erst seit Kurzem gegründet, hat noch wenig Schüler; die Wahl der Direktoren und Professoren verspricht eine glänzende Zukunft; aber die Nachbarschaft der hohen Schule von Georgetown ist für sie eine gefährliche Nebenbuhlerschaft. Diese Stiftung, welche wir den Tag nach unsrer Ankunft zu Washington besuchten, und in der der General Lafayette mit großen Beweisen der Dankbarkeit und Vaterlandsliebe empfangen ward, ist von Jesuiten geleitet. Als ich die Ehrwürdigen in der Ordenskleidung sah, konnte ich mich anfänglich nicht eines peinlichen Gefühls erwehren; alle Unthaten, die man der Gesellschaft der Jesuiten in Europa vorwirft, traten in Menge vor meine erschreckte Einbildungskraft, und ich beklagte die Blindheit der Amerikaner, die die Erziehung ihrer Kinder einer, aller Freiheit so feindseligen Sekte anvertrauen. Bei meiner Rückkehr zu Washington konnte ich mich nicht enthalten, meine Gedanken und Besorgnisse Herrn C., einem jungen Senator, mitzutheilen, mit dem ich den Abend zubrachte. Anfangs hörte er mich lächelnd an; als er mich

*) "Ne quid veri dicere non audeat."

Digitized by Google

aber den Wunsch äußern hörte, daß alle Jesuiten in allen Ländern streng von der öffentlichen Erziehung ausgeschlossen bleiben möchten, schüttelte er den Kopf mit einem Ausdruck der Mißbilligung. 'Diese Maaßregel,' antwortete er mir, 'wird niemals bei uns ergriffen werden, wenigstens hoffe ich es. Sie würde, nach meinem Gefühle, dem Geiste der Freiheit entgegen sein, der uns belebt; sie wäre ungerecht gegen die Jesuiten, über die wir uns gar nicht beklagen können; und ich kenne überdies in unserer Gesellschaft keine Macht, die uns das Recht dazu geben könnte.' — 'Es ist möglich, daß Sie sich noch nicht über die Jesuiten zu beklagen haben, weil sie hier noch nicht zahlreich und noch nicht zur Gewalt gelangt sind; aber Geduld .... sehen Sie, was in Europa vorgeht und zittern Sie!' — 'Das, was in Europa vorgeht, kann bei uns nie statt finden, so lange wir weise genug sind, unsre Einrichtungen nicht zu ändern; so lange wir weder König, noch Staatsreligion oder Monopole haben, brauchen wir weder die Intriguen, noch den Einfluß irgend einer Gesellschaft zu befürchten. Bei wem könnten die Jesuiten sich hier einschmeicheln? Bei der Regierung? bei uns aber ist die Regierung das Volk. Daß in Europa die Jesuiten sich durch Intriguen des Ohrs eines Königs bemächtigten, begreife ich wohl; eben so, daß sie seine Seele mit religiösen Schrecken erfüllen, durch die sie ihm Reichthum, Ehre und Macht entreißen. Glauben Sie aber wirklich, daß die Jesuiten, trotz der List und Gewandtheit, die Sie ihnen zutrauen, jemals dahin kommen, eine ganze, freie und aufgeklärte Nation zu überreden, sich ihnen zu Liebe zu berauben, sich ihnen an Händen und Füßen gebunden zu überliefern? Niemals. Welchen Weg könnten sie wohl einschlagen, um angehört und geglaubt zu werden? Die öffentliche Erziehung? Wenn ihnen jedoch die öffentliche Erziehung ein wirksames Mittel zum Handeln sein soll, müßte sie ihnen Monopol sein; da wir nun aber, Dank sei es der Weisheit unserer Gesetze, kein Monopol irgend einer Art haben, so seufzen wir nicht unter dem bleiernen Joche einer privilegirten Universität, wie in Frankreich. Bei uns ist jeder Familienvater einziger Richter der Art, die ihm gefällt seine Kinder darin erziehen und unterrichten zu lassen. Hieraus entsteht Wetteifer unter denen, die sich der öffentlichen Erziehung widmen wollen; ein Wetteifer, der sich nur durch eine innige Anhänglichkeit an unsere Einrichtungen, eine tiefe Achtung für die Gesetze, die unser Werk sind, und die Ausübung aller Tugenden äußert, die den guten Bürger ausmachen. Die Jesuiten selbst sind genöthigt diese Bedingungen zu erfüllen, wenn sie das Vertrauen des Publikums verdienen wollen, und sie verdienen es. So lange sie dessen würdig sind, sehe ich nicht, mit welchem Rechte wir sie an der Ausübung einer Beschäftigung verhindern könnten, die allen erlaubt ist; und sollten sie eines Tages sich derselben unwerth zeigen, dann würde die öffentliche Meinung bald Gerechtigkeit ausüben.' ... 'Mein Gott,' rief ich aus, 'bei uns könnte die öffentliche Meinung auch gegen sie Gerechtigkeit üben; aber die öffentliche Meinung kann sie weder aus der Universität, noch aus dem Rathe des Fürsten, noch aus den reichen, von ihnen gestifteten Stiftungen, noch aus den Aemtern vertreiben, die sie an sich gerissen haben.' — 'Nun,' antwortete mein Senator, 'werden Sie das Alles los, und Ihre Jesuiten werden nicht gefährlicher, als die unsrigen.'"

In Jefferson's Hause wurden dem Verfasser die Waffen des Tecumseh gezeigt, und er giebt eine kurze Skizze von dem kühnen Anführer, einem der letzten Helden seiner Nation: —

"Man weiß, daß Tecumseh, unter den Indianern Chippewas, auf der Gränze von Canada geboren, Anführer seiner Nation war, und durch seinen Muth und sein Genie über alle benachbarten Völker einen unglaublichen Einfluß erlangt hatte. Diesem Kinde der Natur war von seiner Mutter das Siegel ihrer Größe aufgedrückt worden. In einem vollkommen schönen, hoheitsvollen Körper lebte die Seele eines Helden, und man kann behaupten, daß, wenn der Zufall ihn in dem Lichte der Civilisation hätte geboren werden lassen, sein auffassender Verstand ihm bald eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts angewiesen haben würde. Seit lange nährte er den Wunsch in seinem Innern, der immerwachsenden Macht der Weißen einen unübersteiglichen Wall entgegenzusetzen. Zu diesem Zwecke hatte er mehrere Jahre lang fast alle indianische Stämme durchreist, um sie in das Bündniß zu ziehen, das er bilden wollte. Seine hinreißende Beredtsamkeit verschaffte ihm zahlreiche Theilnehmer; schon glaubte er in ziemlich naher Zukunft den Augenblick zu sehen, wo er gegen die Weißen den Tomahawk erheben könnte, der seine Brüder neu beleben sollte, als plötzlich der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach. Tecumseh sah diese Begebenheit mit Vergnügen, weil sie ihm seinen Entwürfen günstig schien, indem so die Vernichtung der Weißen durch ihre eignen Waffen beschleunigt werde. Anfänglich beschloß er unthätiger Zuschauer zu bleiben. Bald aber änderte er seine Meinung: bei der Vernichtung der Stärkern zu helfen, um dann nur noch die Schwächeren zu tödten zu brauchen, schien ihm eine weisere Staatsklugheit und er gab gern den Aufforderungen der Engländer nach, welche ein Bündniß mit ihm auf allen möglichen Wegen suchten. Er war damals vierzig Jahre alt; seit seiner Kindheit hatte er an allen Gefechten gegen die Weißen Theil genommen, und noch konnte man ihm nicht eine der Grausamkeiten vorwerfen, die unter seinen Landsleuten in der Trunkenheit des Sieges so häufig sind. Er hatte Abscheu gegen das nach dem Gefechte vergossene Blut, und oft sah man ihn seine Gefangenen gegen die Wuth seiner eigenen Krieger vertheidigen. Mit einem so edlen Charakter begabt, fand er bald Anlaß über die scheußliche Aufführung seiner Verbündeten zu erröthen, welche schändlich genug waren, die Indianer, die sie trunken gemacht hatten, zur Ermordung ihrer verwundeten Gefangenen anzureizen. Er bewies ihnen die ganze Verachtung, die er für sie empfand, als er mit edlem Stolze den Rang des Brigadegenerals und die seidene Binde ausschlug, die ihm der General Proctor, im Namen des Königs von England als Belohnung seines Muthes bei den Gefechten von Bromstown und Magagna anbot; aber immer mit seinen großen Entwürfen beschäftigt, glaubte er sein Bündniß mit den Engländern halten zu müssen, bis die Amerikaner, die er für die gefährlichsten Feinde hielt, vernichtet wären. Bei seinem furchtbaren Rufe stellten sich neue Stämme unter seine Befehle, und so kam er an der Spitze des Kerns seiner Krieger an die Ufer des Themseflusses, um seinen Verbündeten zum letzten Male die Hülfe seines Armes in einem Gefechte darzubringen, das sie dem General Harrison lieferten. Gleich im Anfang des Kampfes hatte sich Tecumseh mit Wuth in die ihm gegenüberstehenden Bataillone gestürzt, und sie durch die Kühnheit seines Angriffs erschüttert; bald aber fanden diese ihre Kaltblütigkeit wieder, und das Gefecht ward schrecklich. Die durch das Beispiel ihres tapfern Anführers aufgeregten Indianer, erneuerten beständig den Angriff, den die Amerikaner mit gleicher Unerschrockenheit zurückwiesen; mitten im dichtesten Getümmel, wagte sich der Obrist Johnson fast allein gegen eine gedrängte Gruppe Indianer vor, die sich beim Rufe Tecumseh's ordneten. Der Glanz der Uniform Johnson's, die Weiße seines Pferdes machten ihn bemerkbar, und er ward der Zielpunkt aller Schüsse; nach wenigen Augenblicken stürzte er, von Wunden bedeckt; Tecumseh eilt herbei und erhebt den Tomahawk, um ihm den Tod zu geben; aber von seiner Unerschrockenheit oder seiner traurigen Lage ergriffen, zögert er, und dieser Augenblick wird ihm verderblich, es ist der seines Todes. — Der Obrist Johnson sammelt die ihm übrig bleibenden Kräfte, und, ganz die Gefahr fühlend in der er sich befand, zieht er eine Pistole aus seinem Gürtel und drückt sie

Digitized by Google

auf die Brust Tecumseh's ab, der todt an seine Seite fällt. So starb dieser außerordentliche Mann, auf dem alle Hoffnungen so vieler Nationen beruhten, die jetzt täglich abnehmen und von denen bald die Civilisation sogar die Spuren ihres ehemaligen Daseins verwischt haben wird. Der Körper des Tecumseh ward nach dem Gefecht unter den Todten wiedergefunden; die Amerikaner erkannten ihn an seinem ehrfurchteinflößenden Aeußern, und begruben ihn, um seinen Muth zu ehren, den sie so oft empfunden hatten, mit allen militärischen Ehrenbezeugungen."

Die Ufer des Mississippi, und die Gefahren der Schiffahrt auf einzelnen Partieen des mächtigen Stroms, sind in dem Folgenden beschrieben. Man muß erinnern, welche Umgestaltung in jenen Gegenden im Laufe weniger Jahre durch eine Industrie bewirkt werden kann, die in der alten Welt ihres Gleichen nicht hat.

"Indem wir Natchez verließen, trennten wir uns, so zu sagen, von der civilisirten Welt; von dieser Stadt bis St. Louis begegnete man nicht einer Häusermasse, welche den Namen einer Stadt oder sogar eines Dorfes verdiente. Die Ufer des Mississippi verflachen sich von neuem und bieten nur überschwemmte und mit dichten, und den Strahlen der Sonne undurchdringlichen Wäldern bedeckte Länder dar. Schwärme von Muskitos, welche aus diesen Wäldern dringen und sich auf die Reisenden stürzen, machen diese Schiffahrt fast unerträglich, hauptsächlich in der Nacht, wenn man nicht die Vorsicht eines Muskitomantels gebraucht hat. Die einzigen Wohnungen, denen man auf den, ein wenig über die Wasserfläche erhabenen Punkten begegnet, sind grobe Hütten, vorübergehend von den kühnen Spekulatoren bewohnt, die im Norden das Gute verlassen um das Bessere zu suchen, stets vor der Civilisation zurückweichen und ihr Glück in den Wüsten zu machen suchen. Die Gefahren der Schiffahrt wachsen mit der Einförmigkeit des Ufers; bei jedem Schritte trifft man auf Denkmäler von neuerlichen Unglücksfällen; hier ist eine Wasserhose, welche über den Fluß ging, und in ihrem verderblichen Laufe auf beiden Ufern, wie schwache Rohre tausende von Bäumen niederriß und entwurzelte, welche durch ihre majestätische Größe, der Stolz des Waldes waren; dort zeigte uns unser Hauptmann, entweder einen Snag oder einen Sawyer, dessen niedergebeugte Spitze ein Schiff durchbohrte, das die Wellen verschlangen; weiterhin erzählen uns die Köhler, welche uns das Holz verkaufen, dessen wir bedürfen, wie ein Dampfschiff in die Luft sprang und mehr als 40 Reisenden den Tod gab, und bald sehen wir selbst das Ufer mit Reisenden bedeckt, welche mit Ungeduld erwarten, daß ihr Schiff, welches so eben von einem Snag durchbohrt ward, wieder im Stande sei, von neuem den Gefahren zu trotzen, denen sie so eben mit Mühe entgingen. — Diese, von dem Schiffer so gefürchteten Snags oder Sawyers, sind in dem ganzen Laufe des Flusses sehr häufig; die ersten sind von den Ueberschwemmungen fortgerissene Bäume, die, nachdem sie einige Zeit schwammen, sich mit dem untern Ende auf den Grund des Flusses festsetzen, und ihren Gipfel, ihrer Länge nach unter oder über der Wasserfläche, aber immer nach dem Laufe des Flusses geneigt, darbieten. Die Sawyers unterscheiden sich nur darin von den Snags, daß sie im Grunde des Flusses weniger fest liegen, und daß ihnen die Strömung ein stetes Zittern mittheilt, durch welches sie wechselsweise ihren Gipfel unter der Oberfläche des Wassers verstecken und dann darüber zeigen. Da ihre Lage oft ändert, kann man ihnen nur schwer ausweichen, und wenn ein, den Strom hinauffahrendes Schiff, das Unglück hat, auf sie zu stoßen, ist sein Untergang fast gewiß, denn es ist auf eine solche Art durchbohrt, daß das durch die Oeffnung strömende Wasser es manchmal in wenig Minuten untersinken macht. — Man ist jedoch wenig geneigt, sich zu beunruhigen, wenn man, wie wir, auf einem guten und geschickt geleiteten Schiff, aller Annehmlichkeiten des Lebens und der unerschöpflichen Hülfsquellen genießt, welche die Gesellschaft guter und liebenswürdiger Reisegefährten darbietet. An den Orleanischen Anordnungsausschuß hatten sich zwei Bürger von Natchez, als Stellvertreter des Staates Mississippi, geschlossen. Wir verdanken es der Sorgfalt und Heiterkeit der einen wie der andern, daß wir keinen Augenblick während dieser langen Schiffahrt Langeweile oder Unruhe empfanden. Nachdem wir während fünf Tagen zu unserer Linken am Staate Luisiana, dem Bezirke Arkansas und einem Theil des Staates Missouri, und zur Rechten am Staate Mississippi, Tennessee und Kentucky vorübergefahren waren, erreichten wir die Mündung des Ohio ohne anders anzuhalten, als um das Holz aufzunehmen, dessen wir für den Ofen unserer Dampfmaschine bedurften. Dieses Holz ward uns manchmal von den Köhlern übergeben, die dem Flusse entlang wohnten, und nur von dem Gewinn, welchen sie aus den sie umgebenden unbegränzten Wäldern ziehen, leben; oft nahmen wir unsern Vorrath in Abwesenheit der Köhler; in diesem Falle ließ unser Hauptmann, nachdem er von seinen Matrosen, die ihm nöthige Menge Holz hatte herbeischaffen lassen, zum Austausch einen Zettel zurück, den er an einen Baum nagelte und darauf die Zahl der Klaftern die er genommen, den Namen seines Schiffes, seinen Wohnort, den Tag seiner Vorüberfahrt und seine Unterschrift verzeichnete. Diese Art mit den Köhlern des Mississippi zu handeln, ist sehr gewöhnlich und man sagte mir, daß sich niemals ein Beispiel des Betrugs von Seiten der Käufer gezeigt hat, die stets äußerst gewissenhaft in Abtragung ihrer Zettel sind, die ihnen oft erst einige Monate nachher zu Natchez oder Neu-Orleans vorgelegt werden."

Der Verfasser giebt die Gründungsakte des Cincinnatusordens, bei welchem ihm die Erblichkeit der Auszeichnung sichtbar, und mit Recht, mißfällt. Es ist unnöthig, die Gründer jetzt noch unkonstitutioneller Absichten anzuklagen: man kann die Einrichtung für einen Mißgriff erklären, den die gesunde Vernunft, und der, europäischen Vorurtheilen entwöhnte Sinn, glücklicher Weise unschädlich gemacht hat. Der Verfasser hat den bekannten Brief von Franklin an seine Tochter mitgetheilt, in welchem die Absurdität des Erbadels mit der, jenem großen Denker eigenthümlichen Bündigkeit und Schärfe dargethan wird. Diesem Dokument kann man jetzt ein andres an die Seite stellen, das der Verfasser nicht kennt — einen Brief des älteren Adams, der in einem Buche zuerst abgedruckt ward, das nach des Verfassers Abreise aus Amerika erschien. *) Am 25. April 1785 — also ein Jahr nach Franklin's nicht erfolglosem Angriff auf die Erblichkeit, schrieb John Adams an Elbridge Gerry: —

"Was ist mit den Cincinnaten anzufangen? Soll dieser Ritterorden, dieser Eingriff in unser Grundgesetz der Gleichheit, geduldet werden? Es ist der verschlagenste Plan, den man noch gewagt hat. Es ist ein Plan, um den Saamen auszustreuen, den alle europäischen Höfe so gern unter uns wünschten aufkeimen zu sehen — den Saamen der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Entartung, der Zwietracht, des Aufruhrs. Sind wir kurzsichtig genug, um nicht zu entdecken, daß die Verzichtleistung auf die Erblichkeit die verderblichen Wirkungen nicht ganz aufheben wird? Wer wird es dem Sohn verwehren, das Band und den Streifen Gold zu tragen, den sein Vater trug? Wenn einmal das Volk solche Auszeichnungen als Belohnung ansieht, so werden sie bald für die einzigen Beweise des Verdienstes gelten. Solche Auszeichnungen gehören nicht für ein Land, wo es noch Tugend, Vaterlandsliebe, Tüchtigkeit giebt. Wenn die Tugend verloren ist, so folgt ihr als Triebfeder der Ehrgeiz . . . . . Was soll eine solche Gesellschaft anders, als die Ehre an die Stelle der Tugend setzen in einem

*) The Life of Elbridge Gerry, with contemporary letters. By James T. Austin. Boston, 1828. Wells & Lilly.

Digitized by Google

werdenden Freistaat? . . . . . Ungleichheit des Eigenthums ist nicht zu vermeiden, so lange die Natur Ungleichheit der Fähigkeit und der Thätigkeit giebt. Eine solche Ungleichheit ist nicht ohne ihren Nutzen. Aber künstliche Ungleichheit durch Dekorationen, durch Geburt, und Titel, die von keinem Staatsamt herrühren, — eine solche Ungleichheit ist von der Art, welche zu allen Zeiten und unter allen Völkern die Tugend und Freiheit verdrängt, und den Ehrgeiz und Sklavensinn eingeführt hat. Mich wundert nicht, daß selbst von den größten Schriftstellern nur Wenige diese Regierungsform bewundert haben. Plato selbst, es geht für mich aus seinen Schriften klar hervor, war nicht Republikaner. Eine republikanische Regierungsform ist die beste, so lange das Volk aus Republikanern besteht — das ist, aus Männern von tugendhaftem, von einfachem, unabhängigem Geist. Aber nicht so, wenn das Volk habsüchtig ist, ehrgeizig, und eitel, anstatt tugendhaft, arm, und stolz zu sein. Ein Republikaner ist ein zweideutiger Titel; ein Holländer, ein Genueser, ein Venezianer, ein Schweizer, ein Genfer, ein Engländer, lassen sich Alle Republikaner nennen. Unter allen diesen Schattirungen wird man kaum die rechte Farbe antreffen. Unsre Landsleute mögen ihr am nächsten kommen; aber unter ihnen ist so viel Reichthum, und eine so allgemeine Wuth auf den Besitz, daß ich manchmal befürchte, sie werden nur die rechten Republikaner einige Jahre lang plagen, und dann werden wie die übrige Welt. Sollte dieß sich als ihr wirkliches Treiben erweisen, so wär' es für Sie, mein Freund, und für mich, der Mühe nicht werth, als Märtyrer für unsere wunderlichen Ideen zu sterben. Sie sind noch jung, und können noch, wenn Sie wollen, ein Weltmann werden. Ich bin zu alt, und will darum mich nach Pen's-Hill zurückziehen —

'die Welt vergessend, selber von der Welt Vergessen. —'"

Man ist es dem Andenken des Patrioten schuldig, wenn, wie hier, die Gelegenheit sich darbietet, durch seine eigenen Worte die Anklage zu widerlegen, die gegen ihn vorgebracht worden ist, daß er selbst einer aristokratischen Richtung sich hingegeben habe. Wenn dieß die Ueberzeugungen, dieß die Gesinnungen eines Aristokraten sind, so laßt uns Alle Aristokraten sein, wie John Adams!

Es gereicht aber den Freunden der amerikanischen Institutionen zu besonderer Genugthuung, hinzufügen zu können, daß die Lage der Dinge in seiner Heimath seine Besorgnisse nicht gerechtfertigt hat. Als Warnung mögen seine Worte dienen — denn nur zu häufig sind die Klagen von Reisenden aller Nationen, und von den verschiedensten politischen Meinungen, daß in den Vereinigten Staaten die Erbsünde des Egoismus, unter dem Schein des Strebens nach "Selbständigkeit," die Habsucht in ihrem verderblichen Einfluß auf Charakter und Sitte heiligt. Aber der Geist der freien Institutionen, die Oeffentlichkeit, die strengste Richterin und die sicherste Schutzwehr des Charakters, und die Erinnerung an die nicht entfernte, aber große Vorzeit mit ihren Bestrebungen und Opfern, lassen hoffen, daß mit der fortschreitenden Civilisation auch mancher Flecken, den man nicht verbergen kann und nicht beschönigen darf, möge getilgt werden. Wie rege aber jener Geist, wie kräftig jene Gewährleistung, wie lebhaft jene Erinnerungen sind, das bezeugt, einstimmig mit den glaubwürdigsten Zeugen, jede Seite des Werkes, über das wir Bericht erstattet haben.

Benjamin. Ein Roman. Aus der Mappe eines taubeu Malers. Erster Theil, mit zwölf Charakterbildern, erfunden und radirt vom Herausgeber. Hamburg, 1830. Hoffmann u. Campe.

Es hat noch Keiner ungestraft das edlere sittliche Gefühl verletzt. Eine gewisse "heilige Scheu" und die rächende Nemesis waren den Alten Wechselbegriffe. In einem Sinne sind sie es noch, und werden es sein, so lange jenes Gefühl, unabhängig von der Stuffe der individuellen Bildung im Volke wohnt, und die öffentliche Meinung leitet.

Wir reden von einem der Fälle, in welchen ein unzweifelhaft geistreicher Schriftsteller sein Werk der Aufmerksamkeit des Publikums unwerth macht. Wenn es noch neuerdings einem Schriftsteller, der recht gut weiß, was er schreibt, und der daher nie etwas Andres, als das Ausgezeichnetste liefern sollte, — wenn es ihm begegnet ist, einen Augenblick der Achtung zu vergessen, die er dem Publikum schuldig ist und sich selbst: hier ist die Nemesis. Ein Nachahmer hat die allereckelhaftesten Materialien seines verrufenen dritten Bandes für einen Roman zu verwenden gewußt — und, um das Maaß der Strafe voll zu machen, spricht er mit Begeisterung von "seinem geliebten Heine."

In solchen Fällen ist es die Pflicht der Kritik, ohne die mindeste Schonung zu verfahren. Man muß es geradehin aussprechen, daß ein solches Buch den Eingang in die gute Gesellschaft nicht verdient. Wir werden diese Blätter mit Anführung der Beweise nicht besudeln. Aber ferne von uns der Gedanke, ein so strenges Urtheil auf unsrer Autorität allein beruhen zu lassen. Wer, mit seines Namens Unterschrift, erklären will, daß er dieses Urtheil unbillig findet — wer zu den Vertheidigern des Geschmackes, in dem das Buch geschrieben ist, sich bekennen will, dem stehen die Spalten dieser Blätter offen zu einer Replik.

Dieselbe Gerechtigkeit aber, die uns bestimmt, jenes Urtheil zu sprechen, verlangt auch, daß wir das entschiedene Talent anerkennen, von welchem das Buch zeugt. In den besseren Partieen verräth sich eine Lebendigkeit der Auffassung, eine Gewandtheit der Darstellung, die keinem gewöhnlichen Talent angehört. Auch Wahrheit der Empfindung darf man dem Verfasser nicht absprechen. Sie würde größeres Lob verdienen, wenn er nicht mehr als einmal, die Fehler in der Manier seines Vorbildes wiederum nachahmend, die Empfindung zu profaniren bemüht wäre. Davon mag eine Probe hier stehen: —

"Der Freund, o Gott! du weißt es: wie ich nach einem Freund gerungen habe, aber es war umsonst! und ich habe keinen! — keinen! —

"'Und was hast Du denn?'"

"Schmerz, Gram, Zorn, Verachtung! Ein gallichtes Tintenfaß, eine spitze Feder, einen verzerrenden Pinsel! Eine Welt voll Feinde, und ein dummes, albernes, thörichtes Herz voll Liebe!

"Wenn ich bei dem Herrn Julius Campe für all das Malheur, was mir widerfuhr, und all den Schmerz, den ich erdulden mußte, um nur dieses einzige Extrablättchen schreiben zu können, eine Rechnung für Schmerzensgeld einreichen wollte — — der würde mir ein schönes Gesicht machen."

Der Verfasser sagt in der Vorrede von sich selbst, er habe "oft die tiefste Baßsaite der Gemeinheit angestrichen." Dieß ist noch in einem andern Sinne wahr, als in dem, in welchem er es frecher Weise genommen hat. Es gehört dahin die Art, wie er zu wiederholten Malen von sich selbst und von seinem Verleger spricht. Er hält diese Manier für erstaunlich witzig. Man lese: —

"In der Mattentwiete Nr. 12. in Hamburg wohnt der Maler, Dichter und Privatdoktor der Philosophie Jean Pierre Theodor Lyser. — Dieser ausgezeichnete, geniale, junge Maler, Dichter und Philosoph beendet so eben das vierte Kapitel seines vortrefflichen Romans: Benjamin ꝛc. — so eben öffnet er den Mund und gähnt — und ehe zwei Minuten vergehen, wird er im Bette liegen. — Der Himmel sende ihm einen sanften Schlummer, und behüte ihn, daß er nicht im Traume gequält werde von seinen Kreditoren. — 'O, Ihr Götter! bewahrt mich davor! von mei-

Digitized by Google

nen Kreditoren möchte ich nicht gerne träumen!' — — sie machen mir bei Tage genug zu schaffen. — — O Gott! ich bin sehr melancholisch! — Was ist der Mensch, wenn er kein Geld hat?! — Geld oder kein Geld —? — es ist gar keine Frage! — aber Kreditoren! — da, da liegt's! — — Sage mir, mein tiefsinniger Philosoph: Wie geräth man in's Schuldenmachen? — Ha! Aaron Hirsch! — Isaak Salomon! — — still! — still! — — decke das Schreibpult zu — so, so — Morgen Nacht wollen wir einen neuen Tag beginnen.

"'Gute Nacht lieber Leser!'"

Nicht minder charakteristisch ist der Schluß des Werkchens.

"Hiermit, vielgeliebter Leser, endet der erste Theil meines Romans, denn die bestimmte Bogenzahl ist voll, und auch im Leben meines Helden bildet sich ein Abschnitt, welcher eine Pause bedingt.

"Ich scheide daher von Dir, indem ich Dich de- und wehmüthigst bitte, mir doch, was ich gefehlt und gesündigt, nicht allzuhoch anzurechnen, inmaaßen ich noch ein junges Autorlein bin, und meine Federn noch gar nicht gebührend ausgeschrieben habe. Der zweite Theil, das verspreche ich Dir, soll besser werden.

"Der Herr Verleger meinte, ich hätte mich selbst in diesem ersten Theil gar zu sehr gelobt — dagegen habe ich gemeint, daß mich andere schon desto mehr tadeln würden, und also mein Bischen Eigenlob schon mit unterlaufen könne.

"Dann meinte er, das erste Buch wäre zu breit, ich habe ihm dafür die letzten Bücher um so schmaler gemacht; und so wird sich der Fehler denn ja wohl wieder ausgleichen.

"Zum dritten bemerkte er: 'daß in manchem der Flegel noch zu sehr durchschimmere —' Darauf habe ich ihm nichts geantwortet, weil ich gerade Geld brauchte."

Es ist betrübt, daß das Talent nicht vor dem Wahne schützt, der, wenn er mit den Lappen des Aberwitzes und der Gemeinheit sich drapirt, einen Fetzen von dem Mantel der Genialität erhascht zu haben glaubt. Es ist nicht ganz leicht, zu erklären, aus welcher Schule ein so verkehrter Geschmack — denn ein ungebildeter ist es nicht — hervorgegangen sein kann. Indessen läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Vertrautheit mit den Alten am sichersten davor bewahrt haben würde, und daß Nichts so leicht dazu führen kann, als die ausschließende Beschäftigung mit denjenigen unter den Neueren, welche eine Gattung für sich ausmachen, und darum so sehr zur Nachahmung reizen. Von diesen Neueren möchten wir drei auszeichnen: Jean Paul, Byron, Heine; den Letzteren nicht, um ihm im Vorübergehen ein Kompliment zu machen, aber auch nicht, um die gewiß mit Unrecht gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung zu wiederholen, daß er die beiden Andern nachgeahmt; sondern bloß, weil sein Einfluß auf junge Dichter ebenso verführerisch, und ebenso verderblich zu sein scheint, wie der der beiden Andern.

Aber wir sind unsern Lesern den Beweis noch schuldig, daß es sich der Mühe lohnt, von dem Autor noch etwas mehr zu sagen, als mit kurzen Worten Folgendes — "er hat ein Buch geschrieben, das man so wie es ist, mit Anstand nicht empfehlen kann." Er ist nicht schwer zu führen, dieser Beweis: von den Scenen, die keine Zoten und keine Genialitäten enthalten, eignet sich eine so gut wie die andere.

Dem Helden der Geschichte, dem jungen, etwas verwahrlosten Maler Benjamin, eröffnet sich plötzlich die Aussicht, mit dem Mephistopheles-Leibarzt, einem Studiengenossen seines väterlichen Freundes, des Pfarrers von Liebenau, nach der Residenz zu reisen. Die drei Mädchen sind, wie man sieht, die Töchter des Pfarrers.

"Unsern Helden nahmen die drei Mädchen sogleich wieder in Beschlag; sie wollten wissen was verhandelt worden? Benjamin erzählte, sie freuten sich einmüthig über sein Glück, forderten aber eben so einmüthig das heilige Versprechen von ihm sie nicht zu vergessen, und ihnen postäglich recht viel Neues aus der Residenz zu schreiben. Zum Schluß hielten sie ihm einen moralischen Sermon, wozu jede ihren Senf gab, des Inhalts: 'er solle sich vor böser Gesellschaft hüten, und vor allen Dingen, er solle so gut, oder auch noch ein Bißchen besser zurückkehren, wie er jetzt wäre.' Benjamin versprach es: — Ach Gott! — Versprechen ist leicht. —

"Nach dem Abendessen, als die Mädchen mit dem Abräumen beschäftigt waren, und der Pfarrer und der Leibarzt über frühere und gegenwärtige Verhältnisse schwatzten, schlich Benjamin in den Garten, in dessen verwirrtesten Partieen er herumschlenderte. Ihm war wunderlich zu Sinn! Er sollte aus seinem Kerker erlöst werden; er sollte seiner geliebten Heimath wieder näher kommen. (*** liegt bedeutend weiter gegen Süden, wie Dummburg.) — Ihm sollte Gelegenheit werden, seine Anlagen und Kräfte ungehindert entfalten zu können, zu schaffen und zu wirken für seine herrliche Kunst, und dennoch war es ihm, als läge eine zentnerschwere Last auf seinem Herzen! — Es war nicht das wehmüthige Gefühl, das ihn beschlich, wenn er an die Trennung von seinem alten Onkel (der einzigen Seele in Dummburg, die ihn geliebt hatte) dachte; es war nicht die Vorstellung, daß er auch von seinem lieben Dörfchen scheiden müsse, wo er immer Muth und Trost gefunden hatte in trüber Zeit: es war endlich nicht die Aengstlichkeit, die ein junger Mensch von 17 Jahren wohl empfinden mag, wenn er zum ersten Mal hinaus soll in die weite Welt (hätte er auch früher noch so sehr danach gestrebt), diese Aengstlichkeit war ihm fremd, und mußte es zum Theil sein; denn er sollte ja nicht allein hinaus, er sollte ja in dem Hause eines Freundes seines wackern Pfarrers leben, aber eben dieser Freund, ja, das war der Punkt!

"Unmöglich war es dem sonst so unbefangenen Benjamin, ganz offen gegen diesen Mann zu sein, sich ihm so hinzugeben, wie er es bisher (oft nur zu rücksichtslos) gethan, wenn sich ihm Jemand freundlich nahte. Das Ungewisse in den Urtheilen des Leibarztes war ihm in tiefster Seele verhaßt, dann, daß er über seine (Benjamins) offenbare Fehler so absichtlich schonend hinwegging, und nun vollends sein ewiges süßes Lächeln, es mochte geschehen was da wollte, und das besonders, als er fragte: 'Was haben Sie schon mit der Liebe Wonnenacht zu schaffen?' ganz abscheulich gewesen war, und endlich das verdammte faunisch-höhnische Gesicht, was er schnitt, als Benjamin ihn einmal unerwartet anblickte, — dieses heillose Gesicht rief ihm Hamlets Worte in's Gedächtniß, und unwillkürlich sprach er halb laut: 'Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schuft sein!' aber er erschrack, als er die Worte gesagt hatte, und schalt sich selbst einen Undankbaren. 'Was ist's denn weiter,' sprach er. 'Er ist ein Hofmann, die müssen immer freundlich aussehen, wenn ihnen auch noch so unfreundlich zu Muthe ist. Vielleicht ist es von dem armen Medicus nichts weiter als Angewohnheit, daß er immer süß aussehen will; und vielleicht ist er noch zu ehrlich, um sich ganz verstellen zu können, und sieht daher meist süß-sauer oder sauer-süß aus. Und ich dummer Teufel bürde ihm, der Himmel weiß, was für Sünden auf! aber ich will wieder gut machen! ich will jetzt desto freundlicher und aufrichtiger gegen ihn sein; und mit ihm, ja! ich will mit ihm gehen; und ich muß es! denn in Dummburg gehe ich zu Grunde! Mein liebes Liebenau werde ich freilich vermissen, und meinen Redlich und seine Töchter, und wer weiß, ob ich sie je wieder sehe, und komme ich auch wieder, Minna, Adele und die kleine Leonore sind dann schon längst verheirathet, ach — —'

"Ein lautes Gelächter unterbrach ihn in seinen Phantasien, erschrocken blickte er sich um, die drei Mädchen standen vor ihm noch immer lachend. 'Vielen Dank, lieber Benjamin!' rief Minna, 'daß Sie uns so gut bedenken, aber warum wollen Sie uns deßhalb nicht wiedersehen? — Sie werden uns immer willkommen sein, wenn wir

Digitized by Google

auch lange schon ehrbare Pastorenfrauen sind, und wenn Sie nicht gar zu spät wiederkommen, so entschließt sich vielleicht noch eine von uns Dreien, Sie zum glücklichsten Sterblichen zu machen, etwa Leonore! wo ist sie?'

"'Sie will nicht heirathen,' sprach Benjamin, 'aber sie wird heirathen, so gut wie Ihr. Ich werde nicht heirathen.'

"'Willst Du nicht, Hartherziger?'

"'Ich werde nicht!' seufzte er, und in dem Ton, womit er es seufzte, lag viel Weichherziges.

"'Du bist ein Närrchen!' riefen die Mädchen, und führten ihn schäkernd in's Haus."

Der letzte Abend in Liebenau: —

"Es war eine wunderbar träumerische Nacht, wie der Mai sie nur immer bringen kann. Eine zauberische Dämmrung war über die Landschaft verbreitet, und ließ Alles wie ein süßes Märchenbild erscheinen, ein feiner Regen fiel herab, stärker duftete der Hollunder und die Blüthen des Apfelbaums. Die Kelche der Blumen erklangen als erzählten sie sich von ihrer Wonne; und in dem entferntesten Theil des Gartens schlug die Nachtigall!

"Ein wunderbares, noch nie empfundenes Gefühl wurde rege in Benjamins Brust. Alles, was bis dahin in ihm geschlummert hatte, erwachte, und schoß mächtig empor! Die ewige Sehnsucht nach dem Ewigen und Vergänglichen, der Schmerz und die Lust der Liebe, Zweifel, Hoffnung und die Ahnung eines großen Daseins. Ach! Alles was ein junges Herz nur immer zu empfinden vermag. Er empfand es! und es erhob ihn über Alles, was er bisher gelebt, und er fühlte es: über Alles, was er noch leben würde, denn solch' ein Moment tönt durch unser ganzes übriges Leben fort, und nur der ist wahrhaft unglücklich, dessen Dasein kein solcher erhob und verschönte.

"Glücklich? glücklich bin ich nicht! aber ich gedenke jener Nacht, jener Stunde, jenes Augenblicks, wo es mir war, als müsse ich die Arme ausbreiten, und die Erde und das Meer und den Himmel mit seinen Sonnen, Monden und Sternen umfangen, und Alles an mein liebendes Herz pressen, fest! fest! fest — und so sterben. — Ich gedenke jenes Augenblicks, unglücklich bin ich nicht! — und könnt' ich ihn noch einmal durchleben, ich wär glücklich; denn ich überlebte ihn nicht zum zweiten Mal.

"Benjamin war glücklich.

"Und er sollte noch glücklicher werden! — Ein leises Rauschen hinter sich, schreckte ihn empor, und im Dämmerlichte gewahrte er eine schlanke, weiße Gestalt.

"'Wer ist da?' fragte er mit halber Stimme. Da umschlang ihn ein schöner Arm, ein Paar rosige Lippen berührten die seinigen, und im langen, glühenden Kusse hauchten sie — 'Ich liebe Dich!' —

"'Wer bist Du?' flüsterte Benjamin wonnebebend, und umschlang die schöne Erscheinung. Die aber wand sich aus seinen Armen, hauchte noch einmal: 'Ich liebe Dich!' und entschwand aus dem Zimmer; Benjamin wollte ihr nach, die Thür war von außen verschlossen, er mußte zurückkehren.

"'Welche war es?' fragte er sich, "welche liebt mich? — Nun, sei es welche es wolle, ich liebe sie!'

"Sein Haupt sank auf die Fensterbrüstung, und halb träumend, halb wachend wiederholte er: 'Ich liebe Dich, ich liebe Dich!' und er entschlummerte am offenen Fenster, und bunte Traumbilder aus Vergangenheit und Ahnung gewoben, umgaukelten ihn, und immer klang es, bald wie aus weiter Ferne, bald wie dicht neben ihm, bald wie aus seinem eigenen Herzen: 'Ich liebe Dich!' —

"Ein langgehaltener heller Akkord zitterte durch die Luft, es war der erste Ruf eines neuen Tages, Benjamin erwachte, und sein Erwachen war noch schöner, wie seine Träume gewesen waren! —

"Der Osten strahlte in rosiger Gluth, lauter rauschten die Wipfel der Bäume, und schüttelten den Nachtthau von den Blättern, da schwebte langsam und feierlich der gewaltige Sonnenball herauf. Ein Moment, und Millionen blendender Strahlen schossen daraus hervor und spiegelten sich wieder in jedem Thautropfen, die Nebel verschwammen, in jugendlicher Herrlichkeit lächelte der Morgen, höher schlugen die Pulse der Natur, überall Leben! überall! überall! der Bach eilte hastiger, die Blumen erhoben ihre Häupter, und erschlossen ihre Kelche, alle Wesen jauchzten, und jauchzend rief Benjamin: 'Ich liebe Dich!'

"Als er gegen sechs Uhr seinen Liebenauer Freunden Lebewohl sagte, umarmte er erst den Pastor, und dann die drei Mädchen, und indem er sie küßte, flüsterte er einer Jeden zu: 'Ich liebe Dich!'"

Was man auch an diesen Auszügen noch tadeln mag, sie werden Zeugniß geben wider den Verf., wenn er sich nicht entschließt, etwas Besseres zu wollen, und etwas zu leisten, was seinen Benjamin vergessen macht.

Wandkalender für das Jahr 1831. Hamburg, Nestler. Zwei Blätter.

Der Kalender erinnert an den Jahresschluß; der Wandkalender insbesondere an den Geschäftsgang. *) Der Jahresschluß aber giebt uns Veranlassung, auf unsere Arbeiten vom letzten Semester — dem ersten dieser Blätter — zurückzublicken. Zwar ermahnt der pythagorische Spruch einen Jeden, seine Rechnung mit sich selbst abzuschließen über drei Punkte —

"wo er gefehlt, und was er vollbracht, und was er versäumt hat."

Den ersten und dritten Punkt empfehlen wir der Gerechtigkeit unsrer Leser; die Beachtung des zweiten wird ihre Billigkeit uns nicht versagen. Wir bitten auf die nachstehende Uebersicht verweisen zu dürfen. Es geht daraus hervor, daß wir (die Probeblätter abgerechnet) in 26 Nummern und 95 Artikeln Bericht erstattet haben über 9 Werke und Aufsätze historischen Inhalts; über 8 Schriften zur Biographie und Charakteristik ausgezeichneter Individuen; über 18 Schriften, die Politik und Zeitgeschichte betreffend; über 13 Schriften zur Länder- und Völkerkunde; über 7 poetische Werke; über 17 Romane und Novellen; über 10 Taschenbücher; über 8 Hamburgensien; und 9 Schriften, die unter keine der obigen Rubriken sich eignen. Man pflegt mit den besten Entschlüssen, mit den besten Wünschen für Andre in's neue Jahr überzutreten: die Kritischen Blätter sollen, so viel an uns ist, in keiner guten Sitte zurückbleiben.

*) Der vorliegende, kompreß und hübsch, wie man von der Nestler'schen Officin gewohnt ist, gedruckt, hat noch die dankenswerthe Zugabe, daß er an die Verdienste von Hamburger Bürgern erinnert, deren Todestage darauf verzeichnet sind.

Die Literarischen und Kritischen Blätter der Börsen-Halle

werden vom 1. Januar 1831 an vereinigt erscheinen, und wird jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend Mittag ein Blatt ausgegeben werden. Zu dem vierteljährlichen Abonnements-Preis von 5 ℳ werden Bestellungen von den löblichen Postämtern und Buchhandlungen entgegengenommen. Für die Kritischen Blätter allein wird der bisherige Abonnements-Preis von 2 ℳ vierteljährlich fortbestehen.

Die Redaktion der beiden Journale wird übrigens getrennt, und ihre Tendenz unverändert bleiben, indem die Literarischen Blätter vorzugsweise mit der ausländischen, die Kritischen aber mit der deutschen Literatur sich beschäftigen werden.

Börsen-Halle im Nov. 1830.

Die Expedition.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von S. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Uebersicht des Inhalts der Kritischen Blätter vom Juli bis December 1830.

I.

Geschichtliche Werke; zerstreute Aufsätze historischen Inhalts.

Seite

Hormayr: die geschichtlichen Fresken in München — Heinrich der Löwe (Probeblatt Nr. 1.) 5
——: der Fürst Kaunitz ... 155
Schlosser: Archiv — Frau von Staël und Frau Roland; griechische Universitäten ... 1
Hermann: Geschichte von Neapel und Sicilien 20
Görres: drei Vorträge über die Weltgeschichte 61
Sartorius und Lappenberg: Geschichte der Hansa ... 89, 125
Raumer: Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westphälischen Frieden ... 129
Wilken: Andronikus Komnenus ... 131
Wachler: Alexander Hypsilantis ... 139
Passow: Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit ... 141

II.

Zur Biographie und Charakteristik ausgezeichneter Individualitäten; Briefsammlungen; Memoiren.

Seite

Voß: Briefwechsel (Probeblatt Nr. 1.) ... 1
Schortky: Paganini als Künstler und Mensch 7
Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten von J. B. Erhard (Probeblatt Nr. 2.) ... 9
Zimmermanns Briefe in die Schweiz ... 25
Döring (Heinrich): Jean Paul's Leben ... 81
Jarke: Karl Ludwig Sand ... 105
Carlyle: Schillers Leben, eingeleitet von Goethe 121
Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt ... 185, 193
Röding: Biographische Skizze des Generals Santander ... 109
Gustafson's Erinnerungen ... 787
S. auch Schlosser über die Staël und die Roland, Seite 1; Salfi über A. Nota, S. 11; Hermann über Karl I. v. Neapel, S. 21; "der Verstorbene" über Lady Morgan, Beckford, Brummel, S. 37 ff.; derselbe über die Einsiedlerinnen von Llangollen, S. 41; Waiblinger über Michel Angelo und Shakspeare, S. 43; derselbe über Sgricci und die Taddei, S. 44; Charakteristik von Klopstock, S. 49 ff.; über Görres S. 61; Pirch über den Fürsten Milosch, S. 73; Tieck über Shakspeare, S. 113; Wilken's Andronikus Komnenus, S. 131; Raumer über Maximilian II., S. 129; Wachler's Alex. Hypsilantis, S. 139; Hormayr über Heinrich den Löwen, Probeblatt Nr. 1; derselbe über Kaunitz, S. 155; Passow's Albrecht von Preußen, S. 141; Lady Morgan über Courrier, Berenger, Ségur, Marron, Ninon l'Enclos, S. 169 ff; über Jeremy Bentham, S. 146; Winkelmann, S. 197.
Notiz über Armfelt's Memoiren ... 197

III.

Zur Politik und Zeitgeschichte; über Staatshaushalt und Rechtspflege.

Seite

Brauns: Skizzen von Amerika (Probeblatt Nr. 1.) ... 3
Hoffmann: der Mensch als Staats- und Weltbürger ... 8, 146
Sammlung russischer Gesetze ... 19
Crawfurd: der freie Handel und die ostindische Kompagnie ... 20, 54
Moltke (Graf M. v.): über den Adel ... 33
——: über Gewerbefreiheit ... 34
Gagern: mein Antheil an der Politik ... 35
Die Charte von Frankreich ... 56
Briefe aus Paris, aus der großen Volkswoche 159
Weber: Blicke in die Zeit ... 65
Haupt und Heldmann: Bibliothek merkwürdiger Rechtsfälle ... 76
Venedey: das Geschwornengericht in den preußischen Rheinprovinzen ... 182
Prell: Darstellung der Unruhen ... 111
Der Aufstand der Braunschweiger ... 116
Wit-Döring: Fragmente ... 119, 127
Tulpen und Staatspapiere ... 151
Weitzel: Scherz und Ernst ... 161
Stimme wider den Preßunfug ... 166
Menzel: Taschenbuch der neuesten Geschichte .. 180
Erinnerungen des Regenten eines nordasiatischen Staates ... 187
Strombeck: Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Staatszweck entgegenhandelt? ... 189
Das Bedürfniß der Intelligenz unsrer Zeit ... 199
S. auch über die Revolution des Julius, S. 35, 56, 94, 159, 167; die Demagogen von 1819 und die Volksbewegungen von 1830, S. 105; über den Zustand von Europa im November, S. 190; der Ministerwechsel in England, S. 156; Lord Brougham, S. 176; Landständische Verfassungen in Süddeutschland, S. 163; preußische Provinzialstände, S. 200; über den altdeutschen Handel, S. 90 ff.; Handel und Industrie in Transkaukasien, S. 109; wider Handelsbeschränkungen, S. 54, 65, 162; Buchhandel in Deutschland und England, S. 66; Impertinenz eines Nachdruckers, S. 192; über das Rechtsverfahren in Athen, S. 8; altdeutsches Rechtsverfahren, S. 125; Geschwornengerichte, S. 86, 182; Geschwornengerichte ein altfranzösisches Institut, S. 182, 184; das öffentliche Ministerium in Frankreich und in den preuß. Rheinprovinzen, S. 182; wider die Todesstrafe, S. 8, 56, 160; Hormayr über die politischen Verhältnisse von Baiern, Probeblatt Nr. 1; vergl. S. 157 und 173; Maria Theresia über die Theilung von Polen, S. 157; Menzel über den allgemeinen Kulturzweck und den politischen Egoismus, S. 180; Nekrolog für 1829, S. 181; über des Hrn. Buchholz Beruf zum politischen Schriftsteller, S. 199; der Cincinnatusorden, S. 203; die gerühmte Toleranz im Alterthum, S. 7; die Jesuitenfurcht, S. 202; für die Oeffentlichkeit und Preßfreiheit, S. 7, 36, 101, 120, 160, 166, 190.

IV.

Reisebeschreibungen.

Seite

Löwenigh: Reise nach Spitzbergen ... 12
Sydow: Reise nach den Karpathen ... 17, 28
Briefe eines Verstorbenen ... 37, 41
Graba: Reise nach Färö ... 45
Pirch: Reise in Serbien ... 73
Reise am Rhein und in den Niederlanden ... 84
Jäger: Reise nach dem Kaukasus ... 98
Adrian: Bilder aus Frankreich ... 133
——: Skizzen aus England ... 174
Elsholtz: Ansichten und Umrisse ... 137
Scholler: Natur, Volksleben Kunst und Alterthum in Italien ... 164
Lady Morgan: Frankreich ... 169
Levasseur: Lafayette's Reise in Amerika ... 201

Digitized by Google

V.

Poesie.

Seite

Immermann: Gedichte (Probeblatt Nr. 2.) 14
——: Talisdnichen, ein Heldengedicht 153
Klopstock's Epigramme. Gesammelt und erläutert von Wetterlein 49
Anastasius Grün: der letzte Ritter 57
Wenzig: Slawische Lieder 67
Finnische Volkslieder 97
Duller: die Wittelsbacher 173
Raupach: die Schleichhändler, ein Lustspiel .. 174
Gedichte von Chamisso, Goethe, A. Grün, Halirsch, Mayer, Riemer, Rückert, Schwab, Tieck, Uhland, Waiblinger, im Musenalmanach — S. 92 ff. von Waiblinger, S. 44.

VI.

Romane; Novellen und Erzählungen.

Seite

Kobbe: die Schweden in Ueterseu. (Probeblatt Nr. 1.) 4
Streckfuß: Erzählungen (Probeblatt Nr. 2.) 11
Immermann: der neue Pygmalion; der Carnaval und die Somnambüle (Probeblatt Nr. 2.) 14
Kruse: die Klosterruine in Norwegen; das Judasbild 4
——: Mesmerische Liebe 166
Böhmens: Karlsbad und Töplitz 14
Döring (Georg): der Hirtenkrieg 21
Schaden: Luther's geheimnißvolle Reisen 21
Asper: Die homöopathische Verschlimmerung .. 60
Birch-Pfeiffer (Charlotte): Erzählungen ... 70
Belani: Zwei Tage auf dem Brocken 77
Blumenhagen: die Heilquelle 83
Tieck: der griechische Kaiser 107
——: Dichterleben 113
——: die Wundersüchtigen 114
Rellstab: Algier und Paris im Jahr 1830 ... 149
Storch: die Fanatiker 177
Bertha van der Velde: Katharina Gabrieli; die Deutschen in Welschland 188
Benjamin 204

VII.

Taschenbücher für 1831.

Seite

Waiblinger. Taschenbuch aus Italien 42
Schreiber: Cornelia 83
Wendt: Musenalmanach 92
Urania 107
Tieck: Novellenkranz 113
Raumer: historisches Taschenbuch 129, 139
Wit-Döring: politisches Taschenbuch 143
Spindler: Vergißmeinnicht 151
Hormayr: Vaterländisches Taschenbuch 155
Menzel: Taschenbuch der neuesten Geschichte .. 180

VIII.

Vermischte Schriften.

Seite

Fétis: Die Musik 9
Salfi: Das italienische Lustspiel 11, 48
Kurz: Chinesische Literatur 13
Horst: Deuteroskopie 52
Lübeck und seine Merkwürdigkeiten 72
Feronia 77
Michaelis: das Leuchten der Ostsee 118, 134
Merker: Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger 135
Gurlitt: Archäologische Schriften 197

IX.

Hamburgensien.

Seite

Prell: Darstellung der Unruhen weniger Tage in Hamburg 111
Hamburg in naturhistorischer und medicinischer Beziehung 95, 101
Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Hamburg 191
Bericht über die vier öffentlichen Versammlungen der Naturforscher und Aerzte 96, 102
Angriffe auf den Charakter der Hamburger S. 95, 191; Verfassung von Hamburg, S. Wit-Döring's Calumnien, S. 119.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064480880

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google